Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

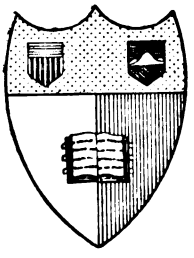
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

AP
F6
1915



Cornell University Library
Ithaca, New York

BOUGHT WITH THE INCOME OF THE
SAGE ENDOWMENT FUND
THE GIFT OF
HENRY W. SAGE
1891

Digitized by Google

The date shows when this volume was taken.

To renew this book copy the call No. and give to the librarian.

	HOME USE RULES
	All Books subject to recall
	All borrowers must register in the library to borrow books for home use.
	All books must be returned at end of college year for inspection and repairs.
	Limited books must be returned within the four week limit and not renewed.
	Students must return all books before leaving town. Officers should arrange for the return of books wanted during their absence from town.
	Volumes of periodicals and of pamphlets are held in the library as much as possible. For special purposes they are given out for a limited time.
	Borrowers should not use their library privileges for the benefit of other persons.
	Books of special value and gift books, when the giver wishes it, are not allowed to circulate.
	Readers are asked to report all cases of books marked or mutilated.

Do not deface books by marks and writing.

CORNELL UNIVERSITY LIBRARY

3 1924 087 701 425

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutsche Revue

Eine Monatsschrift

Herausgegeben von .....

Richard Fleischer

Sechsundvierzigster Jahrgang. Dritter Band
Juli bis September 1921

Stuttgart und Leipzig 1921 Deutsche Verlags-Anstalt

CORNELL UNIVERSITY LIBRARY
Digitized by Google

23/11/22 S

A508453

Digitized by Google

Inhalt

des

Dritten Quartal-Bandes des Jahrgangs XLVI

(Juli bis September 1921)

Seite

Aus den Erinnerungen des Generalfeldmarschalls Grafen Waldersee. Kaiser und Kaiserin Friedrich. — Als Militärattaché im Paris von 1870. Mitgeteilt von Heinrich Otto Meisner ..... 1. 219.

Wirkl. Geh. Rat Friedrich Edler v. Braun, Präsident des Reichswirtschaftsrates, M. d. R.: Wort und Tat in der Politik .. 9

Dr. h. c. Freiherr v. Freytag-Loringhoven, General der Infanterie a. D.: Das Glück im Kriege 11

Universitätsprofessor Dr. J. Grober (Jena): Die Wissenschaft der arzneilosen Krankheitsbehandlung 17

Prof. Dr. Richard Meyer (Braunschweig): Alchemie und Alchemisten 24

Paul Wentzcke: Aus dem Lager der Besiegten. Briefe Franz v. Roggenbachs aus den Herbsttagen der ersten deutschen Einheitsbewegung 34. 162. 277

Geheimrat Prof. Dr. Ludwig Klein (Karlsruhe): Über die Bedeutung der Pilze für die Volksernährung und die „restlose Erfassung" der Pilzschätze unserer Heimat 45

Prof. Dr. Otto Münch (Darmstadt): Jugoslawien 55

Briefe von Friedr. Engels an Mutter und Geschwister. Mitgeteilt von Gustav Mayer 59. 150

Prof. Dr. Gerhard Budde (Hannover): Das höhere Schulwesen im Lichte der Wandlung des Bildungsideals 72

Arnold Winkler, Professor der neueren Geschichte an der Universität Freiburg in der Schweiz: Österreich. Ein Geheimbericht an die k. k. Regierung über die kritische Lage der Habsburger Monarchie um die Jahreswende 1866/67 ..... 79. 182.

Prinz Max von Baden: Die moralische Offensive 97

Wie die Deutschen als Sieger handelten. Bericht des Generaladjutanten v. Boyen an König Wilhelm 130

Digitized by Google

Seite

Dr. Th. Arendt: Gewitter in verschiedenen Klimaten 141
Universitätsprofessor D. Dr. Aufhauser: Die wichtigsten Kulturaufgaben der Mission in Ostasien 170
C. v. Weizsäcker: Zum Marokkostreit 197
Dr. Erwin Respondek: Konfiskationssteuern und die Kunst, neue produktive Steuern zu schaffen 211
Cornelius Gurlitt: Mode und Kunstrichtung 214
Hugo Piffl, Oberstleutnant a. D.: Aus dem Burgenlande 236
Prof. Dr. med. Theod. Meyer-Steineg: Der graue Star und seine Behandlung 242
Richard Hartmann: Die nationalen Bestrebungen der Araber, ihre Grundlagen, Ziele und Aussichten 247
Fried. Noack: Crispi und Giolitti. Bruchstücke aus den noch ungedruckten Lebenserinnerungen eines Zeitungsschreibers 257
Prof. Dr. Walther Penck (Leipzig): Die Entstehung der Gebirge der Erde 265

Kleine Revuen

Literarische Berichte 90. 193. 285
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 95. 196. 287

Digitized by Google

Aus den Erinnerungen des Generalfeldmarschalls Grafen Waldersee[1])

Kaiser und Kaiserin Friedrich[2])

Mitgeteilt von

Heinrich Otto Meisner

Als junger Offizier bin ich mit dem mir schon von Kinderfesten und der Kadettenzeit her bekannten späteren Kaiser Friedrich während seiner Dienstleistung bei der Gardeartillerie viel zusammen gewesen, habe aber wohl nicht den richtigen Ton anzuschlagen gewußt, die Zeit ging jedenfalls vorüber, ohne daß ich ihm näher kam. Obwohl ich wissentlich mir nichts habe zuschulden kommen lassen — der Prinz konnte sehr empfindlich sein —, blieb für mich der Eindruck unüberwindlich, daß er irgend etwas gegen mich hätte.

Bis 1865 bin ich dann mit dem Kronprinzen nicht in Berührung gekommen. Die Beziehungen des Thronfolgers und seiner Gemahlin zum Prinzenpaare Karl waren wenig freundlicher Natur, und diese Abneigung übertrug sich unwillkürlich auch etwas auf die Umgebungen, mich, als Adjutanten des Prinzen Karl,[3]) einbegriffen. Mein Aufenthalt in Hannover[4]) paßte der Kronprinzessin nicht, obwohl ich eigentlich nichts dafür konnte. Als Flügeladjutant im Großen Hauptquartier während des französischen Krieges befand ich mich in einem Lager, das mit dem kronprinzlichen Hauptquartier alles andere als gut stand. Kurz, die Umstände brachten es mit sich, daß ich immer „auf der falschen Seite" war.

Als ich Generalquartiermeister wurde,[5]) hat sich der Thronerbe sicherlich nicht darüber gefreut; bei seiner damaligen Stimmung, alles, was der Vater tat, zu tadeln, wird er die Gelegenheit kaum haben vorübergehen lassen, die Wahl für eine schlechte zu erklären. Jedenfalls war meine Empfindung, als er mich zur Meldung empfing, daß er unmöglich sehr erfreut sein könne. Eigen-

---

[1]) Siehe auch Juni-Heft.

[2]) Aus dem Nachlasse des Feldmarschalls, dessen Denkwürdigkeiten im Herbst bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart und Berlin erscheinen werden.

[3]) 1865/66.

[4]) August 1866 — Anfang 1870.

[5]) Anfang 1882.

Copyright 1921 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

tümlich berührte mich damals sein etwas abfälliges Urteil über den Feldmarschall Moltke; er fand, daß dessen zunehmendes Alter eine Hilfe nötig mache, und fügte hinzu, es sei doch auffallend, daß der Feldmarschall eigentlich nie die Gabe besessen habe, im Terrain sich schnell zurechtzufinden. Der ganze Ton mißfiel mir durch seine Kälte, und ich bin wohl nicht fehlgegangen, wenn ich eine Blumenthalsche Einwirkung zu erkennen glaubte.

Erwähnen muß ich, daß der Prinz zu meinen Eltern stets äußerst höflich gewesen ist und geradezu herzlich gegenüber meinem Bruder Georg und meiner Schwester; auch meine Frau wurde von ihm und seiner Gemahlin sehr freundlich empfangen, wobei wohl der Einfluß der Prinzessin Christian[1]) mitspielte, die in jener Zeit öfter in Berlin war und bei der Schwester wohnte.

Als Mitte der achtziger Jahre Prinz Wilhelm sich mir anzuschließen begann, da er mit seinen Eltern, namentlich der Mutter, auf keinem guten Fuße stand, war ich wieder auf der falschen Seite.

Was das Verhältnis der Eltern zum Sohne anlangt, so bin ich nicht einen Augenblick im Zweifel, daß das Unrecht bei den Eltern, und zwar angesichts der führenden Stellung, die schon damals die Kronprinzessin unbestritten in ihrem Hause besaß, vorwiegend bei der Mutter lag. Sie wollte den Sohn ganz nach ihrem Geschmack gebildet haben, machte sich aber nicht klar, daß dieser bei offenem Kopf schon frühzeitig ein erhebliches Quantum eigenen Willens besaß. Sie hat es erreicht, daß er sich gerade in der entgegengesetzten Richtung entwickelte; manchmal, glaube ich, ist er weniger aus Überzeugung als, durch sie gereizt, aus Widerspruchsgeist andere Wege gegangen. Das Ideal der Mutter war der englische Prinz mit liberalen Anwandlungen, kirchlich möglichst ungläubig, Verächter deutschen Wesens, Soldat nur im Nebenamt und daher für gewöhnlich in bürgerlicher Kleidung. Der Sohn ließ aber schon damals erkennen, daß er ein guter Deutscher, ein gläubiger Christ, ein Soldat von Beruf und ein Mann von weit eher autokratischen als liberalen Neigungen werden würde. Die übertriebene Anglomanie der Kronprinzessin ließ ihn manchmal — wider eigenes Empfinden, über das er sich aber nicht klar war — in der ostentativen Abneigung gegen England zu weit gehen.

Die Neigung, ihn wie ein Kind zu behandeln und, als er vermählt war, sich in die Verhältnisse des jungen Hofes zu mischen, auch die Prinzeß zu bevormunden, mußte ganz natürlich Widerspruch erzeugen, das Verhältnis zur Mutter nahm jetzt manchmal recht unfreundliche Formen an. Den Kronprinzen in seiner Herzensgüte betrübte dies sehr, er stand aber so unter dem Einfluß der Gemahlin, daß er des eigenen häuslichen Friedens wegen nicht anders durfte, als das Unrecht auf seiten der Kinder zu suchen. Unter diesen vollzog sich in jener Zeit eine Scheidung; die drei ältesten, also Prinz Wilhelm, die Erbprinzeß von Meiningen und Prinz Heinrich, hielten zusammen gegen

[1]) Prinzeß Helene, eine jüngere Schwester der Kronprinzessin Viktoria, die mit dem Prinzen Christian von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg vermählt war.

Digitized by Google

die Mutter, zu deren Partei die drei jüngsten Schwestern gehörten. Alle aber waren gleichmäßig erfüllt von kindlicher Liebe und Ehrfurcht zum Vater.

Natürlich wurde der Verkehr des Prinzen sehr beobachtet, und es fiel bald auf, daß er zu mir in Beziehungen trat. Je mehr sich diese entwickelten, desto mehr wuchs das Mißtrauen und die Abneigung gegen mich. Albedyll und, wohl nicht allzu intensiv, auch Loë versuchten dies zu bekämpfen, jedoch vergeblich. Das Kronprinzenpaar hörte leider auf Klatsch und der Zuträger gab es viele. Ich wurde einmal gewarnt, in meinen Äußerungen vorsichtig zu sein, weil die Gefahr bestehe, daß alles im kronprinzlichen Palais hinterbracht würde; „im Palais wagt man selbst nicht laut zu sprechen," sagte mir der Betreffende, „weil man glaubt, die Wände hätten Ohren, als wenn Telegraphendrähte von überall hier auslaufen". Loë [1]) behauptet, dem Kronprinzen geraten zu haben, nur einmal dem gerade an der Arbeit befindlichen Zuträger zu sagen: „Ich danke Ihnen für Ihre Mitteilungen und werde mir sofort den Betreffenden kommen lassen." Sicherlich ein durchaus probates Mittel, das nur vom Kronprinzen leider nie angewandt worden ist.

Mit der Krankheit des Thronfolgers und ihrem Fortschreiten nahm die Leidenschaftlichkeit seiner Gemahlin zu, sie suchte mit ihrem Haß jeden zu verfolgen, den sie im Lager des Sohnes wußte oder vermutete. Die Angriffe liberaler und englischer Zeitungen gegen mich und leider auch gegen Marie, [2]) die angeblich intrigieren und Prinzeß Wilhelm beherrschen sollte, stammten nach der Überzeugung des Prinzen Wilhelm von seiner Mutter und ihren Leuten her. Es wurde beschlossen, mich unschädlich zu machen und mit der Thronbesteigung ans Werk gegangen. Um sicher zu sein, zog man auch Bismarck heran, was um so leichter war, als diesem ebenfalls meine Freundschaft mit dem Prinzen Wilhelm unbequem war. Seine ganze Politik der Kaiserin Friedrich gegenüber — mit dem unglücklichen Kaiser wurde kaum noch gerechnet — ging dahin, sie durch möglichstes Eingehen auf ihre Wünsche bei guter Laune zu erhalten. Hatte er eine Konzession gemacht, so war er auch nicht schüchtern, Vorteile für sich herauszuschlagen; ein sehr wesentliches Geschäft in diesem Sinne war es z. B., daß er die Ernennung Herberts zum Staatsminister durchsetzte, was weder unter dem alten Kaiser noch unter einem gesunden Kaiser Friedrich zu erreichen gewesen wäre. Was mich betraf, so wandte sich Bismarck an Moltke, mit dem er in den letzten Jahren eigentlich gar keine Beziehungen unterhalten hatte, kam gesprächsweise wie zufällig auf meine Person und endigte mit der Frage, ob ich wohl der richtige Mann für meine Stellung sei. Da der Feldmarschall kurz und bestimmt erwiderte, ich sei der rechte Mann, ging der Kanzler sofort auf ein anderes Thema über. Als die Kaiserin Friedrich erfahren hatte, daß ihr Anschlag gegen mich fehlgeschlagen sei, ist sie außer sich vor Wut gewesen. Unter anderem hat sie gesagt: Es ist mir nicht schwer

[1]) Kommandierender General des VIII. Armeekorps.
[2]) Die Gemahlin des Feldmarschalls.

Digitized by Google

gewesen, Puttkamer zu Fall zu bringen, aber bei Waldersee, da ist ein ganzer Rattenkönig von Militärs mit Moltke und Albedyll an der Spitze, die ihn durchaus halten wollen. In ihrer Witwenzeit habe ich sie noch einige Male gesehen, wurde aber stets mit eisiger Kälte behandelt. Im Januar 1891 hatte der Kaiser von seiner Absicht, mir ein Armeekorps zu geben, der Mutter Mitteilung gemacht. Zu unserem großen Erstaunen wurden damals Marie und ich zur Kaiserin Friedrich geladen, und zwar in ganz kleinem Kreise; wir empfingen beide, ohne uns besprochen zu haben, den Eindruck, daß die hohe Dame sich an unserer Betrübnis und meinem Ärger[1]) weiden wollte. Sie hatte sich da aber gründlich verrechnet, Marie war gänzlich unbefangen, ich setzte mich zu den jungen Prinzessinnen, die noch einige Freundinnen bei sich hatten, war ausgelassen fröhlich und wußte auch meine jugendliche Gesellschaft mehrfach zum Lachen zu bringen.

Wenn man sich ein Bild von Kaiser Friedrich machen will, muß man von vornherein die Zeit vor und nach seiner Verheiratung scharf trennen. Natürlich ist der Wandel als solcher nicht plötzlich eingetreten.

Prinz Friedrich Wilhelm war ein leicht zu leitendes gutherziges Kind von offenem Wesen. Ausgestattet mit nicht gerade hervorragenden geistigen Fähigkeiten, aber doch vielleicht etwas über dem Durchschnitt stehend, hat er sich durch Fleiß und Gewissenhaftigkeit eine gute Bildung angeeignet. Gern schloß er sich Leuten seines Alters an, in deren Kreise die Freundlichkeit seines Wesens sich bis zur Bonhommie steigern konnte, was wohl einzelne seiner Partner die nötigen Grenzen vergessen ließ. Wem er näher gekommen war, dem hat er die Treue bewahrt. Auf religiösem Gebiet gut angeleitet, war er das, was wir jetzt einen gläubigen Christen nennen. Durch und durch Preuße, fand er auch Gefallen am altpreußischen Soldatentum, wie es sein Vater ja verkörperte, ohne jedoch große militärische Passion und besondere soldatische Anlagen zu zeigen. Schon in den ersten militärischen Dienstjahren entwickelte sich ein gewisser Antagonismus zwischen ihm und dem Vetter Friedrich Karl, der nichts als Soldat sein wollte und sich dem Prinzen Friedrich Wilhelm gegenüber gern etwas überhob. Politisch hielt sich Friedrich Wilhelm sehr zurück, er vermied den Anschluß an extreme Richtungen und hörte gern Ansichten von verschiedenen Seiten. Kurz: Von einem gewöhnlichen Sterblichen mit seinen Eigenschaften hätte es geheißen: er ist ein ehrlicher, braver Kerl.

Nun kam im Jahre 1857 die Verlobung mit der Prinzessin Viktoria, Anfang 1858 die Vermählung.

Langsam, aber sicher vollzog sich eine Veränderung, ganz allein bewirkt durch die ihm geistig überlegene, talentvolle, zur Intrige neigende, sehr hübsche und sehr sinnliche Gemahlin. Sie hat ihn zunächst durch ihren Charme völlig an sich gefesselt und ihn schließlich zu einem willenlosen Werkzeug herab-

---

[1]) Graf W. wurde damals im Generalstabe durch den Grafen Schlieffen ersetzt und erhielt das IX. Armeekorps.

Digitized by Google

gedrückt. Bald begann er nun, sich einer liberalen Richtung zuzuwenden, wobei in erster Linie koburgsche Einflüsse sich geltend machten, ausgehend sowohl von seinem ihm sehr imponierenden Schwiegervater direkt und von dem Herzog Ernst...[1]) wie von den Anhängern der Familie (vor allem Stockmar). Englisches konstitutionelles Wesen wurde als Inbegriff aller politischen Weisheit dargestellt, überhaupt alles Englische als vorbildlich für uns gepriesen. Daß dabei englische Interessen im Vordergrunde standen und man Preußen, später Deutschland im britischen Fahrwasser wünschte, ohne zu Gegenleistungen auch nur entfernt bereit zu sein, hat der gute Prinz Friedrich Wilhelm wohl nie ganz durchschaut. Er ließ sich trotz der englischen uns so unfreundlichen Politik in der schleswig-holsteinischen Frage, während des Krimkrieges, dann 1864 und 1866 und selbst noch 1870 und 1871 nicht davon überzeugen, daß der Inselstaat stets nur den eigenen Vorteil im Auge hatte und von uns Vorspanndienste, noch dazu unentgeltlich, verlangte.

Daß er sich den Liberalen zuwandte, während der Vater, der es mit ihnen ja zu Beginn der Regentschaft versucht hatte, davon wieder abgekommen war, brachte auch frühzeitig Verstimmungen zwischen beiden, die niemals ausgeglichen worden sind.

In allen wichtigen Fragen hat der Kronprinz im Gegensatz zu seinem Vater gestanden und speziell Bismarck häufig Opposition gemacht. Die Armeereorganisation wünschte er wohl durchgeführt zu sehen, aber beileibe nicht gegen eine Majorität im Abgeordnetenhause; er hatte gewisse Ideen von deutscher Einigung, sie durften aber nur auf gütlichem Wege durchgeführt werden. In der sogenannten Konfliktszeit war sein Hauptratgeber Max Duncker, der auch mit den Führern der liberalen Parteien vermittelte. Der Prinz hatte sich allmählich völlig die Ideen der Fortschrittspartei angeeignet. Während sich nun bei Duncker eine Wandlung vollzog derart, daß er mit dem Prinzen nicht gut mehr zusammenbleiben konnte und schließlich als konservativer Mann endete, ist der Prinz eigentlich immer Fortschrittsmann geblieben. Daß dies so war, kann nur als ein Werk der hohen Gemahlin angesehen werden.

Der Prinzessin lag das Verständnis für die Bedeutung der Armee und für ihr Verhältnis zum Königshause völlig fern. Sie fand es abgeschmackt, daß ein Prinz auch Soldat von Beruf sein sollte, und bemühte sich redlich, dem Gemahl die Freude an diesem Berufe zu verleiden. Er hat es selbst gesagt, daß er viel Freude an der Ausbildung seiner Kompagnie und auch an der Leitung des Offizierskorps als Regimentskommandeur gehabt habe; das lag aber vor seiner Vermählung. Nachher in den höheren Stellungen schwand das Interesse — allerdings mußte er als Kronprinz sich ja auch um Staatsgeschäfte kümmern, doch hätte sich beides recht gut vereinigen lassen.

---

[1]) Ernst II., Bruder des „prince consort". Im Text steht ein äußerst scharfer Ausdruck über den Herzog.

Digitized by Google

Große Freude machte es Friedrich Wilhelm, daß er den ersten Teil des 1864er Krieges mitmachen konnte, und zwar in einer Stellung von gewisser Verantwortlichkeit. Gleich anfangs zeigte sich nämlich, daß Wrangel nicht mehr geeignet für den Oberbefehl war, der Kronprinz bekam die Instruktion, ihn in seinen Handlungen zu überwachen, und schließlich sogar gewisse Vollmachten; er hat den nicht leichten Posten mit Takt ausgefüllt. Unsere Erfolge wirkten dahin, das preußische Bewußtsein im Prinzen zu heben und ihn der Armee näher zu bringen. Die monatelange Trennung von der Gemahlin machte sich vorteilhaft in größerer Frische bemerkbar.

Mit der zum Krieg von 1866 führenden Politik war er ebensowenig einverstanden wie mit derjenigen vor 1864. Genau so wie die gesamten Liberalen war auch der Kronprinz, dem das Vertrauen auf den Sieg fehlte, ein Gegner des Kampfes mit Österreich.[1]) Als der Krieg aber ausbrach und er Oberbefehlshaber geworden war, kamen seine guten Eigenschaften zum Durchbruch. Er ließ sich natürlich von seinem Generalstabschef Blumenthal in den Hauptsachen leiten, offenbarte aber ein gesundes Urteil, blieb auch in kritischen Momenten ruhig, bewies persönlichen Mut und übte durch seine ganze Erscheinung und durch ein gewisses Geschick im Verkehr mit den Truppen den besten Einfluß. In der Angelegenheit des von den Österreichern aufgegriffenen taktlosen Briefes von Blumenthal[2]) zeigte er Seelengröße und ein edles Herz. Als die Friedensverhandlungen begannen, kam er in eine schwierige Lage. Die gewaltigen Erfolge — die sein Selbstgefühl sehr hoben — hatten natürlich auch bei ihm den Wunsch erzeugt, daß Preußen größer werden müsse. Er nahm im Prinzip umfangreiche Annexionen begierig an, stieß aber sowohl hinsichtlich Schleswig-Holsteins wie Hannovers auf gewaltigen Widerstand bei der Gemahlin. Ihr zuliebe wollte er Hannover erhalten, aber Sachsen annektieren. Er hat sich schließlich in alles gefunden, aber von der Annexion Hannovers zu Hause viel Verdruß gehabt; die unverhohlene Abneigung gegen Sachsen blieb bis zu seinem Tode.

Als in Nikolsburg der König anfing, Bismarck Schwierigkeiten zu bereiten, hat sich der Kronprinz ein entscheidendes Verdienst erworben, indem er als Vermittler auftrat und auf den Vater beruhigend wirkte.

Auch an den Krieg gegen Frankreich ist der damalige preußische Thronfolger sehr ungern herangegangen; er gefiel sich wohl in der Bemerkung, daß die Bismarcksche Politik uns in eine gefährliche Lage gebracht habe. Als

---

[1]) Als Bismarck den Trumpf des auf allgemeines Wahlrecht begründeten Parlamentes ausspielt und eine Anzahl ultraliberaler Führer freudig zustimmten, warnte er, ebenso wie die Mehrzahl der Liberalen und wie die sämtlichen liberalen Zeitungen. Es ist von ihm das Wort gefallen, der Kanzler treibe ein frivoles Spiel mit den heiligsten Dingen. Anm. d. Verf.

[2]) An seine Frau aus Mährisch-Trübau. Der Angriffe auf Moltke enthaltende Brief machte die Runde durch deutsche und ausländische Zeitungen. Vgl. jedoch Stosch, Denkwürdigkeiten, S. 100, und Blumenthal selbst in seinen „Tagebüchern", S. 49 f.

Digitized by Google

aber die ersten Lorbeeren sich um die deutschen Fahnen wanden und die nationale Begeisterung mächtig anschwoll, hat auch Friedrich Wilhelm ihre Gedanken mit Lebhaftigkeit ergriffen, ja allzu stürmisch, wie sein Tagebuch beweist.

Wie er hier von neuem mit dem Kanzler in Widerspruch geriet, so hat sich auch in späterer Zeit ein wirklich gutes Verhältnis zwischen den beiden Persönlichkeiten nicht erreichen lassen. Abgesehen von den verschiedenen Ansichten auf innerpolitischem Gebiet hauptsächlich deswegen, weil Friedrich Wilhelm durch die Gemahlin konsequent auf die englische Freundschaft hingetrieben wurde, während Bismarck im Verein mit dem Könige die russische für weit sicherer hielt, ohne Frage auch mit Recht. Der Kanzler wollte sich ja deswegen keineswegs zu England feindselig stellen, im Gegenteil hat er es oft betont, wir müßten damit rechnen, in Situationen zu geraten, wo uns Englands Freundschaft wertvoll sei — er hat dies wiederholt dem Prinzen Wilhelm ans Herz gelegt, als dieser in der Mitte der achtziger Jahre sich in übertrieben antienglischer Stimmung gefiel — aber er wollte vermeiden, daß wir uns durch England mit Rußland verfeinden ließen. Als Bismarck sich genötigt sah, das Bündnis mit Österreich und nachher auch mit Italien zu schließen, war man im kronprinzlichen Palais sehr zufrieden; entscheidend wurde diese Stimmung nicht, es gab der sonstigen Reibungsflächen zu viele.

Sehr wesentlich mußte auf Bismarck die Erfahrung einwirken, daß der Kronprinz seiner Gemahlin gegenüber nicht verschwiegen war und daß die Kronprinzessin *alles*, was sie erfuhr, nach England mitteilte. Die anfängliche Vermutung ist während und nach dem Kriege 1870 zur Gewißheit geworden. Bismarck muß Beweise in Händen gehabt haben, denn er hat mehrfach schwerste Vorwürfe gegen die Kronprinzessin[1]) ausgesprochen. Es ist traurig, aber leider wahr, daß sie *immer Engländerin geblieben ist*, immer versucht hat, englische Politik zu begünstigen und nie auch nur eine Spur von Herz für Preußen oder Deutschland besaß.

Die Schwäche des Kronprinzen der Gemahlin gegenüber wuchs von Jahr zu Jahr; er sah schließlich zu ihr auf wie zu einem weit überlegenen Wesen und ordnete seine Ansicht *immer* der ihrigen unter. In der letzten Zeit hat man es oft beobachten können, daß er in der Unterhaltung sich zu einer Ansicht mit Bestimmtheit und aus Überzeugung bekannte und am nächsten Tage, also nachdem er mit der Gemahlin zusammen gewesen war, genau das Gegenteil für richtig hielt. Schließlich schien er es gar nicht mehr zu empfinden, keine eigene Ansicht zu haben. Was kommen mußte, trat ein: die Kronprinzessin sah zu ihrem Entsetzen, daß sie einen schwachen, keines energischen Entschlusses mehr fähigen Mann hatte, daß dies aber ihr eigenstes Werk war, wird sie wohl nicht zugegeben haben. Als man damit zu rechnen anfing, daß der Kaiser,

---

[1]) Zu dem bedenklichen Verhalten der Kronprinzessin vgl. Lucius Bismarck-Erinnerungen, S. 377—379, 395.

Digitized by Google

der einige Male Ohnmachtsanfälle gehabt hatte, schnell abgerufen werden könnte, hat Bismarck sich der Kronprinzessin genähert, um die Möglichkeit eines späteren gemeinsamen Regiments vorzubereiten. Sie ist seinen Absichten ohne Besinnen entgegengekommen. Auf die vorsichtig gestellte Frage des Kanzlers, wie sich der Kronprinz dazu verhalten würde, hat sie mit einer wegwerfenden Handbewegung ausgedrückt, daß das nicht von Bedeutung und ihre Sache sei.

In jene Zeit fällt auch das Bestreben Bismarcks am kronprinzlichen Hofe festen Fuß zu fassen und einen sicheren Mann zu haben, etwa wie Lehndorff am kaiserlichen. Er wählte dazu durch Vermittlung Holsteins den damaligen Gesandten in Weimar, Grafen Radolin-Radolinski, einen liebenswürdigen, aber wenig bedeutenden Mann, der auf dem Weimarer Nebenposten als Graf mit ausländischem Namen und guten Manieren, als sehr wohlhabender Mann ganz für den Großherzog geeignet erschien und dort nach allgemeiner Annahme seine diplomatische Laufbahn beschließen sollte. Radolin hat die Doppelrolle als Hofmarschall des Kronprinzen und Vertrauter des Hauses Bismarck am kronprinzlichen Hofe mit Glück gespielt; sie dauerte ja auch nicht lange, zumal in Anbetracht der Krankheit des Kronprinzen, die häufige Abwesenheit von Berlin mit sich brachte. Die Aufgabe, in dieser letzten Zeit auch mit dem Prinzen Wilhelm auf gutem Fuße zu bleiben, wurde dem Grafen durch die Familie Bismarck erleichtert.

Mit den kriegerischen Erfolgen kam die im Wesen Friedrich Wilhelms steckende Eitelkeit zu gewisser Entfaltung. Er wußte, daß er ein schöner Mann war, und bemühte sich eifrig, dies auch zu zeigen; er hat viel über die zweckmäßigste Uniform — am liebsten trug er die der Königinkürassiere und legte dann gern den Küraß an zum Verdruß des Kaisers, da es gegen die Vorschrift war —, über die Auswahl der anzulegenden Orden und ihre Gruppierung nachgedacht. Hand in Hand damit ging naturgemäß eine Empfänglichkeit für Schmeicheleien. Solche sind ihm denn auch im reichsten Maße zuteil geworden, namentlich gerade von seinen liberalen Verehrern, obgleich deren politisches Kredo eigentlich ein ganz anderes Verhalten gebot. Der Kronprinz liebte in der Konversation kleine Scherze, Wortspiele u. dgl.; es ist ja nicht leicht, mit zahlreichen Menschen den ganzen Abend hindurch ernste Konversation zu machen und auch nicht immer erforderlich. Diese Art der Konversation wurde nun aber allmählich zu einer Angewohnheit und die Scherze waren oft recht mäßig, manchmal auch schwer verständlich. Trotzdem mußte man loyaler Untertan sie komisch finden, und die freisinnigen Herren leisteten darin das Unglaublichste. Mir war es nicht gegeben, mein Gesicht zum Lachen zu verzerren, wenn ich den Sinn des Witzes nicht verstand oder ihn sehr minderwertig fand, und ich mag es dadurch bei dem hohen Herrn manchmal verschüttet haben.

Zur Eitelkeit gesellte sich eine erhebliche Portion Fürstenstolz, schon in den fünfziger Jahren sichtbar, durch die Erfolge der späteren Zeit aber noch

Digitized by Google

gewaltig gesteigert. Im Gegensatz zu seinem Vater wollte er die Fürsten die Fülle der kaiserlichen Macht empfinden lassen und hatte zweifellos für den Fall der Thronbesteigung sich mancherlei vorgenommen. Seine Krankheit verhinderte die Ausführung, wodurch schwere Konflikte, die das junge Reich leicht hätten in ernste Krisen bringen können, vermieden worden sind. Sein besonderer Groll auf das sächsische Königshaus wurde schon erwähnt. Wie peinlich wäre eine Auseinandersetzung mit dem vortrefflichen und in ganz Deutschland hochgeachteten König gewesen! Nach dem bisher Gesagten glaube ich, daß eine Ära Kaiser Friedrich für das Deutsche Reich kein Glück gewesen wäre.

Gerade wenn man dies ausspricht, ist es Pflicht, sich der guten Seiten dieses Hohenzollern zu erinnern. Ein musterhafter Gatte, ein treuer und aufopfernder Familienvater, verabscheute er Leute, deren Ruf auch nur fragwürdiger Natur war, während man in dieser Beziehung am kaiserlichen Hofe und auch dem des Prinzen Karl öfter ein Auge zudrückte. Wie er seinen Freunden die Treue hielt, wurde schon erwähnt. Sein gutes Herz ist bei mancher Gelegenheit zu merken gewesen.

Wort und Tat in der Politik

Von

Wirkl. Geh. Rat Friedrich Edlen v. Braun,
Präsidenten des Reichswirtschaftsrates, M. d. R.

Die Kunst der Politik — denn sie ist eine Kunst und keine Wissenschaft, die erlernt werden kann — besteht im Voraussehen kommender Entwicklungen und in der Ergründung der Absichten der Gegner. Sie bedingt daher, abgesehen von der Kenntnis der geschichtlichen Vorgänge, die der tiefste Grund des bei großen Staatsmännern bewunderten Vorahnungsvermögens ist, und von der Beherrschung eines sicher funktionierenden Nachrichtenapparates, vor allem ein Freimachen von aller Voreingenommenheit, die jede klare und objektive Beurteilung der Lage unmöglich macht.

Nur wer so ausgerüstet an politische Aufgaben herantritt, wird zu einer erfolgreichen Politik der Tat fähig sein, wird im rechten Moment den Mut zur Tat finden, weil er seine Entschlüsse nicht auf vage Vermutungen und Erwartungen aufbaut, sondern von der Folgerichtigkeit seiner Berechnungen überzeugt ist. Auch ein so ausgerüsteter Politiker kann sich einmal täuschen. Und andererseits gibt es Ausnahmenaturen, die ohne alle Voraussetzungen politischen Instinkt und Wagemut besitzen und dadurch wie ein glücklicher Spieler befähigt sind, kürzere oder längere Zeit Erfolge zu erringen. Aber das sind Ausnahmen, die die Regel bestätigen. Man braucht nur auf das politisch erfolgreichste Volk, England, zu sehen, wie dort in allen Einrichtungen der Staatslaufbahn und

Digitized by Google

des parlamentarischen Betriebes eine systematische Auslese der Staatsmänner erfolgt, die sich zudem in der Hauptsache aus den durch Vererbung und Erziehung politisch gebildeten Kreisen rekrutieren.

Im Gegensatz dazu hat Deutschland seit Bethmann Hollwegs Kanzlerschaft eine Politik der Entschlußlosigkeit getrieben, die jedes Mutes zur Tat entbehrte und sich immer erst im letzten Moment von den Ereignissen treiben ließ, die uns ohne Willen und Absicht in diesen Krieg hineintaumeln und während des Krieges nie den klaren Entschluß aufkommen ließ, entweder den Kampf mit allen Mitteln und unter rücksichtsloser Niederhaltung innerer Gegnerschaft zum siegreichen Ende zu führen oder rechtzeitig zu einem erträglichen Verzichtfrieden zu kommen. Wer die Drahtzieher kennt, die seit Anfang 1916 tatsächlich die deutsche Politik beherrscht haben, wird sich darüber nicht wundern. Deutschland hat trotz der unvergleichlichen Waffentaten seines Heeres während des ganzen Krieges nur eine Politik der Worte und der Reden, aber nie eine Politik der Tat nach klaren Zielen geführt. Und nachher? So widersinnig es klingen mag, auch die Revolution war keine politische Tat, sondern ein Akt allgemeiner Hilflosigkeit auch auf seiten derer, die eine Zeitlang versucht haben, die Rolle der Retter in der Not zu spielen. Was seitdem zur Herbeiführung des Friedens und der Wiedereinrenkung des Verhältnisses zu unseren Gegnern geschehen ist, verdient kaum den Namen Politik. Denn es bestand fast nur aus Unterlassungen und Versäumnissen, aus Fehlern und Schwächen und hat in der ganzen Welt stets sich steigerndes Erstaunen über die Ungeschicklichkeit und Würdelosigkeit der deutschen Politik wachgerufen.

Wenn man aber gerecht sein will, liegt das nicht nur an den Personen, sondern an dem System oder, besser gesagt, an dem vollkommenen Mißverständnis über das Wesen des parlamentarischen Systems.

Wir haben es während des Krieges zu fühlen bekommen und erleben es jetzt, welch ungeheure Machtvollkommenheit die leitenden Staatsmänner der uns feindlichen parlamentarisch regierten Länder in sich vereinen. Sie treiben ihre eigene höchstpersönliche Politik mit letzter Folgerichtigkeit und höchstem Verantwortlichkeitsgefühl und lassen sich das Gesetz des Handelns niemals von ihren Parlamenten vorschreiben, sondern führen selbst und überlassen dem Parlament nur die Kritik der vollzogenen Tatsachen. Bei uns ist der Zustand umgekehrt; das Kabinett schiebt dem Parlament die Verantwortung für den Entschluß zu und führt nur aus, was die Mehrheitsparteien gutgeheißen haben. Das kann nie zu einer Politik der Tat, nie zu einem planmäßigen Handeln auf lange Sicht führen, sondern bedingt besonders in dem gegenwärtigen Zustand wechselnder Parteikoalitionen einen Zickzackkurs, der von inneren Zufälligkeiten abhängt und erst unter dem Druck letzter Notwendigkeiten zu einem Entschluß führt.

Ein Parlament, selbst wenn es aus hervorragenden Persönlichkeiten zusammengesetzt wäre, kann nie die Eigenschaften besitzen, die den Politiker

Digitized by Google

ausmachen. Denn die Addition von Intelligenzen erhöht nicht die Entschlußfähigkeit, sondern vermindert sie. Und die Intuition, die die Grundlagen für den Entschluß des Staatsmannes schafft, entspringt aus der Gedankenarbeit des einzelnen, nie aus Mehrheitsbeschlüssen einer Versammlung. Das gilt schon in normalen Zeiten, viel mehr noch in dem Zustand einer Weltumwälzung, wie wir sie gegenwärtig erleben. Hier kann nur ein schöpferischer Geist den Entwicklungsgang vorausahnen und danach die Verhältnisse meistern, wenn ihm zur Durchführung seiner Gedanken freie Bahn gelassen wird.

Ich will nicht auf die Frage eingehen, ob für die Entwicklung und Auswirkung solcher Persönlichkeiten die monarchische oder die parlamentarische Staatsform günstigere Voraussetzungen bietet. Denn sie wird sich überhaupt nicht einheitlich, sondern nur nach dem Charakter und der politischen Schulung des einzelnen Volkes beurteilen lassen.

Aber sicher ist, daß das in Deutschland angewendete parlamentarische System jede aktive Politik lahmlegt, da sie das Verantwortlichkeitsgefühl und damit die Initiative der leitenden Staatsmänner ertötet.

Das Wesen der Politik ist die Tat. Das Wort begleitet, unterstützt oder verhüllt die Tat, aber kann sie niemals ersetzen. Wir werden also aus dem Elend des steuerlosen Kurses niemals herauskommen, ehe man sich nicht entschließt, die Führung der Politik einem Manne zu übergeben, der das Vertrauen des Volkes genießt und der bereit ist, im vollen Bewußtsein der Verantwortung nach seiner Überzeugung das Steuer zu führen; ehe das Parlament nicht auf die Rolle sich beschränkt, die ihm in der Politik nach Wortlaut und Geist der Verfassung zukommt, nämlich auf das Recht der Kontrolle und äußerstenfalls des Sturzes der Regierung. Erst dann wird sich wieder die Möglichkeit bieten, die Teilung der Gewalten einzuhalten, die dem Staatsmann die Tat, dem Parlament das Wort in der Politik zuweist.

Das Glück im Kriege

Von

Dr. h. c. Frhrn. v. Freytag-Loringhoven, General der Infanterie a. D.

Die Zahl der Äußerungen unserer Feinde, die erkennen lassen, wie nahe wir im Weltkriege zu wiederholten Malen dem Endsiege waren, mehren sich ständig. An der Marne, bei Ypern, bei Verdun fehlte wenig am Gewinn der Schlacht. Die von uns siegreich abgeschlagenen Angriffe im Frühjahr 1917 hatten in Frankreich schwere innere Krisen im Gefolge. Seine Widerstandskraft ging sichtbar zu Ende. Gleichzeitig begann man in England über die wachsenden Erfolge des ungehemmten Unterseebootkrieges stutzig zu werden. Die amerikanische Hilfe aber war damals noch in weiter Ferne. Die Meinungsverschieden-

Digitized by Google

heiten zwischen Regierung und Parlament auf der einen Seite und der Heerführung auf der anderen waren in Frankreich groß, das Einvernehmen zwischen der französischen und englischen Heerführung ließ sehr zu wünschen. Da kam die unselige Reichstagsentschließung vom Juli 1917, die im Verein mit der bekannt gewordenen Czerninschen Denkschrift über die versiegende Kraft Österreich-Ungarns, aber auch Deutschlands, den Vernichtungswillen der Entente erneut anfachte. Gleichwohl brachte uns die Märzoffensive von 1918 noch einmal dem Enderfolge ganz nahe. Marschall Haig berichtete damals, die Trennung der Engländer von den Franzosen sei nur eine Frage der Zeit. Er bereite den Rückzug vor, um die Kanalhäfen zu decken. General Mangin bestätigt, daß der Zusammenbruch der Ententearmeen unmittelbar bevorgestanden habe.

Sind die ungeheuren Anstrengungen des deutschen Volksheeres in seinem mehr als vierjährigen Ringen sonach in entscheidenden Augenblicken nicht vom Kriegsglück begünstigt gewesen, so ist es uns doch sonst vielfach hold gewesen. Tannenberg, diese herrliche Tat, wurde doch nur möglich, weil Rennenkampfs Armee dem Schlachtfeld fernblieb. General Ludendorff selbst betont, daß er während der ganzen Dauer der Schlacht unter dem Druck der drohenden Gefahr ihres Eingreifens gestanden habe. Der Flankenstoß von Lodz konnte nur einem so schwerfälligen Gegner gegenüber, wie die Russen es waren, glücken. Wenn aber jemals Moltkes Wort: „Glück hat auf die Dauer doch zumeist wohl nur der Tüchtige", im Kriege Gültigkeit gehabt hat, so war es hier der Fall bei Hindenburg und Ludendorff. Das gleiche gilt für Falkenhayns Operationen im Osten 1915, die mit Gorlice-Tarnow einsetzten, und später für den Feldzug 1916 in Siebenbürgen und Rumänien. Die Tüchtigkeit, die Moltke zur Bedingung macht, bezieht sich aber nicht nur einseitig für die Führung, sondern vor allem auf die Truppen. Die Taten des Bewegungskrieges im Osten sind nicht minder ihr Verdienst wie das Standhalten 1915 in der Champagne und 1916 an der Somme.

In Betrachtungen über die Taktik und einige Seiten der Kriegführung, die Friedrich der Große nach den ersten drei Feldzugsjahren des Siebenjährigen Krieges im Dezember 1758 niederschrieb, sagt er: „Diese so überlegenen Kräfte, diese aus allen vier Ecken der Erde auf uns einbrechenden Völker, was haben sie erreicht? Ist es bei so viel Mitteln, so viel Kräften, so viel Armeen erlaubt, so wenig auszurichten? ... Wie viel günstige Augenblicke haben sie sich entschlüpfen lassen! Wie viel gute Gelegenheiten haben sie versäumt! Mit einem Wort: Welch ungeheuren Fehlern verdanken wir unsere Rettung!" Das läßt sich füglich auch auf die Mittelmächte in den ersten vier Jahren des Weltkrieges anwenden, nicht minder aber das, was der König hier verschweigt, daß er die Rettung doch in erster Linie seinem eigenen Können und der überlegenen Tüchtigkeit seiner Armee verdankte. Die Sorglosigkeit des Feindes und diesen beherrschende vorgefaßte Meinungen hatten ihm bei Roßbach einen leichten Sieg verschafft, aber sein Verdienst bleibt es darum doch, den geeigneten Augenblick

Digitized by Google

zum Angriff erspäht und seine kleine Armee durch eine rasche Bewegung in die Lage gebracht zu haben, zu einem vernichtenden Schlage auszuholen. Gewiß hat die Schwerfälligkeit der Österreicher bei Leuthen wesentlich dazu beigetragen, dem Könige den Sieg zu erleichtern, aber wenn er ihn davontrug, so war es der Lohn für die Kühnheit, den mehr als doppelt überlegenen Feind in der Flanke anzugreifen, der Gedanke: Sieg oder Untergang durchdrang den König wie den letzten Mann seiner Armee.

Die neuere Kriegsweise geht auf Napolon zurück. Er ist zertrümmernd durch Europa geschritten, bis seine Gegner von ihm zu lernen begannen und ihm die gleichen Mittel entgegensetzten, denen er seine anfänglichen Erfolge zum großen Teil zu danken hatte. Es liegt nahe, anzunehmen, daß er vorzugsweise vom Glück begünstigt wurde, bis er 1812 dem Zwange der Verhältnisse und 1813/14 der Macht des vereinten Europas erlag. Und doch hat er den Herbstfeldzug 1813 mit fast der gleichen Truppenzahl eröffnet, über die die Verbündeten verfügen konnten. Wohl stellte sein Heer nach der Katastrophe in Rußland eine Neuschöpfung dar, aber auch auf der anderen Seite traten zum großen Teil neue Truppen auf. Dazu gesellten sich dort alle Schwierigkeiten einer Koalition. Auch in seinen letzten Kriegen boten sich Napoleon mehrfach glückliche Umstände dar. Er hat sie nicht immer zu nutzen gewußt, es aber gelegentlich, so noch im Februar 1814, in alter Meisterschaft getan. Gescheitert ist er schließlich an der Maßlosigkeit seiner Politik. Umgekehrt hat er zu Beginn und auf dem Höhepunkt seiner Laufbahn nicht selten seinen Gegnern Blößen gegeben, deren geschickte Benutzung ihrerseits den Dingen ein durchaus andere Wendung hätte geben können. Immer bleibt zu beachten, daß nach Clausewitz der Krieg das Gebiet des Ungewissen ist, und daß man in ihm unaufhörlich über schwache Stellen hinweggleiten und es dem Zufall überlassen muß, ob sie einbrechen oder nicht.

Bei Marengo 1800 glaubte Napoleon den Gegner im Abmarsch von Alessandria nach Genua und schwächte sich durch eine starke Entsendung unter General Desaix in dieser Richtung. Wider Erwarten sah sich dann Napoleon von einem Angriff des nunmehr überlegenen Feindes betroffen, der sich gewaltsam die Verbindung mit der Lombardei öffnen wollte. So gestaltete sich die Schlacht für ihn zu einer ernsten Niederlage, die erst durch das spätere Eingreifen des Generals Desaix gegen die in gelockerter Ordnung nachdrängenden Österreicher in einen Sieg verwandelt wurde. Taktisch entschied Desaix' Eingreifen, strategisch aber war die Lage für Napoleon dadurch, daß er seine Armee auf die Verbindungen des Feindes gebracht hatte, so günstig, daß auch ein örtlicher Mißerfolg daran nicht viel zu ändern vermochte. Ähnlich lagen die Dinge 1805 bei Ulm. Hier gelang es Napoleon, die an der Iller stehende Armee Macks mit nahezu seiner gesamten Macht, indem er diese unterhalb Ulm über die Donau gehen ließ, zu umgehen. Mack hätte anfänglich auf dem südlichen, später immer noch auf dem nördlichen Donau-Ufer abmarschieren können, und Napoleon selber hat nicht erwartet, daß er bei Ulm

Digitized by Google

verharren würde. Erst dieses widernatürliche Festhalten Macks an Ulm führte dann zur völligen Umschließung und Gefangennahme der österreichischen Armee daselbst. In der Bereitschaft für alle möglichen Fälle, die eintreten konnten, wie sie sich aus Anlage und Durchführung des Feldzuges ergab, liegt die Größe Napoleons, nicht in einer von Hause aus beabsichtigten Einschließung des Feindes bei Ulm, mit der gar nicht gerechnet werden konnte. Im Verlauf dieses selben Feldzuges konnte Napoleon, als er über Wien bis Mähren vorgedrungen war, bei den vielseitigen Aufgaben, die an seine Armee herantraten, zur Entscheidungsschlacht bei Austerlitz nur mit Mühe 75 000 Mann gegen 86 000 der verbündeten Österreicher und Russen vereinigen. Diese hätten sich in einiger Zeit durch die aus Oberitalien anrückende Armee des Erzherzogs Karl verstärken können. Sie warteten aber deren Eintreffen nicht ab, schritten übereilt und in wenig geschickter Weise zum Angriff und ließen so am 2. Dezember 1805 Napoleon einen glänzenden Sieg gewinnen. Auch hierbei bleibt indessen wohl zu beachten, daß dieser Sieg auf Grund des planvollen Verfahrens des Kaisers, der im rechten Zeitpunkt mit zusammengehaltenen Kräften zu einem wuchtigen Gegenstoß vorbrach, erfochten worden ist.

Die Doppelschlacht des 14. Oktober 1806 an der Saale ist auf denkbar unsicherster Grundlage geschlagen worden. Bis in die Vormittagsstunden des 15. Oktober hat der Sieger von Jena von dem Erfolge des Marschalls Davout über die Hälfte der preußischen Armee bei Auerstedt keine Kenntnis gehabt, vielmehr geglaubt, die vereinigte preußisch-sächsische, von ihm auf 80 000 Mann geschätzte Armee geschlagen zu haben, während ihm nur 53 000 Mann des Korps Hohenlohe und Rüchel gegenübergestanden hatten. Wie im Vorjahre bei Ulm war es die Anlage und kraftvolle Durchführung einer gut durchdachten Operation, die den Ausschlag gab, denn bei etwas besserem Verständnis der Kriegslage konnte am 13. und 14. Oktober Hohenlohe die Saaleübergänge und den Aufstieg nach den Höhen des linken Ufers sehr wohl auch einer großen Übermacht verwehren, und selbst nachdem dahin gehende zweckmäßige Anordnungen nun einmal unterlassen waren, sich wenigstens einer vernichtenden Niederlage entziehen. Auf dem anderen Flügel aber hätte bei Aufwendung einiger Energie die sogenannte preußische Hauptarmee bei Auerstedt das vereinzelte Korps Davout schlagen müssen. Alsdann kam es nicht zu einer Katastrophe der Preußen, aber in operativer Hinsicht war ihre Lage noch keineswegs günstig. Sie standen dann immer noch in zwei getrennten Gruppen, die ihre Rückzugsrichtung in der linken Flanke hatten. Napoleon aber war vermöge seiner Überlegenheit in der Lage, wenn die Preußen nordwärts auf Magdeburg zurückwichen, zu folgen und ihnen gleichzeitig auf dem rechten Elbufer den Rückzug nach Berlin zu verlegen.

Dem Sieger von Austerlitz schien keine Macht der Welt mehr widerstehen zu können, als er im Jahre darauf nach Vernichtung der Armee Friedrichs des Großen in die preußische Hauptstadt eingezogen war. Vorübergehend zwar wurde alsdann das Glück den französischen Fahnen untreu. Preußisch-

Digitized by Google

Eylau war bei schweren Verlusten nur ein halber Erfolg, und in winterlicher Jahreszeit verfiel die Armee arger Zerrüttung. Auch die Eröffnung des Sommerfeldzuges 1807 war nicht glücklich, sie brachte den vordersten Teilen der „großen Armee" bei Heilsberg eine empfindliche Niederlage. Das alles aber wurde ausgeglichen durch die Schlacht bei Friedland. Dieser Sieg wurde dem Kaiser von seinem Gegner geradezu mutwillig in die Hände gespielt. General v. Bennigsen marschierte auf dem rechten Alle-Ufer abwärts, um sich nördlich des Pregel mit dem auf Königsberg zurückgegangenen preußischen Korps L'Estocq zu vereinigen, ließ sich aber verleiten, als westlich Friedland zunächst französische Kavallerie, dann das Korps des Marschalls Lannes erschien, nach und nach fast die ganzen zur Stelle befindlichen russischen Kräfte, 46 000 Mann, auf das linke Ufer übertreten zu lassen. So kam es, daß Napoleon Zeit gewann, die erdrückende Überzahl von 80 000 Mann bei Friedland zu vereinigen. Der Abend des 14. Juni, des Jahrestages von Marengo, sah ihn um einen entscheidenden Sieg reicher. Wiederum war ihm das Glück in hohem Maße günstig gewesen, aber „der Entschluß, am 13. abends mit den ermüdeten Truppen nach Friedland zu marschieren", sagt Graf Schlieffen,[1] „war unübertroffen. Damit allein hat Napoleon den Sieg verdient. Daß er so glänzend ausfiel, dazu haben Bennigsen, Bagration und Gortschakow,[2] jeder an seiner Stelle, nach Kräften mitgewirkt. Der energische Wille triumphiert über die kraftlose Schwäche."

Wiewohl die besten französischen Truppen 1809 in Spanien gefesselt waren, lieferte Napoleon dennoch im April dieses Jahres südlich Regensburg den Österreichern eine Reihe von glücklichen Treffen, in deren Folge der Erzherzog Karl mit der Masse seiner Armee auf das nördliche Donau-Ufer übertrat, während sein linker Flügel über die Isar nach dem Inn zurückgeworfen wurde. In diesen Tagen befand sich der Kaiser fortgesetzt über seinen Gegner im unklaren. Er entfaltete aber eine gewaltige Tatkraft, während der Erzherzog in Untätigkeit verfiel. So ist es Napoleon geglückt, aus einer verworrenen und gefährlichen Lage, in der die französische Armee bei seinem Eintreffen auf dem Kriegsschauplatz war, heraus eine glückliche Einleitung des Feldzuges zu bewirken. Die Fortsetzung sollte ihm freilich bei Aspern die erste wirkliche Niederlage und bei Wagram nur einen halben Sieg bringen.

Unzweifelhaft sind auch die von Moltke ausgeführten Operationen vom Glücke begünstigt gewesen, aber es war eben das Glück eines „Tüchtigen". Seinem Einmarsch mit zwei getrennten großen Heeresgruppen 1866 in Böhmen hätte ein unternehmender Gegner zwar ernste Schwierigkeiten bereiten können, mehr Glücksspiel, als es mit jeder großen kriegerischen Unternehmung verbunden ist, wurde jedoch hier nicht getrieben, denn der Erfolg konnte von dem Augenblick an als gesichert betrachtet werden, wo die österreichische Haupt-

[1] Gesammelte Schriften II, S. 273.
[2] Russische Divisionsführer.

Digitized by Google

macht in geschlossener Masse von Mähren nach der oberen Elbe vorrückte, da ein erfolgreiches Operieren auf der inneren Linie der Gesamtlage nach für sie jetzt ausgeschlossen war. Diese Lage brauchte keineswegs zu einem Königgrätz zu führen, denn mit einer Schlacht daselbst hat die preußische Heeresleitung bis in die Abendstunden des 2. Juli hinein nicht gerechnet. Der entscheidende Sieg vom 3. Juli ist ihr infolge einer Reihe von günstigen Nebenumständen zugefallen, wie Napoleon der unerwartete Erfolg von Jena-Auerstedt. Nahmen die Österreicher 1866 die Schlacht nicht vorwärts der Elbe an, so entgingen sie der Niederlage, daß aber die bereits durch nachteilige Teilkämpfe geschwächte und unsicher geführte kaiserliche Nordarmee aus der Rückzugsbewegung heraus zu einem entscheidenden Siege hätte gelangen können, blieb ausgeschlossen.

Wie 1866, so tragen auch 1870 die Heeresbewegungen Moltkes wie diejenigen Napoleons das Gepräge großer operativer Sicherheit, aus der sich die taktischen Erfolge ergeben. Im einzelnen mußte, wie denn alles Handeln im Kriege ungewiß und ein stetes Wagnis bleibt, auch hier manches dem Glück überlassen werden, schon weil jede Heeresleitung von dem Handeln der Unterführer und der Tüchtigkeit der Truppe abhängig bleibt, vor allem aber, weil, wie Moltke schreibt, „uns bei den Operationen sehr bald der unabhängige Wille des Gegners begegnet, den wir zwar beschränken können, wenn wir zur Initiative fertig und entschlossen sind, aber nicht anders zu brechen vermögen als durch die Mittel der Taktik, das Gefecht". Wer wollte leugnen, daß während der Metzer Tage sich Bazaine mehrfach günstige Gelegenheiten geboten haben, die, rasch benutzt, den Dingen einen wesentlich anderen Verlauf gegeben hätten. Am 16. August 1870 konnte er weit mehr als lediglich den deutschen Angriff abschütteln, er wäre imstande gewesen, das III. und X. deutsche Korps an die Mosel zurückzuwerfen. Der französischen Rheinarmee wäre dann wenigstens der Ruhm eines wirklichen Sieges geworden, ihr vermutlich die Einschließung in Metz und zum Schluß die Waffenstreckung erspart geblieben. Für die Deutschen aber hätte der Verlust der Schlacht am 16., so unangenehm er empfunden worden wäre, bei der strategischen Gesamtlage und den beiderseitigen Stärkeverhältnissen doch immer nur einen vorübergehenden Rückschlag bedeutet.

In letzter Linie ist es nicht das Glück in den einzelnen Schlachten, das über das Schicksal der Staaten entscheidet, es sind moralische Faktoren. „In dem Kampf um Sein oder Nichtsein zu unterliegen, zeugt von Schäden oder Schwächen, die die Geschichte nicht verzeiht."[1]) Soll das Glück im Kriege von Dauer sein, so muß im Volke das richtige Verständnis für Machtfragen herrschen. Dem deutschen Volke hat es gefehlt, und so wurde der Krieg ihm ein verlorener trotz des Sieges in zahllosen Schlachten. Gewiß ist es nicht immer glücklich geführt worden. Zu manchem Fehler der Politik gesellten sich

[1]) Droysen, Geschichte der preußischen Politik. Friedrich der Große. II.

Digitized by Google

solche militärischer Natur, so vor allem im Marnefeldzug. Wir sind im Osten viel zu weit gegangen und gelangten dadurch zu einer Überspannung unserer Kräfte. Auch 1918 ist die Führung im Westen nicht immer einwandfrei gewesen. Fehler der Führung und Schwächen des Volkscharakters aber treten zurück gegen die ungeheuren Leistungen, die von den Mittelmächten in diesem Ringen vollbracht worden sind. Sie sind schließlich der Übermacht an Menschenzahl und Material fast des gesamten Planeten und dessen wirtschaftlichen Kräften erlegen. Einen so ungleichen, vier Jahre hindurch geführten Kampf hat die Weltgeschichte bisher noch nicht gesehen, und dabei hat, wie Marschall French im Mai 1920 äußerte, „manchmal der Ausgang am seidenen Faden gehangen, manchmal ist die Rettung für die Entente noch im letzten Augenblick gekommen". Das deutsche Volksheer, Führer wie Mannschaften, kann jedenfalls vor dem Urteil seiner Feinde bestehen. Das Urteil des Feindes ist, wenn auch widerwillig, gerechter als das vieler Deutscher, die noch immer nicht einsehen wollen, daß es inmitten großen nationalen Unglücks nichts Unwürdigeres gibt als Selbstbezichtigungen.

Die Wissenschaft der arzneilosen Krankheitsbehandlung

Von

Universitätsprofessor Dr. J. Grober (Jena)

Der Ursprung der Medizin, d. h. der Krankheitsbehandlung, stammt aus den Beobachtungen der Urmenschen, möglicherweise sogar ihrer tierischen Vorfahren, die sie bei Krankheiten an sich und an anderen gemacht haben über die Wirkungen, die allerhand Einflüsse der Umgebung auf die subjektiven und objektiven Beschwerden von Kranken ausübten. Zahlreiche Pflanzenarten, insbesondere Früchte, haben, wie wir genau wissen, ganz bestimmte Wirkungen auf den menschlichen Körper. Werden sie in Massen genommen, so kommt es zu Vergiftungen. Handelt es sich um geringe Mengen, so erzeugen sie mehr oder weniger eng umgrenzte Vorgänge an verschiedenen Organen des Körpers, je nach der Zusammensetzung der in ihnen enthaltenen Stoffe. Wir brauchen hierzu uns nur der einschläfernden Wirkung des Mohnsaftes und der schleimlösenden Wirkung etwa von Eibischwurzeln zu erinnern, sowie die schweißtreibende Wirkung von Lindenblütentee und die Herzkräftigung durch die Blätter des Fingerhuts zu erwähnen. Das Pflanzenreich hat in dieser Beziehung immer im Vordergrund gestanden, wenn auch gerade in der Urmedizin daneben die Annahme der Wirkung gewisser tierischer Substanzen eine große Rolle gespielt hat: Das Blut kräftiger Tiere sollte gegen Blutarmut, das Herz mutiger Tiere zur Erstarkung des Körpers Verwendung

Digitized by Google

finden. Aber neben den dem Körper gewissermaßen als Nahrung zugeführten Stoffen, die innerlich einverleibt wurden, sind unseren Vorfahren die Wirkungen der Reize, die von außen her auf den Körper einwirken, ebenso vertraut gewesen, neben den chemischen Reizen also auch die physikalischen. Sie sahen an Tieren, wie sie den Sonnenschein aufsuchten, um sich dort den Strahlen des Tageslichts besonders auszusetzen; er beobachtete an sich, daß die Wärme der Sonnenstrahlen mancherlei Leiden, besonders schmerzhafter Natur, günstig änderte. Er beobachtete aber auch, daß unter dem Einfluß der Sonnenstrahlen Wunden besonders gut heilten. Schmerzhafte und entzündliche Erkrankungen lokaler Art gingen durch die zunächst zufällige Einwirkung der Wärme, z. B. am warmen Feuer oder bei der Einwirkung warmen feuchten Lehms, ebenso des warmen Wassers, zurück.

Es ist klar, daß bei der Wichtigkeit dieser Beobachtungen für das persönliche Empfinden dieselben von Mensch zu Mensch und von einer Generation auf die andere übertragen wurden. Aus ihnen entwickelte sich allmählich die moderne Krankheitsbehandlung. Die Wirkung der in den Körper eingeführten Arzneien, insbesondere der Arzneipflanzen, ist so auffällig, daß sie naturgemäß die Aufmerksamkeit der Menschen besonders fesselte. Ihr und dem Wunsche nach der Erkenntnis der Zusammensetzung der umgebenden Natur ist es gutzuschreiben, daß sich die Naturwissenschaft zunächst einmal nach der Seite der Chemie hin entwickelte. Allerhand geheimnisvolle Vorstellungen, z. B. die vom Stein der Weisen, mögen dazu beigetragen haben. So ist es gekommen, daß die Krankheitsbehandlung, die mit chemischen Mitteln arbeitet, also die Arzneimittellehre, besonders bevorzugt worden ist. Der Aufschwung der Chemie in den letzten Jahrhunderten hat dazu besonders beigetragen. Voll Entdeckerstolz konnten die Chemiker uns aus dem natürlichen Material eine große Anzahl wirkungsvoller Arzneimittel in die Hand geben. Mit noch größerem Stolz konnte namentlich die deutsche Wissenschaft der Chemie den Ärzten Stoffe zur Krankheitsbehandlung übermitteln, die sie in ungeahnter Reinheit und frei von den in der Natur vorkommenden Fremdstoffen aus gewissen Rohmaterialien, insbesondere aus der Kohle, herzustellen gelernt hatte.

In neuerer Zeit haben auch die aus dem Tierreich gewonnenen Arzneimittel durch die genauere Erkenntnis des inneren Stoffwechsels und der sogenannten inneren Sekretion eine, man darf es beinahe sagen, Auferstehung erlebt.

Jedenfalls steht die chemische Krankheitsbehandlung heute in einer besonders hohen Blüte. Daneben sind die physikalischen Heilmittel, die uns die Urmedizin überliefert hatte, zwar nicht etwa vernachlässigt worden, wohl aber in Praxis und wissenschaftlicher Begründung nicht so eifrig ausgebaut worden wie die chemischen. Das liegt vor allen Dingen daran, daß wir die in Betracht kommenden physikalischen Energien erst in den letzten Jahrzehnten genauer kennen und beherrschen gelernt haben, daß wir ihre Wirkung infolgedessen auf

Digitized by Google

den gesunden und kranken Körper erst jetzt genauer studieren können. Wir wissen alle, Ärzte wie Laien, welche Bedeutung die wissenschaftliche Erforschung eines Heilmittels hat; wir wissen auch, daß eine unwissenschaftliche Anwendung — besser gesagt, eine solche, die auf die wissenschaftliche Begründung keine Rücksicht nimmt, sondern sich nur an die oberflächliche alltägliche Erfahrung hält — eine rohe und nur des Urmenschen würdige Krankheitsbehandlung darstellt, vielfach aber schädlich sein muß, weil bei ihr die nötige Einsicht nicht nur in die Krankheitsvorgänge, sondern auch in ihre Beeinflussung durch die Heilmittel fehlt.

Unglücklicherweise hat man diese unwissenschaftliche, rohe Art der Behandlung als diejenige bezeichnet, die „natürlich" ist, und hat damit das unglückselige Wort der „Naturheilmethode" geschaffen. Als ob die Pflanzen und die Kohlen, aus denen beiden die meisten Arzneimittel hergestellt werden, nicht „natürlich" wären und nicht aus der Natur stammten! — Im Jesus Sirach 38, 4 heißt es: Der Herr läßt die Arzneien aus der Erde wachsen und ein Vernünftiger verachtet sie nicht. Mir scheint das eine deutliche alttestamentliche Bestätigung des eben Vorgebrachten zu sein. Gerade aus der Entwicklung der Arzneimittellehre können wir erkennen, wie wichtig die wissenschaftliche Erforschung aller Reize ist, die auf den Körper einwirken. Die Fortschritte der Arzneimittellehre kann niemand Vernünftiges bestreiten, wir haben gelernt, die giftigen Gaben zu vermeiden, wir haben gelernt, die wichtigen Stoffe von den unwichtigen zu trennen und nur die Wirkung der ersteren zu benutzen.

Es ist vielfach mit dem Begriff der natürlichen Heilweise und vor allen Dingen der „Naturheilmethoden" die Anschauung verbunden, als ob sie unschädlich seien im Gegensatz zu den schädlichen und giftigen Wirkungen der Arzneimittel. Nichts ist falscher als das, denn ebenso wie wir giftige und schädliche Mittel unter den Arzneien haben, die wir gelernt haben zu vermeiden, gibt es auch bei den übrigen in der Krankheitsbehandlung, besonders auch in der sogenannten Naturheilmethode angewandten Mitteln und Reizen Grade der Unwirksamkeit, der Wirksamkeit und der Giftigkeit. Man braucht sich nur der einfachen Verbrennung bei der Wärmewirkung, der schweren Hauterkrankung bei der Sonnenwirkung, den höchst bedenklichen Zuständen, die die strahlende Energie des Sonnenlichtes bei an ungeeigneten Fällen verwendeten Sonnenbädern in Form des Sonnenstichs und des Hitzschlags und ihrer Folgen hervorrufen kann, zu erinnern, um einzusehen, daß die physikalischen Heilmethoden ebensosehr eine wissenschaftliche Begründung notwendig haben wie die chemischen. Die letzten Jahrzehnte mit ihren Fortschritten in der Erkenntnis physikalischer Energien, namentlich auf dem Gebiete der Strahlung, haben uns hier wesentliche Fortschritte gebracht. Es kann gar keinem Zweifel unterliegen, daß die hauptsächlichste Aufgabe der heutigen medizinischen Wissenschaft ist, diese uns von der Physik gebotenen wissenschaftlichen Erkenntnisse auf die Behandlung der Krankheiten anzuwenden. Von keinem anderen Volke

Digitized by Google

der Erde kann in höherem Maße gesagt werden, als von dem deutschen, daß seine Wissenschaft diese Fragen schon gefördert hätte und dabei ist, sie noch weiter zu fördern. Wir werden ebenso wie bei der chemischen Krankheitsbehandlung Fortschritte auch für die praktische Medizin aus dieser Erforschung ziehen. Ebenso wie es uns heute nicht mehr einfällt, die rohen Pflanzenabkochungen der Urmenschen bei Krankheitsfällen zu verwenden, von denen wir auf Grund unbestreitbarer wissenschaftlicher Erkenntnis wissen, daß sie mit den reinen Stoffen besser und rascher behandelt werden, ebenso werden wir in Zukunft, wenn es uns gelungen sein wird, die physikalischen Heilmethoden genauer wissenschaftlich zu ergründen, uns nicht mehr mit den einfachen, rohen und sicherlich häufig unzweckmäßigen Maßnahmen begnügen, die wir heute bei den physikalischen Heilmethoden noch anwenden.

Erhebliches in dieser Beziehung ist schon erreicht worden. Wir kennen bei einer Anzahl von physikalischen Einflüssen auf den Körper bereits einigermaßen genau ihre Wirkung auf die verschiedenen gesunden Organsysteme. Zum Teil sind wir ja auch bereits über ihre Einwirkung auf kranke Körperteile unterrichtet. Die Fortschritte der Physik sind gerade auf diesem Gebiete in der letzten Zeit so erhebliche gewesen, daß auf der einen Seite die technische Anwendung auf den Menschen, auf der anderen Seite ihre wissenschaftliche Erforschung damit nicht hat Schritt halten können. Aber die zahlreichen wissenschaftlichen Arbeiten und die ebenso zahlreichen Mitteilungen aus praktischer Erfahrung, die sich auf diese Dinge beziehen, legen Zeugnis davon ab, daß hier sehr eifrig gearbeitet wird, so daß wir hoffen können, die physikalische Therapie in absehbarer Zeit auch in ihrer wissenschaftlichen Begründung neben die Arzneimittellehre stellen zu können, die heute als Pharmakologie ein seit Jahrzehnten selbständiges Fach in der Medizin darstellt.

Das Interesse auch des großen Publikums ist heute der arzneilosen Behandlung, wie sich die Naturheilmethode gern nennt, besonders zugewendet. Nicht nur deshalb, weil hier Fortschritte in der Krankenbehandlung erwartet werden, sondern auch, weil die Anhänger der Naturheilmethode immer wieder Gelegenheit genommen haben, darauf hinzuweisen, daß ihre Anschauungen und Behandlungsmethoden von den von ihnen so genannten Schulmedizinern nicht beachtet würden. Diese Behauptung ist völlig falsch. Wir werden das sofort einsehen, wenn wir uns klarmachen, was denn zu der arzneilosen Behandlung gehört. Die Anhänger der Naturheilmethode haben ihre Anschauungen unter dem Fremdausdruck: Physikalisch-diätetische Therapie zusammengefaßt. Physikalische und diätetische Behandlung wird aber nicht nur auf den Universitäten den Studierenden gelehrt, sondern auch in Krankenhäusern, Heilanstalten und in der Privatpraxis viel angewendet. Das, was man unter diätetischer Behandlung versteht, ist leicht einzusehen. Besondere Zusammensetzung von Speisen ruft, ähnlich wie bestimmte Arzneimittel, besondere und gegebenenfalls auch heilende Einwirkung auf den kranken Körper hervor. Die diätetische Behandlung ist somit eigentlich weiter nichts als eine

Digitized by Google

abgeänderte Arzneibehandlung. Jedenfalls stützt sie sich auf die Fortschritte der Chemie und arbeitet mit chemischen Stoffen, aus denen auch unsere Speisen zusammengesetzt sind. Etwas anders liegen die Verhältnisse bei der physikalischen Krankheitsbehandlung. Die Physik lehrt, daß die physikalischen Reize, die auf den Körper ausgeübt werden, von Kräften oder Energien ausgehen, die auf den Körper einwirken. Diese Kraft- oder Energiewirkungen brauchen durchaus nicht von uns mit den Sinneswerkzeugen erkannt zu werden, denn es gibt viele Kräfte im Weltenraum, die wir mit unseren Sinneswerkzeugen noch nicht wahrnehmen können. Die uns geläufigsten Kräfte sind diejenigen, die von der Sonne ausgehen und deren Abbild wir im Sonnenspektrum finden. Die in dem Sonnenspektrum vorhandenen Wellen unterscheiden sich nach ihrer Länge. Die roten Strahlen sind die langwelligen, die blauen die kurzwelligen. Die roten Strahlen haben eine Wärmewirkung, die blauen Strahlen eine chemische Wirkung, und je weiter wir rot- oder blauwärts im Spektrum gehen, um so stärker prägt sich diese verschiedene Wirkung aus. Über die beiden sichtbaren Enden des Spektrums hinaus gibt es unsichtbare Strahlen, die rotwärts immer mehr Wärmestrahlen sind, blauwärts immer mehr chemische Strahlen darstellen, also Wärme und chemische Kräfte enthalten. Wir können über das sichtbare Spektrum hinaus diese Energien noch weiter verfolgen und erhalten dann ein sogenanntes Energiespektrum, was von der „roten" Seite beginnend zunächst ganz außen die mechanische oder Bewegungskraft enthält. Dann folgen die Wärmekräfte, dann die chemischen Kräfte und endlich diejenigen Energien, die wir erst neuerdings in den Strahlen, die von einer Röntgenröhre oder von Radium ausgehend, erkannt haben. Übersetzen wir dieses Energiespektrum nun in die praktische Anwendung bei der physikalischen Therapie, so werden wir die Energie der Bewegung in der Massage und der Gymnastik dargestellt finden, die Wärme in der sogenannten Hydrotherapie, soweit deren Wirkung nicht auf chemischen Einflüssen beruht, aber auch in all den anderen Anwendungsformen der Wärme und Kälte. Die Lichtenergie werden wir in den verschiedenen Bestrahlungsformen finden, z. B. in der künstlichen Höhensonne, aber auch in den Bestrahlungen, wie sie z. B. von Finsen in Kopenhagen zum erstenmal zur Behandlung des Lupus angewendet worden sind, in den Röntgen- und Radiumstrahlen, und jenseits dieser blauwärts im Spektrum gelegenen Energieart gibt es dann noch die chemischen Energien, die uns in das Gebiet der Diätetik und der Arzneimittellehre hineinführen. Noch weiter auswärts am blauen Ende des Kraftspektrums liegen die elektrischen Energien, die wir gleichfalls zu physikalischen Behandlungsmethoden verwenden. Vom Standpunkt der modernen Naturwissenschaft aus, insbesondere in Ansehung der sogenannten Elektronentheorie, ist also die chemische und physikalische Krankheitsbehandlung eigentlich gar nicht getrennt, es handelt sich immer um den Einfluß von Energien, die, in mehr oder minder großer Stärke angewendet, einen Reiz auf den lebenden Körper setzen, der denselben mit einer Reaktion beantwortet: das ist die wahre biologische Heilmethode, d. h. die richtige Auf-

Digitized by Google

fassung von den Einwirkungen äußerer und innerer Reize auf das lebende Protoplasma. Das sind Vorstellungen, die uns die wissenschaftliche Physiologie an die Hand gegeben hat und die wir nicht entbehren können, wenn wir an die wirkliche Erforschung der schädlichen und nützlichen Wirkungen auch der physikalischen Heilmethoden herangehen wollen.

In den letzten Jahren ist von seiten der Vertreter der Naturheilkunde immer wieder die Forderung erhoben worden, daß die Lehren der physikalischen und diätetischen Therapie auch an den Universitäten vorgetragen würden, um den jungen Medizinern Gelegenheit zu geben, sich in ihnen umzutun und mit ihnen für die künftige Behandlung Kranker versehen zu sein. Damit ist die weitere Forderung verbunden worden, daß der Staat auch Anstalten errichten solle, in denen Kranke nach ihrem Wunsch nach dem Verfahren der Naturheilkunde unter Ausschluß aller anderer Verfahren behandelt werden sollten, und endlich, in denen dem Forscher Gelegenheit gegeben werden möchte, sich mit den wissenschaftlichen Fragen und der anatomischen und physiologischen Begründung der physikalischen und diätetischen Therapie zu beschäftigen. Die medizinischen Fakultäten des Deutschen Reiches haben, soweit ich sehe, weder gegen den ersten noch gegen den dritten Punkt Einwendungen zu erheben. Nur mit Anstalten, in denen einseitige und von Voraussetzungen bedingte Richtungen der Medizin, mögen sie genannt sein, wie sie wollen, auf Staatskosten, also mit dem Gelde der gesamten Bürgerschaft betrieben werden, können sie sich pflichtgemäß nicht einverstanden erklären. Sie würden es genau so ablehnen, klinische Einrichtungen oder Krankenhäuser zu errichten, in denen andere, einseitige Behandlungsmethoden allein zur Verwendung kämen. Die deutsche medizinische Wissenschaft sieht ihren Stolz darin, daß sie es ihren Jüngern ermöglicht, sich immer und überall über alle Fragen des medizinischen Gebietes ins klare zu setzen, sowohl in literarischer, wie in praktisch-medizinischer, wie in rein wissenschaftlich experimenteller Beziehung. Mit der wissenschaftlichen Erforschung der Grundlagen der physikalischen und diätetischen Therapie hat sich gerade die deutsche Wissenschaft auf das eingehendste beschäftigt und ist auch heute, ja besonders jetzt gerade im Anschluß an die neuen Entdeckungen auf dem Gebiete der Physik, dabei, die naturwissenschaftlichen Grundlagen der Wirkung der physikalischen Heilmethoden zu ergründen. Ebensowenig trägt sie Bedenken, den Studenten die Ergebnisse dieser Forschung in besonderen Vorlesungen über physikalische und diätetische Therapie, darin auch die Lehren der sogenannten Naturheilmethode, vorzutragen und angewendet zu zeigen. Seit Jahrzehnten werden derartige Vorlesungen regelmäßig vor Studierenden der Medizin abgehalten. Wenn diese Vorlesungen nicht von allen Medizinstudierenden besucht wurden, so bedauert das niemand mehr als die Fakultäten selbst. Der mangelhafte Besuch hängt mit den zahlreichen Pflichtvorlesungen der Mediziner, die immer größeren Umfang angenommen haben, und mit der Überlastung des Studiums, das gegen das anderer Länder verhältnismäßig kurz ist, zusammen. Es ist dafür Sorge getragen, daß den Regierungen die

Digitized by Google

Meinung der Fakultäten, daß der Unterricht in der physikalischen und diätetischen Therapie bei der jetzt im Gang befindlichen Neuordnung des medizinischen Studiums in dieses organisch eingegliedert werden müsse, bekannt wird.

An einer größeren Anzahl von Universitätskliniken sind besondere Abteilungen geschaffen worden, in denen für stationäre und ambulante Kranke die physikalische und diätetische Therapie besonders gepflegt wird. In diesen Anstalten sind auch eine große Anzahl der wichtigen wissenschaftlichen Arbeiten, die die Grundfragen dieser Behandlungsmethode behandeln, ausgeführt worden, die dazu dienen, das Gebäude, das wir mit dem Namen der physikalischen und diätetischen Therapie belegen, weiterzuführen und auszubauen. Daß nur der wissenschaftlich Gebildete, d. h. mit den naturwissenschaftlichen Kenntnissen und Techniken vertraute Forscher, sich solchen Arbeiten mit Erfolg hingeben kann, ist selbstverständlich. Unsere Kultur würde eine ihrer Grundlagen verleugnen, wenn sie etwa den Standpunkt billigen würde, daß irgend jemand, der sich nur praktisch vielleicht als geeignet erwiesen hat, diese oder jene erlernte physikalische Heilmethode zu verwenden, zu der wissenschaftlichen Erforschung der Grundlagen dieser oder anderer Methoden berechtigt wäre.

Es ist bekannt, daß die pekuniären Verhältnisse der wissenschaftlichen Institute Deutschlands nach dem, was wir seit zwei Jahren erleben, in dem Zeitalter unserer Schande, sehr schlecht geworden sind. Trotzdem können wir auf eine Weiterentwicklung unserer Wissenschaft, am allerwenigsten der Medizin, nicht verzichten. Es müssen daher Mittel und Wege gefunden werden, mit der wissenschaftlichen Erforschung und der technischen Weiterbildung der physikalischen Therapie weiter fortzufahren. Die neuen Ergebnisse der physikalischen Forschung geben uns reiche Veranlassung und Grundlagen hierzu. Ungeahnte Möglichkeiten physikalischer Einwirkungen auf den lebenden Körper sind vorhanden: Es wäre eine schwere Versündigung an dem Wohle des deutschen Volkes, wenn wir gerade in dieser Zeit nicht jede Möglichkeit, die Gesundheit seiner Angehörigen zu fördern, betreiben wollten. Daher muß versucht werden, in den wissenschaftlichen Instituten, die dazu geeignet sind, gerade diese Forschungsrichtung möglichst zu fördern.

Wir haben in Deutschland eine große Industrie, die sich mit der Herstellung von Apparaten beschäftigt, die die physikalischen Heilmethoden bedürfen. Ich erwähne die elektrischen, die orthopädischen, die Massage-, die Bestrahlungsapparate der verschiedensten Art. Sie alle sind bestrebt, das Bestmögliche herzustellen. Sie verlassen sich dabei auf das Urteil der bei ihnen tätigen Physiker und auf die Anschauungen von Ärzten, die, häufig mehr aus Zufall, mit den betreffenden Apparaten gearbeitet haben. Hier kann meines Erachtens Wandel geschaffen werden. An denjenigen Stätten, an denen die wissenschaftliche Forschung zu Hause ist, d. h. also in den Universitäten, sollten im Interesse der genannten Industrie und damit der deutschen Volkswirtschaft Möglichkeiten gegeben werden, Neuerungen an älteren und neuhergestellten Apparaten auf ihre Wirksamkeit zu kontrollieren und zu prüfen.

Digitized by Google

Derartige Beratungsstellen besitzen andere Industrien bereits in größerer Anzahl und zum Teil in größtem Maßstabe. Es wäre dringend zu wünschen, wenn sich die beteiligten Industrien in einer oder der anderen Form zusammenschlössen und solche Prüfungsstellen auf ihre Kosten einrichteten und unterhielten. Es ist ohne weiteres klar, daß mit dem Gedeihen dieser Industrie, die nirgends so weit vorgeschritten ist wie in Deutschland, schon der Apparateausfuhr wegen auch das allgemeine deutsche Wirtschaftsleben eine wesentliche Förderung erfahren würde. Dieselben Prüfungsstellen wären es dann auch, die in ihren Laboratorien, aufbauend auf den Ergebnissen der normalen Physiologie, die physikalische Therapie nach anderen noch nicht betretenen Richtungen hin in der Feststellung der unwirksamen, der Reizdosis, und der wirksamen Dosis weiter ausbauen sollten.

Die physikalische Therapie hat heute begründeten Anspruch darauf, neben die Arzneimittellehre, d. h. neben die chemische Therapie gestellt zu werden. Für die letztere sind an allen Universitäten eigene Lehrstühle und eigene Institute errichtet worden: es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Entwicklung der Therapie heute dahin drängt, daß solche Lehrstühle und Institute auch für das Gebiet der physikalischen und diätetischen Heilmethoden, die im Volke unter dem Namen der Naturheilmethode zusammengefaßt werden, errichtet werden müssen. Dann wird die physikalische Therapie den Vorrang, den die chemische vor ihr gewonnen hat, zum Besten der Gesundheit unseres Volkes bald eingeholt haben.

Alchemie und Alchemisten

Von

Prof. Dr. Richard Meyer (Braunschweig)

Wenn man heute einen gebildeten Laien fragte, was die Alchemisten erstrebten, welche Mittel sie anwandten, um zu ihrem Ziele zu gelangen, und was sie schließlich erreichten, so würde die Antwort wohl in den meisten Fällen ungefähr lauten: Sie wollten Gold machen, ihre Mittel waren phantastisch und das Ergebnis gleich Null. So einfach liegt aber die Sache nicht, und im folgenden möchte ich versuchen, ein etwas deutlicheres Bild von dem zu entwerfen, was die Alchemisten erstrebt, was sie zu ihrer beharrlichen Arbeit veranlaßte und was sie auf dem zweifellos irrtümlichen Wege, den sie verfolgten — dennoch erreicht haben.

Allen Arbeiten der Alchemisten lag der Gedanke zugrunde, daß es möglich sei, unedle Metalle in die edlen, Silber und Gold, zu verwandeln. Er ist von vornherein keineswegs so ungereimt, wie er manchem vielleicht erscheint, ja er wurzelte in einer tiefsinnigen philosophischen Anschauung, welche das Altertum

Digitized by Google

und das ganze Mittelalter beherrschte, nämlich in der Lehre von den Elementen, wie sie wohl zuerst von dem griechischen Philosophen Empedokles (um 440 v. Chr.) ausgesprochen und dann von Aristoteles (384—322 v. Chr.) weiter ausgeführt und verbreitet wurde. Die Vorstellung, die man mit dem Worte „Element" verband, war aber von unserem heutigen Elementarbegriffe grundverschieden. Nicht als stoffliche Bestandteile der Körperwelt galten die Elemente, sondern nur als Träger ihrer Eigenschaften. Die Materie selbst galt als eigenschaftslos und gewann ihre besondere Beschaffenheit erst durch den Zutritt jener verschiedenen Qualitäten. Als solche wurden zunächst die dem Gefühl zugänglichen angenommen: kalt, warm, feucht und trocken. In jedem der Elemente sollten zwei dieser Eigenschaften vereinigt sein. Da aber die entgegengesetzten warm und kalt, feucht und trocken einander ausschließen, so erhielt man die folgenden Kombinationen: Warm und trocken: Feuer; warm und feucht: Luft; kalt und trocken: Erde; kalt und feucht: Wasser.

Außer diesen vier Elementen nahm Aristoteles noch ein fünftes von mehr geistiger Beschaffenheit an, einen Äther, der als quinta essentia — Quintessenz — noch im Mittelalter eine große Rolle spielte.

Die Elemente des Aristoteles wurden später durch andere ersetzt. Als Vertreter des metallischen Zustandes betrachtete man das Quecksilber; die Verbrennlichkeit sollte durch einen Gehalt an Schwefel bedingt sein; die Erde behielt ihre Stellung als Typus der nichtmetallischen Mineralien; und die Löslichkeit in Wasser sowie die damit verbundene Wirkung auf den Geschmack wurde einem Gehalt an Salz zugeschrieben. Immer aber wurde auch hier betont, daß diese Elemente mit den wirklichen Stoffen gleichen Namens keineswegs identisch seien, daß der „philosophische Schwefel" und das „philosophische Quecksilber" nicht mit gewöhnlichem Schwefel und Quecksilber verwechselt werden dürfen.

Wenn nun aber die Eigenschaften der Körper durch das Mischungsverhältnis der in ihnen enthaltenen elementaren Qualitäten bedingt waren, so mußten sie sich ändern, wenn dieses Mischungsverhältnis geändert wird. Nach dieser Auffassung bestanden alle Körper, also auch die Metalle, aus derselben Urmaterie und unterschieden sich nur durch ihren verschiedenen Gehalt an jenen elementaren Qualitäten. So entstand der Gedanke, daß es möglich sein müßte, die Eigenschaften der unedlen Metalle so zu beeinflussen, daß sie die Eigenschaften von Silber oder schließlich von Gold annehmen.

Das Bewußtsein der spekulativen Grundlage ihrer Lehre war wohl der Mehrzahl der Alchemisten verloren gegangen. Vielmehr glaubten sie ihren Ursprung in die älteste Vorzeit verlegen zu müssen. Sie wurde auf ein fabelhaftes Wesen zurückgeführt, das bei den Griechen unter dem Namen Hermes Trismegistos, der dreimal Größte, bekannt war. Von ihm sollten Bücher über die heilige Kunst — d. i. die Alchemie — verfaßt worden sein, ja er galt überhaupt als Urheber aller Künste und Wissenschaften. Die Zahl der von ihm verfaßten Bände wird auf 20 000, ja von einer Seite auf 36 525 angegeben!

Digitized by Google

Nach ihm wurde die Alchemie auch als hermetische Kunst bezeichnet, und noch jetzt erinnert der Ausdruck hermetischer Verschluß an seinen Namen. — Über die Persönlichkeit des Hermes Trismegistos läßt sich Bestimmtes nicht sagen. Die größte Wahrscheinlichkeit hat vielleicht die Annahme, daß er mit einem altägyptischen Gotte Thot oder Theut übereinstimmt, den die Griechen dann mit ihrem Hermes identifizierten.

Aber dem Bestreben der Alchemisten kamen noch andere, mehr tatsächliche Momente zu Hilfe. Die unedlen Metalle, wie Eisen, Kupfer, Blei, kommen meist nicht im freien, „gediegenen" Zustande vor, sondern in Form von „Erzen", aus denen sie erst durch hüttenmännische Operationen abgeschieden werden müssen. Diese Erze haben zum Teil äußerlich ein derartig metallisches Ansehen, daß sie zunächst notwendig für Metalle gehalten werden mußten. Ein Beispiel dafür ist der Bleiglanz, der ganz die graue Farbe und den Glanz des metallischen Bleis zeigt, aber spröde ist und unter dem Hammer in Stücke zerspringt. Er ist eine chemische Verbindung von Blei und Schwefel; entzieht man ihm den Schwefel, so gewinnt man das metallische, dehnbare Blei. Das mußte als eine Veredlung erscheinen. Wenn man aber durch Entfernung von Schwefel den als solchen unbrauchbaren Bleiglanz in das wertvolle Blei verwandeln konnte, so lag der Gedanke nahe, daß es möglich sein würde, durch noch weitere Entschwefelung das unedle Blei in Silber und schließlich in Gold überzuführen. Dazu kam noch der Umstand, daß man aus dem zunächst dargestellten Blei durch Behandlung im Feuer eine kleine Menge Silber und aus diesem durch weitere Behandlung eine noch kleinere Menge Gold gewinnen konnte. Wir wissen jetzt längst, daß diese beiden edlen Metalle im Bleiglanz bereits enthalten waren; für die damalige Zeit aber ist es nur begreiflich, daß man ihre Gewinnung auf eine Umwandlung des Bleis zurückführte und meinte, durch Vervollkommnung der Operationen noch größere Mengen von ihnen erhalten zu können. — Ähnlich ging es mit dem wichtigsten Kupfererz, dem Kupferkies, ein messinggelbes Mineral von starkem Metallglanz, das wie der Bleiglanz kleine Mengen von Gold und Silber enthält. Auch bemerkte man, daß eiserne Gegenstände in Berührung mit Grubenwässern sich verkupfern. Diese Erscheinung deutete man als eine „Transmutation" von Eisen in Kupfer; in Wahrheit war aber das Kupfer in den Grubenwässern bereits enthalten und wurde nur durch das Eisen ausgeschieden.

So entstand ganz naturgemäß der Glaube an die Metallwandlung, vor allem an die Möglichkeit der Gewinnung von Gold aus unedlen Metallen. Ein rätselhafter Stoff, der Stein der Weisen, sollte, selbst in kleinster Menge angewandt, diese Wandlung bewirken. Zugleich schrieb man ihm die Fähigkeit zu, alle Krankheiten zu heilen, das Leben zu verlängern und seinem Besitzer jede Art von irdischer Glückseligkeit zu verschaffen. Dieses Mittel, auch Magisterium, Panacee, Universalmedizin oder Elixier der Weisen genannt, dachte man sich aber nicht als einen wirklichen Stein, vielmehr war seine Natur wie seine Bereitung in mystisches Dunkel gehüllt. Über seine Dar-

Digitized by Google

stellung und Wirksamkeit finden sich die abenteuerlichsten Angaben. Da ist von einem Drachen, einem roten und einem grünen Leuen die Rede, von einem weißen Schwan, einer Lilie, ohne daß man einen sicheren Schlüssel zu diesen rätselhaften Bildern gefunden hätte. So geht es uns auch, wenn wir Faust im Osterspaziergang klagen hören:

„Da ward ein roter Leu, ein kühner Freier,
Im lauen Bad der Lilie vermählt,
Und beide dann mit offnem Flammenfeuer
Aus einem Brautgemach ins andere gequält.

Erschien darauf mit bunten Farben
Die junge Königin im Glas,
Hier war die Arzenei, die Patienten starben,
Und niemand fragte, wer genas!"

Länger als ein Jahrtausend haben sich Legionen von Männern — „Adepten" — in rastloser Arbeit um die Auffindung des Steins der Weisen bemüht. Man hat die Alchemisten oft des Betruges beschuldigt oder sie doch für betrogene Betrüger erklärt, und zweifellos ist dieser Vorwurf in vielen Fällen begründet. Aber es waren unter ihnen zu allen Zeiten echte Forscher, wirkliche Experimentatoren, die eine überwältigende Menge guter Beobachtungen und wahrer chemischer Entdeckungen gemacht und dadurch die Grundlage für die spätere Entwicklung der Alchemie zu der echten chemischen Wissenschaft geschaffen haben.

Für die Metalle benutzten die Alchemisten eigentümliche Zeichen, durch welche diese mit den damals bekannten, als Planeten geltenden Himmelskörpern in Beziehung gesetzt und daher mit deren mythologischen Namen belegt wurden:

Gold: Sol, Sonne ☉ oder ☌; das zweite Zeichen bedeutet die Sonne mit einem von ihr ausfahrenden Strahl.

Silber: Luna, Mond ☾; Quecksilber: Mercurius ☿; die beiden hörnerähnlichen Bögen sollen den Schlangenstab des Merkur bedeuten;

Kupfer: Venus ♀; Zinn: Jupiter ♃; Blei: Saturnius ♄;

Eisen: Mars ♂ oder ♂; das zweite Zeichen bedeutet Schild und Speer.

Dem Umstande, daß die Zahl 7 der damals bekannten Metalle mit der Zahl der „Planeten" übereinstimmte, maß man eine besondere Bedeutung bei. Man glaubte, daß die Metalle sich immer noch neu bilden, und daß die Entstehung eines jeden Metalles durch den Planeten gleichen Namens beeinflußt wird. So glaubte man auch an das Wachsen des Erzes in der Erde; lautet doch noch heute der Segensspruch des Harzer Bergmanns: „Es grüne die Tanne, es wachse das Erz, Gott schenke uns allen ein fröhliches Herz!"

Im übrigen ist die Ausdrucksweise der Alchemisten dunkel und mystisch; auch werden oft mit demselben Worte verschiedene Stoffe bezeichnet, wodurch das Verständnis der alchemistischen Schriften sehr erschwert wird.

Digitized by Google

Die ältesten Zeugnisse alchemistischer Bestrebungen weisen auf Ägypten hin, wo in der alexandrinischen Schule vom 3. Jahrhundert v. Chr. ab sich ein reiches wissenschaftliches Leben entwickelt hatte. Als eine der größten Autoritäten dieser Zeit galt den damaligen und den späteren Alchemisten Zosimos von Panopolis. — Im Jahre 389 n. Chr. wurde durch die Unduldsamkeit der christlichen Patriarchen die alexandrinische Bibliothek verbrannt, und die Eroberung und Zerstörung Alexandriens durch die Araber im Jahre 642 vernichtete vollends die alte ägyptische Kultur. Immerhin erlosch die Pflege der Wissenschaften in Ägypten auch damals nicht ganz. Die Araber traten auch in dieser Hinsicht die Erbschaft der Ägypter an, und von der Mitte des 8. Jahrhunderts ab erfreuten sich die Wissenschaften in allen von ihnen in Besitz genommenen Ländern sorgfältiger Pflege. Spanien wurde ein Hauptsitz arabischer Gelehrsamkeit, die sich von da auf das nordwestliche Europa verbreitete. So weist auch der Name Alchemie auf die Araber, denn die Vorsilbe al ist nichts anderes als der arabische Artikel; sie ist auch in den noch heute gebräuchlichen Worten Alkohol und Alkali enthalten.

Als Berühmtheit ersten Ranges galt bis in unsere Zeit ein arabischer Alchemist Dschafar, im Abendlande Geber genannt. Über sein Leben ist nichts Sicheres bekannt; man setzte ihn früher ins 8. Jahrhundert n. Chr., er scheint aber später, im 9. oder 10. Jahrhundert, gelebt zu haben. Von zahlreichen ihm zugeschriebenen Schriften, welche eine Fülle wichtiger chemischer Beobachtungen enthalten, ergab jedoch die neueste Forschung, daß sie gar nicht von ihm herrühren und in Wahrheit einer viel späteren Zeit angehören. — Von hervorragender Bedeutung für die Geschichte der Chemie im 9. und 10. Jahrhundert ist dagegen das „Buch der pharmakologischen Grundsätze" des persischen Arztes Abu Mansur; für eine etwas spätere Zeit die Schriften des arabischen Arztes Ibn Sina, genannt Avicenna (980—1037).

Von späteren Alchemisten kann ich hier nur kurz die folgenden erwähnen:

Albert v. Bollstädt (1193—1283), bekannt unter dem Namen Albertus Magnus, lehrte als Dominikaner in Hildesheim, Köln, Paris, wurde 1260 Bischof von Regensburg, zog sich aber schon fünf Jahre darauf ins Klosterleben zurück. Er erwähnt zuerst Salpetersäure und Königswasser (letzteres eine Mischung von Salz- und Salpetersäure, welche das Gold, den „König der Metalle" auflöst).

Roger Baco (1214—1284 oder 1292), geboren zu Ilchester in der Grafschaft Somerset, widmete sich gleichfalls dem geistlichen Stande. Wegen der staunenswerten Vielseitigkeit seines Wissens wurde ihm von der Nachwelt der Titel Doctor mirabilis beigelegt. Er galt als Urheber der bewußten experimentellen Forschung — deren Ursprung man freilich nicht an einen Namen allein knüpfen kann. Wegen seiner Ablehnung jeden Autoritätsglaubens wurde er von der Kirche auf das Bitterste gehaßt und verfolgt. Er war ein ausgezeichneter Astronom und machte zuerst auf die Unvollkommenheiten des Julianischen Kalenders aufmerksam. Ferner soll er automatische Kunstwerke verfertigt haben,

Digitized by Google

wegen deren Herstellung er der Mitwirkung des Teufels beschuldigt wurde. Er und Albert Magnus haben zuerst Näheres über das Schießpulver berichtet. Dieses ist also nicht, wie die Fabel ging, von Berthold Schwarz um 1350 erfunden worden und war schon viel länger bekannt; dagegen scheint Schwarz seine Verwendbarkeit für Feuerwaffen entdeckt zu haben.

Arnoldus Villanovanus (1235—1312). Auch er wurde von der Geistlichkeit wegen anstößiger Lehren verfolgt. Besondere Verdienste erwarb er sich um die Anwendung chemischer Präparate in der Medizin; so wandte er verschiedene Quecksilbermittel äußerlich an, namentlich die graue Salbe.

Raymund Lullus soll einer edlen spanischen Familie entsprossen und 1235 geboren sein. Die über sein Leben und Wirken verbreiteten Angaben sind äußerst unsicher, die meisten ihm zugeschriebenen Schriften untergeschoben. Über die Wirksamkeit des Steines der Weisen machte er die abenteuerlichsten Angaben. In seinen späteren Jahren widmete er sich der Bekehrung der Ungläubigen und fand 1315 den Tod durch Steinigung.

Basilius Valentinus soll als Benediktinermönch im 15. Jahrhundert gelebt haben, die ihm zugeschriebenen Werke sind nach neuerer Forschung untergeschoben, sie enthalten aber eine große Menge wertvoller Beobachtungen. Das Bekannteste ist der „Triumphwagen des Antimonii", in dem eine ganze Anzahl von Antimonverbindungen beschrieben ist; manche von ihnen haben bald medizinische und technische Anwendung gefunden.

Unter den den Alchemisten bekannten Stoffen befand sich schon eine beträchtliche Anzahl von Salzen: Pottasche, Soda, Salpeter, Alaun, Kupfer- und Eisenvitriol usw. Als gemeinsames Merkmal der Salze galt ihre Löslichkeit in Wasser, was zur Folge hatte, daß vielfach auch Säuren und Alkalien zu den Salzen gerechnet wurden. Die einzelnen Salze wurden durch Zusätze zu dem Worte sal näher gekennzeichnet, z. B. sal petrae, Salpeter, die aus Pflanzenasche erhaltene Pottasche hieß sal vegetabile usw. — Flüchtige Körper wurden als spiritus, Atem, Hauch, Geist, charakterisiert, so spiritus vini, Weingeist; das auch heute noch gebräuchliche Salmiakgeist ist auf denselben Ursprung zurückzuführen. Es waren das durch Destillation gewonnene flüchtige Stoffe, wobei das Nichtflüchtige als „Phlegma" zurückblieb: „Verflogen ist der Spiritus, das Phlegma ist geblieben." — Die Schwefelsäure erwähnt wohl zuerst Albertus Magnus als spiritus vitrioli Romani; vielfache Anwendung hatte der Salmiak, dessen Name aus sal ammoniacum entstanden ist, und der ursprünglich das Steinsalz der Oase Ammon bedeutete. Von metallischen Präparaten kannte man das salpetersaure Silber — Höllenstein — Quecksilberchlorid — Sublimat —, eine Reihe von Antimonpräparaten und viele andere. Das dem Antimon nahestehende Arsen wurde wegen seiner nur teilweise metallischen Eigenschaften als Bastard der Metalle bezeichnet. — Die Kenntnis organischer Stoffe war noch gering. Der Weingeist wurde als Heilmittel geschätzt und deshalb auch aqua vitae, Lebenswasser, genannt, eine Bezeichnung, die sich auch heute noch als Aquavit

Digitized by Google

und in dem französischen eau de vie erhalten hat. Von organischen Säuren kannte man nur den Essig; der Rohrzucker wurde nur medizinisch verwendet.

Die Wende des Mittelalters und der neueren Zeit brachte, wie in politischer, so in geistiger Hinsicht starke Umwälzungen mit sich. Durch die Aufstellung des kopernikanischen Systems war die Erde und mit ihr die Menschheit aus dem Mittelpunkte der Welt gerückt und dadurch einer vorurteilsfreieren Betrachtung der kosmischen und der irdischen Dinge die Bahn gebrochen. Die Wissenschaft, die früher fast ausschließlich von der Geistlichkeit in scholastischem Sinne betrieben wurde, wanderte aus den Klöstern in die neu begründeten Universitäten. Durch die Erfindung der Buchdruckerkunst wurden die Ergebnisse ihrer Forschung und ihre theoretischen Lehren viel schneller und weiter verbreitet, als es zu den Zeiten möglich war, während deren die Verbreitung nur durch Abschriften bewirkt werden konnte. Dadurch kam ein frischerer Hauch in das geistige Leben, an die Stelle des Autoritätsglaubens trat die selbständige Beobachtung der Dinge und Vorgänge als Mittel des Vordringens zur Wahrheit, es entwickelte sich die bewußt induktive, die experimentelle Naturwissenschaft.

Natürlich trat dieser Umschwung nicht plötzlich ein. So haben sich denn auch die alchemistischen Lehren, vor allem der Glaube an die Metallwandlung, erst ganz allmählich verloren. Von den einen bekämpft, wurde er von anderen ebenso leidenschaftlich verteidigt, und noch im 17. und 18. Jahrhundert hatte er Anhänger; zu ihnen gehörten keine Geringeren als Spinoza und Leibniz. Und Friedrich der Große sagt zwar: „Die Goldmacherei ist eine Art von Krankheit; sie scheint oft durch die Vernunft eine Zeitlang geheilet, aber dann kommt sie unvermutet wieder und wird wirklich epidemisch.“ Dennoch konnte er sich dem Drängen seiner Umgebung nicht entziehen und ließ eine Frau v. Pfuel mit ihren Töchtern ihre angebliche Kunst des Goldmachens unter genauer Aufsicht vorführen. Der Spaß hat ihn weit über 10 000 Taler gekostet, damals eine ungeheure Summe.

Mit dem allmählichen Schwinden der Alchemie änderte sich auch das, was man als Aufgabe der Chemie betrachtete: auf das Zeitalter der Alchemie im engeren Sinne folgte das der Jatrochemie oder der medizinischen Chemie. Der Begründer dieser neuen Richtung, Paracelsus, sprach es geradezu aus: Der wahre Zweck der Chemie ist nicht, Gold zu machen, sondern Arzneien zu bereiten.

Theophrastus Bombastus Paracelsus von Hohenheim wurde 1493 zu Einsiedeln in der Schweiz geboren und von seinem Vater Wilhelm Bombast schon früh in der Heilkunde, Alchemie und Astrologie unterrichtet. Er begann als fahrender Scholast ein abenteuerliches Leben, das ihn in aller Herren Länder führte. 1525 wurde er Professor der Heilkunde und Stadtarzt in Basel, mußte aber schon 1527 infolge eines Zerwürfnisses mit dem Rate der Stadt diese Stelle wieder aufgeben. Nach ruheloſem Umherschweifen im Elsaß, Bayern, Österreich, der Schweiz kam er endlich nach Salzburg, wo er 1541 in den übelsten Umständen verstarb. — Der Charakter des Paracelsus ist ein

Digitized by Google

wunderliches Gemisch von ernstem wissenschaftlichem Streben und prahlerischem, ja schwindelhaftem Wesen. Als Arzt war er edel und hilfsbereit, wie sich in seinem Ausspruche kundgibt: Der höchste Grund der Arznei ist die Liebe. — Hinsichtlich der Vorgänge im menschlichen Körper vertrat Paracelsus wohl als erster die Auffassung, daß sie chemischer Natur seien und daß der Gesundheitszustand von der Zusammensetzung der Organe und Säfte abhänge. Als letzte Bestandteile galten ihm die alchemistischen Elemente Quecksilber, Schwefel und Salz, ihre unrichtige Mischung sollte Krankheit zur Folge haben. Neben den chemischen nahm er aber noch andere Kräfte als wirksam im Organismus an. So glaubte er, daß die Verdauung durch einen von ihm Archäus genannten Geist regiert wird, der im Magen die nahrhaften Bestandteile der Speisen von den nicht nahrhaften und schädlichen scheidet. — Gegen die Krankheiten werden die Heilmittel, arcana, gebraucht, bei ihrer Anwendung ging er mit Kühnheit vor: er scheute sich nicht, starke metallische Gifte wie Höllenstein, Sublimat, Bleizucker, ja selbst Arsenik in den Organismus einzuführen. — Seine Stellung zur Alchemie war voller Widersprüche: bald nennt er die Alchemisten Narren, die leeres Stroh dreschen, bald prahlt er mit Schätzen, die er mit Hilfe der Alchemie dargestellt habe und die des Kaisers und des Papstes Reichtümer zusammen nicht zu bezahlen vermöchten.

Von den Anhängern und Schülern des Paracelsus erwähne ich hier nur die folgenden:

Turquet de Mayerne, geboren 1573 zu Genf, wirkte als angesehener Arzt in Paris, konnte sich aber daselbst nicht halten, weil er das törichte, durch das Pariser Parlament erlassene Verbot der medizinischen Anwendung von Antimonpräparaten nicht befolgte, und ging 1611 als Leibarzt des Königs Jacob I. nach England, wo er 1655 gestorben ist. Er war für seine Zeit ein ausgezeichneter Chemiker, der manche wertvolle Entdeckung machte. So bemerkte er zuerst die Brennbarkeit des aus Schwefelsäure durch Eisen entwickelten Wasserstoffgases.

Johann Baptist van Helmont, nach Paracelsus der berühmteste Name unter den Jatrochemikern. Er wurde 1577 als Sprößling eines vornehmen Brabanter Geschlechtes zu Brüssel geboren, widmete sich anfangs philosophischen und theologischen Studien, ging aber dann zur Heilkunde über und folgte zunächst den Spuren seines Meisters Paracelsus. Er hat sich eifrig mit experimentellen Arbeiten befaßt und viele wichtige Beobachtungen gemacht. Die neuere Kritik wirft ihm freilich vor, er habe viele der von ihm vertretenen Ansichten dem Paracelsus entlehnt, ohne ihn zu nennen, und er sei durchaus nicht so selbständig und klar in seinen Anschauungen gewesen, als man ihm nachrühmte. In jedem Fall war er aber für die Wissenschaft begeistert, wiederholte Berufungen als Leibarzt nach Wien zu gehen, lehnte er ab, um sich ungestört der Erforschung der Natur hinzugeben. Er starb 1644 auf einem seiner Familie gehörenden Landgute bei Brüssel. — Unter den chemischen Arbeiten van Helmonts stehen an erster Stelle die über die Gase. Er erkannte ihren Unterschied von den durch Abkühlung zu verflüssigenden Dämpfen und führte für die wahren

Digitized by Google

Luftarten den Ausdruck „Gase“ ein. Besonders eingehend beschäftigte er sich mit der Kohlensäure, die er gas sylvestre oder gas carbonum nannte. — Das Wesen chemischer Umsetzungen hat er viel schärfer erkannt als seine Vorgänger und Zeitgenossen. So suchte er zu beweisen, daß das beim Einlegen von Eisen in eine Vitriollösung ausfallende Kupfer nicht neu erzeugt wird, daß dabei keine Metallwandlung stattfindet, sondern daß das Kupfer in der Vitriollösung schon vorher enthalten war. Um so mehr ist zu verwundern, daß er ein eifriger Anhänger der Alchemie war. Er glaubte auch an die Existenz eines Universallösungsmittels, des Alkahest, dem er auch bedeutende medizinische Wirkungen zuschrieb. Was sollen wir aber sagen, wenn er allen Ernstes behauptet, daß in einem Gefäß, welches Weizenmehl und ein schmutziges Hemd enthält, Mäuse „erzeugt“ werden! — Über die Vorgänge im menschlichen Körper hatte er ähnliche Ansichten wie Paracelsus, wich aber in manchen Punkten von ihm ab. Die Elemente des Aristoteles verwarf er, weil Aristoteles kein Christ war, und seine Ansicht deshalb kein Vertrauen verdiene.

Franz de le Boë Sylvius, geboren 1614 zu Hanau, gehörte einer edlen holländischen Familie an, lebte als angesehener Arzt, später als berühmter Professor der Heilkunde in Leiden, wo er 1672 gestorben ist. Er kannte den Unterschied des arteriellen und venösen Blutes, und als Ursache der roten Farbe des ersteren die durch die Atmung aufgenommene Luft. Die im menschlichen Körper sich abspielenden Vorgänge, normale wie pathologische, betrachtete er als rein chemische Prozesse. Ebenso die von Paracelsus und van Helmont dem Archäus unterstellte Verdauung, die er richtig auf die Wirkung des Speichels, des Magen-, des Pankreassaftes und der Galle zurückführte. — So waren für ihn auch schon Atmung und Verbrennung durchaus ähnliche Vorgänge.

Otto Tachenius, geboren zu Herford in Westfalen, wandte sich 1644 nach Italien und lebte dann meist in Venedig. Als Arzt hat er viel Unfug mit Geheimmitteln getrieben, zugleich aber als Chemiker Wertvolles geleistet. Er faßte zuerst die Salze scharf als Verbindungen von Säuren und Alkalien auf; auch findet sich bei ihm eine der ersten annähernd richtigen quantitativen Angaben in der Chemie, daß nämlich Blei beim Übergang in Mennige um ein Zehntel seines Gewichtes zunimmt.

Johann Rudolf Glauber, geboren 1604 zu Karlstadt in Franken, lebte lange an den verschiedensten Orten Deutschlands, zuletzt in Holland und starb 1668 in Amsterdam. Er war ein kenntnisreicher, vortrefflicher Beobachter, glaubte aber an die Alchemie, obwohl er selbst nicht sehr tätig an der Auffindung des Steins der Weisen gearbeitet hat. Ebenso glaubte er an den Alkahest und seine Heilkraft. Daneben machte er zahlreiche chemische Entdeckungen. So verbesserte er die Darstellung der Salz- und Salpetersäure und studierte eingehend das nebenbei entstehende schwefelsaure Natrium, dessen medizinische Wirkungen er so hoch einschätzte, daß er ihm den Namen sal mirabile beilegte; noch heute heißt es nach ihm Glaubersalz. — Glauber war wohl auch der erste, der

Digitized by Google

den Begriff der chemischen Verwandtschaft entwickelte, ohne aber diese Bezeichnung zu gebrauchen.

Das waren die Alchemisten, ihre Lehre und ihr Schaffen. Sie jagten einem Wahngebilde nach, aber ihr rastloses Bemühen hat trotzdem zahllose wichtige Tatsachen zutage gefördert. Dahin gehört z. B. noch die Entdeckung des Phosphors durch Brand und Kunkel (1635—1682) und die Nacherfindung des chinesischen Porzellans, die dem Alchemisten Böttger (1685—1719) zugeschrieben wird. — Ähnlich ging es mit einem anderen Problem: dem Suchen nach dem Perpetuum mobile. Auch an dieses haben kluge Männer ihre ganze Geisteskraft gesetzt, nicht wenige haben dabei ihr Vermögen und einige sogar den Verstand verloren. Auch sie verfehlten ihr Ziel, aber aus ihrem Mißerfolge ging einer der größten Fortschritte der physischen Wissenschaften hervor: die Entdeckung des Gesetzes von der Erhaltung der Energie.

Die Phantasie der Alchemisten ging aber schließlich bis zu dem Glauben an die Möglichkeit der künstlichen Erzeugung lebender Wesen. So sprach es um 1600 Quercetanus, der Leibarzt Heinrichs IV. von Frankreich, deutlich aus, daß geschickte Chemiker aus der Asche einer Pflanze die ursprüngliche Pflanze gesund wiederherstellen können, ein Vorgehen, das als Palingenesie bezeichnet wurde. Und vor ihm hat Paracelsus gar die Hervorbringung eines kleinen lebendigen Menschen, Homunkulus auf chemischem Wege behauptet, was Goethe im zweiten Teil des Faust so reizvoll geschildert hat:

„Was man an der Natur Geheimnisvolles pries,
Das wagen wir verständig zu probieren,
Und was sie sonst organisieren hieß,
Das lassen wir kristallisieren."

Schließlich höre ich meine Leser fragen: Hat nicht die neueste Entwicklung der Chemie zu einer Umwälzung unserer Begriffe von den Elementen geführt und gezeigt, daß gewisse Elemente sich in der Tat ineinander umwandeln? Und sollte es da nicht möglich sein, daß der Traum der Alchemisten doch noch einmal zur Wirklichkeit wird? — Es würde den Rahmen dieses Aufsatzes weit überschreiten, wenn ich auf diese Frage hier näher eingehen wollte. Ich muß mich auf die Bemerkung beschränken, daß die radioaktiven Erscheinungen ganz anderer Art sind als alle anderen chemischen Vorgänge; insbesondere entziehen sie sich völlig dem Einfluß unseres Willens, und es ist bisher keinerlei Aussicht, daß dies einmal anders werden könnte. Jedenfalls waren die Alchemisten nicht auf dem Wege zu diesem, uns heute unerreichbaren Ziel.

Digitized by Google

Aus dem Lager der Besiegten

Briefe Franz v. Roggenbachs aus den Herbsttagen der ersten deutschen Einheitsbewegung

Von

Paul Wentzcke

Der Untertitel, den Marie v. Bunsen dem schönen Lebensbild ihres Vaters gab, deckt zugleich den ganzen Kreis derer, denen die Gedanken und Meinungen der Paulskirche bis in die letzten Jahrzehnte des neunzehnten Jahrhunderts hinein immer aufs neue lebendig wurden. Vom Reichsterrorismus, den im August 1848 Fürst Karl Leiningen als erster Präsident eines deutschen Reichsministeriums durchzusetzen strebte, geht in ungebrochener Linie der Weg zum Kampf um die Macht, den Kaiser Friedrichs Regierungsantritt entfesselte, um erst in unseren Tagen in einen neuen Streit um Ausgestaltung der Reichsverfassung einzumünden. Die Gründung der preußischen Fortschrittspartei und die schier endlosen Versuche einer Stärkung des deutschen „Freisinns" bilden nur Einzelglieder in dieser Kette. Besiegt im Parlament und zurückgedrängt von der Größe des preußischen Staatsmannes, der ihnen in Bismarck entgegentrat, scharen sich die Erben des alten Reichsfreiherrn vom Stein immer wieder um das Palladium der Reichsverfassung von 1849, die ihnen allen als schönster und treffendster Ausdruck des Strebens nach deutscher Einheit schlechthin erschien. —

Für jeden, der sich in den Lebensgang und die Schaffensfreudigkeit des ersten deutschen Parlaments versenkt, wird es immer ein wunderbares Bild bleiben, wie sich dabei um den Kern der deutschen Nationalversammlung selbst ein Kreis junger Staatsmänner und Politiker legt, die in praktischer Tätigkeit dem neuen Reiche Beruf und Leben widmen wollen. Den Reichsministern zur Seite treten die Unterstaatssekretäre als parlamentarisch und praktisch zugleich vorbereitete Männer. Im Ministerium des Auswärtigen, das der Hamburger Advokat Heckscher übernahm, tritt uns heute wieder die Gestalt Max v. Gagerns scharf ausgeprägt entgegen. Gustav Mevissen, der ursprünglich für den gleichen Posten ausersehen war, lernt dann im Handelsministerium die ganze Schwere der Verhandlungen im rein parlamentarisch gestützten Großstaat kennen. Fürst Chlodwig Hohenlohe, der in den Sommermonaten 1848 als aufmerksamer Horcher und Zuschauer die Vorgänge in Frankfurt verfolgte, tritt im Herbst unmittelbar in den auswärtigen Dienst der Reichsregierung. Zugleich wird gerade das Ministerium des Auswärtigen einer ganzen Anzahl junger Leute zur hohen Schule der Reichspolitik. Wie einst zum Hofe und in die Kanzlei des alten Reiches drängen sich hier die besten Namen des alten und jungen Adels zur Mitarbeit im Dienste des großen

Digitized by Google

Vaterlandes. Auf der Tribüne der Paulskirche und ebenfalls wieder in den Amtszimmern der Reichsministerien sahen und sprachen sich die Jünglinge, die vor kurzem erst Universität und Elternhaus verlassen hatten und nun neuen Hoffnungen entgegenjauchzten. Insbesondere Josias v. Bunsen, der preußische Gesandte in London, vertrauter Freund Leiningens und Baron Stockmars, sowie Berater König Friedrich Wilhelms IV., den der Reichsverweser selbst eine Zeitlang als Reichsminister des Auswärtigen in Aussicht genommen hatte, wußte eine auserwählte Schar um sich zu sammeln. Sein Sohn Georg, damals vierundzwanzigjährig, sandte seit dem Herbst 1848 vom Mittelpunkt der deutschen Bewegung aus der preußischen Gesandtschaft in London Stimmungsberichte zu. „Etwas in sich gekehrt, keinem seine Meinung aufdrängend," so lautet Georg v. Bunsens späteres Urteil, „dabei aber mitteilsam, so oft jemand sein allzeit eigenartiges, an Überraschungen reiches Gespräch aufsuchte," gesellte sich ihm sehr bald der gleichaltrige Freiherr Franz v. Roggenbach, der kurz vorher in der badischen Heimat die Prüfung als Rechtspraktikant bestanden hatte. Weiter schloß sich an der geistvolle Kurd v. Schlözer, der als preußischer Gesandter beim Vatikan später die besten Überlieferungen des Bunsenschen Hauses in Rom wieder aufnehmen sollte. Ältere Beziehungen zwischen dem gastfreien Heim Bunsens in London und der dortigen Hamburgischen Gesandtschaft führten den wenig jüngeren Herman Sieveking als Privatsekretär des Hamburger Syndikus Dr. Banks in den engsten Kreis der Freunde ein, dessen Mittelpunkt bald Franz v. Roggenbach und Georg v. Bunsen bildeten. Während der erstere schon Ende August 1848 als freiwilliger Sekretär ins Reichsministerium des Auswärtigen eintrat, war es Georg v. Bunsen nur kurze Zeit vergönnt, unmittelbar an der Seite des Freundes sich tätig in die großen Aussichten der Zukunft einzuarbeiten. Nach wenigen Wochen schon sah sich das Ministerium Heinrich v. Gagerns, der selbst den Sohn Josias Bunsens eingeführt hatte, in die Verteidigung gedrängt: mit trüben Aussichten begann das neue Jahr 1849, das dann den Zusammenbruch aller Hoffnungen bringen sollte.

Georg v. Bunsen selbst freilich sah auch damals immer noch in freudiger Erregung einer stolzen Zukunft entgegen. „Das aufstrebende deutsche Reich, für welches ich leben und sterben will," schrieb er im Weihnachtsbrief der fernen Mutter, „ist mein Gebiet; der Mann, in dem vorläufig dieses Deutschland sich verkörpert, ist mein Herr." Roggenbach sowie Sieveking jedoch hingen in denselben Wochen weniger frohen Gedanken nach. Insbesondere den Hamburger, der sich bereits längere Zeit in der Diplomatie versuchte, erfüllten bange Sorgen. „In der Hauptfrage meint der Augsburger Hof," so lautete am Weihnachtstage sein Bericht an Georg v. Bunsen, „Gagern werde unterliegen, dann aber die Unmöglichkeit handgreiflich werden, ein anderes Ministerium zu bilden und die Septemberkrisis mutatis mutandis wieder aufgeführt werden. Nun frage ich aber, wozu dieses Possenspiel? Ist das parla-

Digitized by Google

mentarisch? Und wird denn nicht einmal ein anderer ein Wort mitsprechen als die souveränen Fraktionen?" — „Gott besser's!" Und Roggenbach, der ebenfalls vergebens nach einem „überlegenen Geist" ausspähte, „der die Verfassung neben den Beschlüssen der Versammlung entstehen ließ," schloß sich solcher Stimmung an. „Das Höchste, was diese geleistet hat," schrieb er am gleichen Weihnachtsabend an den wenig älteren Landsmann Julius Jolly, „ist außer der Erfahrung das Zusammenbringen des Materials, das in den Ausschußverhandlungen usw. für künftige Baumeister bereit liegt." Auf Preußen setzt er jetzt seine Hoffnungen und befürwortet aufs wärmste den Anschluß der Kleinstaaten an die einzige deutsche Großmacht, die keines Anhaltes bedürfe.

Eingehende Briefe an Georg v. Bunsen, den er zu einem kurzen Besuch nach London begleitet hatte, schilderten anschaulich die Eindrücke, die Franz v. Roggenbach von den letzten Frankfurter Tagen und von der Entwicklung der neuen Berliner Verhandlungen empfing. Als einziges Zeugnis des regen politischen Briefwechsels, den der junge Georg v. Bunsen in den Herbsttagen der ersten deutschen Volksrevolution nach allen Seiten hin begann, ergänzen sie anschaulich die Persönlichkeitsschilderungen, die Tochter und Freundeshand von Franz v. Roggenbach und von Georg v. Bunsen in liebevoller Teilnahme entwarfen.[1]) In hastiger Eilfertigkeit niedergeschrieben, spiegeln sie in Satzbau und Darstellung so recht den aphoristischen Stil, der auch den Staatsmann und Redner in Franz v. Roggenbach stets auszeichnete. Oft „allzu schwer" fand es selbst ein getreuer älterer Freund, der Staatsrechtler Bluntschli, später, „aus den verschlungenen Perioden, voll von Zwischensätzen und Anspielungen, herauszufinden, was der Redner wollte." Die unendlich vielen Gedankenstriche, die im folgenden Abdruck vielfach sogar als störend getilgt sind, deuten diese sprunghafte Reizbarkeit auch im schriftlichen Ausdruck stark an. Im übrigen ist der Wortlaut der Briefe beibehalten; Familiennachrichten sind ausgefallen.

Franz von Roggenbach an Georg v. Bunsen

Frankfurt, 24. April 1849.

Nachdem ich gestern Nachmittag wegen der verzögerten Ankunft des Dampfschiffes in Ostende etwas verspätet hier eingetroffen bin, eile ich Ihnen das Wenige mitzutheilen, was ich über den Stand der Deutschen Frage habe

---

[1]) Die hier abgedruckten Auszüge entstammen sämtlich dem Bunsenschen Familienarchiv, für dessen Erschließung ich auch an dieser Stelle wärmstens zu danken habe. Zur Erläuterung dieser insbesondere: Marie v. Bunsen, Georg v. Bunsen, Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten. Berlin 1900; und Karl Sammer, Zur Erinnerung an Franz v. Roggenbach. Wiesbaden 1909. Für die Beurteilung der politischen Lage im Jahre 1849 ist grundlegend: Fr. Meinecke, Radowitz und die deutsche Revolution. Berlin 1919.

Digitized by Google

in Erfahrung bringen können. Den Kern dieses wenigen bildet die Berufung des Herrn von Radowitz nach Berlin und die Demission von Camphausen.[1])

Letzterer hatte bekanntlich nach vollzogener Wahl und vor dem Abgange der Deputation nach Berlin einen vollständigen Plan nach Berlin geschickt, über den Weg, welchen das Ministerium in der Deutschen Frage zu gehen hätte. Dadurch sollte nicht nur die Vereinbarung mit den D(eutschen) Regierungen über die Annahme der Oberhauptswürde, sondern vor allem auch Modificationen der Verfassung erreicht werden. Was man für zu gefährlich hielt im Munde des Candidaten der Kaiserkrone, sollte durch die Collectiverklärung der Regierungen bewirkt werden. Ein mit diesen Vorschlägen harmonirender Entwurf der Antwort des Königs an die Deputation ward gleichfalls nach Berlin geschickt und war daselbst im Ministerrathe auch angenommen worden. Bis dahin versprach alles in Camphausen's Sinne zu verlaufen. Er selbst war nach Berlin gerufen worden, um seine Ansichten mündlich vertreten zu können; man durfte hoffen, daß eine befriedigende Lösung erfolgen werde trotz der Antwort des Königs, welche derselbe, wie Sie wissen werden, erst in der Nacht vor dem Empfang bei einem Besuche bei Graf B(randenburg) demselben aufgeschwazt hatte, und welche er gegen den Willen der ihre Entlassung verlangenden Minister durch die Drohung aufrecht erhielt, er würde bei einer andern Fassung abdanken. Diesen Stand der Frage veränderte auf einmal die inzwischen erklärte **unbedingte** Annahme der Verfassung seitens der 28 Regierungen. Die Hoffnung, Modificationen durch die letztern durchzusetzen, verschwand. Camphausen war sehr unzufrieden über diese Störung seiner Berechnungen; er hielt bei seiner Rückkunft nach Frankfurt Conferenzen mit den Bevollmächtigten, und verwies ihnen geradezu dieses voreilige Aufgeben einer guten Stellung. Es galt dieselbe wieder zu gewinnen. Camphausen schrieb nach Berlin, man möge jede Erklärung in der Deutschen Frage vermeiden, und suchte selbst in seinem Schreiben vom 19ten April die volle Freiheit des Handelns dadurch zu retten, daß er die Zustimmung der einzeln Regierungen, als unter dem Vorbehalte des Beitritts der andern Regierungen geschehen darstellte. Er wollte daher diese voraussichtlich ablehnenden Erklärungen der Königreiche abwarten und dann mit einer neuen Collectiverklärung der 28 Regierungen u(nd) Preußens die Annahme der Verfassung u(nd) der Oberhauptswürde, mit Ausnahme des suspensiven Veto, hervortreten.

Da erfolgte die Erklärung des Grafen Brandenburg in der Sitzung der 2ten Kammer in Berlin. — Man nahm die Unmöglichkeit der Entfernung einzelner Bestimmungen aus der Verfassung als gewiß an und hatte es daher offen ausgesprochen, daß man ohne materielle Änderung der Verfassung dieselbe nicht annehmen werde.

---

[1]) Vgl. dazu wie für das Folgende Fr. Meinecke, Josef von Radowitz und die deutsche Revolution — und E. Brandenberg, Die Reichsgründung.

Digitized by Google

Camphausen, der fortwährend die freundlichsten Versicherungen von Berlin aus empfing, war über diesen neuen faux-pas wie vernichtet; er forderte augenblicklich durch den Telegraphen seine Entlassung, sich bitter beschwerend, daß ihm das Werk von neun Monaten, die Frucht aller Bemühungen mit tölpischer Hast zerstört worden wäre. In Berlin, wo man seit lange vor lauter Berechnung den Verstand verloren, war das Ministerium höchlich erstaunt über diesen unerwarteten Entschluß — man telegraphirte gutmüthig zurück, daß man geglaubt habe, ganz in Camphausen's Sinne gehandelt zu haben, und beschwor den erzürnten Staatsmann seine Entlassung zurückzunehmen. Das Weinen war den Herren näher als das Lachen. Die armen Kinder hatten nicht geahnt, daß der gläserne Bau so zerbrechlich wäre; grade so wenig, als Camphausen dem Sprichwort gefolgt war, daß allzu spitz nicht sticht.

Was war zu thun. Man merkte auf einmal an der Spree, daß eine bedingte Annahme, die anfangs ganz gefahrlos gewesen wäre, bei gesteigerter Spannung gleichbedeutend mit einer Ablehnung sey. Diese wollte man aber keineswegs; stammte doch die ganze Sprödigkeit gegen die Annahme nur zur kleinern Hälfte aus Charakterlosigkeit, zu der größten aber aus dem sichern Glauben, daß die Hegemonie in Deutschland Preußen nie und nimmer, auch nur für Augenblicke entgehen könne: — Diesem Gefühle der stillen Schuld und der gleichzeitigen Niederlage in der 2ten Kammer glaubte das Ministerium weichen zu müssen. —

Radowitz wurde verschrieben. Er kam zu Camphausen, um sich über den Stand der Sache zu informiren, vor seiner Abreise und wurde daselbst gefragt, ob er berufen wäre, die Stelle des Bevollmächtigten zu übernehmen. Nein, war die Antwort, zur Bildung eines Ministeriums. Aber, wie die Sachen stehen, kann ich dem Könige nur noch zur unbedingten Annahme der Verfassung rathen. Dasselbe sagte er auch Gagern und dem „grundrechtlichen" Beseler.[1])

Unterdessen beginnt die Bewegung in den Massen; in Würtemberg kann es täglich zu Ereignissen kommen, welche Preußen die Annahme noch schwerer machen. — Der König hat sich nach Ulm zurückgezogen. Die Revolution klopft allerorten an die Thüre. Eine Annahme der Verfassung in Berlin ist heute eine Capitulation mit der Demokratie, denn diese wird in den nächsten Wahlen eine entscheidende Majorität erhalten, was bei unumwundener Annahme vom ersten Augenblick an nie der Fall gewesen wäre. Man muß auf alle Bedingungen eingehen — selbst Radowitz räth dazu. Nur eines bleibt noch übrig: die entschiedenste Reaktion. Das grade ist das unselige der Constellation, daß gegenseitig Nationalversammlung und Regenten sich so in die Extreme trieben, daß eine Vermittlung nicht mehr möglich ist. Und fehlt es der Re-

[1]) Georg Beseler, der sich durch die Ausarbeitung der Grundrechte der Reichsverfassung besonders verdient gemacht hatte.

Digitized by Google

volution an Kraft, so fehlt es der Reaktion ihrerseits an Charakteren, welche sie durchführen könnten. Radowitz selbst wird, wie man sagt, keinenfalls selbst das Ministerium übernehmen. — Bleibt er seinen hiesigen Worten treu, so wird ein Ministerium Vinke die unbedingte Annahme d(er) Verfassung aussprechen. Schreckt das allerdings erschreckliche Bild der Allirten, welche man in den Kauf nehmen muß, so kann ein stockpreußisches Ministerium im Bunde mit dem Ministerium Linden in Stuttgart und von d(er) Pfordten in München den Versuch machen, Deutschland nach seiner Weise zu organisiren. — Der erste Akt wäre dann aus. Die nächsten Tage bringen die Entscheidung. —

Bekerath [1]) ist im Auftrage des Ministeriums nach Berlin, um die Bedenken gegen die Annahme zu beschwichtigen. Er rühmt vor allem die entschiedene Partheistellung, welche Prinz u(nd) Prinzessin v(on) Preußen in d(er) deutschen Frage eingenommen. — Den König fand er in Hinsicht auf die materiellen Bestimmungen d(er) Verfassungen weniger bedenklich als das Ministerium, bei welchen ihn vor allem die totale Unkenntnis mit der Sachlage in Frankfurt überrascht haben soll. — Es rächt sich, daß Camphausen bei seiner Berichterstattung immer mehr die Durchsetzung seiner Idee über die Art u(nd) Weise des Zustandekommens der deutschen Verfassung berücksichtigt, als das Gelingen überhaupt. — Entscheidenden Einfluß hat Bekerath natürlich nicht, seine Anwesenheit ist immerhin sehr nützlich, um so mehr, als die Reichsfinanzen diesselbe hier nicht so dringend erfordern. — An der Zustimmung Sachsens u(nd) Hanovers wird nicht gezweifelt. Von Bayern weiß man entschieden, daß es ganz auf österreichische Seite getreten. Man spricht sogar, daß es sich zur Besetzung einzelner Theile d(es) Kaiserstaats verpflichtet, um einen Theil der oestreichischen Armee disponibel zu machen. — Es soll dadurch die russische Hülfleistung vermieden werden.

Auffallend war mir bei meiner Rückkehr die Mattigkeit, mit welcher man hier alle Geschäfte treibt. Man sieht dem ganzen Geschlechte, das die letzten Monate durchgerungen hat, die Ermüdung an. Die wichtigsten Augenblicke, wo alles zu retten wäre, finden gleichgültige Unthätigkeit. So verlaufen Ströme im Sande. —

Man hört kaum noch einen andern Ausspruch als: die Deutsche Sache kann nicht untergehen; sie wird einmal siegen. Niemand ruft mit frischem Muthe: Heute, jetzt, muß das große Werk gelingen. — Weil aber für jetzt die junge Kraft erstorben ist, deshalb hoffen sie auf einstens. Adieu. Nächstens Mehr. Nochmals meinen besten Dank für alle Mühen, welche sie sich gegeben, als ein barbarus nach Athen gekommen war. — Wiederholen Sie ihn Ihren verehrten Eltern mit meinen Empfehlungen. An Sieveking viele Grüße. —

*

[1]) Hermann v. Beckerath, damals Reichsfinanzminister.

Digitized by Google

(Frankfurt a. M., 28. April 1849)

Lieber Freund!

Was soll ich Ihnen über unsere Lage schreiben? Nehmen sie die Erbärmlichkeit der trostlosensten Menschen aller Zeiten zusammen, potenziren Sie dieselbe hundertfach und führen Sie dieses Produkt dann handelnd ein, so haben Sie einen Maßstab dessen, was in Deutschland vorgeht. Nationalversammlung und Regierungen, Bevollmächtigte und Nation sind alle gleich. Sie stürzen sich um die Wette in unmögliche Stellungen, ohne es zu ahnen und finden keinen Muth und keinen Entschluß zu rettenden Thaten. Deshalb werden sie schmachvoll untergehen, wie sie es verdienen, nam quos deus perdere vult dementat. — Auf dem glücklichen Standpunkt der Selbstvernichtung sind nun Nationalversammlung und Centralgewalt bereits angekommen. — Die Regierungen waren schon vorher hoffnungslos. Die kleinern büßen mit den Großen für Sünden, welche letztere freilich allein gethan, die sie aber nur aus Ohnmacht und Schwäche unterlassen. —

Demnach kann man mit einigem Sarkasmus mit vollem Recht behaupten, daß die deutsche Sache nie besser gestanden hat, als heute. — Ist doch die Furcht vor zukünftigen chaotischen Zuständen der Gewißheit des Chaos gewichen, aus dem ein junges Leben geboren werden kann. — Mit allen Versuchen, aus verhärteten undehnbaren Zuständen ohne gewaltsamen Riß nach einem ganz neuen Organismus überzugehen, war es von Anfang an eine mißliche Sache. Die Absicht war gut, grade so gut, als der Zweifel der Reichszweifeler. — Es fehlte bei allen Projekten und Berechnungen nur das Gelingen. — Jetzt können die Leute, welche freilich noch weniger Recht dazu haben, über den Ausgang der großen Bewegung zu spotten, wieder über doktrinäre Weisheit witzeln. — Weil dies nicht ausbleiben wird, werden nun weniger doktrinäre Hände im 2ten Akt der Tragödie thätig sein. Eine neue Agitation, die mit langsamen Fühlen den innersten Kern der Nation der Idee nationaler Einheit zuführt, wird das Streben krönen, welches für jetzt nicht belohnt wird, weil die Frucht noch nicht reif war und die Märzbewegung die Nation mehr von einem großem Verlangen nach politischer Freiheit erfüllt als zur Durchführung eines einheitlichen Staates vorbereitet fand. Jede Bemühung durch nachträgliches Ringen zu verwirklichen, was durchaus im ersten Schwunge gewonnen werden mußte, mußte scheitern. —

Daß aber im vorigen März kein einiges formulirtes Petitum fertig war, ist grade der Beweis der Verfrühung der versuchten Reconstitution Deutschlands. Darum lege man frisch die Samenkörner in das Herz der Nation und erwarte dann ihr Aufblühn bei dem ersten neuen Sturmhauch, der vielleicht früher, als man an der Spree glaubt, über Europa hinwehen wird. Ist auch das Bedürfnis der Einheit überall vorhanden, so muß das Bewußtsein der Opfer, die ihre Realisation fordert, noch zur Klarheit kommen, es muß die Idee der Entsagung jeder Sonderexistenz populär gemacht werden, bei allen

Digitized by Google

u(nd) aller Orten. Das war sie bis jetzt nie, am wenigsten dort, wo es am nothwendigsten war.

Bei der ganzen Betrachtung setze ich voraus, daß Sie wissen, daß in Berlin ein der deutschen Idee entschieden feindseliger Standpunkt eingenommen wurde, daß in Folge dessen eine Reaktion bis zum Absolutismus hin nothwendig geworden ist und die Abberufung der hiesigen preußischen Abgeordneten stündlich erwartet wird. Dadurch werden alle königl. Staaten, welche nicht, wie Würtemberg, schon vorher sagten, daß eine gezwungene Annahme der Reichsverfassung nicht bindend für sie sey, oder welche nicht wie Hanover in stillem Einverständnis mit Berlin gleichzeitig die Maske abwarfen, gleichfalls zur Reaktion getrieben. In Bayern u(nd) Sachsen sind wahrscheinlich jetzt die Kammern schon aufgelöst, an beiden Orten wird man nicht wagen, sie sobald wieder zu berufen. Dasselbe gilt von Preußen, von welchem gutunterrichtete zweifeln, ob es Regierung ohne Kammern oder Octroyrung eines Wahlgesetzes wählen wird. Das letztere hieße gradezu in dem Census eine Prämie auf Verbreitung der deutschen Idee bis in die höchsten Schichten setzen.

Die hiesige Versammlung wird nothwendig zu extremen Beschlüssen getrieben und verliert dadurch den Nimbus, den ihr der Makel eines Rumpfparlamentes noch läßt, für die vernichtenden Griffe der Regierungen vollends. Alle Sympathien der kleinen Regierungen, alle Bewegungen in den kleinen Staaten sind hoffnungslos, so lange in den größern kein Echo laut wird und kann nur dazu dienen, praktisch den Mediatisirungsvorschlag Oestreichs zu beschleunigen. Man spricht von Herrn von Canitz, als Bevollmächtigten an Camphausens Stelle, der morgen auf das Land geht. Der Reichsverweser hat sich seinerseits geweigert zur Ausführung des Beschlusses d(er) Nationalversammlung mitzuwirken und das Minist(eriu)m hat darauf seine Entlassung neuerdings genommen. Erst als er die Nachricht hatte, daß die beabsichtigte Sendung von Bevollmächtigten an die Höfe, deren Erklärung rückständig war, bei dem Umschlag der Stimmung ohne andere Wirkung als neuer Beschämung der Centralgewalt bleiben würde, bewilligte er die Sendung Bassermanns nach Berlin, Matthy's nach München, Seebeck's nach Hanover und Wydenbrugks nach Dresden.[1]) — Daraufhin bleibt das Ministerium vorerst.

Radowitz soll in Berlin von der Bevölkerung sehr übel empfangen worden sein; dem ungeachtet halte man seinen Eintritt ins Ministerium für möglich. — Mir scheint er grade so unwahrscheinlich, als ich die Illusionen nicht theilen konnte, die man sich von seinem Wirken für die deutsche Sache machte. Diese war schon lange nicht zu retten ohne Thronwechsel, und damit gräbt grade er sich sein eignes Grab.

Ringsum beginnen Volksversammlungen von neuem und bis in die gemäßigten Kreise der Abgeordneten ist die Erbitterung aufs höchste gestiegen. — Alles dies trägt vorerst nur zur Verstärkung der Reaktion bei.

---

[1]) Die letzte Sendung von „Reichskommissären".

Digitized by Google

Ueber den Stand der schleswig-holstein'schen Sache giebt Ihnen der anliegende Erlaß Auskunft. Ich wühle stark im Sinne der Londoner Beschlüsse. Bei der angebornen Abneigung, die man hat, aus dem gewohnten, angenommenen Gedankengange heraus zu gehen, will es viel sagen, daß nicht nur die Friedensbase jetzt schon entwurzelt, sondern die Idee einer Separatverh(an)dlung d(er) Herzogthümer schon Anhänger erlangt hat. Namentlich scheint mir die Bekehrung des Herrn Franke[1]) Fortschritte zu machen. Er war anfangs einem Plane, der ihn nöthigte, aus der zuwartenden Stellung hervorzukommen, nicht gewogen. Wenn Deutschland in einigen Tagen noch ein Wort in der Sache sprechen kann, wird Deutschland in dieser Frage den richtigen Standpunkt einnehmen.

Ich rüste mich zum Rückzug. Nur für den Fall, daß das Chaos allgemein wird und die Bewegung für die Charte von 1849 so allgemein würde, daß es darauf ankäme, an Ort und Stelle die Entwicklung zu verfolgen, würde ich bleiben. Sonst auf einige Zeit ein otium cum dignitate. —

An der Nachricht, daß in München Unruhen ausgebrochen seyen, könnte nur in so fern etwas wahres sein, als der 1te Mai, der Tag der jährlichen Festsetzung der Biertaxe, nicht mehr fern ist. Näheres weiß man nicht.

Nach allen diesen unerfreulichen Nachrichten noch die eine tröstliche Versicherung, daß auch heute noch eine Chance für einen glücklichen Ausgang ist. Und diese Hoffnung muß ich gleich wieder verderben; indem ich einfüge (?), daß für den letzten Weg, wie für den ersten, Männer von festem Muthe u Entschlusse erforderlich sind. — Jetzt machen Sie die Wahrscheinlichkeitsrechnung. — Eichmann[2]) glaubt, er hätte als preußischer Beamter die moralische Verpflichtung seine Regierung zu vertheidigen. Der Ärmste hat viel zu thun. Adieu. — Meine Empfehlungen Ihrem Herrn Vater und viele Grüße an Sieveking.

Ihr treuer

Roggenbach.

Frkf. 28. 4 Uhr Nachmittags.

Eben höre ich eine Condukteur Nachricht: daß Nymphenburg von Münchner Bürger belagert werde und mit Backsteinen übel zugerichtet sey. Der König weiß nicht wie ihm geschieht. Sie wissen übrigens, in Betreff der Authenticität der Nachricht, daß alle bayr. Condukteure der Regel nach betrunken sind.

(Frankfurt a. M., 3. Mai 1849)

Lieber Freund!

Unsere Zustände sind viel besser geworden. Wir sind befreit von den Gefahren, in einem Sumpfe trüber Verwicklungen unterzugehen, und hat sich auch als eine falsche Insul offenbart, was man seit 12 Monaten für festes Land

---

[1]) Vertreter der Herzogtümer Schleswig-Holstein.

[2]) Sohn des Oberpräsidenten der preußischen Rheinprovinz, der sich ebenfalls zum Kreise der jungen Reichsdiplomaten hielt.

Digitized by Google

gehalten, so schwimmen wir heute auf klarem hellen Wasser fest und sicher mit allen Hoffnungen an die einzige Küste, die noch bleibt. — Diese Periode voll unbegreiflicher Täuschungen mußte überwunden werden. Jeder Versuch, das Scheinleben der hiesigen Versammlung noch zu fristen, ist vom Übel. Jede Hoffnung, auf irgendeinem Wege, sey es durch Druck der Massen oder durch Verhandlungen ein befriedigendes Resultat zu erreichen, kann nur zu Entschlüssen und Maßregeln (dahin) führen, welche entweder die Reaktion verstärken, oder das einzige, was die Nation bei ihrer Bewegung vorerst gewonnen hat, ihre Fahne, besudeln. Zu solchen unseligen Maßregeln, welche nur in der fanatisirenden Frankfurter Luft und in den Köpfen so eitler Menschen, wie die Führer der Erbkaiserlichen Parthey sind, reifen können, rechne ich vor allem den Plan, der in der Oberpostamtszeitung vom 3ten u(nd) in d(er) Deutschen[1]) vom vierten durch eine ministerielle und eine parlamentarische Feder empholen wird. Dreißiger Ausschuß u(nd) Weidenbusch, Gagern u(nd) seine Parthey denken darnach ganz ernstlich, mit den 28 Regierungen, ohne Preußen und selbst gegen Preußen, ein Deutschland aufzurichten, das, gehorsam der Verfassung, den Kern des künftigen Einheitsstaates abgeben soll. Statt einer einfachen Erklärung der Nationalversammlung, die beschlossene Verfassung sey „Recht der deutschen Nation", sie sehe sich außer Stand dieselbe weiter durchzuführen und betrachte ihre Aufgabe als beendigt, indem sie es der Kraft und dem Willen des Volkes überlassen müsse, diesselbe ins Leben zu sezen, beharrt man steif und fest darauf durch verlängertes zweckloses Zusammenbleiben sich selbst zu discreditiren. Als ob je Preußen jetzt noch durch leere Drohungen gezwungen werden könnte oder auch der schwächste der Einzelstaaten dem Rufe der Nationalversammlung, neue Wahlen auszuschreiben oder in den deutschen Sonderbund einzutreten, folgen wird, wo er selbst in seinem eignen Lande, von democratischen Bewegungen bedroht, zu preußischer Hülfe flüchten muß. — Wäre aber der ganze Plan überhaupt durchführbar, so hätte man damit nicht den Kern zur Einheit aber zur perpetuirten Zerrissenheit gelegt; man würde in Preußen einen preußischen Particularismus großziehen, der nur im glücklichsten Falle, dann freilich mit dem größten Rechte, eine deutsche Färbung behielte. In Deutschland kann keine Gestaltung gedeihen, welche auf einer umgetauften Rheinbundsidee ruht, und doch ist man, um seine eigne Existenz, die man als sehr wichtig ansieht, auf Kosten der Sache, die man vorgesehen hat, zu erhalten, im Begriffe, eine solche ins Leben zu rufen. — Statt den Muth zu haben, eine Zeitlang einen leeren Raum vor sich zu haben, an dessen Ausfüllung durch Vereinbarung die redlichsten Bemühungen der Mächte Deutschlands immer scheitern werden; statt von einer neuen unvermeidlichen Revolution die spielende Realisation der Einheitsidee, freilich vielleicht auf den Trümmern von 38 Thronen zu erwarten, verdirbt man die ganze Gunst der Stellung mit den hoffnungslosesten Halb-

[1]) Der „Deutschen Zeitung".

Digitized by Google

heiten. Der beste Trost ist, daß dieselben schmachvoll untergehen werden wie die ganze dünkelhafte Parthey, und daß der unabänderliche Lauf der Entwicklung unserer Geschichte davon wird nicht gehemmt werden, — daß die Ereignisse sich dergestalt fügten, daß, nachdem eine Formel geschaffen, für welche die Masse sich fanatisiren läßt, der nächste Schritt uns an das ersehnte Ziel führen wird, ist ein großer Fortschritt, und man kann heitern Muthes der Zukunft entgegen sehen. Was dazwischen vorgeht, hat mehr das Interesse einer Curiosität. Dahin gehört eine heute eingetroffene preußische Note an alle deutsche Regierungen, worin dieselben zu Ausarbeitung eines neuen Verfassungsentwurfes auf weniger destruktiver Grundlage aufgefordert werden. Derselbe soll der gegenwärtigen und für den Fall, daß solche in ihrer feindseligen Stimmung beharren sollte, einer andern, auf irgendeine Weise zu bildenden Vers(amm)l(un)g vorgelegt werden. Auf alle Fälle wird der Regierung die durch ihren Widerstand gegen die Nationalv(er)s(amm)l(un)g in eine gefährdete Stellung geriethe, die Unterstützung durch preußische Truppen zugesagt. — Über die Note wundert sich bereits niemand mehr, man findet ein Fortschreiten bis zum äußersten Absolutismus als mit Nothwendigkeit in dem betretenen Weg begründet. Die Aufregung in hiesiger Stadt ist so unbedeutend, daß man letzterer kaum die Ehre anthun kann zu sagen, daß sie überhaupt existiere. Ähnlich ist es weit und breit. Obschon die enttäuschten Politiker im Zorn Gottes dergleichen thun, als ob sie alle auf Barrikaden sterben wollten, so wird es sicherlich in ganz Deutschland kaum so viel Pulver brauchen, die Cohorten der Unitarier zu zerstäuben, als dieselben bei ihren verschiedenen Festen zur Feier der deutschen Einheit verpufft haben. Doch errare humanum est. Der Nation, die aus vielen erdigen Theilen wie alle arme Menschenkinder besteht, kann man ihre Ermüdung nicht verargen. Aber kommen wird der Tag ...

Sollten die Vorschläge der Konferenz bei Gagern, denn dort entstanden sie, wirklich angenommen werden von der Nationalversammlung, und wollte das Ministerium ihre Ausführung übernehmen, so wäre ein Austritt einzelner Mitglieder desselben, vor allem des Herrn v. Peuker[1]) unvermeidlich. Ich werde die gute Gelegenheit eines halben Eisganges wahrnehmen und mein Schicksal auf mein eigen Fahrzeug überladen. Eine ruhige Zeit, zu Studium und Meditation geeignet, ist mir ohnedies dringendes Bedürfniß. Die Erfahrungen und Beobachtungen, die man in so reichem Maße in der stürmischen Zeit machen konnte, wo es sich wieder zeigte, welche Eigenschaften den politischen Charakter ausmachen, wollen verarbeitet sein. Dazu kommt, daß ich der Fährte folgen muß, die mir zu Erkenntniß dessen zu führen scheint, was in der Politik den Ausschlag giebt.

Quod longum est, — .

*

[1]) Des Reichskriegsministers.

Digitized by Google

In der schleswig holst. Sache hat die deutsche Frage die ganze Sachlage geändert. Von allen trifft der Schlag, der die deutschen Hoffnungen traf, die Herzogthümer am härtesten. Herr Franke hat, wahrscheinlich im Vorgefühle dieser Gefahr, im Nahmen der Statthalterschaft den förmlichen Antrag auf direkte Theilnahme der Herzogthümer an den Friedensverh(an)dlungen gestellt. Das Ministerium, das von heute Morgen ½9 Uhr — Abends 8 Uhr in Conseil versammelt war und Verzweiflungssitzungen hält, hat jede Spannkraft für diese Frage mit dem Bewußtsein, daß alle Macht entschwunden ist, verloren.[1])

Komme ich nur hier los, so muß ich weg aus Deutschland auf einige Zeit, weit weg. Victrix causa Diis plocuit, sed victa Catoni. — Ich will die Hoffnung nicht aufgeben, sie bald wiederzusehen, aber wahrlich der Wille ist auch alles, der mir sie erhalten kann. Somit auf baldiges Wiedersehen. Leben Sie wohl. (Fortsetzung folgt)

Über die Bedeutung der Pilze für die Volksernährung und die „restlose Erfassung" der Pilzschätze unserer Heimat

Von

Geheimrat Professor Dr. Ludwig Klein (Karlsruhe)

Die Nahrungsmittelknappheit der Kriegszeit und eine lebhafte Propaganda- und Aufklärungstätigkeit durch populäre Schriften, Pilzausstellungen und Pilzwanderungen, Lichtbildervorträge, Pilzauskunftstellen usw. haben das Interesse für eßbare Pilze in allen Kreisen unserer Bevölkerung ganz gewaltig gesteigert. Da es sich hier um einen „Kriegsersatz" handelte, der ausnahmsweise einmal etwas taugte, hatte die plötzlich einsetzende Pilzbegeisterung freilich auch zur Folge, daß der Nährwert der Pilze und die Bedeutung dieses Nahrungsmittelzuschusses für die Bevölkerung Deutschlands vielfach überschätzt wurde. Die „restlose Erfassung" unserer Pilzschätze für menschliche wie tierische Ernährung wurde ein beliebtes, wenn auch meist ziemlich gedankenlos ausgesprochenes Schlagwort, ein außerordentlich gutgemeinter, aber leider undurchführbarer frommer Wunsch, so einleuchtend er auch bei oberflächlicher Betrachtung zunächst erscheinen mag. Volkswirtschaftliche Fragen großen Stils müssen eben nüchtern und kritisch behandelt werden, auch von Idealisten und — Phantasten.

Die Massen- wie die Wertberechnungen der in Deutschland wachsenden genießbaren Pilze haben begreiflicherweise als Gewichts- wie als Wert-

[1]) Hier und an anderer Stelle sind Mitteilungen mehr persönlicher Art, soweit sie nicht den Charakter des Briefwechsels selbst kennzeichnen, übergangen.

Digitized by Google

zahlen etwas Verblüffendes und es ist für den Vaterlandsfreund ein sehr schmerzlicher Gedanke, wenn er konstatieren muß, daß von diesen Riesenmengen schätzungsweise vielleicht nur 5—10 Prozent wirklich genutzt werden, während alles andere „nutzlos" im Walde verfault.

Die Berechnungen selbst dürften aber zumeist eine recht bedenkliche statistische Leistung sein, beinahe eine Illustration zu der alten scherzhaften Steigerung: Es gibt drei Arten von Lügen: 1. die Notlüge, 2. die hundsgemeine Lüge, 3. die Statistik. Bei einer solchen Berechnung kann man z. B. folgendermaßen verfahren und von der Tatsache ausgehen, daß nach einer von Professor Dr. Giesenhagen in München aufgestellten Statistik, für die übrigens vorstehendes Werturteil nicht gilt, im Jahre 1902 auf dem dortigen Wochenmarkte etwas über 8000 Zentner (genau 8348) Speisepilze verkauft wurden, die bei einem damaligen durchschnittlichen Verkaufspreise von 30 Pfennig pro Pfund rund 250 000 Mark einbrachten. Das stimmt. Dazu darf man wohl schätzungsweise eine gleich große Menge rechnen, die ihren Weg nicht über den Wochenmarkt nahm, sondern von privaten Sammlern des schwammerlnfreudigen München zu eigenem Verbrauche direkt eingeheimst wurde. So kommen wir auf rund 16 000 Zentner und 500 000 Mark für diese einzige Stadt. München hatte damals etwa 650 000 Einwohner, gleich rund $^1/_{100}$ der damaligen Einwohnerzahl des Deutschen Reiches. Für ganz Deutschland würden wir somit die hundertfache Menge = 1 Million 600 000 Zentner Speisepilze im Werte von 50 Millionen Mark annehmen müssen. Mittlerweile sind, wie bei anderen Nahrungsmitteln, auch die Preise für Pilze um etwa das Zehnfache gestiegen, macht also 500 Millionen Mark. Nun steht es aber außer allem Zweifel, daß auch in der Umgebung Münchens, namentlich in der weiteren Umgebung, trotz intensiver Sammeltätigkeit immer noch eine Menge eßbarer Pilze ungenutzt im Walde verderben, weil sie entweder überhaupt nicht oder erst in verdorbenem Zustande gefunden werden, was besonders bei länger andauerndem Regenwetter wie an schwer zugänglichen Plätzen der Fall ist, oder weil diese Pilze den Sammlern als eßbar nicht bekannt sind usw., weil Pilze für Tierfütterung damals noch kaum in Frage kamen, eine Menge, die man wohl unbedenklich als mindestens ebenso groß annehmen kann wie die wirklich verwertete, so daß wir bei Berücksichtigung auch dieser Mengen auf reichlich 3 Millionen Zentner im Werte von rund 1 Milliarde Mark heutigen Wertes kämen. So wären wir denn glücklich bei dieser jetzt so viel genannten Zahl angelangt. Wenn es auch nur Papiermark sind, so ist es doch einleuchtend, daß man wirklich das Recht hat, von Pilzschätzen zu reden und daß es wohl der Mühe wert sein dürfte, diese Schätze auch restlos zu heben bzw. eine Hebung zu versuchen.

Da die Pilze früher, wenige Gegenden ausgenommen, in denen sie von jeher wirkliches Volksnahrungsmittel waren, in nennenswerten Mengen nur in größeren Städten verkauft und verzehrt wurden — jetzt ist es ja erheblich besser geworden —, da in großen Landstrichen die Bevölkerung fast durchweg

Digitized by Google

dem Pilzgenuß ablehnend gegenüberstand, wie das auch heute noch bei unseren Bauern so gut wie überall der Fall ist, die einen solchen Nahrungsmittelzuschuß als beati possidentes et producentes nicht nötig haben, so wird man kaum fehlgehen mit der Annahme, daß von der in Deutschland wachsenden Pilzmenge nur etwa 5—10 Prozent wirklich genutzt werden, während 90—95 Prozent ungenutzt im Walde verfault im Werte von 900—950 Millionen Mark, eine Riesensumme, die auch in unserer milliardenfreudigen Zeit vom volkswirtschaftlichen Standpunkte aus geradezu ungeheuerlich erscheint.

Betrachtet man aber vorstehende Milchmädchenrechnung einmal wirklich kritisch, dann stellt sich die wirkliche Sachlage doch ganz anders heraus und die enormen Verlustzahlen stehen zum größten Teil nur auf dem Papier, wenn auch die Rechnung, rein zahlenmäßig betrachtet, im wesentlichen richtig sein sollte.

1. Der hohe Verkaufspreis der besten Speisepilze in großen Städten ist ein Liebhaberpreis, der in keinem richtigen Verhältnis zu dem Nährwert der Pilze steht und der bei restloser Erfassung unserer Pilzschätze für die Hauptmasse der geringeren Sorten eine gewaltige Preissenkung erfahren müßte. 3 Mark für das Pfund ist ein Preis, der heute nur in Großstädten für die besten bzw. beliebtesten Sorten, für Pfifferlinge (die noch dazu am schlechtesten ausnutzbar sind) erreicht, manchmal freilich auch noch sehr beträchtlich überschritten wird. Der Nährwert der Pilze im Durchschnitt, auf verdauliches Eiweiß berechnet, auf das es fast allein ankommt, stellt sich ungefähr so, daß 1 Kilo Pilze = 100 Gramm Rindfleisch zu rechnen ist. Das würde trotz des enormen heutigen Fleischpreises von zirka 15 Mark für ein Pfund Rindfleisch für das gleiche Geld nur den halben Nährwert ergeben (1 Kilo Pilze 6 Mark, 100 Gramm Fleisch 3 Mark). Berücksichtigt man, was unbedingt nötig, noch den Abfall der Pilze beim Putzen mit durchschnittlich ein Drittel (bei allen Steinpilzen z. B. ist er oft noch weit größer, bis zur Hälfte und selbst zwei Drittel), dann stellt sich die Rechnung noch viel ungünstiger für die Pilze; man zahlt so fast durchweg das Dreifache wie für das hochwertigste eiweißhaltige, leichtverdauliche Nahrungsmittel, das Fleisch!

2. Müssen die Pilze doch alle gesammelt werden, wofür die derzeitigen berufsmäßigen Pilzsammler und -sammlerinnen nicht entfernt ausreichen. Bezahlte Arbeitskräfte sind heute sehr teuer; beim Sammeln durch Kinder und für schwere Arbeiten unbrauchbare ältere Leute ist die Abnutzung der Kleider und besonders die des so teuren Schuhwerks zu berücksichtigen, endlich vor allem der Umstand, daß die Erträgnisse regelmäßiger Sammelgänge sehr ungleich ausfallen und nur zu oft in gar keinem Verhältnis zu dem Arbeitsaufwand mehr stehen würden. In ländlichen Bezirken, in denen bisher nicht gesammelt wurde, sind zur Pilzzeit alle verfügbaren Hände durch die mannigfachen unaufschiebbaren landwirtschaftlichen Arbeiten aufs äußerste in Anspruch genommen und für das Pilzsammeln absolut nicht zu haben; selbst wenn die Bauern wollten, könnten sie nicht.

Digitized by Google

3. Eine allgemeine Sammeltätigkeit setzt allgemeine Pilzkenntnis voraus. Die ist heute noch nirgends vorhanden, und vielerorts fehlen sogar die elementarsten Grundbegriffe davon vollständig, trotz aller erfreulichen Fortschritte, die in den letzten Jahren gemacht wurden. Da müßten zunächst pilzkundige Sachverständige überall ausgebildet werden, die die Sammler nicht nur zu instruieren, sondern auch die Sammelergebnisse regelmäßig zu kontrollieren hätten, bevor sie weiter versendet werden. Eine solche Kontrolle ist unerläßlich. Die zahlreichen neuen Sammler, die vorher nie einen Pilz in der Hand hatten, werden, auch beim besten Willen, nur zu oft eine Menge ungenießbarer und selbst giftiger Pilze abliefern, die doch unbedingt ausgeschieden werden müßten, wenn nicht schwere und schwerste Gesundheitsschädigungen und tödliche Pilzvergiftungen die unvermeidliche Folge sein sollen, was das in breiten Schichten unserer Bevölkerung ohnehin auf schwachen Füßen stehende Vertrauen zu Pilznahrung sofort mit Recht schwer erschüttern oder ganz zerstören würde. In der ersten Zeit einer derartig organisierten Sammlung würden endlich für die große Masse der Sammler doch nur die bekanntesten und verbreitetsten Speisepilze in Betracht kommen und höchstens die eine oder andere lokal verbreitete oder zeitweilig in besonderer Menge auftretende Art aus dem großen Heere der übrigen eßbaren Pilze dazu genommen werden können. Von einer restlosen Erfassung wäre da keine Rede mehr, und selbst für die zuverlässige Kontrolle einer derartig beschränkten Sammeltätigkeit würde es die größten Schwierigkeiten bieten, überall geeignete Personen zu finden. Wer soll nun diese ebenso verantwortungsvolle wie zeitraubende Rolle übernehmen? Natürlich wieder der Volksschullehrer, das Mädchen für alles in solchen Dingen, zum Teil wohl auch Forstleute, Pfarrer, Apotheker, Ärzte, Gärtner usw., die alle in den Köpfen vieler Weltverbesserer von Berufs wegen als Pilzkenner figurieren, weil zufällig der eine oder der andere Angehörige dieser Berufsarten aus privater Liebhaberei mehr oder weniger Pilzkenner ist. Daß diese Leute auch alle die nötige Zeit für solche Tätigkeit haben und sich freudig dafür zur Verfügung stellen, wird auch wieder als selbstverständlich vorausgesetzt. Endlich werden auch „Damen" hierfür vorgeschlagen, die in mehrwöchentlichen Kursen durch Sachverständige ausgebildet werden sollen. Natürlich wachsen dann auch auf Wunsch alle Pilze, deren gründliche Kenntnis erforderlich ist, zur Zeit solcher Kurse, um die Schülerinnen mit den lebenden Pilzen genügend vertraut zu machen. In ähnlicher Weise müßten auch alle Lehrer, die sich bisher nicht um Pilze gekümmert haben, instruiert werden. So erfreuliche Fortschritte die Pilzkenntnis bei einem beträchtlichen Teil unserer Lehrerschaft gemacht hat, so daß wir heute unter ihnen eine Anzahl wirklicher Pilzkenner von recht umfassenden, gründlichen Kenntnissen treffen, und so sehr sich auch diese Herren in uneigennützigster Weise um weitere Popularisierung der Pilzkenntnis bemühen, so sind sie doch im allgemeinen recht dünn gesät, und der großen Mehrzahl der Lehrer fehlt, auch beim besten Willen, jede Möglichkeit zur raschen Erwerbung gründ-

Digitized by Google

licher Kenntnisse, abgesehen von dem so mühsamen Wege des Selbststudiums, der begreiflicherweise nur allmählich und nur langsam zum Ziele führt.

Was dabei herauskommen würde, wenn eine solche Masse auf der Schnellbleiche abgerichteter „Sachverständiger" — ich kann wirklich kein anderes Wort gebrauchen — zuerst auf die Pilze und dann indirekt auf die Menschheit losgelassen würde, kann sich jeder Sachkenner denken!

4. Die eingesammelten Pilzmengen müßten nach sachverständiger Kontrolle möglichst rasch zur Versendung kommen, was nur da möglich sein wird, wo eine Bahnstation in der Nähe ist. Schon der Transport zu dieser Station erfordert, namentlich bei geringen oder mäßigen Tageserntен — denn nur um Tageserntен handelt es sich —, recht erheblichen Aufwand. Die Versandkörbe, die heute recht teuer sind, dürfen höchstens 50—60 Pfund enthalten, wenn die Pilze nicht zu stark auf dem Transport gedrückt werden und sich bei zu starker Anhäufung infolge ihrer Atmungstätigkeit nicht zu stark erwärmen und dadurch verderben sollen. Eine weitere Schwierigkeit, die die Versendung auf weitere Strecken, von der teuren Bahnfracht ganz abgesehen, bietet, ist der Umstand, daß Speisepilze im allgemeinen spätestens 24 Stunden nach der Ernte verwendet (nicht verkauft) werden sollen und sich infolgedessen nur wenige widerstandsfähigere Sorten, wie ganz feste Steinpilze, Pfifferlinge u. dgl. zu derartigem Transport eignen. Endlich sind die großen Pilzmassen, die bei längerem Regenwetter während der Pilzzeit wachsen, fast durchweg von der Versendung ausgeschlossen, und ihre Verarbeitung an Ort und Stelle zu Trockenware wird sich nur ausnahmsweise ermöglichen lassen. Nicht zu vergessen ist auch, daß eine solche regelmäßige Versendung einen großen Bestand an geeigneten Versandkörben beansprucht, von denen gerade zur Zeit der stärksten Inanspruchnahme die größere Hälfte unterwegs, auf dem Rücktransport (zum Teil auch in Reparatur) sein wird.

5. Die regelmäßige Versendung würde ganz gewaltige Kosten für Körbe und sonstiges Verpackungsmaterial, für Fracht und Rollgeld erfordern. Dazu kommt noch, daß Pilzgemische fast überall und mit Recht vom öffentlichen Verkaufe ausgeschlossen sind; es müßten also die eingesammelten Pilzmassen nach Arten sortiert werden, eine Riesenarbeit bei reichlichen Ernten aller eßbaren Pilze, und sie müßten vor allem auch gesondert verpackt werden, auch wenn von vielen Arten nur kleine Quantitäten eingebracht wurden. Am Empfangsorte würde es wieder Schwierigkeiten geben, weil der Großhändler oder sonstige Sammelkäufer die von verschiedenen Orten zusammenlaufenden kleinen Sortimente wieder vereinigen müßte. Die hierfür erforderliche Sachkenntnis wird ihm restlos wohl kaum je zur Verfügung stehen, er braucht also wieder einen, und zwar einen besonders zuverlässigen Pilzkenner, wenn die Sache gewissenhaft behandelt werden soll. Und dieser Sachverständige muß ihm jederzeit zur Verfügung stehen, wird aber bei der Launenhaftigkeit der Pilze nicht regelmäßig und dann auch nur in sehr un-

Digitized by Google

gleichem Maße in Anspruch genommen werden. So etwas läßt sich in einen geregelten Geschäftsbetrieb äußerst schwer eingliedern, der neben den Pilzen, falls die Mühle zeitweise nicht leer laufen oder nur mit einem wechselnden Teil ihrer Kraft laufen soll, doch noch andere Waren führen muß.

6. ist zu berücksichtigen, daß die Pilze im Walde und anderswo je nach Gegend, nach Bodenart und Bodenfeuchtigkeit, nach dem Alter und der Zusammensetzung des Baumbestandes, vor allem aber je nach den Wärme- und Niederschlagsverhältnissen während ihrer Entwicklungszeit sowohl nach der Zahl der in einer bestimmten Gegend, an einem bestimmten Fundort überhaupt wachsenden Arten, wie nach der Anzahl der Vertreter dieser Arten ungemein wechseln, ja daß der gleiche Standort, und das sogar unter anscheinend gleichen äußeren Bedingungen, bald reiche, bald spärliche, das drittemal so gut wie gar keine Ernten liefert, daß die einzelnen Standorte sehr verschieden leicht zugänglich sind und die Entfernungen pilzreicher Fundstellen, namentlich im dünn bevölkerten Gebirgswalde, oft gewaltige sind bis zur nächsten Sammelstelle, wie von da bis zur nächsten Bahnstation. Dies bedingt begreiflicherweise, daß die nächst- und bequemstgelegenen Fundstellen am reichlichsten besucht und oft geradezu überlaufen werden, wie das jetzt schon in der Umgebung größerer Städte der Fall zu sein pflegt, während unbequem und abseits gelegene Standorte spärlichen oder gar keinen Besuch erhalten.

Eine restlose Erfassung der von der Mutter Erde hervorgebrachten Mengen genießbarer Pilze würde eine regelmäßig wiederholte, alle Standorte gleichmäßig berücksichtigende Suche verlangen müssen mit qualitativ wie quantitativ sehr ungleichen Ergebnissen. So etwas kann man wohl planen, aber unmöglich durchführen, das hieße vielfach „mit Kanonenkugeln nach Spatzen schießen". Und wenn es wirklich durchgeführt würde, was wäre die voraussichtliche Folge? Ein derartiger Raubbau würde aller Wahrscheinlichkeit nach schon nach kurzer Zeit einen gewaltigen Rückgang der Speisepilze zur Folge haben. Beobachtet man doch heute schon, daß in der näheren Umgebung großer Städte, in denen viele Pilzliebhaber tätig sind, manche der beliebtesten und bekanntesten Speisepilze wie Steinpilz und Pfifferling mancherorts schon recht selten geworden sind, was sich nicht restlos durch die Verteilung der Ernten auf viele Köpfe erklären läßt. Es macht den Eindruck, als ob das aus einer Spore hervorgegangene Myzel, das sogenannte Pilzlager, meist nur eine beschränkte Lebensdauer hätte und als ob ihm, namentlich in der Jugendzeit, durch das Heer der im Humus des Waldbodens vorhandenen Fadenpilze und Mikroorganismen aller Art, pilzlicher wie tierischer, das Leben sauer gemacht würde. Einzelheiten darüber entziehen sich zur Zeit freilich noch völlig unserer Beurteilung, weil wir über die Lebensweise, die Lebensbedingungen und die Lebensgewohnheiten der wildwachsenden Pilze noch außerordentlich mangelhaft, wenn überhaupt, unterrichtet sind. Dem Pilzsammler, der seine Wanderungen mit einigem Nachdenken verbindet, ist es

Digitized by Google

gewiß schon aufgefallen, daß zu den meisten Zeiten und an den meisten Plätzen das Vielfache an höheren Pilzen Platz und Nahrung hätte als da tatsächlich zu stehen pflegt, und das scheint uns, namentlich bei günstigem Pilzwetter, nahezu unbegreiflich angesichts der ungeheuren Menge von Fortpflanzungsorganen (Sporen), die jeder größere Fruchtkörper produziert und die in solcher Fülle bei keiner höheren einjährigen Pflanze vorhanden sein dürften. Daß mehr Pilze Nahrung im Walde finden können, zeigen uns gelegentlich einzelne Stellen, die geradezu mit Pilzen übersät sind, zeigt uns vielleicht auch der Kiefernwald mit seinem humusarmen Sandboden und seinem im Herbste oft viel größeren Pilzreichtum gegenüber dem humusreichen Buchenwald zur gleichen Zeit. Derartige Beobachtungen legen angesichts der Sporenmillionen und -milliarden beinahe zwangsläufig die Vermutung nahe, daß die Pilzspore, die scheinbar überall gedeckten Tisch findet, vor wie nach der Keimung, die bei manchen Arten nur unter besonderen, uns noch unbekannten Bedingungen stattfindet, eine Unzahl von Feinden aller Art haben muß und nur ausnahmsweise einmal dazu kommt, sich bis zum Fruchtkörper bildenden Myzel zu entwickeln bzw. mit anderen derlei Glücklichen rechtzeitig zu vereinigen. Auch die künstliche Pilzzucht im Walde hat in einzelnen Fällen, wie beim Austernpilz (Falck-Eberswalde) gezeigt, daß Sporeninfektion einstweilen versagte, während Myzelinfektion gelang.

All diese hier vorgebrachten Bedenken und Schwierigkeiten werden von unseren Pilzenthusiasten in gut gemeinter idealer Begeisterung teils völlig ignoriert, teils auf dem Papier oder in der Phantasie natürlich spielend überwunden!

Nun muß die Frage aber doch auch noch einmal von einer anderen Seite kritisch betrachtet werden, nämlich von der räumlichen. Wie groß ist eigentlich das Produktionsgebiet, das die 8400 Zentner Pilze für die Großstadt München 1902 geliefert hat, und welche Bodenfläche entspricht der Münchener Bevölkerung, wenn wir uns das Deutsche Reich gleichmäßig von Pilzen bevölkert denken, wie das die Multiplikation der am Anfang stehenden Rechnung als rechnungsmäßige Grundlage braucht. Deutschland hatte vor dem Kriege rund 540000 Quadratkilometer. Nehmen wir jetzt rund 500000 an, so würde $^1/_{100}$ davon entsprechend der Einwohnerzahl = 5000 Quadratkilometer das für München in Betracht kommende Produktionsgebiet darstellen, ein Quadrat von rund 70 Kilometer Seitenlänge.

Gegen die Grenzen dieses Produktionsgebietes werden die Entfernungen von München für die Hauptmasse der Selbstverbraucher schon zu groß und die Fahrtkosten zu teuer, um allgemein noch rentabel zu sein. Die hier wohnenden Bauern dürften zum Selbstgebrauch kaum nennenswerte Pilzmengen sammeln. Somit geht also selbst in den für Pilzkenntnis und Pilzverwertung allergünstigst gelegenen Gegenden ein erheblicher Teil der Speisepilze ungenutzt zugrunde; wieviel mehr wird das in den von größeren Städten entfernten großen Bergwäldern wie in dünnbevölkerten, hauptsächlich Landwirtschaft treibenden Bezirken Nord- und Ostdeutschlands der Fall sein?

Digitized by Google

Wir dürfen und müssen somit als nicht erfaßten Teil mindestens die Hälfte der vorher berechneten Massen absetzen, als in Zukunft ebensowenig praktisch erfaßbar. Aber auch für Pilzhandel und Selbstsammler dürfen wir noch erhebliche Abstriche machen, auch wenn der Verbrauch in den bisher dem Pilzgenuß und -verbrauch mehr oder weniger abholden Gegenden weitgehend gesteigert werden sollte, so daß wir über 50 Millionen Kilo im günstigsten Falle zur Nutzung kommender Pilze unmöglich hinausgehen können.

Auch für die Wertberechnung sind Großstadtpreise für gute Speisepilze zugrunde gelegt, was natürlich das Bild weitgehend verzerrt, da die Masse der zwar eßbaren, aber weniger schmackhaften Pilze schon in der Großstadt und erst recht in kleinen Städten, falls sie hier überhaupt verkäuflich sind, nur zu sehr viel bescheidenerem Preise abzusetzen wären. Die Pilzpreise, die in den Städten für beliebte Speisepilze bezahlt werden, sind, wie gesagt, Liebhaberpreise, welche dem Nährwert der Pilze durchaus nicht entsprechen. Betrachtet man die Gesamtmenge der in Deutschland nutzbar zu machenden Pilze, so ist eigentlich der Nährwert, die Menge der verdaulichen Eiweißstoffe, der allein richtige Wertmesser. Danach könnten die 50 Millionen Kilo doch unmöglich, volkswirtschaftlich betrachtet, höhere Werte darstellen als die im Nährwert ihnen entsprechende Fleischmenge = $^1/_{10}$ davon oder 5 Millionen Kilo, immer noch eine höchst respektable Menge, worin auch die zur Verfütterung an Schweine und Geflügel nutzbar zu machenden Mengen eingerechnet sind, denn allzu groß werden die gewaltigen, theoretisch hierfür verfügbaren, für den menschlichen Genuß unbrauchbaren Pilzmengen kaum je werden. Die Schweine wollen täglich fressen und reichlich fressen; das Pilzwachstum aber ist nach Zeit und nach Ertrag ungemein launisch und völlig unberechenbar. Die Pilze können somit hier immer nur als Gelegenheitsfutter Verwendung finden, auf dessen Vorhandensein niemals mit Sicherheit gerechnet werden kann, und das schränkt ihre Verwendbarkeit in praxi doch ganz gewaltig ein. Nur solche Leute können sie frisch ausnutzen, denen die nötige Futtermenge für ihre Schweinezucht auch ohne Pilze sicher zur Verfügung steht. Die paar Forstwarte und andere, die im pilzreichen Walde oder hart am Walde wohnen und die sich deshalb in viel günstigerer Lage bezüglich sicherer und genügender Pilzbeschaffung für längere Zeit im Jahre befinden, spielen für die Gesamtverwertung dieser Futterquelle jedenfalls eine ganz untergeordnete Rolle. Nur möglichst allgemein durchgeführte Pilzfütterung bei Schweinen, als gelegentliches Ersatzkraftfutter, könnte erhebliche Mengen Kartoffeln und Kraftfuttermittel usw. für die menschliche Ernährung frei machen oder für andere Haustiere zur Verfügung stellen.

Trockenwaren von Pilzen für Schweinefutter fabrikmäßig herzustellen, dürfte kaum gehen, weil sich kaum ein größerer Betrieb auf sofortige Verarbeitung eines sowohl nach Lieferzeit wie Menge so unsicheren Rohstoffs, wie die Pilze es sind, einlassen kann und für Nebenbeschäftigung in Kleinbetrieben fehlt Zeit, Personal und Erfahrung. Selbstbereitetes Trocken-

Digitized by Google

futter für private Hühnerhöfe dürfte da wohl noch die günstigsten Zukunftsaussichten haben.

Kommen wir wieder auf unsere 5 Millionen Kilo Fleisch zurück; zu dem jetzigen Durchschnittspreise von 15 Mark pro Pfund = 30 Mark pro Kilo würde das 150 Millionen Mark ergeben und immer noch eine klotzige Summe sein; selbstverständlich wäre der Geld-„Wert" einer derartigen Nahrungsmenge sehr erheblich geringer als der der gleichen Nährwerte in Fleisch. Der Durchschnittseiweißgehalt der Pilze mit 3 Prozent, davon zwei Drittel verdaulich, ist aber nur Durchschnittsgehalt verhältnismäßig weniger Arten guter Speisepilze. Zur Bestimmung dienten junge, lange nicht so wasserreiche Pilze wie alte, und unter Berücksichtigung dieser Gesichtspunkte darf von den 150 Millionen mindestens ein Drittel abgestrichen werden, so daß noch rund 100 Millionen Papiermark verbleiben, auch noch ein nicht zu verachtender Betrag, der wohl nach dieser Berechnung die Höchstsumme des in absehbarer Zeit Erreichbaren darstellen dürfte.

Zunächst ist das noch Zukunftsmusik auf dem Papier, denn die 5000 Quadratkilometer der Umgebung Münchens können doch wohl unbedenklich als erheblich waldreicher und damit pilzreicher angenommen werden als die durchschnittliche Waldmenge einer derartigen Fläche in Deutschland; einige große Waldgebiete werden auch in Zukunft nur sehr mangelhaft ausgebeutet werden können, und den Geldwert des Pilzeiweißes dem Geldwert des Fleischeiweißes gleichzusetzen, geht unmöglich an. Wir können wohl in Berücksichtigung dieser Gesichtspunkte meines Erachtens den Geldwert der in praxi erfaßbaren, nicht der tatsächlich erfaßten, höchstens auf 50 Millionen Mark schätzen.

Auch für pilzindifferente Zeitgenossen dürfte es ganz interessant sein, wie hier gezeigt wurde, daß man vom gleichen Ausgangspunkte, der gleichen, der ganzen Berechnung zugrunde gelegten Anfangszahl auf verschiedenen, scheinbar gleich zuverlässigen Wegen zu so gewaltig differierenden Resultaten kommen kann, wie eine Milliarde und 50 Millionen; es dürfte aber auch daraus erhellen, wie wenig praktischen Wert derartige Berechnungen überhaupt besitzen.

Summa summarum: Einen rellen Verkaufswert hat von wilden Naturprodukten nur das, was auch wirklich erfaßt wird, bei dem nicht schon die Gestehungs- und sonstigen Geschäftsunkosten den Verkaufswert zum Teil übersteigen, und nur, was in brauchbarem Zustande auf den Markt kommen kann. Volkswirtschaftlich wichtig ist weiter auch nur das, was vom Selbstsammler für eigenen Bedarf unter den gleichen Bedingungen eingebracht werden kann. Was dann von Pilzen noch übrigbleibt, bedeutet volkswirtschaftlich doch keinen Wertverlust, wenn die Einsammlung unterbleibt. Der Nutzeffekt unserer Kohlen, unserer Maschinen wie der menschlichen Arbeitsleistung ist von 100 auch weit entfernt. Bei den „nutzlos" im Walde verfaulenden Pilzen geht ja die dem menschlichen Genuß usw. entgangene orga-

Digitized by Google

nische Substanz für den Haushalt der Natur nicht verloren, wo es überhaupt keine Verluste gibt; die tritt restlos früher oder später wieder in die Körper anderer Pflanzen oder Tiere unserer Heimat wieder ein.

Mit diesen Ausführungen soll aber nicht gesagt sein, daß die Ausnutzung der Pilzschätze unserer Wälder nicht noch ganz erheblich gesteigert werden könnte und gesteigert werden sollte, wo das möglich, nützlich oder nötig ist. Diese Steigerung hat aber ihre natürlichen Grenzen. Einmal werden und sollen heute viel mehr Arten guter Speisepilze gesammelt werden wie früher, wo man sich meist auf Arten wie Steinpilz, Pfifferling und Champignon usw. beschränkte, aber man soll darin, gerade bei der Belehrung weitester Kreise, auch nicht zu weit gehen; von etwa 2000 bei uns wachsenden Pilzarten sind rund 300 Arten heute als eßbar oder wenigstens als „genießbar" bezeichnet, davon können nur etwa ein Drittel gute oder leidlich gute Speisepilze genannt werden, und kein normales Gedächtnis ist imstande, die Merkmale all dieser Arten oder des größten Teiles von ihnen ständig auseinanderzuhalten und von ungenießbaren, unbekannten oder giftigen Pilzen sicher zu unterscheiden, außer bei ständiger Übung und regelmäßiger Benutzung der nicht jedermann zur Verfügung stehenden und nicht von jedermann in richtiger Weise benutzten, alle Arten enthaltenden Pilzbücher (wie Rickens Vademekum). Nach wie vor muß für Pilzfreunde beiderlei Geschlechts und jeden Standes erste Regel sein und bleiben, wenn sie sich nicht gelegentlich sehr unangenehmen Überraschungen aussetzen wollen, nur solche Pilze zu verzehren, die sie sicher als einwandfreie eßbare Pilze kennen; bei anderen, wenn auch noch so verlockend aussehenden Pilzen, seien es selbstgefundene oder gekaufte, sollte stets das Urteil eines erfahrenen wirklichen Pilzkenners eingeholt werden, zu denen ich aber berufsmäßige Pilzweiber, die mit Pilzen hausieren oder Pilze auf dem Markt verkaufen und fast immer nur die gewöhnlichsten Sorten kennen, ebensowenig rechne wie das aus Bayern stammende und darum oft für eine „geborene" Pilzkennerin gehaltene Dienstmädchen.

Abgesehen von der Menge der Pilzfreunde, denen es niemals einfällt, einen Pilz selbst zu bestimmen, die noch an das 2000 Jahre alte Märchen vom schwarz werdenden silbernen Löffel glauben, bei denen man oft nicht weiß, ob man sich mehr über ihre unglaubliche Unwissenheit oder über ihren unbegreiflichen Leichtsinn und ihre Sorglosigkeit oder ihre grenzenlose Vertrauensseligkeit dem ersten besten Unbekannten gegenüber, der ihnen auf der Pilzjagd begegnet, wundern soll, gibt es auch viele Pilzfreunde, die Pilze wirklich selbst zu bestimmen versuchen und gründlich kennenzulernen wünschen. Der größte Feind für die Verbreitung zuverlässiger Pilzkenntnisse ist hier die Oberflächlichkeit. Es genügt in den allermeisten Fällen nicht, die Pilze im Walde mit den bunten, oft recht schlechten Abbildungen der populären kleinen Pilzbücher zu vergleichen; man muß, um zu brauchbaren Resultaten zu kommen, auch den meist viel besseren, zugehörigen Text aufmerksam

Digitized by Google

lesen und vergleichen, man darf nicht vergessen, daß wir rund 2000 höhere Pilze haben, und vor allem muß man die paar wichtigen Giftpilze, insbesondere die Knollenblätterpilze, so bald wie möglich gründlich und in natura kennenzulernen versuchen. Doch genug davon. Es würde viel zu weit führen, wenn ich hier ausführlich angeben wollte, wie man „Pilzkenner" wird. Das steht in meinem, hoffentlich noch rechtzeitig zur kommenden Pilzsaison im Verlag von Karl Winter in Heidelberg erscheinenden Taschenbuch unserer Gift- und Speisepilze, in dem 125 verschiedene Arten in vorzüglicher Weise farbig abgebildet sind und außerdem noch eine eingehende Beschreibung von 100 weiteren Arten gegeben ist, die zum Teil mit den abgebildeten verwechselt werden können.

Die Steigerung der Pilzausnutzung findet überall ihre natürliche Grenze auch da, wo sich zu viele Pilzjäger in das gleiche Revier teilen müssen und dann die Ernte für den einzelnen nur zu leicht und nur zu oft viel zu mager ausfällt. Nur der Pilzkenner, der die der Mehrzahl der Sammler unbekannten eßbaren Arten kennt und verwertet, kommt dort noch auf seine Rechnung; für die anderen ist es höchstens ein gesunder Spaziergang, aber verlorene Arbeitszeit mit meist unvermeidbaren, nicht unerheblichen Fahrtkosten auf der Eisenbahn.

Pilzkenntnis und Pilzgenuß zum Allgemeingut der Bevölkerung machen zu wollen, scheint mir deshalb eine Utopie zu sein, sowohl für die ländlichen Bezirke, wo die Allgemeinheit von den Pilzen nichts wissen will, weil sie sie nicht braucht, wie für die großen Städte, wo es schon jetzt für die in der Nähe wachsenden Pilze meist zu viele Pilzsucher gibt. Außerdem sind heute in der unmittelbaren Umgebung solcher Orte, wo sehr viele Pilzfreunde und Sammler leben, die wichtigsten Speisepilze, wie gesagt, meist schon recht dünn gesät, und da, wo solche noch in Hülle und Fülle wachsen, fehlt es an Liebhabern und Kennern. Wie einst nicht jedermann am Sonntag sein „Huhn im Topfe" haben konnte, so gibt es heute leider nicht einmal ein „Pilzgericht für jedermann".

Jugoslawien

Von

Prof. Dr. Otto Münch (Darmstadt)

Keinem Staatswesen ist durch den Weltkrieg so mitgespielt worden wie dem ehemaligen Österreich-Ungarn, es wurde kurzerhand aufgelöst. Die unwohnenden „Sieger" Italien, Serbien, Rumänien und das wiedererstandene Polen haben große Teile der alten Donaumonarchie erhalten, aus dem Rest wurden drei neue selbständige Freistaaten gebildet: die österreichische Republik (auch kurz Deutsch-Österreich genannt), die Tschecho-Slowakei und Ungarn. Italien ist durch die Erwerbung Südtirols bis zum Brenner vorgerückt und

Digitized by Google

hat jetzt auch die Paßhöhe selbst erhalten, dazu das Küstenland mit Triest, Istrien, Fiume, die Inseln im Quarnero und Quarnerolo samt Lunga und zuletzt noch Zara, die dalmatinische Hauptstadt. Weit umfangreicher sind die vom Königreich Serbien neu gewonnenen Gebiete: Krain und die südliche Steiermark, Kroatien, Slawonien, Bosnien, die Herzegowina und Dalmatien. Das entspricht etwa der Größe Süddeutschlands. Außerdem wird sich wohl das Königreich der Schwarzen Berge trotz besonderer Machtgelüste mit dem größeren Bruder zusammenschließen. Dieses neue Groß-Serbien würde dann alle Südslawen umfassen und heißt deshalb auch Süd- oder Jugoslawien.

Auf Schritt und Tritt erweisen sich die aus dem alten österreichischen Staatskörper herausgeschnittenen Glieder als höchst unfertige Gebilde. Ziemlich frei von völkischen Schwierigkeiten sind nur Deutsch-Österreich und Ungarn, um so größer sind allerdings die wirtschaftlichen. Dagegen hat Italien durch die Einbeziehung Deutsch-Südtirols eine fortlaufende Quelle der Beunruhigung übernommen. Rumänien steht gegenüber den Sachsen und magyarischen Szeklern in Siebenbürgen vor einer völlig neuen Aufgabe. Am leichtesten werden sich noch die Polen mit den Stammesbrüdern in Galizien verständigen können. Schier unüberwindlich aber erscheint diese Aufgabe in der Tschecho-Slowakei, die geradezu als das Zerrbild eines Staates bezeichnet werden kann. Selbst die Slowaken, die doch wenigstens eine tschechische Mundart sprechen, wollen von Prag nichts wissen. Und wie kann es zwischen Tschechen, Deutschen, Ruthenen und Magyaren jemals eine friedliche Auseinandersetzung geben!

Erhebliche Schwierigkeiten ergeben sich schließlich auch in dem neuen jugoslawischen Königreich oder Groß-Serbien. Fremde, nichtslawische Volksteile sind hier zwar kaum in nennenswerter Zahl vorhanden. Die Gefahr, daß der Südosten von Kärnten dem deutschen Volkstum verloren ging, ist ja glücklicherweise durch die Abstimmung abgewendet worden. Bedauerlich bleibt nur, daß neben der schon früher stark bedrohten deutschen Sprachinsel Gottschee nun auch noch die südsteirischen Gebiete mit den fast rein deutschen Städten Cilli und Marburg unter südslawische Herrschaft gekommen sind. Im übrigen aber sind die Machthaber von Belgrad, Agram und Laibach unter sich, und durch den Zusammenschluß aller Südslawen scheint hier eine völkische und politische Einheit gewährleistet. Damit hapert's aber vorläufig noch sehr, die slawische Masse ist keineswegs konform. Daß die slowenischen Bewohner von Krain und der südlichen Steiermark sich mit Belgrad schlecht verstehen, ist ohne weiteres begreiflich, denn es trennt sie nicht nur der Glaube, sondern auch die Mundart. Der Serbe und Slowene stehen sich sprächlich so fern wie etwa der Oberbayer und der Holländer. Dazu besitzen die Literaten und Advokaten von Laibach einen erheblichen Dünkel und sind durchaus nicht geneigt, sich von dem „rückständigen" Serbien aus befehlen zu lassen, um so mehr, als ihnen durch die Zuteilung Triests an Italien der Zugang zum nahen Meere abgeschnitten wurde und Handel und Verkehr dadurch sehr erschwert sind. Aber auch zwischen den Kroaten und Serben bestehen scharfe Gegensätze, obgleich beide demselben

Digitized by Google

Stamm angehören und die gleiche, nur mundartlich verschieden gefärbte Sprache haben. Das Trennende liegt vor allem im Bekenntnis. Die Kroaten sind nämlich römisch-katholisch, die Serben dagegen griechisch-orthodox, und wer die Verhältnisse im Orient kennt, weiß, daß dieser Unterschied viel schwerer wiegt als der völkische. Dazu kommt noch die politisch-geschichtliche Stellung zum ehemaligen Kaiserstaat. Die Kroaten haben jahrhundertelang für Habsburg die Wacht gegen die Türken gehalten und waren bis zum Ausgang des Weltkrieges kaisertreu, während die Serben stets in einem mehr oder minder scharfen Gegensatz zu Österreich-Ungarn standen und zuletzt bekanntlich den Ausbruch des Weltkriegs veranlaßt haben. Ebenso konnte man in Kroatien, Slawonien, Bosnien, der Herzegowina und Dalmatien unter der k. k. Regierung als Deutscher ohne Schwierigkeit oder gar Belästigung reisen, weil alle Gebildeten, Beamte, Offiziere usw. mehr oder weniger die deutsche Sprache als Sinnbild höherer Kultur verstanden und die Bevölkerung durchaus deutschfreundlich war. Ganz anders in Serbien, wo man dem Deutschtum bewußt feindlich gegenüberstand. Auch ein wirtschaftlicher Gegensatz besteht zwischen den nunmehr vereinten Stammesbrüdern, von dem noch zu reden sein wird. Zuletzt darf man etwas gespannt sein, wie sich die Serben mit den eigenwilligen Montenegrinern verständigen werden. Völkische und religiöse Gegensätze gibt es da keineswegs, wohl aber politische, denn die Bewohner der Schwarzen Berge wollen selbständig bleiben und einen eigenen König haben.

Wichtiger sind für uns die wirtschaftlichen Verhältnisse in Jugoslawien. Erst jetzt fließen die Nachrichten darüber etwas reichlicher, seitdem in Budapest (seit August 1920) alle vierzehn Tage die Balkan-Wirtschaftszeitung erscheint, und zwar wohlbemerkt in englischer Sprache (!). Sie ist natürlich im ungarischen Interesse geschrieben, denn Ungarn hat durch seine Lage an der Donau und die von Budapest ausgehenden Bahnlinien nach Saloniki bzw. Konstantinopel besonderes Interesse am Balkanhandel und sucht sich hier das Erbe der österreichisch-ungarischen Monarchie zu sichern. Infolge der langen gemeinsamen Grenze mit Jugoslawien macht es auch große Anstrengungen, den Handel mit diesem Lande, besonders mit dem ehemals zu Ungarn gehörenden Kroatien und Slawonien, zu heben.

Jugoslawien hat einen Flächeninhalt von annähernd 250 000 Quadratkilometer und etwa 15 Millionen Einwohner, ist also mehr als doppelt so groß wie das heutige Ungarn und etwa halb so groß wie unser Deutsches Reich in seiner jetzigen Verstümmelung. Dem Königreich Italien in seiner früheren Größe gibt es nicht allzuviel nach, steht allerdings an Volksdichte weit zurück. Durch seinen Anteil an der adriatischen Küste tritt Jugoslawien in politischen und wirtschaftlichen Wettbewerb mit dem größeren Nebenbuhler auf der Apenninenhalbinsel, wenn auch vorläufig die ausreichenden Verbindungen Belgrads mit der Küste fehlen und erst geschaffen werden müssen. Die dabei zu überwindenden Schwierigkeiten sind beträchtlich, denn es gilt, die steilen, zerklüfteten Ketten der Dinarischen Alpen zu überwinden. Die Gipfel dieses

Digitized by Google

ganz verkarsteten Gebirges mit seinen zahlreichen Dolinen, Poljen und Höhlen überschreiten häufig 2000 Meter, ja erreichen vereinzelt 2500 Meter, wie der Durmitor in Montenegro. Die Talschluchten sind eng, gewunden und oft kaum zugänglich. An der dalmatischen Küste wütet mit unverminderter Kraft die trockene, eisige Bora, die imstande ist, selbst Eisenbahnzüge auf offener Strecke umzuwerfen. Nur der letzte Hang an der Küste und die vorgelagerten Inseln tragen ein subtropisches Pflanzenkleid, hier und da sogar Dattelpalmen. Sonst sind die Berghänge in Dalmatien kahl und felsig, soweit nicht die großartige Kulturarbeit der k. u. k. Regierung in zäher Tätigkeit für Aufforstung gesorgt hatte. Die Venezianer hatten hier alles kahl geschlagen. Nur im Innern des Landes, vor allem in dem einst mustergültig verwalteten Bosnien, finden sich ausgedehnte, prächtige Wälder, die bis zu 50 Prozent des Bodens bedecken, und schöne, fruchtbare Täler. Berühmt wegen seiner Fruchtbarkeit ist auf der Nordseite der Dinarischen Alpen das „kroatische Mesopotamien" zwischen Drau, Sau und Donau, wo das Land meist im Besitz des deutsch-österreichischen und ungarischen Hochadels war und ungeheure Schweineherden die ausgedehnten Eichenwälder bevölkerten. Ackerbau und Viehzucht sind auch heute die wirtschaftlichen Grundlagen Jugoslawiens, obgleich das Land keineswegs arm an Bodenschätzen, z. B. Eisen, Kohle und Kupfer, ist. Man zählte vor kurzem $5^1/_2$ Millionen Rinder, 5 Millionen Schweine, 10 Millionen Schafe (fast doppelt so viel wie in Deutschland) und $2^1/_2$ Millionen Ziegen (siehe „Technik und Wirtschaft", 1921, 3. Heft, S. 189). Die Bewohner sind fast durchweg Bauern und Viehzüchter, es herrschen also sehr einheitliche soziale Verhältnisse. Infolge dieser Bauernwirtschaft hat das Land im Kriege sehr wenig gelitten, und die Finanzen sind verhältnismäßig gesund. Die Staatsschulden betragen nur 3 Milliarden Goldfranken, und der Dinar, der im Frieden 0,81 Mark Goldwert hatte, hielt sich im allgemeinen auf einem Kurswert von 2 Mark, steht also recht hoch. An Steuern hat jeder Jugoslawe nur 280 Dinar zu bezahlen, gegen 700 in Bulgarien, 900 in Rumänien und der Tschecho-Slowakei und 1000 in Frankreich. Seit der Mitte des Jahres 1919 gestattete die Belgrader Regierung grundsätzlich freie Ausfuhr, beschränkte sie aber durch hohe Zölle, die bei Lebensmitteln sogar in natura erhoben wurden. Außerdem wurde die Ausfuhr behindert durch die Vorschrift, daß nur in Dollar, englischen Pfund, Franken oder holländischen Gulden bezahlt werden sollte. Seit dem Anfang 1920 beschränkte man auch die Einfuhr, was die Preise stark in die Höhe trieb und natürlich den Schmuggel mächtig aufblühen ließ. Infolgedessen machte sich eine solche Unzufriedenheit in der Bevölkerung bemerkbar, daß man die Einfuhrbeschränkungen großenteils wieder aufhob. Die niedrige ungarische Valuta wurde dazu ausgenutzt, um sich mit Eisenbahnmaterial, landwirtschaftlichen Maschinen, Gas- und elektrischen Installationen von Ungarn her billig einzudecken. Fast die gesamte ungarische Ausfuhr nach Jugoslawien nimmt das ehemalige Kroatien und Slawonien auf, wo natürlich von früher noch viele Beziehungen zu Ungarn bestehen. Dies gibt wieder der

Digitized by Google

Belgrader Regierung Anlaß zu Mißtrauen, und sie erschwert deshalb die private Einfuhr nach Kräften. Darüber sind die Kroaten natürlich erbittert, sie werfen den Altserben vor, daß sie auf das höher entwickelte Wirtschaftsleben an der Drau und Sau nicht genügend Rücksicht nehmen und überhaupt nur halb so viel Steuern zahlten wie sie. Mit Verachtung sehen sie auf das rückständige Altserbien, das ihnen nun befehlen will. Die Industrie steht überall erst in den Anfängen, zeigt aber große Unternehmungslust; es fehlt nur an Kohlen und Kapital. Um der Kohlennot zu steuern, plant der Staat den Bau großer Elektrizitätswerke, wozu ja reichlich Wasserkräfte vorhanden sind. Durch den hohen Stand des Dinars ist die Handelsbilanz noch immer stark passiv, so daß schon der Versuch gemacht wurde, durch Mehrausgabe von Papiergeld den Dinarkurs herabzudrücken. Mit Deutsch-Österreich und der Tschecho-Slowakei bestehen Handelsabkommen, doch sind die schon seit der Mitte 1920 einsetzenden Wiederanknüpfungsversuche von deutscher Seite bisher an dem Widerstand der Belgrader Regierung gescheitert. Ein von deutschen Unterhändlern fertig vorgelegter Handelsvertrag wurde noch im Februar dieses Jahres in Belgrad abgelehnt. Trotzdem ist es nur eine Frage der Zeit, daß Jugoslawien auch uns seine Pforten öffnen wird, denn das Land braucht Maschinen, Werkzeuge, Bahnbetriebsmittel usw., Dinge, die Deutschland in reichem Maße liefern kann, zumal der Weg über Deutsch-Österreich offen steht. Sind erst einmal die Grenzen Südslawiens für deutsche Erzeugnisse geöffnet, dann wird auch die Zeit nicht mehr fern sein, wo wir dem Lande eine Industrie aufbauen helfen können. Jedenfalls müssen wir das zukunftsreiche Land im Auge behalten.

Briefe von Friedr. Engels an Mutter und Geschwister

Mitgeteilt von

Gustav Mayer

(Fortsetzung)

An seinen Bruder Hermann.

London, 18. Dezember 1876.

Lieber Hermann!

Deine beiden Briefe vom 14. und 17. November habe ich richtig erhalten, die Buchungen konform gemacht und den Rechnungsauszug richtig gefunden bis auf einen mir bisher nicht angegebenen Posten, Zahlung an Emil Blank, 24. Januar 1876, 90,68 Mark. Ich vermute, dies wird der Betrag der Spesen auf verschiedene durch eine hiesige Firma an mich gegangenen Weinsendungen sein, die ich ihm schuldete, und dann hat auch dies seine Richtigkeit.

Der indische Zettel inliegend zurück, die Buchstaben sind stark entstellte Devanagari oder Sanskritbuchstaben, weswegen ich nur ein Wort lesen konnte,

Digitized by Google

es ist eine Art Schreibschrift, und ich kann nur die Druckschrift. Es wird ein Dialekt des mittleren Indiens sein, da man im Norden nicht mit arabischen Buchstaben schreibt.

Ich habe wieder 600 Pfund Sterling neue Gasaktien Pari zugeteilt bekommen (wobei ich zirka 60 bis 70 Prozent profitiere), aber dagegen sind mir bei der letzten Ziehung diverse Amerikaner herausgekommen, so daß ich augenblicklich außer meinen Zinsen kein Geld brauche. Da aber meine Gaskompagnien alle im Laufe des Jahres neue Aktien oder Obligationen ausgeben werden, so ist es mir sehr angenehm, zu wissen, daß ich jeden Augenblick eine 3—500 Pfund Sterling bei euch haben kann; denn manchmal soll der ganze Betrag gleich eingezahlt werden, und da heißt's rasch Geld schaffen.

Besten Dank für die Auskunft wegen Scharff. Ich hatte mir wohl gedacht, daß die mir zugekommenen Gerüchte übertrieben waren, indes konnte der Austritt von Marissen aus der Direktion doch ein Zeichen sein, daß die Ratten anfingen, das Schiff zu verlassen.

Daß es bald Krieg gibt, glaube ich sicher. Die Russen haben sich so tief hineingeritten, daß sie nicht mehr zurückkönnen, und die Türken werden sich selbstverständlich jedem Einmarsch in ihr Gebiet widersetzen. England wird unter allen Umständen Konstantinopel und die Meerengen schützen, so weit sind wir aber noch lange nicht, ich bin überzeugt, die Türken werden mit den Russen am besten fertig, wenn man sie allein gewähren läßt. Die Stellung zwischen Donau und Balkan ist eine der stärksten in Europa, und solange keine Eisenbahnen und Chausseen dort gebaut werden, ist die Stärke der dort verwendbaren und ernährbaren russischen Armee auf ein gewisses Maximum, 100000—150000 Mann höchstens, beschränkt. Der Krieg wird sich also wahrscheinlich im Festungsviereck Rustschuk, Silistria, Warna, Schumla in die Länge ziehen, und das können die Türken besser vertragen als die Russen. Die sogenannte Autonomie von Bulgarien heißt weiter nichts, als die Vertreibung der Türken aus dieser starken Stellung und die Bloßlegung von Konstantinopel für eine russische Invasion, und das lassen sich die Türken natürlich von keiner Konferenz aufoktroyieren. Wenn Du genau wissen willst, welche Hindernisse die Russen dort finden werden, so schenke Dir Moltkes „Russisch-Türkischen Feldzug 1828/29", Berlin 1836, zu Weihnachten, das Buch ist sehr gut und Du erhältst damit zugleich die nötigen Spezialkarten für den kommenden Krieg. Diesmal ist gegen 1828 der Unterschied:

1. daß die Türken eine Armee haben,
2. daß Silistria, Rustschuk usw. mit modernen detachierten Forts umgeben sind,
3. daß die Türken nach der englischen die stärkste Panzerflotte haben und das Schwarze Meer vollkommen beherrschen,

Digitized by Google

4. daß die russische Armee in der Reorganisation begriffen, also wenig zum Krieg geeignet ist.

Herzliche Grüße an Emma und die Kinder und fröhliche Feiertage!

Dein Friedrich.

*

London, 9. Januar 1877.

Lieber Hermann!

Dein Brief mit Rimesse 300 Pfund Sterling richtig angekommen, die ich nach Aufgabe Euch gutschreibe. Besten Dank dafür wie auch für den Kontokorrent, den ich nachsehen werde. Daß Du die Summe etwas erhöht hast bei Deiner Rimesse, macht nichts aus. Ich empfing sie Samstag abend, wo ich Besuch hier hatte, und kam wegen der in jetziger Jahreszeit grassierenden vielen Besuche und Parties erst heute zur Empfangsanzeige, was Du hoffentlich entschuldigst.

Daß Hermann und Moritz auf der Universität sind, wußte ich gar nicht. Es wird ihnen gar nicht schaden, ein paar Jahre zu studieren, nnd wenn sie dann ins Geschäft gehen wollen, werden ihnen ihre Kenntnisse um so nützlicher sein; die letzten zwanzig Jahre haben dem alten kommerziellen Aberglauben gründlich ein Ende gemacht, als gehöre zum Handel vor allem drei Jahre Kopierbuch, eine gute Handschrift, möglichst schlechtes Deutsch und ein ansehnlicher Mangel an Kenntnissen. Und wenn sie was anderes anfangen wollen, so steht ihnen die Welt auch offen.

Den Russen kann es heillos schlecht gehen. Es war immer meine Ansicht, daß die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht die russische Armee kaput machen würde. Aber daß das so rasch und so glänzend ging, hätte ich nicht erwartet. Alles bricht zusammen, Disziplin und Verwaltung, Offiziere und Soldaten, es fehlt an allem, noch viel mehr als bei Eurer famosen Mobilmachung von 1852, denn das Stehlen in Rußland ist ganz grandios. Je mehr Magazine und Vorräte für die Mobilmachung, desto weniger ist drin, da alles bloß Vorwände zum Stehlen sind. Dabei sind die Türken nie in so guter Verfassung gewesen wie jetzt und haben schon mehr Truppen in Bulgarien als die Russen mit ihren vier Armeekorps (144000 Mann auf dem Papier) hinwerfen können. Und unter diesen vier Armeekorps sind alle in Polen ausgehobenen Reserven einrangiert, die bei erster Gelegenheit übergehen. Die rumänische Armee ist nur zum Gefangengenommenwerden da, und die serbischen Bauernmilizen kriegt so leicht kein Mensch mehr zusammen, und was er zusammen kriegt, hat auch schon genug gehabt.

Man ruft mich zum Essen, und es ist halb sechs — Postzeit. Herzliche Grüße an alle von

Deinem Friedrich.

*

Digitized by Google

London, 5. Oktober 1877.

Lieber Hermann!

... Ich habe diesen Sommer recht gebummelt, sieben Wochen an der See und dann vierzehn Tage in Schottland, es ist mir aber auch famos bekommen.

Daß ich die Widerstandskraft der Türken und die Schwäche der Russen im Angriff richtig beurteilt hatte, wirst Du mir jetzt wohl zugeben. Im nächsten Jahr sind die Türken doppelt so stark, weil sie ihre Leute im Winter einüben können. Sollten die Russen, was ich kaum glauben kann, ihre Armee den Winter über nicht über die Donau ziehen, so können sie noch ganz andere Dinge erleben. So ein Eisgang auf der Donau hat absolut keinen Respekt vor Schiffbrücken, auch wenn sie dem Kaiser von Rußland gehören. Übrigens mag es gehen wie es will, vor Ende 1878 hat Rußland seine Konstitution und damit die zweite Ausgabe französischer Revolution von 1789 bis 1794.

Der Mann, der die Türken wesentlich verhindert hat, den Russen noch ganz anders mitzuspielen, ist der Schwager des Sultans, Mahmud Damat Pascha, Freund von Ignatieff und von diesem seit Jahren gekauft. Wenn Du einmal hörst, daß er gestürzt ist, so kannst Du darauf rechnen, daß eine ganz andere Energie in die Kriegführung kommt. Er ist es auch, der den Mohamed Ali hat abberufen lassen.

Beste Grüße an Emma, die Kinder und alle Geschwister.

Dein Friedrich.

*

London, 13. Oktober 1877.

Lieber Hermann!

Es wird mir ganz recht sein, das Geld hier in der angegebenen Weise angewiesen zu erhalten, aber auf den 30. Oktober. Es muß nämlich durch meine Bank passieren, und dort wird es mir erst gutgeschrieben, nachdem der betreffende Scheck nachmittags im Clearinghouse auch wirklich eingegangen; dann ist aber auch die Bank geschlossen und ich kann erst den nächsten Tag darüber verfügen. Sei doch auch so gut, mir anzugeben, welcher Bankier in Barmen das Geld zu meiner Verfügung stellt, damit ich mich legitimieren kann, wenn man keine Firma mehr repräsentiert, hat man sonst in solchen Fällen oft Schwierigkeiten.

Der Zusammenbruch aller russischen Armeeeinrichtungen, Kommando, Stab, Munitionszufuhr, Verpflegung, Kleidung, Lagerordnung usw. wird täglich kompletter, ein kolossaler Krach, wobei einige 100000 Menschen geopfert werden. In den zwei letzten September- und der ersten Oktoberwoche sollen die Russen an Toten (d. h. Gestorbenen, Verwundeten, und Kranken) 15000 Mann und seit Anfang des Krieges an Toten allein 47000 Mann verloren haben. Wenn sie noch drei Wochen vor Plewna und am Lom bleiben, kann es vorkommen, daß die ganze Armee sich auflöst.

Beste Grüße Dein Friedrich.

Digitized by Google

Hier hat es zwar auch etwas gefroren, aber die Geranien blühen doch immer noch ein wenig im Freien. Dagegen ist in Schottland fast die ganze Ernte kaputt, ich sah am 20. September bei Edinburg noch ganz grünes Korn.

An seinen Bruder Rudolf.

London, 12. September 1878.

Lieber Rudolf!

Heute morgen 1/2 2 ist meine Frau, nachdem sie mir den Abend vorher gesetzlich angetraut, ruhig nach langen Leiden gestorben. [1])

Ich erwarte mancherlei Extraausgaben, und da ich wenig Saldo in der Bank habe, würdet Ihr mich durch prompte und möglichst kurze Anweisung von zirka 200 Pfund Sterling verpflichten.

Dein Friedrich.

An seinen Schwager Emil Blank. [2])

Great Yarmouth, 20. August 1882
10 Columbia Terrace

Lieber Emil!

Seit zehn Tagen sind wir hier, Schorlemmer, Pumps, Baby und ich, und das süße Nichtstun des Seebads ist schuld daran, daß ich erst heute dazu komme, Dir zu antworten.

Vor allen Dingen habe ich Dich direkt an Sam Moore empfohlen und ihn gebeten, Dir die Adresse seines Bureaus in der Stadt (Chambers nennt man das bei Barristers) einzuschicken, da ich sie nicht hier habe und er doch am Tage nur dort zu treffen ist. Du wirst an ihm einen Muster-Engländer finden, der alle guten Eigenschaften seiner Nation hat ohne eine einzige der schlechten. Er ist natürlich auch Sozialdemokrat und spricht auch Deutsch, wenn auch etwas außer Übung. Er wird Dir in allem, was in seinen Kräften steht, gern gefällig sein und wird Dir mehr nützen können, als ich könnte. Wenn man seit fast 13 Jahren aus dem Geschäft und seit 12 aus Manchester ist, so hat man wenig Einfluß mehr auf Leute, deren erster Grundsatz ist, daß eine Hand wäscht die andere. Dagegen Moore ist erst seit drei bis vier Jahren heraus und wohnt noch mitten unter ihnen, da läßt sich schon eher etwas machen. Ich z. B. weiß gar nicht einmal, ob die Leute, mit denen ich in Verbindung stand, noch leben oder noch dieselbe Firma haben oder nicht etwa das ganze Geschäft verkauft haben. Bei Ermen & Roby Dich einzuführen, würde gar nichts nützen, eher schaden, die Leute würden Dir ihre Fabrik doch nicht zeigen und am Ende an der Börse andere ihnen bekannte Spinner und Fabrikanten vor Dir warnen.

---

[1]) Engels' Frau stammte aus einer irischen Arbeiterfamilie.

[2]) Emil Blank (1817—1893), der Gatte von Engels' ältester Schwester Marie.

Digitized by Google

In Strickgarn- und Nähgarnfabriken kommst Du deswegen nicht hinein, weil es meines Wissens außer Ermen & Roby in Manchester keine gibt. Doublers von Sewings gibt's allerlei, da siehst Du nur die alten Dubliermaschinen, sie verkaufen das Garn roh. Wie man am besten in die Fabriken kommen kann, das hängt von jedem einzelnen Fall ab, im allgemeinen habe ich immer gefunden, daß es am besten geht, wenn man den Leuten, an die man sonst empfohlen ist, aufrichtig reinen Wein einschenkt und sagt, wer man ist. Mit Schlichen es zu versuchen, wie viele deutsche Spinner getan, hat fast immer dazu geführt, daß man sie entdeckt und an der Börse den anderen denunziert hat, wo sie dann gar nichts mehr zu sehen bekamen. Die Art, wie man sich hier Konkurrenz macht, ist eben viel mehr auf großem Fuß als in Deutschland, und kleine Kniffe, dort oft angebracht, ziehen hier gar nicht. Anfang Oktober kommt Schorlemmer auch wieder hin, der kann Dir auch behilflich sein. Sehr nützlich vor allem ist Dir eine Empfehlung von Ermen & Engels an ein großes deutsches Kommissionshaus, die werden Dir schon weiter helfen und Dir auch in einzelnen Fällen sagen, wo Verschwiegenheit über das, was man selbst ist, etwa am Platze wäre.

Nun aber für heute genug. Der Tisch soll gedeckt werden. Im übrigen geht's uns hier sehr gut, schönes Wetter, Pilsener Bier, Seeluft und Seebad haben mir den Magenkatarrh, den ich am Montag Deiner Abreise hatte, gründlich vertrieben.

Pumps und Schorlemmer lassen bestens grüßen.

Dein F. Engels.

An seinen Bruder Hermann.

London, 11. November 1884.

Lieber Hermann!

Die traurigen Nachrichten über Emils Krankheit, die mir Dein Brief vom 25. September brachte, kamen mir nicht ganz unerwartet. Er selbst hatte mir von Zeit zu Zeit über seinen Gesundheitsstand geschrieben und über die Notwendigkeit, in der er sei, den Winter im Süden zubringen zu müssen, auch Deine früheren Briefe enthielten manche Andeutungen, die mich besorgt machten. Wenn sich nun schließlich Tuberkeln eingestellt haben — in unserem Alter sonst nicht eben häufig —, so ist das allerdings ein sehr schlimmes Zeichen, ich hoffe aber, er wird trotzdem noch einige Zeit unter uns bleiben können und in einem Zustand, der ihm das Leben nicht ganz zur Last macht. Eine Freude hat er immer noch erlebt, wie ich neulich aus der Zeitung sah: die Eröffnung der Aggertalbahn, für die er so lange Jahre unaufhörlich gearbeitet hat. Ist auch diese kleine Nebenbahn keineswegs das, was er erstrebte, so ist sie doch besser als nichts und wird ein ganz anderes Leben in das Tal und nach Engelskirchen bringen als bisher.

Digitized by Google

Ich hätte Dir früher geschrieben, aber da kam Hermanns[1]) Hochzeit dazwischen, wo ich nicht recht wußte, wo Du warst, seitdem bin ich oft unterbrochen und sehr mit Arbeit überhäuft gewesen. Dazu bin ich selbst seit 18 Monaten stark an die Gebrechlichkeit des menschlichen Körpers in eigener Person erinnert worden. Was es eigentlich war, werde ich wohl nie erfahren, genug, die Sache scheint jetzt in Ordnung zu kommen und sich in einen bruchartigen Fehler zu verlaufen (wobei es nicht ein Stück Darm ist, was sich senkt, sondern Bauchwasser). Ich bin dabei an einen sehr tüchtigen Bandagisten gekommen, der von den sonst ziemlich seltenen Fällen dieser Art manchen behandelt und eine sehr praktische, gar nicht genierende Maschine dafür konstruiert hat; nach längerem Probieren bin ich jetzt damit so ziemlich in Ordnung und kann mich endlich wieder bewegen und, was mir fast ganz unmöglich war, am Pult arbeiten. Wenn die Sache so vorangeht, will ich froh sein; außer Erschlaffung der Muskel und Bänder, die nach so langem bewegungslosem Liegen auf dem Sofa natürlich ist, spüre ich jetzt nichts mehr und werde allgemach wieder der Alte.

Hoffentlich geht es Euch allen sonst gut. Rudolf scheint auch wieder auf den Damm zu kommen. Er scheint in mancher Beziehung mehr von der Konstitution unseres Vaters geerbt zu haben, der auch bis in die Vierzig immer mit dem Magen zu tun hatte, dann aber ganz gesund wurde und wohl noch lebte, wenn nicht der Typhus ihn weggerafft hätte.

Bitte laß mich bald mal wieder hören, wie es Emil geht und Euch anderen, und was Hedwig macht. Hermann wird wohl bald von seiner Hochzeitsreise zurückkommen.

Herzliche Grüße an alle Geschwister, Emma, Deine Kinder und Dich selbst.

Dein Friedrich.

An Frau Charlotte Engels.[2])

London, 1. Dezember 1884.

Liebes Lottchen!

Heute morgen, etwas vor 10, erhielt ich Dein Telegramm. Ich war seit einiger Zeit auf diese Nachricht vorbereitet, seit Hermann mir über Emils Zustand näheres geschrieben und besonders seit Dein Schwager Colsman mich vorletzte Woche besucht hatte. Wir haben viel von Emil gesprochen, Colsman war über den medizinischen Sachverhalt vollständig unterrichtet, Hoffnung war nicht mehr, die Entscheidung war gefallen, die Vollendung nur noch eine Frage von Wochen. Und doch hatte ich so rasch sie nicht erwartet. Sie ist erfolgt und wir haben uns darin zu finden.

---

[1]) Kommerzienrat Hermann Engels, heute Inhaber der Firma Ermen & Engels in Engelskirchen, hatte am 16. Oktober geheiratet.

[2]) Frau Charlotte Engels, geb. Bredt, die Gattin von Emil Engels, der am 30. November 1884 gestorben war.

Digitized by Google

Es ist ein Abschnitt in Deinem Leben, liebes Lottchen, wie Du ihn nie wieder erleben wirst; ein Strich durch eine ganze Summe von Lebensglück, dem unwiederbringlich ein Ende gemacht ist. Ich weiß, wie öde und leer Dir die Welt in diesem Augenblick erscheinen muß, ich weiß, im Innersten Deines Herzens wünschest Du, es möge sich so fügen, daß Du gleich an der Seite Deines Emil mit zur Ruhe gehen könntest. Das ist natürlich, das ist der Wunsch eines jeden, der an der Bahre eines geliebten Gatten steht. Aber bedenke, daß auch meine Mutter das hat durchmachen müssen. 41 Jahre war sie glücklich, da wurde sie Witwe. Und wenig Frauen haben ihre Männer inniger geliebt als sie meinen Vater. Und doch an ihren Kindern und unter ihren Kindern und Kindeskindern lebte sie wieder auf und lebte noch 14 Jahre unter uns wenigstens nicht unglücklich. Und sie war älter als Du und ihre Kinder alle erwachsen und versorgt, während Du noch mehrere hast, bei denen Pflichten zu erfüllen sind, die nur eine Mutter wirklich erfüllen kann und die um so schwerer wiegen, als sie jetzt vaterlos sind.

Ich war mit Emil von jeher in einem besonders innigen Verhältnis und weit, wie unsere Anschauungen auseinander gingen, hatten wir doch das gemein, daß wir uns beide mit wissenschaftlichen Dingen beschäftigten, auch ohne Rücksicht auf direkten praktischen Nutzen. Eins aber werde ich nie vergessen. Als ich nach dem Tode des Vaters hier die schwierigsten Verhältnisse durchzumachen hatte, in einem körperlich so krankhaften Zustand, daß ich unfähig war, einen einzigen notwendigen Entschluß bei gesundem Verstand und freiem Denkvermögen zu fassen, da war es Emil, der mit klarem Blick, festem Entschluß und voller Beherrschung der Sache mich herausriß und die Verhandlung in Manchester, von der meine ganze Zukunft abhing, glücklich zu Ende führte. Wenn ich jetzt hier in London sitze, ein unabhängiger Mann, so habe ich das nicht am wenigsten Emil zu verdanken.

Mein noch unsicherer Gesundheitszustand würde mich nicht abhalten, heute abend hinüberzugehen, um meinem teuren Bruder die letzte Ehre zu erweisen. Aber die Möglichkeit liegt vor und selbst die Wahrscheinlichkeit, daß meine Anwesenheit polizeiliche Schikanen hervorrufen könnte, und dem möchte ich Dich und Euch alle gerade in diesem Augenblick nicht um alles in der Welt aussetzen. Hat man doch vor einigen Monaten einen weltbewährten Chemiker, naturalisierten Engländer, Mitglied der hiesigen Akademie der Wissenschaften, in seiner Vaterstadt Darmstadt schikaniert, bloß weil er bei Marx' Begräbnis gewesen, und so schikaniert, daß er gleich abreiste.[1]) Was muß ich erwarten? Ich werde mich wohl wieder einstweilen als politischer Flüchtling ansehen müssen.

Nun, liebes Lottchen, eins weiß ich, Ihr Frauen seid mutiger und stärker als wir Männer. Was Ihr durchmacht, wenn es sein muß, machen wir Euch nicht nach. Du mit Deiner wunderbaren Selbstbeherrschung, um die ich Dich

[1]) Karl Schorlemmer.

Digitized by Google

oft beneidet, Du wirst auch dies Schwerste überwinden, den Schmerz, den wir alle mit Dir teilen, und von dem Du doch das größte Teil zu tragen hast.

Küsse alle Deine Kinder für mich. In herzlicher Liebe Dein treuer alter

Friedrich.

An seinen Neffen Emil Engels.[1])

London, 22. Dezember 1886.

Lieber Emil!

Es hat mich sehr gefreut, wieder einmal von Dir zu hören, und durch Dich von Deiner Mutter und Euch allen.

Was Dein Anliegen angeht, so kommt es mir doch vor, als wenn es mir als eine starke Inkonsequenz angerechnet werden würde, wollte ich dem Evangelischen Vereinshaus in Barmen einen Beitrag von 150 Mark machen, weil es auch sonst allgemein nützliche Zwecke verfolgt. Ich glaube, Dein Schwiegervater würde es ebenfalls für inkonsequent halten, wenn er einer ausgesprochen sozialdemokratischen Arbeiterkasse wegen ihrer allgemein nützlichen Zwecke eine Schenkung machen sollte. Indes mit gutem Willen läßt sich manches machen, und da ich mir ohnehin jedesmal etwas komisch vorkomme, wenn ich mich im Kontokorrent als Aktionär des Evangelischen Vereinshauses verzeichnet finde, so schenke ich Dir hiermit die beiden Aktien, und Du kannst damit machen, was Du willst. Ein Zettel für Hermann, der die Sache hoffentlich erledigt, liegt bei.

Ich freue mich zu hören, daß es Euch allen gut geht, und namentlich Deine Mutter in der Sorge um ihre Kinder und Enkel wieder auflebt. Den Vater werdet Ihr alle in der Tat noch lange missen, in der Familie wie im Geschäft. Er war ein ganzer Mann, und der ersetzt sich in der Familie wie im Geschäft nur schwer. Indes ist es Euch jungen Leuten sehr nützlich, daß Ihr schon früh in eine verantwortliche Stellung kommt, es war das zu meiner Zeit in Deutschland leider selten genug, und ist doch zur Entwicklung des Verstandes wie namentlich des Charakters durchaus nötig. Laßt die alten Herren sich in Barmen amüsieren und im Sommer Engelskirchen mehr als Kurort denn als Geschäftsort benutzen, um so besser, wenn Ihr das Geschäft allein führen könnt, das gibt Euch Vertrauen auf Euch selbst.

Nun muß ich aber schließen, in ein paar Minuten kommt Schorlemmer von Manchester, und morgen erwarte ich weiteren Besuch aus Paris, da ist das Haus voll und mit der Arbeit geht auch die Korrespondenz in die Brüche. Ich wollte aber gern vorher noch die Angelegenheit wegen der Aktien in Ordnung bringen und habe dazu die letzten freien Augenblicke benutzt.

Also grüße Deine Mama ganz besonders herzlich von mir und ferner Deine Frau und Deine Jungen, Hermann und Moritz, und sei selbst herzlich gegrüßt von Deinem Onkel

Friedrich.

---

[1]) Emil Engels (1858—1907), der einzige Sohn des Kommerzienrats Emil Engels, Teilhaber der Firma Ermen & Engels.

Digitized by Google

Und namentlich wünsche ich Euch allen recht frohe Feiertage und viel Glück zum neuen Jahr!

An seinen Bruder Hermann.

„S. S. City of Berlin",
zwischen Liverpool und Queenstown, 9. August 1888.

Lieber Hermann!

Ich bin seit gestern auf einer kleinen Spritztour nach Amerika unterwegs und wollte Dir dies noch eben wissen lassen, ehe wir den letzten europäischen Hafen verlassen. Wir sind eine fidele Gesellschaft von vier — ich, Professor Schorlemmer von Manchester, Dr. Aveling von London und seine Frau, die jüngste Tochter von Marx. Schorlemmer und ich kommen Ende September zurück und denken am 2./3. Oktober wieder in England zu sein. Es traf sich sehr günstig, daß ich diesen alten Plan diesen Sommer verwirklichen konnte, und es ist mir auch ärztlich sehr empfohlen worden, die beiden längeren Seereisen und den totalen Luftwechsel durchzumachen.

Unser Schiff ist viel schöner als das Berlin zu Lande, es ist fast 6000 Tonnen groß, Avelings kamen vor anderthalb Jahren darauf von Neuyork zurück und kennen den Kapitän, Beamte und Mannschaft, was sehr angenehm. Wir haben hübsche Kajüten, die Beköstigung ist vortrefflich, dazu amerikanisches Lagerbier, das gar nicht übel ist, ein langes Verdeck, um sich darauf herumzutreiben, nicht zuviel Passagiere — falls nicht in Queenstown noch viel dazukommen —, kurz, alles läßt sich sehr angenehm an. Ich bin recht neugierig auf die Welt da drüben, wir werden zwischen drei bis vier Wochen Zeit dort haben, was, glaub' ich, grade lang genug ist.

Wir nähern uns Queenstown, und so schließe ich am besten. Haltet Euch alle gesund, vom jenseitigen Ufer gebe ich mal wieder Nachricht. Grüß' Deine Frau und Kinder und alle anderen Verwandten.

Aufrichtigst Dein alter Friedrich.

*

„S. S. City of New York", Donnerstag, 27. September 1888.

Lieber Hermann!

Ich schreibe Dir unter Schwierigkeiten, denn unser Schiff schwankt entsetzlich, und die Hälfte der Leute ist noch immer seekrank. Wir haben eine höchst angenehme, interessante und belehrende Reise gehabt, kamen nach einer guten Überfahrt — nur ein recht netter Sturm — am 17. August in Neuyork an, blieben dort zirka acht Tage, dann sieben Tage in Boston, dann fünf Tage am Niagarafall, dann über den Ontariosee nach dem Lorenzstrom, diesen hinunter per Dampfschiff nach Montreal, von da zurück in die Staaten, nach Pittsburg, dann ein Abstecher in die Adirondeckberge, die sehr schön

Digitized by Google

sind, weiter per Dampfschiff über den Lake Camplain und Lake George (ein Stückchen Comer See im kleinen, aber ganz wild) nach Albony und schließlich den Hudson per Dampfer hinab wieder nach Neuyork. Das Unglück wollte, daß wir Plätze auf dem neuen Schiff „City of Neu York" belegt, das größte Passagierschiff auf dem Ozean, 10500 Tonnen, das 500 Seemeilen per Tag machen sollte. Aber dieses ist erst die vierte Reise, die es macht, die Maschinen weigern den Dienst, die eine ist marode und arbeitet mit kaum halber Kraft, die andere muß scharf angestrengt werden und ist daher alle Augenblick flickbedürftig. Glücklicherweise sind wir ohne ein besonderes Unglück an der Maschinerie bis hierher gekommen, 51 Grad nördlicher Breite und 20 westlicher Länge von Greenwich ungefähr, hoffen morgen nachmittag in Queenstown zu sein und Samstag abend in London. Die Fahrt war ziemlich rauh, zwei tüchtige Stürme und mit Ausnahme der zwei ersten Tage stets hohe See. Von unserer kleinen Gesellschaft hat keiner mit der Seekrankheit das geringste zu tun gehabt. Wir haben ununterbrochen gegessen, getrunken und geraucht, und ich werde eben — 11 Uhr morgens — zum Frühschoppen kommandiert.

Die Reise hat mir wunderbar gut getan, ich fühle mich wenigstens fünf Jahr jünger, alle meine kleinen Gebrechen sind in den Hintergrund gedrängt, auch meine Augen besser, und ich empfehle jedem, der schwachmatisch oder krankbrüchig ist, eine Reise über den Ozean mit vierzehn Tagen oder drei Wochen am Niagara und dieselbe Zeit in den Adirondecks, 2000 Fuß über Meereshöhe. Die Luft ist dort ganz ausgezeichnet, lombardische Augustsonne und der frische Lufthauch unseres rheinischen Oktobers dabei. Ich habe schon jetzt wieder Lust, nächstes Jahr wieder hinüberzugehen, wenn ich wieder Gesellschaft finde. Überleg' Dir das einmal, Du und Rudolf könntet eine solche Stärkung ganz gewiß gebrauchen. Strapazant ist die Tour gar nicht, das Essen ist in guten Hotels überall recht gut, das deutsche, d. h. nach deutscher Art gebraute Bier überall sehr gut, nur Wein ist teuer, aber für 1 Dollar bis 1 Dollar 50 Cent bekommt man überall eine Flasche Rotwein, und der amerikanische Wein ist gar nicht schlecht, leider aber in den Hotels meist nicht zu haben. Wir haben 24 Flaschen an Bord und trinken sie mit Vergnügen — Ohiowein (Riesling und Schaumwein) und kalifornischen Riesling, der sehr gut schmeckt, aber keine Blume hat.

Herzliche Grüße an Emma und die Kinder, dito an alle Geschwister.

Dein alte: Friedrich.

Freitag morgen 10 Uhr.

Seit heut früh an der irischen Küste, um 12 in Queenstown, wo ich dies aufgegeben, morgen früh in Liverpool, abends in London. Nochmals viele Grüße!

*

Digitized by Google

Eastbourne, 22. August 1889.
4 Cavendish Place.

Lieber Hermann!

Den Kontokorrent dankend erhalten, er wird wohl richtig sein.

Willst Du so gut sein, inliegende Zeilen dem jungen oder wohl jetzt alten Caspar zu überschicken, ich weiß nicht, wo er wohnt, Krefeld oder Barmen.

... Ich bin seit vierzehn Tagen hier, habe aber leider mehr Regen, als ich brauchen kann. Seitdem die Engländer im August Flottenmanöver abhalten, ist das Wetter dieses Monats total verdorben, und gestern wurde das Wort des alten Liedes hier zur Wahrheit:

Am 21. August soeben
kam ein Spion bei Sturm und Regen,
Schwur's dem Prinzen und zeigt's ihm an usw.

Infolgedessen sind denn auch heut morgen die großen Kriegsschiffe hier vorbeigefahren, wir warten aber noch immer auf die berühmte Seeschlacht, die sich vor unseren Augen im Kanal ereignen soll.

Ich werde wohl noch vierzehn Tage bis drei Wochen hier bleiben, wenn es nicht zu arg regnet, denn

Nach Hause kann ich auch nicht hin,

da sind nämlich die Weißer, Tapezierer, Anstreicher und anderes Volk und machen drei Viertel der Räume unbewohnbar, und wenn man sie erst im Hause hat, weiß niemand, wenn man sie wieder los wird. Das kommt davon, daß in England die große Industrie das Handwerk ruiniert hat, aber nichts an seine Stelle zu setzen gewußt. Die Deutschen haben schon lange nicht mehr das Privilegium allein, schlechte Waren für gutes Geld zu liefern, die Londoner können das ganz brillant. Das ist doch in Amerika ganz anders. Ich glaube, für den gewöhnlichen alltäglichen Geschäftsverkehr, wo keine Spekulation hineinkommt, ist Amerika das solideste Land der Welt, das einzige, wo man noch „gute Arbeit" geliefert bekommt.

Hoffentlich seid Ihr alle wohl. Grüße Emma und die Kinder und Kindeskinder sowie das übrige Engelskirchen herzlich.

Dein alter Friedrich.

*

London, 9. Januar 1890.

Lieber Hermann!

Herzlichen Dank für Deine Glückwünsche, die ich, für Euch alle, aufrichtigst erwidere. Es freut mich zu erfahren, daß es Euch allen so wohl geht, und auch ich kann nicht klagen. Ich habe im letzten Jahr wieder an Gewicht zugenommen und wiege jetzt wieder 108 englische Pfund, was so ziemlich mein Maximum je gewesen ist, dabei ist es alles gesundes festes Muskelfleisch, kein loser Fettschwamm. Auch meine Augen bessern sich,

Digitized by Google

gewöhnlich war die Nebelzeit und die kürzesten Tage die kritische Periode, wo ich immer wieder schlimmer wurde, diesmal bin ich über diese Zeit besser davongekommen als seit Jahren und darf ich wohl hoffen, daß ich bald wieder die volle Zeit arbeiten darf. Selbst die Ärzte wollen mir nicht glauben, wenn ich ihnen sage, daß ich im siebzigsten Jahr bin, sie behaupten, ich sähe zehn bis fünfzehn Jahre jünger aus. Freilich ist das alles nur die Oberfläche, und die ist trügerisch auch bei mir, denn darunter verstecken sich doch allerlei kleine Mankomente, und die vielen kleinen machen auf die Dauer einen passabel großen Haufen, aber alles in allem kann ich nicht klagen, und wenn ich sehe, wie so viele Leute sich um nichts und wieder nichts das Leben sauer machen, rein ohne allen Grund und bloß für die Katz, so schätze ich mich doch immer noch glücklich, daß ich meine heitere Stimmung ungetrübt bewahrt habe und über all das dumme Zeug lachen kann.

Damit hast Du aber wahrscheinlich auf lange Zeit genug über meine werte Person gehört, und ich glaube auch, es ist hohe Zeit, daß ich davon aufhöre.

Das Zirkular wegen der Jungen habe ich richtig erhalten und sofort aufs Wohlsein der neuen Associés einen tüchtigen Salamander mutterseelenallein gerieben. Es ist sehr vernünftig von Euch, die Jungen zu Associés gemacht zu haben, sie hatten doch die Hauptarbeit und auch, sobald keiner von Euch in Engelskirchen war, die Hauptverantwortlichkeit, und da gibt's ihnen ganz anderen Trieb zum Arbeiten, wenn ihre äußere Stellung im Geschäft dem auch entspricht. Jetzt rate ich Dir und Rudolf, die wohlerworbene Muße zu möglichst viel Bewegung in freier Luft und im Sommer zum Reisen zu benutzen (die Jagd im Herbst werdet Ihr wohl so nicht vergessen), da sollt Ihr mal sehn, wie Euch das auf die Strümpfe bringt. Daß Fritz Bölling, wollte sagen August Bölling, gestorben, habe ich durch Zirkular erfahren, ich glaube auch wegen Fritz Osterroth. Der August Bölling war doch ein ziemlich schwächliches Kerlchen und hat es doch bis achtzig gebracht, hat wohl auch in der letzten Zeit sich nicht viel mehr erlauben dürfen. Das bringen diese Leute auch fertig, wir Gesunden gehen auch auf unsere alten Tage noch mehr ins Geschirr, fangen irgendeine Lumperei ab und gehen darüber in die Brüche. Ist auch schon ganz gut und hat ebenfalls seine Vorzüge. Jedenfalls hast Du den Vorteil, in zwei bis drei Jahren Dir Deinen eigenen Doktor gezüchtet zu haben, und da kannst Du Deinen Körper unter dessen Verwaltung stellen und bist dann auch nach der Seite hin aller Verantwortlichkeit enthoben.

Hoffentlich bekommt Emma der genossene Neujahrsplatz so gut wie mir die vielen deutschen Kuchen, die ich seit drei Wochen verzehrt habe außer, über und neben dem zwangmäßigen Plumpudding, mince pies usw. Wir haben nämlich jetzt einen Gasofen, da unser Vernun nicht mehr zieht und der Landlord kein neues aufgestellt hat, und dieser Übergang vom schweren zum leichten Kochen hat meine alte Haushälterin in eine wahre Kuchenbegeisterung versetzt, die ich nun ausessen muß.

Digitized by Google

Die sogenannte Influenza, die eigentlich ganz was anderes sein soll als unsere alte wohlbekannte Grippe, greift jetzt auch hier um sich, mehrere meiner Bekannten haben sie schon. Vorigen Sonntag aß ein Engländer bei mir, der vor lauter Angst immer eine Flasche Chinin mit Ammoniak in der Tasche trägt und bei Tisch davon trank! Wohl bekomm's ihm, aber lieber hab' ich die Grippe, als daß ich zwischen Fleisch und Gemüs das bittere stinkige Zeug saufe und mir den guten Wein verderbe!

Also haltet Euch alle wohl und munter. Herzliche Grüße an Emma, die Kinder, Rudolf und Dich selbst.

Dein alter Friedrich.

(Schluß folgt)

Das höhere Schulwesen im Lichte der Wandlung des Bildungsideals

Von

Prof. Dr. Gerhard Budde (Hannover)

Durch den Einfluß Hegels war in Deutschland seit den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein intellektualistisch historisches, enzyklopädistisches und politistisches Bildungsideal zur Herrschaft gelangt. Bald aber erhob sich gegen dieses Bildungsideal immer mehr Widerspruch, und das mit Recht, denn es leidet ohne Frage an starken und bedenklichen Einseitigkeiten. Einseitig ist es einmal insofern, als es am Menschen fast nur Verstand und Gedächtnis schätzt und pflegt und darüber die anderen Geisteskräfte, wie Wille, Gemüt und Phantasie, aber auch die körperliche Kultur vernachlässigt, einseitig ist es aber auch deshalb, weil es den Menschen vorwiegend mit der Vergangenheit beschäftigt, ihn dadurch von der Gegenwart ablenkt und so für ihre Aufgaben untüchtig macht. Und so begann man denn auch schon bald der aus diesem Bildungsideal erwachsenen höheren Schule den Vorwurf zu machen, daß sie weltfremde Gelehrte, aber keine harmonisch gebildete Menschen heranziehe, und daß sie damit ihrer eigentlichen pädagogischen Aufgabe nicht gerecht werde.[1])

Dieser Vorwurf wurde einerseits von einzelnen führenden Persönlichkeiten, andererseits aber mehr und mehr auch von bestimmten pädagogischen Strömungen oder Parteien erhoben, die sich unter dem Einfluß der Abwendung vom Intellektualismus zu bilden begannen.

---

[1]) Vgl. meine vor kurzem erschienene Schrift: „Geistige Strömungen und Erziehungsfragen im 19. Jahrhundert und in der Gegenwart". (Heinrich Handels Verlag in Breslau.)

Digitized by Google

Unter den einzelnen Persönlichkeiten steht hier im Vordergrunde Nietzsche, der durch seine Gegnerschaft gegen den die Zeit beherrschenden Intellektualismus und Historismus auch zu seinem scharfen Kampf gegen die höheren Schulen veranlaßt wurde, die auf diesen allgemeinen geistigen Strömungen beruhten und sich nach ihnen ihr Bildungsideal gebildet hatten. Und weil Nietzsche auf das allgemeine geistige Kulturleben einen tiefgehenden Einfluß gewann, hat er auch ganz wesentlich zur Wandlung des herrschenden und in den höheren Schulen verkörperten Bildungsideals beigetragen.

Wie das gesamte geistige Leben, so leidet nach Nietzsche auch die Jugenderziehung an der historischen Krankheit. Sie geht von einem falschen und unfruchtbaren Begriffe der Kultur aus; ihr Ziel, recht rein und hoch gedacht, ist gar nicht der freie Gebildete, sondern der Gelehrte, der wissenschaftliche Mensch. Deshalb werde, sagt Nietzsche, in den höheren Schulen nur auf Gelehrsamkeit und nicht auf wahre Bildung hingearbeiret, wodurch das Niveau des gesamten deutschen geistigen Lebens herabgedrückt werde. Die Masse des Einströmenden sei so groß, das Befremdende, Barbarische und Gewaltsame dringe so übermächtig, „zu scheußlichen Klumpen geballt", auf die jugendliche Seele ein, daß sie sich nur mit einem vorsätzlichen Stumpfsinn zu retten weiß. Diese sogenannte „allgemeine Bildung" (Enzyklopädismus) sei ein Phantom, mit dem aufgeräumt werden müsse. Denn mit ihr werde systematisch Mittelmäßigkeit herangebildet, und sie ertöte das Individuelle. Der Staat begünstige diese allgemeine Bildung, weil sie ihm die nötige Anzahl gleichmäßig vorgebildeter Beamten garantiere. „Was die höheren Schulen Deutschlands tatsächlich erreichen, das ist eine brutale Abrichtung, um mit möglichst geringem Zeitverlust eine Anzahl junger Männer für den Staatsdienst nutzbar, ausnutzbar zu machen." Das Staatsinteresse darf aber in der Jugenderziehung nicht ausschlaggebend sein; das ist es aber in Deutschland geworden (Politismus). Und so ist es gekommen, daß alle öffentlichen Schulen auf die mittelmäßigen Naturen eingestellt sind, auf die, deren Früchte nicht sehr in Betracht kommen, wenn sie reif werden. Ihnen werden die höheren Geister und Gemüter zum Opfer gebracht, auf deren Reifwerden und Früchtetragen eigentlich alles ankommt; sie werden ein Opfer der „allgemeinen Bildung".

Daß dieses Prinzip für das Genie direkt verkehrt ist, liegt nach Nietzsche auf der Hand. Aber auch schon für die Durchschnittsgeister ist es nicht zu empfehlen; denn harmonische Einheit und vielstimmigen Zusammenklang finden wir doch nur bei solchen Naturen, bei denen jede Seelentätigkeit nach einem Mittelpunkt, nach einer Wurzelkraft hinstrebt, und wo eben die herrschende Gewalt dieser Zentralkraft ein harmonisches Bewegungssystem erst möglich macht. Gerade die subjektive Einseitigkeit des Schülers ist der Punkt, wo der pädagogische Hebel einzusetzen ist; von dem Zentrum seines eigentümlichen Kraftlagers aus soll sich der Mensch allmählich Welt und Leben erobern. Deshalb muß an die Stelle der allgemeinen Bildung eine individuelle treten; denn das Ziel der Erziehung ist nicht der Beamte, sondern der Mensch;

Digitized by Google

Menschenbildung ist aber nur durch Berücksichtigung der individuellen geistigen Eigenart zu erreichen. Auch hieran erkennt man wieder, wie sehr es die Erziehung schädigt, wenn sie Staatszwecken unterworfen wird. Das ist aber besonders in Preußen geschehen, wo man sich bei diesem Vorgehen auf Hegel berufen hat. „In der Unterordnung aller Bildungsbestrebungen unter Staatszwecke hat sich Preußen das praktisch verwertbare Erbstück der Hegelschen Philosophie mit Erfolg angeeignet, deren Apotheose des Staates (Politismus) allerdings in dieser Unterordnung ihren Gipfel erreicht." Auch darf nach Nietzsche die Bildung, die die höheren Schulen übermitteln, nicht vorwiegend intellektualistisch historisch sein, wie sie es, auch wieder unter dem Einfluß der Hegelschen Theorie, geworden ist, sondern sie muß vor allem künstlerisch und national sein. Die höheren Schulen scheinen gar nicht zu wissen, daß die Kunst ein Bildungsmittel ersten Ranges ist; durch sie kann und muß der einseitige Intellektualismus der höheren Jugendbildung überwunden werden. Und der Historismus muß ersetzt oder wenigstens ganz wesentlich ergänzt werden durch eine nationale und eine Gegenwartsbildung. Die Jugend muß zunächst tief in die Kenntnis der Gegenwart und des sie umgebenden Lebens eingeführt werden, ehe an ein Studium des Altertums gedacht werden kann. Deshalb gehört dieses nicht an den Anfang, sondern an den Schluß der Ausbildung.

Auch muß das Altertum hinter die Kultur des eigenen Volkes zurücktreten, d. h. die Jugendbildung muß in erster Linie eine nationale sein. Das wirksamste Bildungsmittel, das wir besitzen, ist die deutsche Sprache und Literatur, und zwar in der Form, wie sie uns unsere Klassiker bieten; aus ihnen können wir auch allein eine wirkliche klassische Bildung gewinnen. „Jede sogenannte klassische Bildung hat nur einen gesunden und natürlichen Ausgangspunkt, die künstlerisch ernste und strenge Gewöhnung im Gebrauch der Muttersprache. Ohne dies gibt es keine wahrhaft klassische Bildung."

Also nicht vorwiegend gelehrte Bildung mit einseitiger Pflege von Verstand und Gedächtnis, sondern vor allem Menschenbildung mit künstlerischem Einschlag; nicht vorwiegend historische Bildung, sondern vor allem Gegenwartsbildung auf nationaler Grundlage; nicht eine allen Zöglingen gleichmäßig aufzuerlegende allgemeine Bildung, sondern eine der geistigen Eigenart der einzelnen Zöglinge Rechnung tragende individuelle Bildung. Damit war ein Bildungsideal proklamiert, das in wesentlichen Punkten in geradem Gegensatz zu dem von Hegel vertretenen und von den höheren Schulen übernommenen stand, und das bald zahlreiche Anhänger gewann.

In derselben Richtung wie Nietzsches Widerstand gegen das überlieferte Bildungsideal bewegt sich der Kampf, den der Verfasser des seinerzeit berühmten Buches „Rembrandt als Erzieher" gegen jenes führte. Auch er fordert eine stärkere Berücksichtigung der Kunst in der Erziehung; die Kunst habe, sagt er, eine größere bildende Kraft als die Wissenschaft, und deshalb müsse die ganze deutsche Kultur statt einer wissenschaftlichen eine vorwiegend künstlerische, und mit dieser Betonung der Kunst gegenüber der bislang

Digitized by Google

alles beherrschenden Wissenschaft müsse schon in der Jugendbildung begonnen werden. Auch diese müsse ästhetisch orientiert sein. Zugleich müsse sie aber — auch darin berührt sich der Verfasser mit Nietzsche — auch eine nationale Tendenz haben. Die deutsche Bildung müsse aus und auf ihrem eigenen Boden ernährt werden; sie brauche das, was Übelwollende Shakespeare bei seinen Lebzeiten vorwarfen: Small Latin, less Greek (wenig Latein, noch weniger Griechisch). Die Heroen des deutschen Geistes müßten die leuchtenden Paniere sein, um welche sich die Schar der Kämpfenden, Strebenden, ernst Wollenden sammele; denn nur in diesen Heroen könne man das Weben der Volksseele beobachten und verfolgen.

Nach und nach bildeten sich auch besondere pädagogische Strömungen, die gegen die Einseitigkeit des überlieferten Bildungsideals ankämpften und vor allem seine intellektualistische Tendenz durch andere pädagogischen Einschläge ergänzen wollten. Dahin sind vor allem zu rechnen die Kunsterziehungsbestrebungen, die Arbeitsschulbewegung, die Moralpädagogik und die sich an Nietzsche anschließende individualistische Pädagogik.

Die Kunsterziehungsbestrebungen gewannen besonderes Interesse und weite Verbreitung durch die Kunsterziehungstage, die in den Jahren 1901, 1903 und 1905 in Dresden, in Weimar und in Hamburg abgehalten wurden. Sie wollten bei den Gebildeten das Bewußtsein wecken, daß man bislang bei der Jugenderziehung zu einseitig die Verstandesbildung gepflegt und dabei andere wertvolle persönliche Kräfte unberücksichtigt gelassen habe; sie machten gegenüber dem Absolutismus des Intellekts die Rechte der Phantasie geltend und forderten neben der intellektuellen Bildung eine ästhetische. Damit traten sie in die Fußstapfen von Nietzsche und „Rembrandt als Erzieher", die die gleiche Forderung aufgestellt hatten, wenn auch mit größerer Ausschließlichkeit für die ästhetische Bildung. Die Kunsterziehungsbestrebungen wollten, wie der Vorsitzende des Dresdener Kunsterziehungstages ausdrücklich hervorhob, nicht an Stelle der bisherigen Grundlage der Jugenderziehung eine völlig neue setzen, sondern sie wollten nur die bisherige Bildung, die in einseitiger Weise die Ausbildung des Verstandes anstrebte, nach der Seite der Ausbildung auch der übrigen sehr wesentlichen Fähigkeiten des Menschen, nämlich der Fähigkeiten zum künstlerischen Auffassen und Schaffen ergänzen. „Wir haben," so bemerkte in Dresden Professor Dr. Lichtwark aus Hamburg, „zu lange wesentlich der Intelligenz gelebt. Es ist Zeit, daß nun die sittlich-religiösen und die künstlerischen Kräfte zur Entfaltung kommen." So richteten sich diese Bestrebungen also vor allem gegen den Intellektualismus des alten Bildungsideals, und sie betonten ihm gegenüber den Wert einer ästhetischen Bildung. Aber dabei wurde doch auch zugleich eine nationale Bildung gefordert. So wies derselbe Lichtwark darauf hin, daß, wenn auch die theoretische Pädagogik die Forderung einer nationalen Bildung stelle und wenn auch der Wortlaut der Lehrpläne besage, daß sie erfüllt werde, doch das geistige Leben unserer Gebildeten beweise, daß eine wirkliche Lebensgemeinschaft mit den führenden

Digitized by Google

Geistern der deutschen Literatur und Kunst nicht bestehe, und dieser ungenügende nationale Inhalt unserer Bildung habe den sehr bedauerlichen Zustand zur Folge, daß die Art der Bildung in Deutschland Kaste mache. Wer die klassische Bildung selbst nur in der unzulänglichen Gestalt erworben habe, in der das heutige Gymnasium sie vermittle, glaube als höherer Mensch mit Geringschätzung auf den, der nur die moderne Dreisprachenbildung besitzt, herabsehen zu dürfen. Für die Entwicklung unseres Volkstums aber müßten wir von der Erziehung verlangen, daß sie die liebende Hingabe an unsere eigene Literatur und Kunst in allen Kreisen erwecke. So gesellt sich also in diesen Kunsterziehungsbestrebungen zu der ästhetischen Tendenz eine nationale; mit beiden aber treten sie in Gegensatz zu dem noch amtlich herrschenden Bildungsideal.

Gegen dieses wendet sich auch, wenn auch von anderer Richtung her, die sogenannte Arbeitsschulbewegung. Sie macht den im Dienste jenes Bildungsideals arbeitenden Schulen, vor allem auch wieder den höheren Schulen, zum Vorwurf, daß sie, indem sie nur Kenntnisse übermitteln, allein die rezeptiven Fähigkeiten ausbilden, dagegen die produktiven Kräfte verkümmern lassen. Diese können nur durch selbsttätige Arbeit gestärkt werden, und zwar nicht bloß durch Kopfarbeit, sondern auch durch Handarbeit. Die Arbeitsschulbewegung bekämpft vor allem den Enzyklopädismus des überlieferten Bildungsideals, den das Gedächtnis unnötig belastenden Wissensdrill, der weder geistige noch sittliche Selbsttätigkeit erzeugt, der keinerlei Rücksicht nimmt auf die produktive Begabung der Kinder. Das muß anders werden. „Denn," so sagt Kerschensteiner, einer der bedeutendsten Vertreter der Arbeitsschulbewegung, „die unbefriedigenden Ergebnisse eines auf Buchwissen eingerichteten Schulbetriebs für die Charakterbildung, die rasche Verwelkbarkeit des angelernten Wissens und der harte Schritt der neuen Zeit haben die Pädagogik wieder eine alte Forderung mit neuer Lebhaftigkeit betonen lassen, daß der Lehrer mehr sein soll als Unterrichter, daß er auch erziehen müsse. Auch hat man gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts die alte Lehre neu entdeckt, daß bei dem maschinellen Betrieb unseres Schulwesens etwas unter die Räder komme, nämlich die spezifisch produktive Begabung der Kinder, die nicht selten auf einen Unterricht in Gedächtniswissen und mechanischen Fertigkeiten schlecht reagiert, weil sie die Seele mit so ganz anderen Dingen beschäftigt. Einzelne mutige Leute fanden, daß ein ganz neues Leben in die Schule einziehe, wenn im Unterricht das überlieferte Wissen und die mechanischen Fertigkeiten dem Erfahrungswissen und der produktiven Arbeit das Feld räumen." In unseren Schulen bedarf der theoretische Unterricht einer Ergänzung durch einen praktischen Arbeitsunterricht; diese Schulen dürfen nicht einseitig nur Lernschulen, sondern sie müssen Lern- und Arbeitsschulen sein, sie müssen gleichzeitig den Unterricht und die praktische Arbeit pflegen. So richtet sich diese Arbeitsschulbewegung besonders gegen die einseitige Verstandes- und Gedächtnispflege in den Schulen, also gegen den Intellektualismus und Enzyklopädismus des von ihnen gepflegten Bildungsideals.

Digitized by Google

Gegen dieselbe Einseitigkeit dieses Bildungsideals wendet sich die Moralpädagogik, die weder die Intellektbildung noch auch die ästhetische Bildung, sondern vielmehr die Charakterbildung als die Hauptaufgabe der Jugenderziehung hinstellt. Sie weist darauf hin, daß die ganze intellektuelle Kultur wertlos ist, ja sogar schädlich werden kann, wenn nicht vor allem für Charakterbildung gesorgt wird. Schon Pestalozzi hat gesagt, daß ein Zeitalter im Erkennen des Wahren mächtige Fortschritte gemacht haben und doch im Wollen des Guten weit zurückstehen könne. Alle Errungenschaften der Wissenschaft und Technik können nur dann zum Segen gereichen, wenn über sie Seelenkultur und Charakterpflege nicht vernachlässigt werden. Deshalb muß auch in der Jugenderziehung die Charakterbildung an erster Stelle stehen; ihr hat sich die bloße intellektuelle Bildung, die man in den Schulen zur Hauptsache gemacht hat, unterzuordnen, hinter sie muß aber auch die ästhetische Bildung zurücktreten, der gewisse Kreise den ersten Platz haben zuweisen wollen. Die ästhetische Bildung gewinnt erst dann einen erzieherischen Wert, wenn sie starke ethische Fundamente hat. Hier wird also gegen den von dem überlieferten Bildungsideal bevorzugten Intellekt nicht, wie bei den Kunsterziehungsbestrebungen, die Phantasie, sondern der Wille ausgespielt; so tritt neben einen pädagogischen Intellektualismus und einen pädagogischen Ästhetizismus ein pädagogischer Voluntarismus.

Eine mit seiner allgemeinen Philosophie in engem Zusammenhang stehende Eigentümlichkeit der pädagogischen Theorie Hegels ist auch die Nichtberücksichtigung alles Individuellen; auch sie ist in das Bildungsideal der höheren Schule übernommen worden und hat hier im Unterricht in der starren Lehrplangestaltung, die von allen Schülern in allen Fächern dasselbe verlangt, einerlei, ob ein Fach ihrer individuellen geistigen Eigenart liegt oder nicht, was als „allgemeine Bildung", als eine vermeintliche besondere pädagogische Weisheit angesprochen wird, und in der Zucht in einer Drill- und Zwangsdisziplin ihre Verwirklichung gefunden, deren Ziel eine durch äußere Repressalien zu erstrebende völlige Unterwerfung des Individuums unter eine Anzahl von Gesetzen ist, die man im vermeintlichen Interesse des Staates aufstellen zu müssen geglaubt hat.

Gegen diese antiindividualistische Tendenz des überlieferten Bildungsideals wendet sich die pädagogische Strömung, die man als die individualistische Pädagogik bezeichnet und die vor allem auf Rousseau und Nietzsche zurückgeht. Rousseau hatte gelehrt, daß nur das, was man selbsttätig erfaßt, auch bildet, nicht aber das, was von außen dem Untätig-Teilnahmlosen aufgedrängt wird. Gerade das hatte er schon zu seiner Zeit als den großen Irrtum des herrschenden Systems hingestellt, daß es glaubte, selbst dem Widerwilligen Bildung aufzwingen zu können. In denselben Irrtum war man nun aber wieder mit dem Enzyklopädismus und der „allgemeinen Bildung" verfallen, die allen Schülern gleichmäßig aufgedrängt wurde. Und was die Zucht angeht, so hatte Rousseau aufs schärfste eine Disziplin bekämpft, die beständig Zwang

Digitized by Google

und Drang, Schelten und Strafen anwenden zu müssen glaubt, um den natürlichen Willen zu brechen und allerlei Formen des Verhaltens einzuhämmern. Gerade eine solche Zwangsdisziplin war aber in den Schulen wieder herrschend geworden.

Neuerdings hatte dann Nietzsche gegen die in dem herrschenden Betrieb der höheren Schulen übliche Nichtberücksichtigung der Individualität scharf Stellung genommen und dabei, wie wir schon sahen, besonders heftig die die individuelle geistige Eigenart ignorierende allgemeine Bildung bekämpft. Ihm war P. de Lagarde zur Seite getreten, der über dieses System der allgemeinen Bildung in seinen „Deutschen Schriften" sagt: „Wenn man das jetzige System fortsetzen läßt, von allem ein wenig, hineinriechen in alles, beherrschen nichts . . ., dann geht der Unterricht und mit ihm ein gutes Stück Deutschland zugrunde." Und gegen dies System der allgemeinen Bildung wenden sich dann im Anschluß an Nietzsche alle Vertreter einer individualistischen Pädagogik mit großer Schärfe, allen voran Ellen Key in ihrem bekannten Buche „Das Jahrhundert des Kindes".

Für die meisten der erwähnten modernen Strömungen, die sich gegen das alte Bildungsideal wenden, ist dann endlich noch das gemeinsame Streben kennzeichnend, auch der von jenem sehr vernachlässigten Körperpflege zu ihrem Rechte zu verhelfen und bei der Jugenderziehung Geist und Körper gleichmäßig zu berücksichtigen. Vor allem die Kunsterziehungsbestrebungen haben der Körperkultur ihre besondere Aufmerksamkeit gewidmet und in Verbindung mit ärztlichen Kreisen dafür gesorgt, daß die Schäden, die auf diesem Gebiete das alte Bildungsideal verursacht hatte, mehr und mehr beseitigt werden.

Unter dem Einfluß aller dieser Faktoren hat sich im Laufe der letzten fünfzig Jahre allmählich ein neues Bildungsideal herausgebildet, das von dem aus Hegels Zeit und Philosophie stammenden intellektualistischen ganz wesentlich abweicht. Während dieses es fast nur auf die Bildung von Verstand und Gedächtnis abgesehen hatte, erstrebt jenes eine gleichmäßige Pflege aller Geisteskräfte, also des Verstandes, des Gedächtnisses, des Willens, des Gemüts und der Phantasie, und in Verbindung damit zugleich eine sorgfältige und weitgehende Ausbildung auch der körperlichen Fähigkeiten. Auf diese Weise soll die ganze Persönlichkeit des Menschen, wie sie sich geistig und leiblich in den verschiedenen Anlagen und Fähigkeiten betätigt, ausgebildet und so der einzelne Mensch dem uns als Ideal vorschwebenden Menschentyp immer näher gebracht werden. Nun soll nicht mehr bloß gefragt werden, was der Mensch leistet, sondern vor allem, was er ist. Das neue Bildungsideal verlangt, um mit Martin Havenstein zu reden, nicht bloß Tüchtigkeit, sondern auch Vornehmheit, nicht bloß sachliche, sondern auch persönliche Kultur. Als Vollmensch erscheint nun nicht mehr der in einer einseitigen intellektuellen Kultur aufgehende Gelehrte, sondern vielmehr erst der Mensch, der alle geistigen und körperlichen Kräfte in sich harmonisch ausgebildet und sich so zu einer Per-

Digitized by Google

sönlichkeit entwickelt hat. Nicht intellektuelle Bildung, sondern Persönlichkeitsbildung in diesem Sinne verlangt das neue Bildungsideal.

Es kann nun doch wohl keinem Zweifel unterliegen, daß die Schule, und zwar besonders die höhere Schule, der oben geschilderten Wandlung des Bildungsideals folgen muß, wenn sie nicht in Widerspruch mit dem allgemeinen Kulturideal der Zeit geraten will. Daß sie dies nicht in entsprechender Weise getan hat, daß sie vielmehr trotz der Wandlung des Bildungsideals bei dem alten, im allgemeinen Kulturleben überwundenen intellektualistischen Bildungsideal der dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts verharrte, das ist die Ursache der Rückständigkeit, die dem höheren Schulwesen seit längerer Zeit von einsichtigen Männern zum Vorwurf gemacht wird. Das neue Bildungsideal verlangt, daß die höheren Schulen in erster Linie persönlichkeitsbildende Erziehungsanstalten und erst in zweiter Linie Gelehrtenschulen sind; in Wirklichkeit ist aber bis heute noch das Verhältnis das umgekehrte.

Damit ist auch schon der Weg angedeutet, den eine Schulreform bei der Gestaltung des Lehrplans der höheren Schulen gehen muß, wenn sie diese Schulen mit dem herrschenden Kulturideal in Einklang bringen will. Sie wird zu diesem Zwecke den der gelehrten Bildung dienenden fremdsprachlichen Unterricht wesentlich einschränken und die dadurch freiwerdende Zeit den persönlichkeitsbildenden Fächern zur Verfügung stellen müssen. In welcher Weise dies geschehen müßte, habe ich in verschiedenen Schriften, vor allem in den beiden bei J. Beltz in Langensalza erschienenen Broschüren „Schulreform und Sprachunterricht“ und „Die höhere Schule im Rahmen der Einheitsschule“ eingehend entwickelt.

Österreich

Ein Geheimbericht an die k. k. Regierung über die kritische Lage der Habsburger Monarchie um die Jahreswende 1866/67

Von

Arnold Winkler,
Professor der neueren Geschichte an der Universität Freiburg in der Schweiz

(Fortsetzung)

Wien, am 21. Dezember 1866.

Um das Bild der Situation und Volksstimmung auszuführen, haben wir uns noch mit den Madjaren und den slawischen Volksstämmen zu beschäftigen; wir wollen dies vorerst mit den Madjaren versuchen.

Starr an ihren historischen Rechten festhaltend und durch den Krieg in der Erreichung ihrer Ziele aufgehalten, waren sie es, die — alle Parteien muß ich hier zusammenfassen — aus dem Unglücke, das die Armee und mit ihr die Dynastie getroffen, eher günstige als nachteilige Folgen für ihre Pläne

Digitized by Google

hofften[1]) — nur war diese Hoffnung — je nach dem Parteistandpunkte eine verschiedene, mehr oder minder regierungsfeindliche, — mehr oder minder überspannte.

Man baute seine Pläne auf die Schwäche der Regierung.

Klein und mit geringer Aussicht auf Erfolg — war es eine Partei,[2]) welche ohne echte Liebe für das engere Vaterland, unterschätzend die Stellung der Slawen zum Stamme der Madjaren — und gelockt durch teils offenbare, teils versteckte Andeutungen des Feindes auf ein Ziel loszugehen geneigt gewesen wäre, das zum gänzlichen Abfalle von der Monarchie führen sollte.

Zum Glück ist diese Partei eine äußerst geringe, ihrer eigenen Pläne und Mittel nicht klar und ebenso machtlos gegen die Massen.

Dagegen jene mächtige Partei, die am historischen Rechte der ungarischen Krone sich anklammert und mit zäher Beharrlichkeit dieses verteidigt, einen Ausgleich mit der Wiener Regierung suchte und noch heute sucht, der sie von Österreich nicht lostrennt, aber bei Ausscheidung aus dem durch die zentralistische Regierung versuchten provinziellen Verbande dennoch ihren Stützpunkt gegen die Bedrohungen slawischer Überwältigung eben in einem freien, auf historische Rechte basierten Verbande Ungarns mit Österreich findet, dem auch Ungarn wieder — die Rechte mit Pflichten vergeltend — als kräftige Stütze dienen soll.

Ein Mißkennen der gegenseitigen Ansprüche, der Mangel an Vertrauen — eine Folge vorübergegangener Ereignisse, — dies waren bis nunzu die Ursachen, welche diesen Ausgleich verhinderten.

Die allgemeine — man kann ganz ruhig die exzentrische Partei ignorieren — Volksstimmung der Madjaren, zu denen ich getrost die übergroße Mehrheit der in Ungarn wohnenden Deutschen, Slowaken und Juden, ja einen großen Teil der Slawonier mitzählen darf, ist eine dem Throne des Hauses Habsburg günstige und loyale; — sie vertrauen ihren Führern und erkennen es, daß sie im Verbande mit Österreich allein ihre Stütze finden — sie haben keine Sympathien für eine Verbindung oder Stellung, die sie an die Südslawen lehnte, hinter denen sie Rußland, das mächtige aber gefürchtete erblicken.

Ihr eigenes höchstes Interesse — das der Existenz und ihr gesunder Sinn drängt sie zum Verbleiben bei und mit Österreich; nur die Art dieses Verbandes soll eine freie sein und die Zukunft garantieren. Viel trug das mißtrauische und gewisse Hintergedanken nicht genug verhüllende Schielen der Südslawen Österreichs zur Konsolidierung obiger Volksstimmung in Ungarn bei. —

Wenn ich nun die Slawen Österreichs und ihre Volksstimmung behandeln soll, so muß ich dieselben, da sie geographisch getrennt sind und andere Ziele vor Augen haben, auch hier trennen und beginne vor allem mit den Tschechen in Böhmen.

---

[1]) Dazu vgl. u. a. Aug. Fournier, Österreich-Ungarns Neubau, S. 153.

[2]) Gemeint wohl die Linke, geführt von Koloman Tisza, die reine Personalunion verfechtend, im Gegensatz zur Partei Deáks und Andrássys, der gemäßigteren.

Digitized by Google

Es wäre grober Unsinn, wenn man es aussprechen würde, daß unter den Tschechen etwa das Verständnis der politischen Bestrebungen ihrer Parteiführer so zu Fleisch und Blut geworden sei, wie es in Ungarn der Fall ist.

Ich muß demnach die Volksstimmung im allgemeinen und die Tendenzen der Parteien in der Hauptstadt Prag und ihren Filialen, in den Kleinstädten, sondern.

Die Volksstimmung der Tschechen im allgemeinen ist eine ruhige, loyale und faßt vor allem das materielle Interesse und meist nur dieses ins Auge.

Politisch sind die Massen apathisch — ihnen ist es z. B. so gleichgültig wie den Deutschen in Böhmen, ob Seine Majestät der Kaiser von Österreich sich als König von Böhmen krönen lasse oder nicht — ihr König ist er auch ungekrönt — sie erkennen ihn an.

Was die „Reichenberger Zeitung" Nr. 275 vom 14. d. M. unter dem Artikel „H. Aus dem Egerlande" über die Volksstimmung sagt, ist unbestreitbar der Ausdruck auch der Tschechen des Landes Böhmen im allgemeinen. Nicht (nur) der Bauer, nein, auch der Bürger denkt so.

Kleinere Steuern — Friede, eine gesegnete Ernte, Zwanglosigkeit in Kirche und Schule, freie Wirtschaft in der Gemeinde, das sind die Faktoren ihres Glücks, für die sie das Verständnis haben.

Was die Parteien in Prag und Kleinstädten betrifft, so sind diese wieder gesondert; die mächtigere ist jene, die einen Palacký, Rieger, Brauner[1]) zu Sprechern hat, — sie sitzt am Pferde und ahmt die Bestrebungen der Ungarn nach, — sie ist aber dabei doch — trotz Exzentrizität im nationalen Geiste nicht illoyal, — sie ist gesund genug, die geographische Lage des Landes, die Situation der Tschechen und ihre Umklammerung vom deutschen Elemente und die Möglichkeit der Zukunft nicht zu verkennen. Es ist exzentrischer Patriotismus im engsten Sinne, der sie eben wegen obiger Motive und in tiefer — selbst dankbarer Erkenntnis der Wohltaten, die das Volk der Tschechen seiner Umgebung zu verdanken hat, mit aller Kraft dagegen ankämpfen läßt, daß der nationale Stoff durch das mächtige Andrängen deutscher Zivilisation und Zunge nicht allmählich aufgezehrt werde.

Daß das Spiel mit dem historischen Rechte als Mittel gegen diese Gefahr angewendet wird, ist allein zu beklagen — die Absicht ist aber weder zu mißkennen, noch zu verurteilen.

Es sei hier Raum für die Erzählung einer Tatsache, die z. B. auf den sogenannten böhmischen Löwen Rieger ein getreues, nicht ungünstiges Licht wirft: Am Tage vor dem Empfange der Deputation des böhmischen Landtages inquirierte Rieger im Redaktionsbureau der Zeitschrift „Zukunft"[2]) den

---

[1]) Dr. Franz Palacký, Dr. Franz Ladislav Rieger, Dr. Franz Brauner.

[2]) „Zukunft", Organ für nationale, konstitutionelle und volkswirtschaftliche Interessen. (Rein slawische Richtung.) Tägliches Abendblatt, redigiert von Lorenz Leskovec, herausgegeben von Julius v. Delpiny. Wien (Wieden) 1864—71.

Der Empfang der Deputation des böhmischen Landtags mit der Adresse fand am

Digitized by Google

Herausgeber Delpiny, wer ihm denn über die ablehnende Haltung des Staatsministers[1]) bei dem erst bevorstehenden Empfange etwas mitgeteilt habe; die Veranlassung war eine Notiz der „Zukunft" in einem der allerletzten Blätter — die Interpellation eine ganz natürliche — die Antwort eine ausweichende: daß man hierüber nichts sagen dürfe, nichts wüßte. Der Löwe aber warnte vor zu sehr österreichfeindlichen Tendenzen des Blattes und nannte im Verlaufe des Gesprächs über die Leiden und Wünsche der Russinen[2]) diese „nichtösterreichisch" gesinnt, wenigstens ihre Führer; er nannte diese geradezu Moskalen. —

Ganz andere Tendenzen verfolgt die Partei der sogenannten „Jungtschechen", — Sokolisten; ihr Streben ist gefährlich, leidenschaftlich und regierungsfeindlich; — sie suchen nicht die Parität der Nationalitäten, sondern die Präponderanz der Tschechen über die Deutschen Böhmens und deren Unterdrückung.

Über ihre geradezu illoyalen Bestrebungen kann ich mich in ein Näheres nicht einlassen, weil sie mir nicht genügend bekannt sind und ich die Überzeugung habe, daß die hohe Regierung in genauer Kenntnis ist.

Über Galizien und seine Zustände bin ich nicht in der Lage, wahrheitsgetreue Auffassungen zu Papier zu bringen, da dieselben mir selbst nur aus Zeitungen bekannt sind.

Es bleibt demnach nur noch die Schilderung der Zustände und Volksstimmung im Gebiete des Südslawentums übrig, über welche ich besser, ja gründlich informiert zu sein glaube, und da der Stoff ausgiebig — die Sache wichtig, ja verhältnismäßig am wichtigsten ist — indem sie allein einen bedrohlichen Charakter hat und auf gefährlichen Verbindungen im Auslande wurzelt, werde ich die Behandlung dieses Gegenstandes binnen kürzester Frist nachtragen.

Wien, am 26. Dezember 1866.

Das österreichische Südslawentum, zu dem die Kroaten, Slawonier, Serben des Banats und die Slawen Dalmatiens, — neuerer Zeit auch die Slowenen Krains und der windischen Mark in Steiermark teils wirklich zählen,

---

15. Dezember 1866 statt. Die Adresse, von der tschechischen Majorität entschieden, betonte u. a., daß nur die Abgeordneten eines böhmisch-mährisch-schlesischen Generallandtages die legalen Vertreter der Länder der Wenzelskrone bei der Reichsrekonstruktion seien, war also sehr gegen Belcredis Intentionen gerichtet.

Am 12. Dezember 1866 brachte die „Zukunft" unter „Politische Rundschau" die Nachricht „von Seite eines Gewährsmannes", daß Belcredi, um seine Position zu retten, sich der Beustschen Politik vollkommen angepaßt habe. Er wolle der deutschen Mißstimmung Rechnung tragen und auf Beusts Anregung für ein gemeinsames zisleithanisches Parlament entschieden wirken. Dieser Haltung würden die Tschechen sich energisch entgegensetzen.

[1]) Belcredi.

[2]) Sonst Ruthenen genannt. Die „Zukunft" bestritt, daß die Ruthenen nach Moskau neigten, also „Moskalen" seien.

Digitized by Google

teils hineingezwängt werden, zerfällt nach seiner geographischen und politischen Lage in mehrere Gruppen.

Die mächtigste und durch agitatorische Tätigkeit ihrer Führer wichtigste ist die des sogenannten „Dreieinigen Königreichs" — scherzweise auch das „dreibeinige" genannt.

Das dritte Bein — Dalmatien, in welchem an Intelligenz und Besitz vorherrschend das italienische und ein großer Teil des italienisierten slawischen Elements ist, hat keine Sympathien für einen Anschluß oder gar für eine Unterordnung in dem sogenannten dreieinigen Königreiche; — es sind nur wenige Ultras rein slawischen Stammes und slawischer Gesinnung, welche, durch die Männer von Agram für die Idee einer Verbindung gewonnen, für diese eine Lanze brechen.

Das slawische Element war in Dalmatien durch die Italiener nie bedroht; — das Land als solches hat in seiner Kultur gelitten — es wurde durch die Venetianer entwaldet — aber materiell blühte dasselbe wieder längs der ganzen Küste zu nie geahntem Wohlstande auf — und die slawische Sprache und alle Wissenschaften blühten — wenn nicht in ganz Dalmatien, doch in den größeren Städten, vorsonderlich in Ragusa, wo es zur Bildung gehörte, der Landes- und auch der Seesprache Meister zu sein.

Das Hinterland ist nur von Hirtenvolk bewohnt, welches in steten Reibungen mit den räuberischen Nachbarn, den Türken und Montenegrinern, nur notdürftig an den Segnungen des Küstenstriches teilnahm, aber an diesem in allen Fällen natürlicher Kalamität eine Stütze fand.

Zu einer Verbindung mit den Kroaten drängte sie nichts — und auch heute drängt sie hierzu noch nichts. Der Hintergedanke der Agitatoren Agrams ist der, durch die Vereinigung Dalmatiens mit Kroatien und Slawonien der Zukunft vorzuarbeiten, um beim eventuellen Zerfalle der Türkei die zwischen ihren Beinen liegenden türkischen Provinzen von heute, das ist Türkisch-Kroatien, Bosnien und die Herzegowina, zu absorbieren, dem spindeldürren, unförmlichen Leib eine solide Form und Kraft zu gewinnen und hiedurch die Möglichkeit zu erreichen, im ganzen und großen mit einem Rucke abzufallen von dem alten Verbande mit Österreich und Ungarn.[1])

Dieser Hintergedanke, mit der Maske gleißender Loyalität und Österreich rettenden Patriotismus übertüncht, ist es, den die Männer von Agram, vor allen Stroßmayer,[2]) der auf Bosnien sein Bistum — einstweilen in parti-

---

[1]) Über die Kämpfe um die Autonomie Dalmatiens oder um dessen Vereinigung mit Kroatien-Slawonien siehe besonders die ausführliche Darstellung bei Südland, Die südslawische Frage, S. 465 f. In Dalmatien herrschten damals, gemäß der Wahlordnung, 15000 italienischredende Einwohner über 410000 kroatischredende.

[2]) Zur Charakteristik Stroßmayers, Bischofs von Djakovar, siehe die mit obiger übereinstimmende bei Wertheimer, Andrássy, Bd. I, S. 374 f.; Südland, S. 632 f., gibt allerdings ein ganz entgegengesetztes Bild. Stroßmayer war Führer der Nationalpartei zur kroatisch-serbischen Einigung.

Digitized by Google

bus — schon seit lange ausdehnt, mit zäher Beharrlichkeit nicht bloß festhalten, sondern auch durch angeknüpfte Verbindungen im Jenseits[1]) anzufachen und auszubilden eifrigst bestrebt sind.

Ihnen dienen als Mittel zum Zwecke selbst einige Führer der Serben — und in ihrem Eifer mißkennen und unterschätzen sie die Gefahr, die ihnen im Falle der zersetzenden Katastrophe an der Türkei gerade durch die Serben und ihre orthodoxe Kirche droht.

Der katholische Bischof ist vor allem Slawe und Slawenführer, — für alles andere ist er durch seine glühende Phantasie empfindungslos geworden.

Schlau und findig, wie er ist, weiß er durch Opfer, die weit über seine Kräfte gehen, seine Anhänger zu fesseln, neue zu gewinnen und das Volk im großen zu blenden und zu ködern.

Die sogenannte national-konstitutionelle Partei in Agram, zu der die überwiegende Mehrheit des Adels und ein großer Teil des Volkes, besonders der Slawonier und des Fiumaner Gebiets, durch seine Vertreter gehört, diese Partei, die merkwürdigerweise den Berlić,[2]) einen früher warmen Anhänger Stroßmayers und persönlichen Freund desselben, zu ihrem Hauptsprecher hat, sie ist es, die in dem konstitutionellen Verbande mit Ungarn ihr Heil hofft und die von der Stroßmayerschen Partei aufs lebhafteste illustrierten Gefahren der drohenden Suprematie der Madjaren, Unterdrückung der Sprache usw. nicht fürchtet, weil sie dem ungarischen Landtage die Überlegung und den Verstand zutraut, daß er die einmal empfundenen Schrecken des Bürgerkrieges, des Rassenkampfes nicht heraufbeschwören werde.

Sie hofft auch, daß der ungarische Landtag,[3]) mit dem überspannten Teile seiner Forderungen ad absurdum geführt, die drohende Haltung der Südslawen nicht ein zweitesmal unterschätzen und rechtzeitig, wenn auch im letzten Augenblicke, der Gewalt der Verhältnisse und der drohenden Gefahr ausweichen werde.

Jener Mann in der „Göttergasse“[4]) zu Pest, der durch die so unschuldige und unschädliche, wenigstens derart klingende Korrektur eines einzigen Ausdrucks in der Adresse des ungarischen Landtages — nämlich statt „ungarische Nation“ in „Nationen Ungarns“ die Veranlassung zu einer Replik gegeben hat, die man mit gutem Willen als: „Wir sind ja alle gleich — alle sollen wir frei im Genusse unserer Konstitution sein“, verstehen könnte, die aber auch kurzweg als: „Hier gibt's nur Ungarn“, genommen werden kann, —

---

[1]) Jenseits der österreichischen Grenze.

[2]) Richtig Dr. Brlić, ein Führer der kroatischen Unionisten, der ungarnfreundlichen national-konstitutionellen Partei.

[3]) Die zentralistisch regierte Monarchie kannte offiziell keinen ungarischen Reichstag, sondern hatte dafür naturgemäß bloß die Bezeichnung als Landtag. Vgl. dazu u. a. die temperamentvollen Ausführungen bei Rich. v. Kralik, Österreichische Geschichte. Wien 1914, S. 564.

[4]) Existiert noch jetzt in Budapest.

Digitized by Google

dieser Mann, Stratimirović, hat die Lunte angezunden, die zum Pulverfasse führt.[1])

Werden die Führer der Madjaren noch rechtzeitig den Schwefel riechen?

Derselbe Mann aus der „Göttergasse" hat an Delpiny, den Herausgeber des bittergallichten Slawenblattes „Zukunft" einen Brief geschrieben, der am Christabende hier eintraf und nichts anderes verlangte als: „Donnern Sie — lassen Sie alle Teufel los, drohen Sie mit Revolution und Rassenkampf." — Tatsache!

Delpiny aber, der seine, respektive die Existenz des Blattes „Zukunft" — (es hat kaum 1300 Abonnenten) in Frage gestellt sieht, wird nicht so, wie Stratimirović verlangt, donnern — er wird sich vor Leitartikeln hüten, aber Korrespondenzen fabrizieren, die auf Umwegen dasselbe tun werden.

Wenn ich die Stimmung des Volkes in seinen Massen wahrheitsgetreu schildern soll, so muß ich vorerst bemerken, daß es überall Verbesserungen, Steuererleichterung, billigeres Salz und Tabakbaufreiheit wünscht, aber im

---

[1]) In der Sitzung der ungarischen Deputiertentafel vom 15. Dezember 1866 sagte Deák, daß die ungarische Verfassung die Länder Kroatien, Slawonien und Dalmatien niemals „dreieiniges Königreich", sondern nur „Nebenländer" genannt habe. „Ungarische Nation" sei die politische Nationalität Ungarns und begreife alle Nationalitäten in sich. Darauf stellte Stratimirović den Antrag, es möge in dem Passus des Adreßentwurfes: „Euer Majestät mögen daher vor allem der ungarischen Nation ihre konstitutionelle Freiheit wiedergeben", der Ausdruck „der ungarischen Nation" durch „den Nationen Ungarns" ersetzt werden. Die Worte „magyar nemzet", sagte Stratimirović, dort gebraucht, wo vom Staat die Rede ist, seien eine entschiedene Negation der gleichen Rechte der übrigen Völker Ungarns, sie seien die Verkörperung der Hegemonie der Madjaren über die anderen Nationalitäten und eben deshalb ein ewiger Zankapfel zwischen gleichberechtigten Brüdern. Es sei ein unnatürliches Verhältnis, daß die Majorität der Völker Ungarns in der Landesvertretung als unbedeutende Minorität erscheine. Allein das werde nicht ewig so dauern, denn die Freiheit und der Fortschritt würden die Massen emanzipieren und in nicht langer Zeit werde in diesem Hause eine Majorität sich befinden, welche die Prinzipien der Nationalitäten anerkenne. Im Interesse der Zukunft des madjarischen Volkes möge das Haus gegen die Nationalitäten Gerechtigkeit üben. Stratimirović wurde überschrien und hörte kaum sein eigenes Wort. In der Debatte wurde auch der Ausweg, „dem Vaterlande" zu sagen, verworfen; es blieb bei „magyar nemzet". Vgl. „Wiener Abendpost" (Beilage zur „Wiener Zeitung") vom 17. Dezember 1866 und Friedrich Giehne, Zwei Jahre österreichischer Politik, Bd. II, S. 247.

Georg v. Stratimirović, 1841—1844 österreichischer Offizier, 1848—1849 Oberkommandant der österreichischen Serben gegen Ungarn, 1849 als Oberstleutnant wieder in die k. k. Armee eingetreten, 1859 als Generalmajor pensioniert, 1860 k. k. Generalkonsul für Sizilien, 1863 aus der k. k. Armee ausgetreten und ganz der Politik gewidmet, 1875 in Serbien zur Übernahme eines Kommandos gegen die Türken, aber durch den russischen General Tschernajew verdrängt, 1876 aus Serbien verjagt, 1877 bis zu seinem Tode (1908) in Wien. Seine Erinnerungen: „Was ich erlebte", Wien 1911, herausgegeben von seiner Tochter Ljuba Stratimirović, enthalten über seine politische Tätigkeit sehr wenig, über den obigen Vorfall nichts; sind übrigens nicht durchaus verläßlich.

Digitized by Google

allgemeinen nicht als unzufrieden oder gar gereizt bezeichnet werden kann, — am wenigsten spricht man die Wahrheit, wenn man diesem Volke besonderes Interesse an der Politik seiner sogenannten Führer hinaufdisputiert.

Hiebei muß ich beim Slawen serbischer Religion anerkennen, daß er mit Eifer und Wärme eine gewisse Gleichberechtigung seiner Kirche und Priester wünscht und dies eben deswegen, weil die Popen, die mehr Einfluß aufs Volk haben als die katholischen Geistlichen auf das ihre, stets über diesen Gegenstand, d. h. über Zurücksetzung und schlechte Existenz klagen.

Es wären wohl auch sonst in dem intelligenteren Teile des serbischen Volksstammes Sympathien nicht bloß, sondern auch Gelüste nach einer Vereinigung mit den Brüdern von jenseits, — aber die Gottesgeographie hat diesen Gelüsten durch Save und Donau einen Damm gesetzt, den zu übersteigen die Kraft fehlt.

In Dalmatien sind die Massen ein Hirtenvolk — im allgemeinen der Politik fremd und apathisch — bei ihnen lebt auch ein warmes Dankgefühl für kaiserliche Gnaden und Wohltaten, die ihnen so oft in Mißjahren und sonstigen Bedrängnissen gewährt wurden.

Von Krain, wo sonst das harmloseste Zusammenleben der Slawen und Deutschen, — ein Streben nach deutscher Sitte und Bildung, ein reges und fleißiges Fortschreiten in der Bodenkultur jeder Art, zu den Glückseligkeiten des Landes gehörte, läßt sich nur konstatieren, daß das Feuer der Zwietracht auch dort durch die Bemühungen der Männer aus Agram angezündet; zum Glücke fand es nur einigen Stoff in Laibach selbst und zuckt hie und da am Lande, — aber das Volk ist loyal und bieder, auch kann es nicht vergessen, wie es seit 1848/1849 gerade von jenen, die es nun hinüberziehen wollen, verspottet, angefeindet wurde und wie seine Söhne, die dort in Staats- oder anderen Diensten waren, nicht bloß von den Eingeborenen verdrängt, sondern mit Schimpf hinweggewiesen wurden.[1])

Wie hier, so wurde in der sonst so friedlichen und glücklichen Steiermark unter den Slowenen (Wenden), einem kleinen und ohnmächtigen Volksstämmchen, welches unbehelligt und ohne Gefahr, daß seine Sprache und Nationalität verloren gehe, die Vergangenheit durchlebte, der Geist des Haders und Mißtrauen durch die Nachbarn von Agram geweckt, — und Notschreie und Jammer über Unterdrückung werden in lügenhaften Korrespondenzen verbreitet und kommen denen, von welchen sie niemals ausgingen, zu ihrem großen Erstaunen, durch die Zeitungen zu.

Gefahrlos und künstlich ist die Agitation unter diesem Völkchen, das unter glücklichen Verhältnissen gerade die gesegnetsten Teile der Steiermark bewohnt.

---

[1]) Friedr. Giehne, a. a. O., S. 230: „Dagegen macht sich in Laibach ein slowenischer Übereifer bemerklich, der sich national nennt. Die Slowenen gehören zu den Südslawen, werden aber von den Kroaten einigermaßen als Stiefbrüder behandelt." (Zum 28. November 1866.)

Digitized by Google

Es gehört nur als Schlußstein des Vorhergegangenen, daß ich auch der Umtriebe in diesem Teile Österreichs erwähnte.

Wien, am 4. Januar 1867.

Über die in jüngster Zeit der Öffentlichkeit übergebenen Regierungsakte und Kundgebungen läßt sich rücksichtlich deren Aufnahme bei der Bevölkerung folgendes sagen:

a) Die Publikation des aus dem Ressort des Justizministeriums erflossenen Gesetzes,[1]) welches das alte sogenannte Wucherpatent aufhebt, wurde längst erwartet, vom Handels- und Gewerbestande besonders ersehnt, — wird aber, nicht so sehr wegen der in demselben enthaltenen Beschränkungen, als vielmehr wegen diverser umständlicher und gefährliche Sackgassen öffnender Formpunkte nicht günstig kritisiert.

Laien weniger, aber Juristen, die zur Vertretung der Laien berufen, sind es besonders, welche in den beschränkenden Formen ein schwer zu bewältigendes und kostspieliges Hindernis erblicken, das die Wohltat der Aufhebung des so lange und vielseitig perhorreszierten Wucherpatentes auf ein Minimum reduziert.

Das satirische Urteil eines Fachmannes, das ich mir beinahe wörtlich gemerkt habe, läßt sich zum Beispiel folgendermaßen darüber aus: „Das neue Gesetz kann sich, wie es ist, nicht halten, — man wird übrigens hoffentlich die Mängel einsehen und wird es in gewissen Punkten ändern; denn wenn man es nicht ändern würde, so wären Sie zum Beispiel nicht imstande, eine Summe zu höheren Prozenten aufzunehmen, ohne daß Sie 1. gleich zu dem Geldmanne, bei dem Sie Hilfe suchen, einen Advokaten oder Notar mitbringen, der darlegen soll, daß Sie wirklich Geld brauchen, — zu was Sie's brauchen, wie Sie's zahlen, ob Sie's zahlen können; 2. einen Arzt, der bestätigt, daß Sie geistesgesund, vulgo kein Trottel seien, damit nicht später Ihr unzurechnungsfähiger Zustand als Motiv angenommen werden könne, daß Sie ein Geschäft zu übermäßig hohen Prozenten gemacht haben."

Im ganzen wird das Gesetz dankbar begrüßt, — aber, wie gesagt, auf Modifikationen der angeordneten Formen hofft man mit Zuversicht.

b) Die Publikation des Finanzbudgets für 1867[2]) wurde ob der nam-

---

[1]) Gesetz vom 14. Dezember 1866, womit vom 1. Januar 1867 an die gesetzlichen Beschränkungen des Zinsenmaßes aufgehoben und die Gesetze über Bestrafung des Wuchers geändert werden. Gültig für das ganze Reich mit Ausnahme von Ungarn, Kroatien, Slawonien, Siebenbürgen und die Militärgrenze. (RGBl. vom 21. Dezember 1866.)

[2]) Finanzgesetz für das Jahr 1867 vom 28. Dezember 1866, gültig für das ganze Reich. („Wiener Zeitung" vom 30. Dezember 1866.) Die Staatsausgaben waren auf 433 896 000 Gulden ö. W. festgesetzt, die Staatseinnahmen mit 407 297 000 Gulden ö. W. verzeichnet. „Die Auslagen für den Allerhöchsten Hofstaat sind für das Verwaltungsjahr 1866 mit 7 368 000 Gulden festgesetzt worden, dieselben wurden über Euer Majestät ausdrücklichen Allerhöchsten Befehl für 1867 reduziert auf 5 065 000 Gulden, daher 1867 weniger um 2 303 000 Gulden."

Digitized by Google

haften Abstriche in den einzelnen Ressorts gut aufgenommen, die bedeutenden Reduktionen wurden als ernste Zeichen entschlossener Sparsamkeit im Staatshaushalte begrüßt und die auf Befehl des Kaisers selbst erfolgte Reduzierung des Hofhaushaltes allgemein dankbar anerkannt, — von vielen aber auch peinlich empfunden.

Einstimmig aber ist der Zweifel, ob friedliche Verhältnisse die Durchführung der beabsichtigten Ersparungen gestatten werden, — namentlich ist es die orientalische Frage, die ihre Schatten wirft und bei deren Ausbruche Österreich aus mehrfachen Gründen Zuschauer nicht bleiben dürfte.

Man fühlt das Herannahen dieser Gefahr in allen Gliedern.

c) Das neue Wehrgesetz[1]) — Unzähligen ein böses Geschenk zum Jahresschlusse — wird dennoch als ein Akt der Notwendigkeit und Pflicht des Staates anerkannt; zu jeder anderen Zeit und wenn nicht gerade die Presse so allgemein und laut nach den Tagen des Unglücks die Machtentfaltung Österreichs bei so viel Reichtum, namentlich an physischen Kräften, als ungenügend verurteilt hätte, — würde dies für Österreich neue Wehrgesetz, das im Falle der Kriegsgefahr in alle gesellschaftlichen und einzelnen Lebensverhältnisse so tief einschneidet, Tausende von Widersachern gefunden und einen Sturm heraufbeschworen haben, der sich schwer gelegt hätte.

Heute ist es anders; — apathisch nicht — jene Zeitungen täuschen, die das sagen — aber mit Resignation nimmt das Volk im allgemeinen dieses schwerwiegende Silvestergeschenk des Jahres 1866 hin.

Es ist diese Resignation eine der wenigen guten Früchte des Unglücks und viele, die jetzt gerne reden, ja protestieren und die Ausführung des erlassenen Wehrgesetzes als zu hart, zu unzeitgemäß verurteilen möchten, müssen nun schweigen, weil sie früher nach den Tagen des Unglücks zu viel geredet und geschrieben.

Bei ruhiger Beurteilung findet man das Wehrgesetz milder als das preußische, nur eines hofft man, daß nämlich im verfassungsmäßigen Wege durch die Reichsvertretung die aktive und Reservedienstzeit werde etwas abgekürzt werden.

---

[1]) Richtig: Kaiserliche Verordnung vom 28. Dezember 1866, betreffend einige Änderungen an dem Heeresergänzungsgesetz vom 29. September 1858. Wirksam für das ganze Reich mit Ausnahme der Militärgrenze. („Wiener Zeitung" vom 31. Dezember 1866 mit den zwei Beilagen: 1. Wehrgesetz, als Entwurf, wirksam für alle Kronländer des Kaiserstaates Österreich mit Ausnahme der Militärgrenze; 2. Allgemeines Wehraufgebot, wirksam für alle Kronländer der k. k. österreichischen Monarchie mit Ausnahme der gefürsteten Grafschaft Tirol, des Landes Vorarlberg und der Militärgrenze). Der Entwurf sah als Gesamtdienstpflicht vor: 6 Jahre Linie, 3 Jahre erste, 3 Jahre zweite Reserve im Heeresverbande und das allgemeine Wehraufgebot vom 18. bis zum 45. Lebensjahre.

Diese Wehrordnung wurde wegen der mit Ungarn getroffenen Vereinbarung vom 10. November 1867 zurückgezogen und das alte Gesetz von 1858 wiederhergestellt. Das neue Wehrgesetz wurde am 5. Dezember 1868 sanktioniert.

Digitized by Google

Außerdem gibt es nicht wenige, welche die Befürchtung aussprechen, es werde die durch das Wehrgesetz bedingte Heiratsbeschränkung, vom staatsökonomischen Gesichtspunkte betrachtet, nachteilig wirken, indem sie die Menschenproduktion gleichzeitig beschränkt. Überdies besorgt man, daß durch Exemption der Studierenden für den geistlichen Stand Klöster und Seminarien sich wieder überfüllen werden, wenn diesem Fluchtloch nicht eine angemessene Schranke gesetzt werde.

d) Die Einberufung eines „Außerordentlichen Reichsrates" der zisleithanischen Länder[1]) wird im allgemeinen als der letzte, von der besten Absicht des Monarchen selbst diktierte Versuch der hohen Regierung beurteilt, der, wenn er nicht zur Verständigung mit Ungarn, oder gar zu noch größerer Verwirrung der widerstreitenden Postulate führen sollte, mit einem energischen Ergreifen der Zügel durch den Kaiser selbst und eine, alle historische und nationale Phantasmagorie und deren Befriedigung aufgebende absolute Regierung enden müßte, die bei billiger Berücksichtigung autonomer Bedürfnisse der einzelnen Länder das Ganze, Gesamtösterreich fest zusammenhält, damit es beim Hereinbrechen gefährlicher Stürme von außen seiner Aufgabe gewachsen sei.

„Mit Vertrauen und Langmut war ich bereit zu allen Opfern, die sich mit der Würde des Gesamtstaates, dem Wohle meiner Völker und der Krone, von meinen Ahnen ererbt, vertragen; Zwietracht unter den Völkern meiner ungarischen Krone, Zwietracht mit dem Gesamtreiche und seinen Interessen sind die Früchte meines Vertrauens, meiner Geduld und an die äußersten Grenzen gelangten Nachgiebigkeit.

„Hier ist, was ich geben kann, was ich geben darf.

„Meiner Völker Wohlfahrt, des Thrones Ehre und Machtstellung war stets mein Streben, auch fürder will ich dies Ziel festhalten."

So beiläufig denkt man sich den Inhalt eines den Staatsakt[2]) verkündenden Manifestes.

Die Deutschen und vor allem die Slawen vom Süd und vom Nord werden diesen Entschluß in übergroßer Mehrheit freudig begrüßen und sich sicherer fühlen; — die Madjaren aber werden nachdenken und es erkennen,

[1]) Kaiserliches Patent vom 2. Januar 1867. (Veröffentlicht 3. Januar). „... Indem Wir uns daher bewogen fühlen, die Vertreter der erwähnten Königreiche und Länder zu einer außerordentlichen Reichsratsversammlung zu berufen, und die Berufung auch auf Unser Herrenhaus auszudehnen, wollen Wir die Beachtung der Ansprüche, welche durch eine mehrjährige Wirksamkeit der Vertreter dieser Länder auf Grund der Bestimmungen des Reichsratsstatuts vom 26. Februar 1861 erworben wurden, mit der Anerkennung des Rechtes verbinden, welches Unser Diplom vom 20. Oktober 1860 bei Fragen von gemeinsamem Interesse den Landtagen durch Entsendung ihrer Vertreter einräumt ... Art. VI. Die Beratung der Verfassungsfrage hat den alleinigen Gegenstand der Tätigkeit dieser außerordentlichen Reichsratsversammlung zu bilden."

[2]) Zur eventuellen Wiedereinführung des Absolutismus.

Digitized by Google

daß ihres Königs beste Absicht an dem Ernste der feindseligen Stellung gegen die Völker Österreichs, die die Führer der Madjaren selbst verschuldet haben, gescheitert sei.

Des Kaisers Hand, die die Zügel hält, wird sie nicht drücken.

Die Südslawen aber, durch das gespannte Verhältnis mit Ungarn und durch die Nachgiebigkeit der Regierung gegen ungarische Forderungen, von Österreich und Ungarn gleichmäßig abgedrängt, werden in den illoyalen, den Brand in der Türkei und neue Verbindungen in Berechnung ziehenden Plänen ihrer Führer gebrochen, denn der gesunde Sinn des Volkes und die Macht der gewohnten Verhältnisse drängt dasselbe zu Österreich.

So denkt nicht etwa der Berichterstatter, — es denken unzählige Männer hiesiger Bevölkerung und aller Stände und Nationalität[1]) so, indem sie von Herzen wünschen und mit Bangen den Moment ersehnen, an dem einmal diesem unsicheren, von Phantomjagd und Nationalitätenhader zu Haß und Ausbrüchen führenden Zustande ein Ende gemacht würde.

Alle wünschen wohl, daß hiebei die Freiheit und autonome Bewegung der Völkerstämme nicht verloren gehe; vielen aber ist es schon beinahe gleichgültig geworden, ob's so oder anders ende, nur nicht mit dem Ruine des Reiches.

Noch hofft man auf einen günstigen Ausgang dieses letzten Versuchs, indem man glaubt, daß die Führer der Madjaren noch rechtzeitig ihre Isolierung und die Gefahren derselben erkennen werden. (Schluß folgt)

[1]) Graf v. Beust, Aus drei Vierteljahrhunderten, Bd. II, S. 67: „Als ich nach Österreich kam, hatte ich oft das Wort zu vernehmen: Was man in Österreich braucht, das ist der aufgeklärte Despotismus."

Literarische Berichte

Das Land Italien und seine Geschichte. Eine historisch-topographische Darstellung. Von Albert v. Hofmann. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Geb. M. 54.—.

Nächst unserem eigenen Vaterlande gibt es kein Land, das unserem Herzen so nahe steht wie Italien. Es wäre töricht, wollten wir nach der bitteren Enttäuschung, die uns der Weltkrieg gebracht hat, uns von Italien abwenden: wir würden dadurch nur eine schmerzliche Einbuße an einem unserer idealsten Güter erleiden. Es ist daher gerade jetzt mit Freude zu begrüßen, daß der rühmlich bekannte Geschichtschreiber Albert v. Hofmann mit einem neuen Werk hervortritt, welches „das Land Italien und seine Geschichte" behandelt. Die Eigenart Hofmanns ist aus seinen früheren Werken bekannt: sowohl in dem Buche „Das deutsche Land und die deutsche Geschichte", als auch in der „Politischen Geschichte der Deutschen", von der bisher der erste Band erschienen ist, geht er von der Topographie des Landes aus und zeigt uns, wie Gebirge und Pässe, Flußläufe und Küstenbildung bestimmend auf die geschichtlichen Begebenheiten eingewirkt haben. Dabei verliert er niemals die Tatsache aus den Augen, daß es im Grunde doch die Menschen sind, die die Geschichte machen. Seine Methode bewährt sich in dem vorliegenden Werke in vorzüglicher Weise. Wohl die Geschichte keines anderen Landes ist so sehr wie die Italiens von seiner geographischen Struktur beeinflußt worden. Alle Phasen

Digitized by Google

der Entwicklung, von den ersten Anfängen bis zur Einigung unter der Herrschaft Roms, und dann wieder vom Zusammenbruch des römischen Reiches bis zur Neuzeit, werden uns an der Hand der Geographie verständlich. Der Verfasser führt uns die einzelnen Regionen Italiens, von Norden nach Süden vorschreitend, anschaulich vor Augen und erzählt uns die historischen Vorgänge da, wo es die Oertlichkeit erfordert. Mit wehmütigen Empfindungen verweilt er an den Stätten, wo deutsche Herrlichkeit in den Staub gesunken ist: Taginae und der Laktarische Berg, Benevent und Tagliocozzo. Er betrachtet die Ereignisse, soweit sie uns Deutsche betreffen, nicht mit der kühlen Objektivität eines Ranke, sondern mit der lebendigen Anteilnahme eines Treitschke, ist aber dennoch gerecht genug, um auch den italienischen Standpunkt anzuerkennen. Besonders anziehend ist das Kapitel über Venedig, in dem die Bedingungen, unter denen dieses seltsame Staatsgebilde zu einer Großmacht emporwachsen konnte, mit Klarheit dargelegt werden. Und jeder, dem es künftig vergönnt sein sollte, Rom zu besuchen, die ewig sich erneuernde Stadt, die jetzt im Beginn ihrer vierten Periode steht, wird in dem Kapitel über Rom einen trefflichen Führer durch die antike Stadt finden. Die Kunst des Verfassers, lebendig zu schildern, packend zu erzählen und überraschende Parallelen zu finden, ist bekannt und bewährt sich in diesem Werke aufs neue.

Dein Alter sei wie Deine Jugend. Briefe an eine Freundin. Von Karl v. Hase. Leipzig, K. F. Koehler. Geh. M. 18.—, geb. M. 25.—.

Eine von doppelt anmutigem Zauber überhauchte Briefsammlung: Der greise, fast neunzigjährige Kirchenhistoriker Karl v. Hase und ein junges, anmutiges und eigenartiges Mädchen, Jenny von der Osten, als Briefschreiber bieten ein menschlich anziehendes, fast ergreifendes Bild, über dem der feine Duft einer heute dahingesunkenen, ruhigeren, schlichteren und doch vornehmeren Zeit als der unsrigen wie zarter Goldstaub liegt. Man nimmt es in jeder Zeile wahr, daß solche jeder dunkeln Leidenschaft baren und doch zarte Innigkeit atmenden, dabei in ruhiger Klarheit und Sachlichkeit gelegentlich ganz fachwissenschaftliche Fragen erörternde, aber dabei stets den Stempel persönlichen Erlebens tragende Briefe heute gar nicht mehr geschrieben werden können. Der greise Hase hatte das junge Mädchen in Rom kennen gelernt, und aus einem gelegentlichen Briefwechsel entwickelte sich allmählich ein inniges, ganz eigenartiges seelisches Verhältnis, das die beiden durch fast zwei Menschenalter voneinander getrennten Menschen bis an Hases Lebensende enger und enger aneinanderknüpfte. Eine ganz eigentümliche, sich auf beiden Seiten verschieden zum Ausdruck bringende zarte Schwärmerei und Verehrung spricht aus den Briefen, die jeden der beiden antreibt, sich möglichst tief in die Gedankenwelt des anderen hineinzuleben, um innigsten Anteil an seinem Geistesleben zu nehmen. Dieses rein geistige Liebesverhältnis wird damit beiden Teilen immer mehr zum Lebensbedürfnis, zur das Leben erwärmenden und erhellenden Sonne, wobei die Stellung des jungen Mädchens fast als die eigentümlichere, aus dem Rahmen des Gewohnten am meisten herausfallende anzusehen ist. Kein Blaustrumpf, keine Effekthascherin, die etwa, um Besonderheit zu mimen, in Gelehrsamkeit macht, oder einen praktischen Zweck etwa nach der Art unserer heutigen Studentinnen zu verfolgen, widmet sich das junge Mädchen aus reiner innerer Anteilnahme, in absolut sachlicher Hingabe der Wissenschaft. Dieses tiefe sachliche Interesse ist es ja, was die Teilnahme des Gelehrten erst auf die junge Unbekannte hingelenkt hat. Nachdem das Verhältnis enger geknüpft ist, wendet sich die Teilnahme der jungen Freundin nun auch dem geliebten Greise zuliebe immer mehr auch rein fachwissenschaftlichen Fragen zu, so daß sie schließlich, ohne ihre geistige Selbständigkeit auch ihm gegenüber aufzugeben, immer mehr eine ihm schließlich fast unentbehrlich erscheinende Vertraute seiner wissenschaftlichen Pläne wurde. Die Briefempfängerin hat nach Karl v. Hases Tode die Briefe für die Herausgabe bereit gemacht. Dreißig Jahre später hat sie der inzwischen selbst aus dem Leben geschiedene jüngste Sohn Karl v. Hases, Geh. Hofrat Dr. Oskar v. Hase, mit einer fesselnden Vorrede ausgestattet, der Oeffentlichkeit übergeben: Ein Kabinettstück deutscher Briefschreibekunst und ein Zeugnis deutscher Geisteskultur vor vierzig Jahren.

Dr. Wilhelm Bruchmüller.

Mein Indien. Erinnerungen aus fünfzehn glücklichen Jahren. Von J. A. Sauter. Leipzig, Verlag von K. F. Koehler.

Der Verfasser hat von seinem neunzehnten bis zum fünfunddreißigsten Jahre ohne Unterbrechung in Indien gelebt und war Professor an einer akademischen Lehranstalt, bis er zu Anfang des Krieges in englische Gefangenschaft kam. Er hat von Indien viel gesehen, und da er sich zu den Hindus und deren Religion sehr hingezogen fühlte, wurde er ganz als der Ihrige angesehen und durfte sogar deren religiöse Feste und Religionsübungen mitmachen. Er ist natur-

Digitized by Google

gemäß weit mehr als es der landläufige Reisende, wenn dieser auch jahrelang in Indien lebte, mit dem Volke vertraut geworden, hat seinen Charakter bis ins Innere kennen und das Volk lieben gelernt. Was er uns nun von seinem Aufenthalt in Indien und von seinen Freunden erzählt, das ist alles bis ins Kleinste erlebt und mit einer Lebendigkeit vorgetragen, die uns außerordentlich fesselte. So ein Kapitel wie z. B. „Maharadscha ka Salaam" führt uns in eine Welt, von der wir keine Ahnung haben, und ein anderes, „Das tote Dorf", ist ein Miniaturgemälde von einer packenden Tragik. Aber die andern Kapitel sind nicht minder fesselnd, nicht weniger schön. Man lese das Buch, es ist ein Genuß, und wir möchten wünschen, daß der Verfasser noch mehrere Bände seiner Erinnerungen folgen läßt. H. H.

Biblische Geschichten in alemannischer Mundart erzählt von Hans Thoma. Mit sieben Bildern von Hans Thoma. Verlag von Friedrich Andreas Perthes A.-G. in Gotha und Verlag Seldwyla in Bern. M. 12.—.

In dem kleinen, nur 57 Seiten umfassenden Buche erzählt der greise Meister Thoma allerlei Geschichten aus dem Neuen und dem Alten Testament und bedient sich der alemannischen Sprache. Wie er sie erzählt, das sagt er selbst im Vorwort zu seiner Schöpfungsgeschichte: „I will die Gschicht ganz in üserer Art verzehle, in der Sproch, wie mer sie vo der Mutter ghört händ — und di mer immer no am beschte versto chönne, wenn mer schpöter au schtudiert hät und andre Sproche cha. — Aber d' Mutterspröch isch z'nöchst am Herze entstande, drum goht sie au z'Herze, sie isch so ganz ufrichtig — so daß sie das, was sie mit ihre Worte nit sage cha, lieber wegloßt und denkt — s'isch nit schad drum, i bruch kei verdlehnte Richtum, mi Herz isch voll gnueg, so daß i au fremde Gschichte mitem eigne Schnabel verzehle will — so daß fremde Gschichte, wo üs gfalle, doduri zu use eigne werde könne." Dem Buche sind schöne biblische Bilder Thomas beigegeben, die der Schlichtheit und Innerlichkeit des Textes angepaßt sind und es zu einem kleinen Prachtwerk machen.

Diplomatie und Weltkrieg. Von Graf Julius Andrássy. Berlin, Ullstein & Co.

Den Erinnerungen des Grafen Czernin und des Prinzen Windisch-Graetz hat der Ullsteinsche Verlag nun auch die des Grafen Julius Andrássy folgen lassen, der bekanntlich der letzte Außenminister des Habsburgerreiches vor dessen Vernichtung gewesen ist. An äußeren Vorzügen steht das Werk hinter seinen beiden Vorgängern weit zurück. Es besitzt weder den glänzenden Stil des einen noch die starke — vielfach überstarke persönliche Note und Tatsachenfülle des andern; an historischem Gehalt aber und an objektiver Verläßlichkeit ist es ihnen entschieden überlegen. Es ist das schwergewichtige Werk eines Gelehrten, der zugleich Diplomat ist und der nicht nur viel weiß, sondern sich auch eigene Gedanken dazu macht und kluge, stets maßvoll abgetönte Worte spricht; Worte, die auch dann Respekt heischen, wenn man sie nicht für richtig hält, wie z. B. seine unbegreiflich milde Beurteilung der Perfidie Italiens. Die allzu kühle und nüchterne Schreibweise des Buches — der größte Gegensatz zu den beiden vorhin erwähnten Werken — mag vielleicht nicht bloß der Eigenart des Verfassers entsprechen, sondern auch darauf zurückzuführen sein, daß er sich in dem ihm fremden deutschen Idiom ausdrücken mußte. In Anbetracht eben dieses Umstandes verdient seine sprachliche Leistung um so größere Anerkennung.

Th. v. Sosnosky.

Die politischen Berichte des Fürsten Bismarck aus Petersburg und Paris (1859—1862). Herausgegeben von L. Raschdau. Zwei Bände. Berlin, Reimar Hobbing.

Von den amtlichen Berichten, die Bismarck als Gesandter geschrieben hat, besaßen wir bis jetzt nur die von Poschinger herausgegebenen aus der Frankfurter Zeit. Es ist also eine schmerzlich empfundene Lücke, die Raschdaus Veröffentlichung ausfüllt. Erst jetzt kann ein abgerundetes Gesamtbild von Bismarcks amtlicher Tätigkeit vor der Uebernahme der Ministerpräsidentschaft gezeichnet werden. Entsprechend der kurzen Dauer seines Pariser Aufenthalts ist der weitaus überwiegende Teil dieser beiden inhaltsreichen Bände eingenommen von den Petersburger Berichten. Der Leser wird gut tun, sie zu ergänzen durch den uns schon seit 1905 bekannten Briefwechsel mit dem Minister v. Schleinitz. Hier hatte Bismarck das gesagt, was nicht zu der amtlichen Berichterstattung sich eignete. Durch das Nebeneinanderhalten beider Publikationen ergibt sich die Gesamtanschauung seiner Petersburger Wirksamkeit.

Es ist ein Genuß, an diesen Berichten zu beobachten, wie in der neuen Atmosphäre Bismarck selbst sich wandelt. Die größere Betätigungsmöglichkeit wirkt befreiend und fördernd auf ihn ein. In Frankfurt war er doch immer bedrückt gewesen durch die Enge des Deutschen Bundes und durch die daraus sich ergebende Geringfügigkeit seiner Aufgaben. Sein Blick war allerdings stets darüber hinausgegangen, aber mit den

Digitized by Google

höheren Zielen der preußischen Politik hatte er sich doch nur als beratender Zuschauer befassen können. Jetzt jedoch steht er an einem der bedeutungsvollsten Posten, die der auswärtige Dienst Preußens zu vergeben hatte. Er betritt selbsthandelnd die Bühne der Weltpolitik. Dieser gewaltige Schritt nach oben bestimmt den Ton dieser Berichte, die Freude ist deutlich durchzufühlen, die Bismarck in der neuen, seinen Wünschen und Fähigkeiten recht eigentlich entsprechenden Umgebung empfindet. Auf irgendwelche Einzelheiten einzugehen ist hier nicht der Ort. Die Schreibart ist die echt bismarckische mit der wundervollen Plastik der Schilderung von Menschen und Zuständen und mit der staunenswerten psychologischen Kunst, den Empfänger der Berichte in die Stimmung zu versetzen, in die ihn der Schreiber versetzt wissen will. Als stärkster Eindruck bleibt aber die Bewunderung für die Selbstverständlichkeit, mit der jedes politische Einzelereignis an den ihm zukommenden Platz innerhalb der Betrachtung der Gesamtlage gerückt wird, und für die sich in fast unbeschränkten Kombinationsmöglichkeiten ergehende Behendigkeit dieses Geistes.

Raschdaus Veröffentlichung ist erfolgt nicht nach den Originalen der Berichte, sondern nach schon zu Lebzeiten des Kanzlers hergestellten Abschriften. Falls sich nicht die Abschriften wider Erwarten als ungetreu herausstellen sollten, wie es ja schon mehrfach bei derartigen Publikationen der Fall gewesen ist, wird die Bismarckliteratur, die in der letzten Zeit geradezu lawinenartig anwächst, hier einen ihrer dauernden Grundpfeiler gewonnen haben. W. W.

Die Schicksale der Friederike Brion vor und nach ihrem Tode. Von Wilhelm Bode. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Ein leises Gefühl der Beschämung über eine unreine Klatschsucht mit philologischem Mäntelchen, die sich rücksichtslos, oft böswillig an geheimstes Geschehen zwischen zwei Menschen heranwagt, beschleicht, in Uebereinstimmung mit dem Verfasser, den Leser dieses Buches. Trotzdem muß man es unterhaltend finden, an der Hand dieses gründlichen Führers den Spuren einer Legendenbildung zu folgen, die aus einer liebenswürdigen, braven Pfarrerstochter, deren nüchterner Lebenslauf nur durch die Liebe zweier Dichter über das Niveau eines gewöhnlichen Altjungfernschicksals erhoben wurde, eine Freibeuterin der Liebe schuf. Daß ihr dabei eine, im Lauf eines Jahrhunderts wachsende, Nachkommenschaft zugeschrieben wurde, mutet wie ein schlechter Witz an. Es ist schmerzlich, daß dieser duftigsten Jugendliebe Goethes deutelnde Forschung aus des Dichters eignen Gedenkworten in Dichtung und Wahrheit ein entstellendes Urteil herauskonstruieren will. Und obwohl heute alles Sensationelle des Falles schweigt, heuchlerische Prüderie längst verstehender Natürlichkeit gewichen ist, muß man doch diese „Ehrenrettung" dankbar begrüßen, weil sie über ein holdes Erlebnis, das lange nicht mehr allein Eigentum Goethens und Friederikens ist, den zarten Schimmer der Unberührtheit breitet. Sp.

Das verwundete Land. Von Ludwig Hatvany. Leipzig, Verlag von E. P. Tal & Co. Geh. M. 25.—, geb. M. 30.—.

Ludwig Hatvany ist als glänzender Essayist bekannt. Er erzählt in dem vorliegenden Buche das Schicksal seines ungarischen Vaterlandes und Volkes von dessen Aufstieg bis zu seinem Scheintriumph und wirklichen Zusammenbruch. Die Historie, durch die eine Fülle der sonderbarsten und merkwürdigsten Gestalten wimmelt, bleibt nicht eine Aneinanderreihung von Tatsachen, Ursachen und Wirkungen, sondern wird zu einem Roman von Mensch und Volk, dessen Seiten man gefesselt und ergriffen liest. „Tieffinnig, trotzig nach Zigeunerart" hat Liszt über eine seiner ungarischen Rhapsodien geschrieben. Diese Worte könnten auch das Motto des Hatvanyschen Buches bilden, eines Buches, das man gerade heute, da Ungarn im Vordergrunde des Interesses steht, gelesen haben muß.

Die akademischen Berufe. Herausgegeben von der Deutschen Zentralstelle für Berufsberatung der Akademiker. Sechs Bände. Berlin, Furche-Verlag. M. 12.—, 6.—, 6.—, 6.—, 18.—, 12.—.

Der Weltkrieg hat den Kampf ums Dasein in Deutschland auf fast allen Gebieten der Erwerbstätigkeit, vor allem auf dem besonderen des akademischen Berufslebens, in unerhörter Weise verschärft, aber er hat auch rasch die deutsche Tatkraft entschlossen bestrebt gefunden, den schweren Nöten der Zeit nach Möglichkeit entgegenzuwirken und abzuhelfen. Die klare Erkenntnis von der Notwendigkeit einer planmäßig organisierten Berufsberatung als einer selbständigen sozialen Aufgabe führte den Akademischen Hilfsbund und den Deutschen Studentendienst von 1914, zwei um die Fürsorge für den akademischen Nachwuchs gleichermaßen hochverdiente Organisationen, zur Begründung der Deutschen Zentralstelle für Berufsberatung der Akademiker, die 1917 ins Leben trat. Unter den Ergebnissen der regen Tätigkeit, die sie be-

Digitized by Google

reits entfaltet hat, nimmt die vorliegende Veröffentlichung einen hervorragenden Platz ein. Eine Reihe der erfahrensten und angesehensten Fachmänner verbreitet sich hier in mehr oder weniger ausführlichen, sachlich und unparteiisch gehaltenen Darlegungen über die inneren und äußeren Vorbedingungen wie über die materiellen Aussichten der einzelnen Berufsarten, die ein akademisches Studium zur Voraussetzung haben. Der erste Band enthält in neun Aufsätzen „Grundsätzliches zur Frage der Berufsberatung"; besonders bemerkenswert erscheint uns hier Otto Lipmanns lehrreiche Studie „Die psychologische Analyse der höheren Berufe". Band II behandelt in fünf Aufsätzen die Laufbahn des Theologen (des evangelischen und des katholischen), Band III handelt unter dem eigentlich nicht ganz sachgemäßen Titel „Der Philologe" nicht nur von diesem, sondern nebenher auch vom Naturwissenschaftler und Historiker und widmet auch dem Mittelschullehrer eine besondere Darlegung. Band IV hat den Mediziner (einschließlich des Tierarztes und des Apothekers) zum Gegenstand, Band V, der umfangreichste der Sammlung, den Juristen und den Volkswirt, unter Einbeziehung einiger nur lose mit dieser Gruppe in Verbindung stehender Berufsarten wie des Journalisten und des akademisch gebildeten Landwirts. Band VI schließt die Reihe mit dem Techniker, dessen verschiedene Arten in neun Aufsätzen beleuchtet werden. Für Berufsberatungsstellen und andere gemeinnützige Organisationen, für öffentliche Bibliotheken, für viele staatliche und kommunale Behörden usw. werden sich die vorliegenden Bände, denen sich nichts Gleichwertiges auf demselben Gebiet an die Seite stellen läßt, als höchst wertvolle Werkzeuge der Aufklärung erweisen, und jungen Leuten, die vor der Wahl eines akademischen Berufs stehen, kann nicht genug empfohlen werden, dankbar die Belehrung und den guten Rat anzunehmen, die ihnen hier von berufenster Seite für eine der wichtigsten Lebensfragen geboten werden. R. D.

Gedanken über Faust II. Von Konrad Ziegler, a. o. Professor an der Universität Breslau. 75 S. Stuttgart, J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung.

Ein Ketzer bringt hier in die Goethegemeinde. Er legt dar, wie es komme, daß ein nicht von Ehrfurcht geblendeter Leser dem zweiten Teil der Faustdichtung weit kühler gegenüberstehe als dem ersten. Goethe sei zu alt gewesen, um in den ersten drei Aufzügen den großen Plan, der ihm einst vorgeschwebt habe, durchzuführen, und habe Ersatz von geringerem Werte an die Stelle des wahrhaft Großen treten lassen, wenn auch viele überragende Einzelzüge nicht verkannt werden sollten. Erst der vierte und der fünfte Aufzug, in denen der Dichter zum Teil überlieferten Formen und Vorstellungen folge, seien in Wahrheit eine würdige Fortsetzung, von der aus gesehen die ersten drei Aufzüge als ein zwar reiches, aber doch innerlich wesensfremdes Zwischenspiel erscheinen. Br.

Der silberne Kranich. Roman von Rud. Presber. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Geb. M. 25.—.

Der neue, in den Jahren 1918 und 1919 spielende Roman Presbers, der gleich seinem vielgelesenen „Bruder Benjamin" Humoristisches mit Ernstem und Lyrischgetöntem mischt, behandelt Geschick und Erlebnisse einer kleinen deutschen Herzogsfamilie, die durch die Revolution um Thron, Schlösser und Heimat gekommen ist. Diese Familie wird in ganz nach dem Leben gezeichneten Typen vorgeführt, besonders auf einem Familientag, den sie in aller Heimlichkeit in einem mitteldeutschen Bade abhält. Aus dem Gesamtschicksal der Familie hebt sich das Sonderschicksal des Helden Wolf-Dietrich, eines moderner gearteten Prinzen, heraus, der das Bühnentalent der Tochter eines Hof- und Domänenrats entdeckt und dem jungen Mädchen den Weg zur Bühne geebnet hat; nach der Revolution findet er sie in dem kleinen Bad als zukunftsreiche Künstlerin im Sommerengagement wieder. Aus dem freundschaftlichen Verhältnis der beiden entwickelt sich rasch die Liebe; aber der Prinz wagt aus Rücksicht auf seine Familie nicht, das Mädchen zu heiraten. Als dem herzoglichen Paar nach zwei Töchtern doch noch ein Sohn geboren wird, ist der Prinz Wolf-Dietrich auch der Familie gegenüber frei und heiratet seine Geliebte. Mit dem ganzen Reiz seiner liebenswürdigen, alle Gegensätze versöhnenden Kunst schildert Presber eine Menge nach dem Leben gezeichneter Typen von links und rechts, vor allem aber vornehme und ulkige Leute aus der Sphäre eines kleinen Hofes. Unaufdringlich kommt in des Helden Denken und Handeln der Grundgedanke zum Ausdruck, daß ein geeintes künftiges Deutschland der kleinen Fürsten entbehren kann, aber auf dem Fundamente des Bismarckschen Gedankens aufgebaut werden muß.

Digitized by Google

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Almanach auf das Jahr 1920. Berlin, Morawe & Scheffelt. M. 4.50.

Balck, Generalleutnant a. D., Kriegserfahrungen. Berlin, Verlag von Georg Bath. M. 7.50.

Bierbaum, Otto Julius, Briefe an Gemma. München, Georg Müller Verlag. Brosch. M. 35.—.

Bierbaum, Otto Julius, Gesammelte Werke in zehn Bänden. Herausgegeben von Michael Georg Conrad und Hans Brandenburg. Band II: Pankrazius Graunzer. Stilpe. Brosch. M. 40.—, geb. M. 65.—. **Bd. III: Studenten-, Künstler- und Märchengeschichten.** München, Georg Müller Verlag. Brosch. M. 65.—, geb. M. 85.—.

Bode, Wilhelm, Neues über Goethes Liebe. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. Geh. M. 10.—, in Pappband M. 17.50, in Halbleder M. 40.—.

Brunet, René, Professeur de Droit constitutionnel à la Faculté de Droit de Caen Ex-conseiller juridique de l'Ambassade de France à Berlin. La Constitution Allemande du 11 Août 1919. Préface par Joseph-Barthélemy, Professeur à la Faculté de Droit Paris, Député du Gers. Paris, Payot & Cie.

Buch, Das Deutsche. Monatsschrift für die Neuerscheinungen deutscher Verleger. 1. Jahrgang 1921. 3. Heft. Herausgegeben von der deutschen Gesellschaft für Auslandsbuchhandel E. V. Leipzig.

Curtius, Ernst Robert, Maurice Barrès und die geistigen Grundlagen des französischen Nationalismus. Bonn, Verlag von Friedrich Cohen. Geh. M. 30.—, geb. M. 38.—.

Dankwortt, Prof. Dr. P. W., Sibirien und seine wirtschaftliche Zukunft. Ein Rückblick und Ausblick auf Handel und Industrie Sibiriens. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner Verlag. Geh. M. 12.—, geb. M. 15.—.

Deutschland, Südtirol und Italien. Von einem Südtiroler Politiker. Bozen-Meran, Südtiroler Zeitungsverlag G. m. b. H. Auslieferung für Deutschland; F. Volkmar, Leipzig.

Dieckhoff, Dr. O., Führer durch das Oberwesergebiet. Cassel, Verlag von Max Auguftin. Geb. M. 18.—.

Droste, Robert, Gott, Materie, Unendlichkeit, Zeit, Raum, Bewegung, Kraft, Macht, Arbeit, Recht, Eigentum. (Naturphilosophische Bruchstücke aus meiner Entwicklungstheorie). Leipzig, Xenien-Verlag. Geh. M. 5.—.

Elster, Karl, Die deutsche Not im Lichte der Währungstheorie. Gesammelte Aufsätze. Jena, Gustav Fischer Verlag. Brosch. M. 16.—.

Federn, Etta, Friedrich Hebbel. Mit 18 Bildern. München, Delphin-Verlag.

Fischer, Max, Der König von Baranasi. Erzählungen. München, Georg Müller Verlag. Brosch. M. 15.—, geb. M. 20.—.

Foß, M. W. L., England als Erzieher. Berlin SW. 68, Tägliche Rundschau, Buchverlag. Geh. M. 32.—, in Halbleinen M. 40.—, in Halblederband M. 65.—.

Frenzel, Dr. Heinrich, Schiller unser Befreier. Berlin-Lichterfelde, Deutsche Freiheit G. m. b. H.

Gentizon, Paul, L'Allemagne en République. Paris, Payot & Cie. Fr. 5.—.

Gleich, Gerold v., Generalmajor z. D., Rudolf Steiner als Prophet. Ein Mahnwort an das deutsche Volk. Ludwigsburg, J. Aigners Verlag. M. 2.20.

Goette, Rudolf, Studienrat, Kulturgeschichte der Urzeit Germaniens, des Frankenreiches und Deutschlands im früheren Mittelalter (bis 919 n. Chr.). Bonn und Leipzig, Kurt Schroeder Verlag. Brosch. M. 33.—, geb. M. 40.—.

Hamburger, Dr. Ernst, Die Pariser Forderungen. Berlin W 35, Verlag der Kulturliga G. m. b. H. M. 2.—.

Hammann, Otto, Der mißverstandene Bismarck. Zwanzig Jahre deutscher Weltpolitik. Berlin, Verlag von Reimar Hobbing.

Hanne, Lic. Dr. J. R., Pastor emer., Freies Christentum. Für Denkende und Suchende kurz dargestellt. Hamburg 8, Wissenschaftlicher Verlag, W. Gente. M. 15.—.

Hartmann, Prof. Ludo Moritz, Großdeutsch oder kleindeutsch? Ein Appell von den schlecht unterrichteten Regierungen an die besser zu unterrichtenden Völker. Gotha, Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G. M. 3.—.

Hatschek, Prof. Dr. Julius, Britisches und römisches Weltreich. Eine sozialwissenschaftliche Parallele. München und Berlin, Verlag von R. Oldenbourg. Geh. M. 30.—, geb. M. 35.—.

Hermberg, Dr. phil. Paul, Der Kampf um den Weltmarkt. Handelsstatistisches Material. Herausgegeben vom Institut für Weltwirtschaft und Seeverkehr an

Digitized by Google

der Universität Kiel. Jena, Kommissionsverlag von Gustav Fischer. M. 25.—.

Heymann, Robert, Don Juan und die Heilige. Roman aus dem Mysterium des verlorenen Paradieses. Mit 8 Kunstdruckbeilagen nach photographischen Aufnahmen aus dem gleichnamigen Film. Leipzig, Verlag Krömer & Co.

Horneffer, Ernst, Erkenntnis. Die Tragödie des deutschen Volkes. Die Wiedergeburt des deutschen Volkes („Erkenntnis", II. Band). Kassel, Verlag Orma (Carl Magersuppe).

Japikse, Dr. N., Die Stellung Hollands im Weltkrieg, politisch und wirtschaftlich. Uebersetzt von Dr. K. Schwendemann. Gotha, Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G. M. 40.—.

Jaspers, Karl, ao. Professor der Phil. Max Weber, Rede gehalten bei der von der Heidelberger Studentenschaft veranstalteten Trauerfeier. Tübingen, Verlag von J. B. Mohr (Paul Siebeck). Geh. M. 6.—.

Kappstein, Theodor, Goethes Weltanschauung. (Philosophische Reihe, 6. Bd. Herausgegeben von Dr. Alfred Werner). München, Rösl & Cie. Geb. M. 14.—.

Krane, Anna Freiin v., Am kristallenen Strom. Heiligenlegenden. Köln a. Rh., Verlag von J. P. Bachem. Brosch. M. 34.—, geb. M. 40.—, dazu Zuschläge.

Kühn, Joachim, Der Nationalismus im Leben der dritten Republik. Mit einem Geleitwort des Botschafters Freiherrn v. Schoen. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel). Geh. M. 30.—, geb. M. 38.—.

Lessing, Dr. Walter, Deutschland und Osteuropa. Vortrag, gehalten auf dem Ligakursus am 13. Januar 1921. Berlin W 35, Verlag der Kulturliga G. m. b. H. M. 2.—.

Löffler, Prof. Dr. Kl., Deutschlands Zukunft im Urteil führender Männer. Halle (Saale), Heinrich Diekmann Verlag. Kart. M. 15.—, geb. M. 20.—.

Molo, Walter v., Das Volk wacht auf. Dritter Roman der Trilogie „Ein Volk wacht auf". München, Verlag Albert Langen. Geh. M. 15.—, geb. M. 23.—.

Montgelas, Graf Max, Zur Schuldfrage. Eine Untersuchung über den Ausbruch des Weltkrieges. Berlin W 35, Verlag der Kulturliga G. m. b. H. M. 2.—.

Nautilus. Suum cuique. Ein Mosaik. Leipzig, E. A. Seemann Verlag.

Oesterreichische Rundschau. Mitteleuropäische Politik. Kultur und Wirtschaft. Herausgeber Felix Oppenheimer. 17. Jahrgang. Erstes Aprilheft 1921. München, Drei-Masken-Verlag.

Oesterreichisches Jahrbuch 1920. Nach amtlichen Quellen. Zweite Folge. Berlin, Verlag Hans Robert Engelmann. M. 10.—.

Peine, H., Worte von Friedrich Wilhelm Foerster. Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. Geb. M. 7.50.

Piper, Hartmut, Altern und Neugeburt im Völkerleben. Ein Beitrag zu Deutschlands Neugeburt. Hamburg, W. Gente, Wissenschaftlicher Verlag. Geh. M. 15.—.

Rathjens, Dr. C., Die Juden in Abessinien. Hamburg, W. Gente, Wissenschaftlicher Verlag. M. 12.—.

Schäfer, Dietrich, Kolonialgeschichte. (Sammlung Göschen, 2. Band). Berlin und Leipzig, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger Walter de Gruyter & Co. Geb. M. 2.10 und 10% Teuerungszuschlag.

Trott, Magda, Am Glück vorbei. Roman aus dem Künstlerleben. Leipzig, Verlag Krömer & Co.

Unger, Hellmuth, Morells Milliarden. Roman. Leipzig, Verlag Theod. Weicher. Geh. M. 12.—, geb. M. 16.—.

Weill, Erwin, Miniaturen der Liebe. Novellen. Berlin, „Wila", Wiener Literarische Anstalt G. b. m. H. In vornehmem Pappband M. 12.—.

Zeitfragen, Politische und Militärische. Heft 32. Keim, Generalleutnant, Graf Schlieffen. Eine Studie im Zusammenhang mit dem Weltkriege. Berlin SW. 11, Verlag von Georg Bath. M. 3.50.

Ziegel, Erich, Tod und Teufel. Ein Geschichtenbuch. München, Georg Müller Verlag. Brosch. M. 20.—, geb. M. 25.—.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Die moralische Offensive

Von

Prinz Max von Baden

I.

Es ist jetzt eine Bewegung in der internationalen Situation zu spüren, als ob ihre Starrheit sich auflösen wolle. England und Amerika haben Anfang Mai die Besetzung des Ruhrgebiets verhindert, die Frankreich um jeden Preis durchsetzen wollte. Bis weit in englische Regierungskreise hinein ist heute der Wunsch vorhanden, Oberschlesien für Deutschland, d. h. für das europäische Wirtschaftsleben zu retten. Frankreich hatte einen großen Schreck bekommen. Die Chauvinisten hielten es kurze Zeit lang für nötig, das Wort „europäische Verständigung" in ihr Vokabularium aufzunehmen. Ja, es wagten sich sogar ernsthafte Zweifel hervor, ob sich die Politik der Zerstörung Mitteleuropas mit der Aufrechterhaltung der Entente vereinigen ließe.

Wir haben in Frankreich eine Anzahl bedeutender Persönlichkeiten, die einer gerechten und menschlichen Politik das Wort reden, aber sie sind fürs erste zur politischen Ohnmacht verurteilt.

Der Schlüssel der Lage liegt bei den Angelsachsen. In erster Linie bei England. Wenn Frankreich sich dieses Bundesgenossen bedingungslos sicher fühlt, dann wird es doch eines schönen Tages der Versuchung unterliegen, mit Deutschland ein Ende zu machen.

Wir dürfen uns keine Illusionen machen. Es wäre vollständig verfehlt, wollten wir heute auf eine gewisse heilsame Entwicklung in der englischen Politik vertrauen, die gewissermaßen naturnotwendig aus den gegebenen Ansätzen folgen müßte und schließlich Deutschland die Rettung bringen würde. Es kann gerade in der englischen Politik morgen alles wieder beim alten sein und die Einheitsfront gegen Deutschland so fest stehen wie nur je. Wir dürfen nicht vergessen, daß es nicht nur der Kriegsfanatismus ist, der in England einer gerechten Politik gegen Deutschland entgegensteht, sondern daß starke Nützlichkeitserwägungen des Augenblicks dazu drängen, Frankreich in Europa gewähren zu lassen. Ich denke nicht allein an die Interessentengruppen, die von einer andauernden Lähmung der deutschen Industrie persönlichen Vorteil ziehen. Sie hatten vor dem Kriege keinen maßgebenden Einfluß auf die englische Politik. Die Kriegspsychose hat ihnen zur Macht verholfen.

Copyright 1921 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Heute speisen sie Lloyd Georges persönliche Parteikasse, die sehr leer war, als sich Asquith bei dem Bruch im Dezember 1916 geistesgegenwärtig der offiziellen liberalen Parteikasse bemächtigt hatte. — Ich denke vielmehr in erster Linie an die Imperialisten des Ostens. Diese Männer, an der Spitze Churchill, wollten schon während des Krieges die militärische Entscheidung im mittleren Osten suchen. Die Eroberung Palästinas als Bollwerk des Suezkanals galt ihnen mehr als jeder Sieg in Flandern, und sie sehen den großen Gewinn des Weltkrieges für England darin, daß der langersehnte Landweg nach Indien Wirklichkeit wird. Bei den schon vollzogenen und noch bevorstehenden Neugründungen von Vasallenstaaten (Palästina, Arabien, Mesopotamien) stehen nun französische Interessen und französische Eitelkeit hindernd im Wege. Ich erinnere nur daran, daß der in Aussicht genommene König Mesopotamiens der bedeutende arabische Führer Emir Feisal im syrischen Aufstand gegen Frankreich gekämpft hat. Überdies hat Frankreich bestimmte Versprechungen für den Osten erhalten. Von französischer Seite kommt der offene Vorwurf: Ihr habt euer großes Kriegsziel erreicht, wir aber nicht das linke Rheinufer. Da geben die Fanatiker des mittleren Ostens den Rat, Frankreichs Gefügigkeit im Orient mit Englands Passivität in Europa zu erkaufen.

Man hat neulich in Deutschland sehr viel Aufhebens davon gemacht, daß Churchill einer Politik der Versöhnung zwischen Frankreich, England und Deutschland das Wort geredet hat. Aber beinahe gleichzeitig hat er in einer Rede im Unterhaus erklärt, wie wichtig für seine Politik im Osten die Zusammenarbeit mit den Franzosen ist, gerade auch mit den französischen Truppen.

Ich persönlich zweifle nicht daran, daß Churchill zwar die Verständigung in Europa für erstrebenswert, die Verständigung zwischen Frankreich und England im mittleren Osten aber für lebenswichtig hält. Man höre die Worte:

> „Es wäre eine tiefe Schädigung sowohl für Frankreich wie für Großbritannien, wenn wir außerstande sein sollten, im mittleren Osten zusammenzuarbeiten, in einem Augenblick, wo wir unsere militärischen Kräfte und die schweren Ausgaben, welche beide Länder dort auf sich nehmen, herabsetzen möchten. Wenn wir unsere Stellung dort erhalten wollen und unserer Verantwortlichkeit im mittleren Osten gerecht werden, dann müssen England und Frankreich zusammenarbeiten und eine Politik der Beruhigung gegen die Türken sowohl wie gegen die Araber verfolgen." („Times" vom 15. Juni 1921.)

Freilich steht diesen Imperialisten, für die das Sichdehnen und Wachsen der englischen Macht alles ist, die nüchterne Erwägung entgegen, daß das Wirtschaftsleben *im Herzen des Reichs* heute krank ist und daß man in erster Linie hier Heilmittel suchen muß. Fast jeder Unterhauskandidat, der heute die Parole gegen die Regierungsverschwendung aufgreift, scheint eine Mehrheit zu bekommen. Bald sind es Arbeitervertreter, bald Liberale, ja selbst Konservative bedienen sich dieses Schlagwortes, und immer ist der

Digitized by Google

Erfolg verblüffend. Es ist ja nun klar, daß der Feldzug gegen die Verschwendung der Regierung nur an Symptomen herumkuriert, und eigentlich müßte sich die Binsenwahrheit bald durchsetzen, daß ohne eine Gesundung des europäischen Wirtschaftslebens der erschreckende Rückgang der englischen Staatseinnahmen weitergehen und alle etwaigen Ersparnisse weit überholen wird.

So brauchte uns nicht bange zu sein, wenn es sich lediglich um eine Abwägung von Vernunftgründen handelte. Aber die englische Staatskunst, die nach bestem Wissen und Gewissen unbehelligt von Tagesmeinung entschied, ist nicht mehr. Lord Cromer hat recht mit dem Wort, das er kurz vor seinem Tode sprach:

„Es gibt heute in England keine Massenbezwinger mehr, sondern nur noch Massenexponenten."

Auch Lloyd George ist kein Massenbezwinger. Er war es einmal im Burenkrieg, als er um seiner Überzeugung willen den Volksleidenschaften trotzte. Aber heute liebt er die Macht, für ihn gibt es nur noch Opportunismus und Taktik. So wird der Streit zwischen den verschiedenen Richtungen nicht im Beratungszimmer, sondern in der öffentlichen Meinung ausgefochten.

Und da müssen wir der Tatsache ins Auge sehen, daß die Anhänger der französischen Politik einen ungeheuren Vorsprung haben. Sie sind jederzeit in der Lage, die Kriegsleidenschaften wieder loszulassen und damit alle Vernunftgründe zu überschwemmen. Die bestgeleiteten Zeitungen stehen ihnen zur Verfügung. Sie bringen es im Nu fertig, durch ein paar wohlgezielte Schlagwörter alle Sentimentalitäten der Waffenbrüderschaft, alle Gefühle des Hasses gegen den Feind aufzurühren und damit solche Zwangssuggestionen in die Öffentlichkeit zu werfen, daß die Opposition gegen die französische Politik lahm und schüchtern wird und sich mit platonischen Protesten begnügt.

Ich möchte nun an einem Beispiel erläutern, welche Hindernisse einem englischen Minister entgegenstehen, der aus seiner Einsicht die praktischen Konsequenzen ziehen will.

Es ist gerade acht Wochen her, daß Lloyd George seine temperamentvolle Rede gegen die Polen hielt — er muß eine große Wut auf die Franzosen gehabt haben:

„Entweder sollten die Alliierten darauf bestehen, daß der Vertrag respektiert wird, oder sie sollten den Deutschen erlauben, es zu tun. Deutschland nicht nur zu entwaffnen, sondern zu sagen, die Truppen, die es noch hat, sollen nicht die Erlaubnis haben, bei der Wiederherstellung der Ordnung mitzuwirken in einer Provinz, die, bis die Entscheidung gefallen ist, die seine ist ... das ist nicht fair." (14. Mai 1921.)

Er sprach diese Worte damals in einer seltenen Einmütigkeit von Presse und Parlament. Inzwischen haben es Lord Northcliffe und die „Morning

Digitized by Google

Post" fertig gebracht, eine Deutschenhetze großen Stils einzuleiten. In erster Linie wurden die Kriegsverbrecherprozesse ausgeschlachtet, dann wurde mit Unterstützung der deutschen Unabhängigen eine gewaltige Agitation gegen den deutschen Selbstschutz in Oberschlesien eingeleitet. Das Resultat ist: Heute wäre es für Lloyd George eine glatte Unmöglichkeit, erneut vor das Parlament zu treten und zu sagen: „Wir müssen den Deutschen erlauben, sich in Oberschlesien zu verteidigen."

Ein weiteres Beispiel soll zeigen, wie schwer es den gutgesinnten Menschen aus den feindlichen Ländern gemacht wird, in ihrer Heimat mit den in Europa gewonnenen Erfahrungen und Aufklärungen durchzudringen.

Immer wieder kommen hilfsbereite Christen aus England und Amerika nach Deutschland und stehen ganz erschüttert vor den Folgen der Blockade, vor dem Sterben und Verderben, das heute noch in Mitteleuropa vor sich geht. Es springt dann bei ihnen ein großer Wille zur Hilfe auf und sie vermeinen, wenn sie nach Hause kommen, Berge versetzen zu können. Und dann folgt regelmäßig die Enttäuschung: Wir kommen nicht durch durch die Gleichgültigkeit gegen das deutsche Schicksal. Wohl regt sich das Gewissen, wohl regt sich Mitleid, aber es bleibt immer nur bei Wallungen. Es kommt nicht zur Tat, und wenn wir nachforschen nach den Gründen dieser lähmenden Gleichgültigkeit, so ist es immer das gleiche. Eine Stimmung, die sich etwa in die Worte kleiden läßt: „Es sind ja nur Deutsche, die zugrunde gehen, und es erfüllt sich letzthin nur die göttliche Gerechtigkeit, wenn die Nation leidet, die das große Leiden über die Menschheit gebracht hat." Es ist mit einem Worte der Glaube an die deutsche Schuld. Er sitzt fest im Bewußtsein der angelsächsischen Völker und liefert die Leidenschaften, welche die französische Richtung braucht.

II.

Max Weber hat in Versailles das prophetische Wort gesprochen:

> „Seien wir doch froh, daß wir diesen Schmachparagraphen 232 in dem Friedensvertrag haben, der von Deutschland das Eingeständnis der Schuld verlangt. Das ermöglicht uns zu gegebener Stunde die Wiederaufnahme des Verfahrens zu fordern."

Ich setze an die Seite dieses Ausspruchs die aufgeregten Worte Lloyd Georges, die er dem Reichsminister Simons entgegenschleuderte:

> „Für die Alliierten ist Deutschlands alleinige Schuld grundlegend. Sie ist die Basis, auf der das Gebäude des Vertrages errichtet ist, und wenn diese Anerkennung verweigert oder angetastet wird, so ist der Vertrag hinfällig."

Und dann herrscht er Simons an:

> „Die Frage der Verantwortung ist eine chose jugée."

Lloyd George denkt dabei weniger an die juristische als an die psychologische Grundlage des Friedensvertrages von Versailles, d. h. er denkt an

Digitized by Google

die Wut, den Haß, die Rachsucht und den Ekel gegen Deutschland, jene Stimmungen, die es den alliierten Regierungen ermöglichten, den Wortbruch von Versailles vor den Völkern zu rechtfertigen und dann immer wieder aufs neue praktische Konsequenzen aus dem Versailler Frieden zu ziehen, die unser Leben als Nation bedrohen.

Max Weber und Lloyd George weisen dem deutschen Volk den Weg ins Freie.

Wir müssen den Fluch abtragen, der auf dem deutschen Namen ruht.

Es gibt hier zwei gewichtige Einwände, denen wir gleich zu Anfang begegnen müssen und die beide uns von dem Unternehmen abbringen wollen, den moralischen Kampf gegen den Vertrag von Versailles zu führen.

Der erste Einwand findet zwar in Deutschland starke Resonanz, stammt aber ursprünglich aus England. Er sagt: Reizt die Gegner nicht durch Rechthaberei in der Schuldfrage. Ihr zerstört die Unterhändleratmosphäre. Habt Ihr nicht schon gesehen, wie wütend Lloyd George wurde? Ihr kommt nur weiter durch eine Bescheidenheit, wie sie dem Besiegten angemessen ist. Regt die Nützlichkeitserwägungen der Sieger an. Sprecht von wirtschaftlicher Solidarität. Schildert auch Eure Leiden. Das Erlöschen Eures Glückes, Eurer Größe und Kraft wird die Sühne sein, die eine verzeihende Stimmung bei den Feinden auslöst. Nur die Zeit kann es machen. Aber langweilt und ärgert die Gegner nicht mit der Schuldfrage; je weniger Ihr davon sprecht, desto besser.

Ich habe die Antwort auf diesen Einwand eigentlich schon vorweggenommen: Mitleid und Vernunftgründe sind solange ohnmächtig, als es die Hetzer in der Hand haben, jeden Augenblick das englische Volk in sinnlose Wut gegen uns zu versetzen.

Aber ich halte diese Einflüsterung für sehr gefährlich. Ich will nicht sagen, daß alle Ausländer, die uns den Rat geben, von der Schuldfrage zu schweigen, bösen Willens sind. Es hat sich z. B. mir gegenüber ein einstiger Führer des englischen Wirtschaftslebens in diesem Sinn ausgesprochen, an dessen Lauterkeit nicht zu zweifeln ist. Aber unwissend stehen doch alle diese Ratgeber im Dienste des englischen Imperialismus, dessen große Kunst es einmal ist, die Wunden zu heilen, die er geschlagen hat, sodann aber auch seine Opfer in das Schweigen hineinzuködern. Cavell, Lusitania, Fryatt sollen die Gemüter der englischen Kinder noch nach Jahrhunderten aufregen, aber es ist taktlos, wenn Deutschland von Baralong oder King Stephen oder von den Ermordeten von Scapa Flow spricht. Diese Suggestion zu vermitteln, verlangt der Selbsterhaltungstrieb des englischen Seelenfriedens, und dieser Seelenfriede ist eine der Säulen des englischen Imperiums.

Der zweite Einwand droht uns vollends zu entmutigen: Die Lüge von der Schuld Deutschlands sitzt so fest, daß nichts sie mehr entwurzeln kann. Ihr könnt mit Menschen- und mit Engelszungen reden, Ihr werdet für den deutschen Standpunkt kein Gehör erzwingen. Es ist ja schon alles versucht worden. Deutschland hat Millionen um Millionen ausgegeben: Eure besten

Digitized by Google

Federn waren an der Arbeit. Die Feinde haben einmal den gewaltigen Vorsprung, und der Sieger hat Recht.

Ich möchte zunächst zur Widerlegung das Wort von Bernard Shaw anführen, das dieser während des Krieges in einem offenen Brief an die „Times" gesprochen hat:

> „Wenn der deutschen Propaganda das Geld ausginge, so müßte man sie subsidieren."

In der Tat, unsere Kriegspropaganda arbeitete zunächst ohne jede Kenntnis der Psyche der feindlichen Völker, auf die sie wirken wollte. Sie war auf dem ganz primitiven Standpunkt: Nur immer stramm dementieren. Ich erinnere an das Professorenmanifest: „An die Kulturwelt" vom 2. Oktober 1914, das Kriegsgreuel leugnen wollte und selbst zu einem berühmten Kriegsgreuel wurde.[1]) Ich leugne nicht, daß später viel Gutes von den besten Federn zugunsten der Wahrheit und des Rechtes gesagt worden ist. Aber das allein reicht nicht aus, es muß die öffentliche Aufmerksamkeit für die Wahrheit erzwungen werden, und dafür gab es während des Krieges einzigartige Gelegenheiten, die immer wieder verpaßt wurden:

Wenn ein deutscher Staatsmann während des Krieges sprach, so war das ein dramatischer Augenblick,. der die ganze Welt aufhorchen ließ. Was erzwang ihm das Gehör? Es war die Friedenssehnsucht, die unbewußt die ganze Zeit hindurch auf der Lauer lag, ob nicht vielleicht doch ein heilendes Wort gesprochen würde, das einen Weg aus dem Krieg zeigte, ehe er bis zu seiner letzten furchtbaren Konsequenz durchgeführt wurde. Diese leidenschaftlich gespannte Aufmerksamkeit mußte benutzt werden, um, unabhängig von der Friedensfrage, in präzisen Einzelheiten Material vorzubringen, das einmal geeignet war, unseren guten Namen wieder aufzurichten und andererseits die feindliche Richterpose zu zerstören.

Ich halte es der Mühe für wert, einige dieser Versäumnisse, deren sich die deutschen Regierungen im Kriege schuldig gemacht haben, in die Erinnerung zu rufen.

1. Heute gelten wohl allgemein als stärkster Beweis dafür, daß Deutschland in den letzten Julitagen 1914 für den Frieden gekämpft hat, Bethmann Hollwegs Instruktionen an den Botschafter v. Tschirschky, die die österreichische Nachgiebigkeit erzwingen wollten. Das eindruckvollste Dokument ist die Depesche an den deutschen Botschafter vom 30. Juli 1914, die mit den Worten endet:

> „Wir sind zwar bereit, unsere Bündnispflicht zu erfüllen, müssen es aber ablehnen, uns von Wien leichtfertig und ohne Beachtung unserer Ratschläge in einen Weltbrand hineinziehen zu lassen."

Es ist der Notschrei eines Mannes, dessen ganze Seele am Frieden hängt, und sie ist zur Charakterisierung Bethmanns ebenso unentbehrlich wie die be-

[1]) Es muß bemerkt werden, daß in der damaligen Aufregung mehrere der Unterzeichner ihre Unterschrift gaben, ohne den Wortlaut zu kennen.

Digitized by Google

rühmte Nummer 101 des englischen Blaubuches zur Charakterisierung Greys.[1]) Man kann es heute kaum fassen, daß jene Depesche sich in dem ersten deutschen Weißbuch nicht findet. Sie war am Vorabend des Krieges vom Auswärtigen Amt der „Westminster Gazette" zur Verfügung gestellt worden und wurde dann aus den offiziellen Veröffentlichungen weggelassen. Nun war der ideale Tummelplatz für die feindliche Propaganda gerade jenes Dunkel, welches über dem deutsch-österreichischen Meinungsaustausch schwebte. „Warum hören wir nichts von dem deutsch-österreichischen Depeschenwechsel?" Diese Frage wurde zum Schlagwort. Schließlich hieß es allgemein: Deutschland hat Österreich aufgehetzt. Die sogenannte „Westminster Gazette"-Depesche war allerdings hier und dort bekannt und wurde als störend empfunden. Da wurde nun in der „Westminster Gazette", dem Organ Greys, der Ausweg vorgeschlagen, sie sei entweder gefälscht oder durch eine Gegenorder in ihrer Wirkung aufgehoben worden. Die deutsche Regierung schwieg ein Jahr lang, bis sich endlich auf wiederholtes Drängen Herr v. Bethmann Hollweg am 19. August 1915 entschloß, die Echtheit dieser Depesche zu bekräftigen. Er tat dies mit so überzeugender Kraft, daß nachher niemand mehr wagte, Authentizität oder bona fides der Depesche anzuzweifeln. Ebenso unverständlich wie das deutsche Schweigen war seine Begründung: Rücksicht auf Österreichs Empfindlichkeit. (NB. Sie ging so weit, daß Bethmann auch noch bei der Verlesung der Depesche im Reichstag das Wort „leichtfertig" unterdrückte.) Dabei waren wir wie gewöhnlich viel päpstlicher als der Papst. Als man sich endlich entschloß, die österreichische Genehmigung zur Veröffentlichung der Depesche zu erbitten, wurde sie, wie mir zuverlässig berichtet worden ist, anstandslos erteilt.

2. Die deutsche Regierung — und das nehme ich schwerer als alles andere — hat die englische Herausforderung in der Schuldfrage, die Grey am 23. Oktober 1916 hinwarf, so gut wie abgelehnt. Sir Edward Grey sprach damals die denkwürdigen Worte:

---

[1]) „Und dieses will ich sagen: Wenn der Friede Europas erhalten werden kann und wir über die jetzige Krisis heil hinwegkommen, so wird es mein eigenes Bemühen sein, irgendeine Vereinbarung zustande zu bringen, an welcher Deutschland Teilhaber sein könnte, und durch welche es sich versichert fühlen könnte, daß keine angriffslustige oder feindliche Politik gegen es oder seine Verbündeten von Frankreich, Rußland oder uns selbst, gemeinsam oder einzeln verfolgt werden würde. Ich habe dies gewünscht und dafür gearbeitet, soweit ich es konnte, während der ganzen letzten Balkankrisis, und da Deutschland ein entsprechendes Ziel verfolgte, so besserten sich unsere Beziehungen merklich. Der Gedanke ist bisher zu utopisch gewesen, um Gegenstand bestimmter Vorschläge zu werden, aber wenn die gegenwärtige Krisis, die soviel schärfer ist als irgendeine, durch die Europa seit Generationen hindurchgegangen ist, glücklich vorbeigeht, so bin ich der Hoffnung, daß die Entspannung und Rückwirkung, welche folgen werden, eine bestimmtere Annäherung zwischen den Mächten möglich machen könnten, als es bisher möglich gewesen ist." (Sir Edward Grey an Sir Edward Goschen, britischen Botschafter in Berlin, 30. Juli 1914.)

Digitized by Google

„Ich wünsche nichts sehnlicher, als daß die beiden Behauptungen, die russische Mobilmachung wäre eine aggressive und keine defensive Maßnahme, und irgendeine andere Macht als Deutschland hätte um die belgische Neutralität gefeilscht oder einen Angriff durch Belgien geplant, von einem unparteiischen Tribunal nachgeprüft würden."

Der Reichskanzler wurde damals von einer mir nahestehenden Gruppe beschworen, in präziser Form diese Herausforderung anzunehmen, d. h. umgehende Erfüllung des Greyschen Wunsches, nämlich die Einsetzung eines unparteiischen Tribunals zur Untersuchung dieser beiden Fragen zu fordern. Damals war eine einzigartige Gelegenheit gegeben, einen Präzedenzfall für einen Kompromiß zu schaffen, denn in der einen Frage hätten wir gewonnen und in der anderen verloren. Das Auswärtige Amt schwankte; schließlich war alles, was Bethmann Hollweg herausbrachte: „Wir scheuen kein Tribunal." (9. November 1916.)

Ich bin heute überzeugt davon, daß Grey nicht ohne den Nebengedanken einer möglichen Entspannung der Lage seinen Vorschlag gemacht hat. Von der Frage: War dieser Krieg zu vermeiden? war es nicht weit zu der anderen: Ist er nicht zu beendigen? Ich werde in dieser Auffassung bestärkt einmal durch die Tatsache, daß Grey kurz darauf gestürzt wurde, weil er einen Frieden durch Unterhandlungen begünstigte, und dann durch eine merkwürdige Äußerung, die sich in dem Greyschen Organ, der „Westminster Gazette", im Januar 1917 findet. Professor Hans Delbrück hatte in einem seiner weisen und warnenden Artikel in den „Preußischen Jahrbüchern" einer gerechteren Beurteilung Sir Edward Greys den Weg bahnen wollen und zu Greys Herausforderung die Frage aufgeworfen: „Heuchelt Grey, wenn er eine unparteiische Untersuchung der Ereignisse fordert, die zum Krieg geführt haben, fühlt er sich wirklich unschuldig, oder ist er sich vielleicht bereits klar über die Bedeutung und den Ursprung der russischen Mobilmachung und wünscht er, daß die öffentliche Meinung in England dies ebenfalls einsehe?" (November-Heft 1916).

Merkwürdigerweise wurden diese Worte Hans Delbrücks von der „Westminster Gazette" nicht, wie man erwarten sollte, mit Entrüstung zurückgewiesen, sondern mit der Anmerkung versehen: „Wir fühlen, daß wir es hier mit einem Schriftsteller zu tun haben, der ernstlich und ehrlich versucht, zur Wahrheit vorzudringen." Ich bemerke noch, daß dieser Artikel von dem Vertrauensmann des englischen Auswärtigen Amtes, dem Professor Headlam, geschrieben war, der später in Versailles Sachverständiger in der Schuldfrage wurde.

Dieser echt Greysche Gedanke, während des Krieges ein unparteiisches Schiedsgericht zur Entscheidung umstrittener Tatsachenfragen einzusetzen, wurde nicht zum erstenmal in jener berühmten Bankettrede in die Öffentlichkeit geworfen. Das erstemal geschah es in einer Note des englischen Auswärtigen Amtes vom 5. Januar 1916 zur Beantwortung unserer Anklage im Baralong-

Digitized by Google

Fall. Grey schlug damals vor, die deutsche Beschuldigung zugleich mit den englischen Anklagen wegen der Versenkung der „Arabic", des Angriffs auf den unbewaffneten Dampfer „Ruol" und der Beschießung eines englischen Unterseebootes an der dänischen Küste durch einen deutschen Torpedobootszerstörer einem amerikanischen Schiedsgericht zu unterwerfen.

Wohl möglich, daß damals Grey diesen Vorschlag machte, um seine moralische Offensive gegen Deutschland zu fördern. Wir aber mußten aus Gründen der Abwehr wie des Angriffs ihn beim Wort nehmen. Anstatt dessen antworteten wir mit der Verwerfung seines Vorschlags, der nicht ernst gemeint sei.

3. Die deutsche Regierung hat auch die ganze Amtsperiode des Staatssekretärs Kühlmann verstreichen lassen, ohne den Kampf für unseren guten Namen aufzunehmen. Alle Bemühungen, Herrn v. Kühlmann dazu zu bewegen, in der Schuld- und Greuelfrage etwas zu tun, waren vergeblich. Er hat es einmal selbst ausgesprochen, daß er es ablehne, eine Politik mit Rücksicht auf die öffentliche Meinung in Feindesland zu treiben. Sein Augenmerk war dauernd auf die Möglichkeit eines direkten Meinungsaustausches mit der englischen Regierung gerichtet, die er auf keinen Fall reizen wollte durch Berühren unliebsamer Gebiete. Er war sich dabei der Wahrheit nicht bewußt, daß ohne einen vorangehenden Umschwung in der öffentlichen Meinung selbst eine englische Regierung, die es gewollt hätte, nicht in der Lage gewesen wäre, einen Verständigungsfrieden zu schließen.

4. Auch die Oktoberregierung hat die Unterlassungssünde begangen, nicht eine unparteiische Untersuchung der Schuldfrage zu verlangen. Schon bei Annahme der 14 Punkte hätte man als 15. Punkt von deutscher Seite diese Forderung aufstellen sollen. Zum mindesten aber mußte die Note Wilsons vom 14. Oktober 1918, darin er anläßlich der Versenkung der „Leinster" und der Zerstörungen beim Rückzug der deutschen Truppen allgemeine Anklagen gegen das deutsche Heer erhob, von deutscher Seite mit der Forderung beantwortet werden: „daß auf der Friedenskonferenz neutrale Kommissionen mit der Untersuchung aller Beschuldigungen von Greueltaten und Völkerrechtsverletzungen, die während des Krieges von den Kriegführenden gegeneinander erhoben worden sind, betraut werden möchten, damit eine unparteiische Aufklärung auf allen Seiten die Schuldigen wie die Verleumder bloßstelle".

Es ist hier nicht der Ort, Aufklärung darüber zu bringen, warum auch diese Gelegenheit verpaßt wurde.

5. Ich greife nunmehr die letzte große Gelegenheit heraus, die Deutschland unerwartet geboten wurde. Dr. Simons kam nach London und hatte damit eine Möglichkeit, zum englischen Volke selbst zu sprechen, wie kein anderer deutscher Staatsmann vor ihm. Die Atmosphäre war aufnahmefähig. Er hatte in Spa einen so starken Eindruck gemacht, daß Lloyd George ihm öffentlich und wiederholt bezeugte, er sei aufrichtig und fähig. Der Fechter-

Digitized by Google

instinkt des englischen Volkes interessierte sich für Simons wegen seiner Schlagfertigkeit in Spa.

Da gab sich bei der Londoner Konferenz Lloyd George eine Blöße, wie das wohl nicht oft in der Laufbahn dieses vielgewandten Staatsmannes vorgekommen ist. Er begnügte sich nicht damit, zu sagen: Ihr habt diesen Vertrag unterschrieben, und kraft des Rechts des Siegers ziehen wir euch zur Einlösung eurer Verpflichtungen heran. Dagegen ließe sich in unserer heutigen Lage nicht viel sagen. Nein, Lloyd George wagte es, von der deutschen Regierung zu verlangen, sie dürfe die moralische Berechtigung des Schuldigspruchs von Versailles vor dem deutschen Volke nicht in Zweifel ziehen, sondern müsse ihn gewissermaßen decken. Lloyd George sagte:

„Mit am ernstesten zu nehmen sind die Behauptungen in einer Rede, die, wenn ich recht unterrichtet bin, in Stuttgart gehalten wurde, darin Dr. Simons die deutsche Verantwortlichkeit für den Krieg ablehnt. Diese Ablehnung hat in ganz Deutschland Beifall gefunden, und man kann deshalb annehmen, daß sie die wirkliche geistige Haltung Deutschlands gegen den Friedensvertrag wiedergibt."

Diese Herausforderung mußte Simons annehmen und den dramatischen Augenblick nutzen, um etwa folgendermaßen zu sprechen:

„Sie, Mr. Lloyd George, verlangen nicht nur, daß Deutschland zahlt und arbeitet, bis es zusammenbricht, Sie fordern nicht nur, daß wir dem Recht entsagen, welches die angelsächsischen Völker heilig halten, dem ‚Recht auf Leben, Freiheit und das Streben nach Glück', sondern daß wir mit einer Art freudiger Pflichterfüllung dies Schicksal auf uns nehmen, als ob wir büßen müßten, was wir verbrochen haben. Ich, Mr. Lloyd George, habe die Schuldfrage nicht angeschnitten. Ich kam hierher, um darüber zu verhandeln, was wir zahlen können, damit auch unseren Gläubigern aus ihren Verlegenheiten geholfen wird. Da verlassen Sie auf einmal die Basis nüchterner geschäftlicher Aufrechnung und erklären: Ihr seid nicht bußfertig genug. Ihr wagt mit Eurem Schicksal zu murren, als ob Ihr es nicht verdient hättet. Darauf erwidere ich: Das ganze deutsche Volk sagt zu dem Schuldigspruch von Versailles Nein, und es wird sich keine deutsche Regierung finden, die sich die Lüge von Versailles zu eigen macht. Wir wollen den Vertrag erfüllen, weil wir ihn unterschrieben haben und Vertragsbruch nicht durch Vertragsbruch wiedergutgemacht werden kann. Wir wollen bis an die Grenze des Möglichen gehen, und die deutsche Regierung will die Erfüllung der übernommenen Verpflichtungen erzwingen, soweit es in ihrer Kraft liegt. Aber darin haben Sie Recht, die Aufgabe der Erfüllung wäre eine leichtere, wenn das ganze deutsche Volk die moralische Berechtigung des Versailler Urteils einsähe. Aber diese Einsicht werden

Digitized by Google

hundertmal erpreßte Unterschriften nicht zuwege bringen. Auch keine Reden, die Sie halten. Sie sind der Mann, der den Vertrag der 14 Punkte gebrochen hat. Sie haben während des Waffenstillstandes Krieg gegen Frauen und Kinder weitergeführt vier Monate lang, obgleich militärisch von uns nichts mehr zu fürchten war und Sie es in der Macht hatten, Hunderttausende von Unschuldigen zu retten. Reden Sie von Staatsräson, aber nicht von Recht und Unrecht. Wollen Sie aber das deutsche Volk überzeugen, daß es zu Recht verurteilt ist, so müssen andere Richter sprechen. Nur eine unparteiische Untersuchung der Schuldfrage, wie sie Graf Rantzau in Versailles gefordert hat, könnte die Einkehr zuwege bringen, die Sie verlangen."

Ich bemerke, es ist um so unbegreiflicher, daß der Minister Simons in London geschwiegen hat, als er ein Meister der moralischen Offensive ist. Das hat er in Versailles bewiesen, wo er mit Graf Rantzau die Seele des großen und würdigen Kampfes war, den die Friedensdelegation geführt hat. Nicht nur Deutsche vermißten in London die moralische Abwehr. Ich zitiere aus dem Brief eines englischen Politikers, der im Interesse seines eigenen Vaterlandes wünscht, daß die Kriegspsychose endlich aufhört.

„Es kommt mir immer so bedauerlich vor, daß Ihre Vertreter auf den verschiedenen Konferenzen, wenn der materielle Schaden ihnen von den alliierten Vertretern vorgezählt wird, nicht erwidern: daß der dem menschlichen Leben zugefügte Schaden weit ernstlicher ist, weil er etwas ist, das nicht unmittelbar durch Arbeit wieder gutgemacht werden kann und die Untergrabung und Schwächung der nächsten Generation bedeutet. Tatsächlich ist die Gesundheit und Lebenskraft einer Bevölkerung etwas weit Wichtigeres als Fabriken, Bergwerke und Gebäude. Aber Simons nimmt niemals Bezug hierauf."

So glaube ich, die Behauptung erhärtet zu haben, die ich in meinem Artikel vom 11. Mai 1921 aufgestellt habe und die mir manche Kritik eingetragen hat: Deutschlands Sache ist bis zum heutigen Tage vor der Meinung der Welt so gut wie unverteidigt geblieben. Ich hatte dann hinzugefügt: jetzt endlich scheint sich ein Weg zu öffnen, um die moralische Offensive für Deutschland aufzunehmen und soweit vorzutragen, bis schließlich der allseitige Druck der öffentlichen Meinung die Revision des Friedensvertrages erzwingt.

III.

Wer aber soll hier die Führung übernehmen? Die Regierung kann es nicht. Ungeschwächt besteht das Mißtrauen in Feindesland fort gegen jede Äußerung jeder deutschen Regierung. Es ist in Deutschland während des Krieges viel gelogen und übertrieben worden, wenn auch meines Erachtens viel weniger als bei der Entente. Aber die feindlichen Hetzer haben es verstanden, das Mißtrauen noch über den Krieg hinaus lebendig zu erhalten.

Digitized by Google

Auch ist nicht zu leugnen, daß gewisse schlechte Propagandamethoden auch nach Abschluß der Feindseligkeiten noch in Deutschland angewandt wurden und uns schadeten.

Überdies müssen wir der Zwangslage unserer Regierung gerecht werden. Für sie kann es heute nur eine Losung geben, einen loyalen Versuch zur Erfüllung des Versailler Vertrages zu machen, einen Versuch, der nach unserer Überzeugung das Ergebnis haben muß, ihn ad absurdum zu führen. Jede andere Politik müßte uns ins Chaos stürzen und uns jene Atempause nehmen, die wir haben müssen, wollen wir uns nach Krieg und Revolution als Nation wiederfinden. Allerdings können Augenblicke kommen wie in London und wie heute durch die Briand-Anklage gegen unsere Rechtspflege, wo uns der moralische Fluch von feindlicher Seite so herausfordernd entgegengeschleudert wird, daß unsere Regierung antworten muß, antworten in Abwehr und Angriff, und wo gerade Herrenvölker wie das angelsächsische es nicht verstehen, wenn wir stillehalten.

Aber wir müssen der Regierung darin recht geben, daß sie die Atmosphäre des Unterhandelns nicht dauernd durch Deklamationen stören kann.

Um so größer wird die Verantwortung für die Führer der öffentlichen Meinung in Deutschland. Und eine kluge Regierung wird dankbar sein, wenn durch private Initiative das geschieht, was sie sich aus Gründen der Besonnenheit versagen muß. Es scheint, als ob man heute in Deutschland beginnt, dies zu begreifen. Unsere öffentliche Meinung ist aufgestanden und weiß, um was es geht.

Überall treten Organisationen hervor mit dem Anspruch, den Kampf in der Schuldfrage aufzunehmen; vielfach verliehen sie schon durch ihren Nameu dem erwachten Ehrgefühl des deutschen Volkes Ausdruck.

1. Allgemeiner deutscher Kriegerverband; 2. Deutscher Offiziersbund; 3. Deutsche Kolonialgesellschaft; 4. Hansabund; 5. Reichsbürgerrat; 6. Alldeutscher Verband; 7. Bund der Frontsoldaten; 8. Liga zum Schutz deutscher Kultur; 9. Verein für das Deutschtum im Auslande; 10. Bund der Auslanddeutschen; 11. Zentrale für Heimatdienst; 12. Kulturpolitische Gesellschaft; 13. Auslandinstitut; 14. Ostpreußischer Heimatdienst; 15. Schwäbische Liga zum Schutz deutscher Kultur; 16. Hilfsverein für Böhmen und Sudetenland; 17. Andreas-Hofer-Bund; 18. Deutsche Liga für Völkerbund; 19. Deutsche Arbeitsgemeinschaft für Wahrheit, Recht und Ehre; 20. Arbeitsgemeinschaft für vaterländische Aufklärung; 21. Volksbund „Rettet die Ehre"; 22. Ausschuß „Entlastung"; 23. Deutscher Charitas-Verband; 24. Deutscher Schutzbund; 25. Arbeitsstätte für sachliche Politik; 26. Weltbund für Freundschaftsarbeit der Kirchen; 27. Ausschuß für Minderheitenrecht; 28. Reichszentrale für Heimatdienst; 29. Deutscher Volksbund für Gerechtigkeit; 30. Deutscher Volksbund, Revision von Versailles; 31. Bund für Aufklärung über Friedensvertrag und Kriegsvergehen; 32. Arbeitsgemeinschaft für Politik des Rechts.

Digitized by Google

Man will nun heute den Versuch machen, all diese Organisationen zu einer Arbeitsgemeinschaft zusammenzufassen. Ich halte es für sehr nützlich, wenn manche Gruppen in dauernder Fühlung miteinander arbeiten und, wie dies bereits geschehen ist, ihre Vertreter sich in einem Ausschuß vereinigen. Auch die Gründung der Zentrale für Erforschung der Kriegsursachen begrüße ich, die diesen Organisationen „Archiv und Arsenal" sein kann. Aber damit ist noch nicht die Arbeitsgemeinschaft geschaffen, die wir brauchen, die mit der genügenden Autorität im Inlande und im Auslande, getragen von der gleichen ethischen Grundrichtung ihrer Mitglieder und geleitet nach einem einheitlichen strategischen Plan, den Kampf zur Wiederaufrichtung unseres guten Namens führt. Eine mechanische Zusammenfassung der verschiedenen Gruppen würde uns hier nicht helfen, sie wollen das gemeinsame Ziel auf zu verschiedenen Wegen erreichen und nicht alle bewerten Recht und Wahrheit im Verkehr der Völker gleich.

Da gibt es eine Richtung, die sagt: Wir müssen um keinen Preis von der Schuld der Feinde vorläufig etwas erwähnen. Gewiß, wir können in allgemeinen Wendungen von einer gemeinsamen Schuld reden, aber nur nicht die Feinde herausfordern. Dagegen müssen wir deutlich machen, wie tief wir unseren Anteil an der Schuld bereuen. — Ein Vertreter dieser Richtung hat dies seinerzeit sehr drastisch so ausgesprochen, als der Standpunkt vertreten wurde, man dürfe den Feinden bei der Gegenanklage nichts schenken: „Aber wenn ich auf dem Boden liege und es setzt mir einer den Fuß auf den Bauch, da werde ich doch nicht noch etwas sagen, was ihn ärgert."

Wir können diese Richtung die Schmeichler nennen und brauchen uns mit ihr nicht weiter abzugeben. Sie erwecken zu all dem Haß gegen Deutschland auch noch den Ekel, der selbst den Tyrannen anfällt, wenn seine Opfer vor ihm kriechen.

Dann gibt es Gruppen, die gerade auf dem entgegengesetzten Standpunkt stehen: Wir mögen innerlich von deutscher Mitschuld überzeugt sein, aber es dem Feinde zuzugeben, schwächt unsere Position. Es wird gegen uns ausgenützt und ist daher unpatriotisch.

Sodann begegnet man einer merkwürdig unlogischen Geistesrichtung: ihre Vertreter fühlen sich zwar auch berufen, mit moralischer Entrüstung gegen die Feinde Sturm zu laufen, fortwährend nach dem Anklagematerial der Regierung zu rufen, aber im Grunde sind sie davon überzeugt, daß es nur eine Schuld im Kriege geben kann, nämlich ihn zu verlieren. Und sie haben leider nicht Selbstbeherrschung genug, als daß sie nicht diese ihre Grundstimmung verrieten. Immer wieder bricht ihre Bewunderung für Lloyd George und Clémenceau durch, die sie für Mordskerle halten.

Ferner haben wir die Organisationen der gutgläubigen Patrioten, bei denen wir deutlich zwei Schattierungen unterscheiden können. Die eine glaubt, daß die Politik des Kaiserreichs nicht nur moralisch einwandfrei, sondern auch politisch weise war. Die andere gibt große Torheiten zu, aber ist davon

Digitized by Google

überzeugt, daß die deutsche Regierung und Heeresleitung sich sittlich auf keinem Punkt etwas vorzuwerfen haben.

Alle diese Richtungen mit ihren Organisationen und Gruppen kommen sehr wohl für die Aufrüttelung des Volkes im Innern in Betracht und bilden ein wertvolles Gegengewicht gegen die Unabhängigen. Aber für die auswärtige Politik sind sie völlig bedeutungslos, ja können nur schaden.

Man sollte diese ehrlichen Männer fragen: Was wollt ihr eigentlich? Wollt ihr deklamieren und eurem beleidigten nationalen Selbstgefühl Genugtuung verschaffen und die anderen ärgern, oder wollt ihr praktische Politik machen, d. h. der Wahrheit in Feindesland zum Siege verhelfen?

Ich melde den Anspruch auf die Führung der moralischen Offensive für diejenige Richtung an, wie sie unter anderem die Heidelberger Vereinigung (Arbeitsgemeinschaft für Politik des Rechts) vertritt, die von Professor Max Weber und mir im Februar 1919 gegründet wurde, um unsere moralische Position für die Friedensverhandlungen zu stärken.

Wir glaubten, daß eine gemeinsame Schuld der Großmächte vorliegt daran, daß der Krieg kam und daran, daß er so rechtlos und mit einer so namenlosen Verrohung der europäischen Gesittung geführt wurde. Wir glauben, daß die Feinde kein Recht haben, unsere Richter zu sein, denn ihre Schuld ist größer als unsere. Wir aber dürfen und müssen von einer deutschen Schuld nicht schweigen, gerade, weil sie so schwer auf das deutsche Volk zurückgefallen ist. Hätten wir während des Krieges unseren guten Namen aufgerichtet, wäre unser Schwert so rein geblieben, wie die Besten der Nation es immer gewollt haben, gerade auch unter den Militärs, hätten wir bei unseren Kriegszielen das Glück und das Recht anderer Völker in unseren nationalen Willen aufgenommen, dann wären die feindlichen Knockout-Regierungen niemals imstande gewesen, über den Opfersinn ihrer Völker zu verfügen und alle die Hilfsquellen an Menschen und Material gegen uns mobil zu machen, dann wären entweder unter dem Druck der Volksstimmung Regierungen in Feindesland ans Ruder gekommen, mit denen wir Frieden hätten schließen können, oder wir hätten dem feindlichen Krieg das moralische Rückgrat gebrochen. So hätte die Politik des Rechts im Kriege Deutschland entweder zum Siege oder zu einem Frieden der Vereinbarung geführt.

Es entspricht nicht nur der Wahrheit, die deutsche Mitschuld anzuerkennen, sondern es ist auch notwendig, wollen wir eine Diskussion mit den Feinden herbeiführen, die Früchte trägt. Sonst verhallen unsere Anklagen, nur die schon Überzeugten hören hin; alles aber kommt heute darauf an, die große Masse der Zweifler zu gewinnen; ihr Schwergewicht muß in die Wagschale geworfen werden, soll eine öffentliche Meinung sich für die Revision des Friedensvertrages bilden.

Ich will hier die Worte anführen, die in dem Programmentwurf der Heidelberger Vereinigung standen:

Digitized by Google

„Die Männer und Frauen haben die Pflicht, sich zusammenzufinden, denen man im Auslande glaubt, soweit man glauben will, und deren Aussagen selbst böser Wille nicht entwerten kann. Wer sich heute ehrlich zum Rechtsgedanken im internationalen Leben bekennt, gehört zu uns, unabhängig von seiner früheren Stellungnahme. Aber das Gepräge muß die deutsche Kampfesorganisation gegen den Versailler Vertrag von Männern erhalten, deren Menschheitsgesinnung der Kriegsverrohung notorisch standgehalten hat, und die auf dem Höhepunkt unserer militärischen Erfolge neben dem deutschen Recht auch das Recht anderer Nationen öffentlich geltend gemacht haben. Wir können weder Unabhängige noch Chauvinisten brauchen; die nationale Zuverlässigkeit ist ebenso unentbehrlich wie die internationale. Die Kräfte, die in Feindesland mit Aussicht auf Erfolg im Kampf gegen den Versailler Vertrag stehen, sind nicht im extremen unpatriotischen Lager zu finden. Und mit Patrioten können sich nur Patrioten verständigen."

Wir werden uns streng an die Forderung halten müssen, die Graf Montgelas schon bei der Gründung der Heidelberger Vereinigung aufgestellt hat: Räumung unhaltbarer Positionen, aber in Punkten, wo das Recht auf unserer Seite ist, auch nicht das geringste liebedienerische Zugeständnis an Ententelegenden, um sich vorübergehend guten Wind zu machen. Nur schonungslose Wahrheit kann uns helfen. Wahrheit gegen uns und die anderen.

Die Heidelberger Vereinigung hat sich in ihren Erwartungen nicht getäuscht über die Resonanz, die sie im Auslande finden würde. Immer wieder haben sich Gruppen und einzelne Persönlichkeiten, die in Feindesland gegen den Versailler Friedensvertrag kämpfen, an Mitglieder der Heidelberger Vereinigung oder an diese selbst gewandt. Es kamen Fragen nach den Zuständen in deutschen Abstimmungsgebieten, nach dem Benehmen der schwarzen Truppen, nach den wirklichen Steuerverhältnissen, nach der Tuberkulosesterblichkeit infolge der Unterernährung, nach dem weißen Schrecken im Ruhrgebiet, den die Franzosen als Vorwand zum Aufmarsch benutzen wollten, und vielem anderen mehr. In jedem dieser Fälle waren Lügen und Falschmeldungen am Werke, um die öffentliche Meinung in den angelsächsischen Ländern irre zu führen, und es lagen deutsche offizielle Äußerungen vor über den wahren Tatbestand, die aber von den Kämpfern gegen den Versailler Friedensvertrag als nicht überzeugend genug empfunden wurden.

Die Heidelberger Vereinigung hat bei allen diesen Anfragen immer hören müssen: Wir wollen nicht nur gedrucktes und offizielles Material, wir wollen Nachrichten, für deren Wahrheit ihr mit eurem Namen eintreten könnt.

Wir haben manches beantworten und einigen Nutzen stiften können. Aber die Heidelberger Vereinigung hat auch viele Fragen nicht beantworten und dadurch das ihr entgegengebrachte Vertrauen nicht voll ausnutzen können.

Digitized by Google

Ihr fehlten die Mittel, um einen eigenen Informationsdienst zu organisieren und um ein eigenes Organ zur Verfügung zu haben, darin die Resultate ihrer Nachforschungen periodisch hätten veröffentlicht werden können. Die eigene Zeitschrift hätte auch den Vorteil gehabt, die Mitglieder der Heidelberger Vereinigung dazu zu zwingen, in gewissen Zeitabschnitten als Gruppe Gleichgesinnter aufzutreten. Die angelsächsischen Völker haben eine so starke bundesgenössische Tradition, daß sie die Eigenbrötelei unserer Individualisten nicht recht würdigen können. Sie wollen nicht nur hören „Ich", sondern „Wir", mag die redende Persönlichkeit noch so bedeutend sein.

Bei der Begründung der Arbeitsgemeinschaft für Politik des Rechts war es natürlich, daß man die Zentrale in Süddeutschland haben wollte, da dort allein die Gewähr für die Entwicklung einer geordneten Demokratie gegeben schien. Heidelberg wurde gewählt in Anerkennung der überragenden Persönlichkeit Max Webers.

Heute ist es mir klar, daß die Zentrale der Kampforganisation gegen den Versailler Frieden nach Berlin gehört und daß in ihr die Heidelberger Vereinigung und verwandte Gruppen sich zusammenfassen sollten.

Wir brauchen ein aus privaten Mitteln gegründetes Institut für auswärtige Angelegenheiten, das einen eigenen Informationsdienst zur Verfügung hat, der den anspruchsvollen Namen rechtfertigt. Seine Leitung muß in den Händen von Männern ruhen, deren internationales Ansehen unbestritten ist. Das Institut muß natürlich in Fühlung mit der Regierung arbeiten, aber muß aufs strengste darauf bedacht sein, sich seine Unabhängigkeit von der Regierung zu wahren.

Es heißt heut in unserer furchtbaren Not: Alle Mann an Bord, denen man im Ausland glaubt. Wir brauchen Männer aus allen Parteien, mit Ausnahme der äußersten Linken, nur muß ihre Grundrichtung in internationalen Fragen die gleiche sein.

Ich denke, für die Leitung des Instituts kommen in erster Linie Männer wie Dr. Simons, Graf Montgelas und Oberst Schwertfeger in Betracht.

Dr. Simons schuldet es dem deutschen Volk, daß er sich heut in die vorderste Linie des öffentlichen Kampfes gegen den Versailler Frieden stellt. Er kennt den Vertrag wie wenig andere Deutsche und hat, nachdem er seinerzeit mit Graf Rantzau den Abschied nahm, öffentlich ausgesprochen, daß er es als seine Hauptaufgabe betrachten werde, gegen diesen Vertrag zu kämpfen. Er schuldet es dem deutschen Volk um so mehr, ihm jetzt beizustehen, als er während seines Amtes in seiner Kampfkraft gelähmt war, teils durch die bedrängte Lage der Regierung, teils durch seine furchtbare Überarbeitung.

Graf Montgelas ist in Deutschland heute die erste Autorität auf dem Gebiet der Schuldfrage. Er hat in der Polemik bereits mehrere Treffer erzielt, z. B. ist ihm die Aufklärung der Reihenfolge der Mobilmachungen

Digitized by Google

restlos gelungen. Vor allem aber gebührt ihm das Verdienst, bestimmte klare Fragestellungen präzisiert zu haben, die die Auseinandersetzung außerordentlich erleichtern.

Weniger bekannt ist seine Tätigkeit während des Krieges. Er nahm seinen Abschied, weil er gewisse Maßnahmen gegen die belgische Zivilbevölkerung mit seinem Rechtsgefühl nicht vereinbaren konnte.

Oberst Schwertfegers Herausgabe der „Belgischen Dokumente zur europäischen Politik" ist ein typisches Beispiel für die moralische Offensive, wie wir sie im Auge haben.

Er sagt über die Grundsätze, die ihn bei seiner Arbeit leiteten:

> „Einige persönliche Erklärungen sind unerläßlich. Ich bin an den deutschen amtlichen Veröffentlichungen von 1914 und 1915 nicht beteiligt gewesen. Von Februar 1916 ab bot sich mir die Gelegenheit, die belgischen Archive persönlich durchzusehen, und ich habe von vornherein den durch keine Rücksicht irgendwelcher Art zu erschütternden Standpunkt eingenommen und allen Anfechtungen zum Trotz festgehalten, daß, wie bei allen Arbeiten aus Dokumenten, so ganz besonders in der belgischen Frage, dieser Schicksalsfrage des deutschen Volkes, nur die rücksichtsloseste Objektivität und peinlichste Gewissenhaftigkeit der Sache des Vaterlandes zu dienen vermag. Diese Grundsätze vermochte ich bereits in der mir bei meiner Abberufung aus Brüssel im Sommer 1918 übertragenen fünfbändigen Veröffentlichung „Zur europäischen Politik" zu verwirklichen."

Oberst Schwertfeger betrachtet es heute als seine Lebensaufgabe, den Kampf für die Wahrheit weiterzuführen.

Die Männer, die an der Spitze stehen, müßten sich von allen anderen Aufgaben freimachen und ihre ganze Zeit und Kraft dem Institut widmen, aber sie sind natürlich auf eine große Anzahl von Hilfskräften angewiesen und außerdem auf die Mitarbeit von solchen, die nur ihre freie Zeit und ihre freie Kraft dem Unternehmen zur Verfügung stellen können. Das Institut braucht die dauernde Fühlung mit denjenigen unserer großen historischen Gelehrten, die ihre wissenschaftliche und nationale Ehre während des Krieges daransetzten, daß ihr Wahrheitssinn sich *nicht* unter die Kriegsleidenschaften beugte, und die, wie Professor Hans Delbrück, aus diesem Grunde schon während des Krieges sich in Feindesland Gehör erzwungen hat.

Wir haben unter unseren Gelehrten noch eine ganze Anzahl moralischer Persönlichkeiten, die, wie Professor Lujo Brentano, in den angelsächsischen Ländern einfach nicht verleumdet werden können, weil ihre Freunde und Schüler wie ein Mann für sie eintreten würden. Dem Institut dürfte ihr Rat und ihr öffentliches Gewicht nicht fehlen.

Ich denke ferner an die Mitarbeit von Männern wie Siegmund-Schultze, der niemals das Vertrauen der sozialethischen Kreise in den feindlichen Ländern

Digitized by Google

verloren hat. Siegmund-Schultze stand an der Spitze der „Auskunfts- und Hilfsstelle für Deutsche im Ausland und Ausländer in Deutschland" und hat auf dem Höhepunkt unserer nationalen Verblendung den Aufruf verfaßt, in dem die schönen Worte standen: „Feindesliebe ist auch im Kriege das Zeichen derer, die dem Herrn die Treue halten." Und was mehr ist, er hat auch danach gehandelt, allen Anfeindungen zum Trotz. Er hat in der „Eiche" sein eigenes Organ, darin er unermüdlich die Versailler Lüge mit den Waffen der Wahrheit bekämpft.

Ich denke ferner an einen Mann wie Dr. Johannes Lepsius, dessen Name in der ganzen Welt mit dem Hilfswerk für Armenien verknüpft ist, und der im Kriege seine Existenz aufs Spiel setzte, um öffentlich Zeugnis gegen die türkischen Greuel in Armenien abzulegen. So konnte er dank seines internationalen Ansehens die — auch von Lord Bryce leichtfertig verbreitete — Verleumdung, Deutschland sei mitschuldig an den armenischen Metzeleien durch Herausgabe der offiziellen Dokumente so gründlich entkräften, daß sie heute nirgends mehr auftaucht.

Die Arbeitsgemeinschaft braucht ferner eine Reihe von militärischen und diplomatischen Beratern.

Die dauernde Fühlung mit unseren führenden wirtschaftlichen Sachverständigen wäre eine Hauptaufgabe des Instituts. Es gibt eine beträchtliche Anzahl solcher Männer, bei denen der Verdacht, daß sie Interessentengruppen dienstbar sein könnten, niemals auftauchen wird. Ich denke an den Hamburger Kreis, dessen Mitglieder eine große Überzeugungskraft bei den internationalen Verhandlungen bewährt haben. Mehrfach haben es die feindlichen Regierungen für angezeigt gehalten, ihre Unterhändler zu wechseln. Von bestimmten Männern der deutschen Finanz wissen es die Fachgenossen in allen Ländern, daß sie es für sittlich und nützlich zugleich halten, ihre strenge Auffassung von Vertragstreue und Geschäftsehre auch auf die Geschäfte der Völker zu übertragen.

Ferner müssen wir das große Vertrauen, welches die deutschen Ärzte nach wie vor im Auslande genießen, für die Aufgabe des Instituts nutzbar machen. Sie sind am besten in der Lage, die Wirkungen der Blockade und des Friedensvertrages in Tod und Krankheit umzurechnen. Wie wir ihr Ansehen fruchtbar verwenden können, zeigt ein Beispiel aus den Erfahrungen der Heidelberger Vereinigung: Ein Mitglied der Arbeitsgemeinschaft hatte im Dezember 1918 eine Besprechung mit ausschlaggebenden amerikanischen Nahrungsmittelsachverständigen in Bern. Sie erklärten, den deutschen Regierungsäußerungen das größte Mißtrauen entgegenzubringen, aber sie machten eine Anzahl Mediziner und Statistiker namhaft, deren Zeugnis von keiner Ententeregierung entwertet werden könnte. So entstand die Kommission: Rubner, Zuntz, Thomas, Pflügge, Ballod, Moritz, Hahn, und ihr Gutachten über den derzeitigen Zustand der deutschen Volksgesundheit als Folge der Blockade und den Bedarf an Lebensmitteln, der zur Linderung der ersten Not und der zur Heilung nötig wäre. Das Gutachten wurde in keiner Weise von den

Digitized by Google

fremden Sachverständigen angezweifelt. Aber auch der weitere Verlauf der Angelegenheit ist lehrreich. Leider wurde damals aus Rücksicht auf die feindlichen Unterhändler und unter Überschätzung ihrer Zivilcourage die gleichzeitige Veröffentlichung versäumt. Jene feindlichen Sachverständigen schwiegen, als ihre Regierungen die Blockade dennoch aufrecht zu erhalten beschlossen. Und es vergingen Monate, bis dann endlich auf das Eingreifen englischer Offiziere hin die Blockade aufgehoben wurde. Wir müssen aus dem ganzen Vorgang schließen: auf welchem Gebiete heute immer die bona fides deutscher Sachverständigen anerkannt ist, da muß sie im allgemeinen Interesse fruchtbar gemacht werden, und zwar nicht nur zur Überzeugung der gegnerischen Sachverständigen, sondern zur Erzeugung eines öffentlichen Druckes.

Die Organisierung derartiger Kommissionen müßte eine wichtige Aufgabe des neu zu gründenden Instituts sein.

Nun zu dem strategischen Plan, der hinter der moralischen Offensive stehen muß.

Mit dem ersten großen Stoß ist es nicht getan, wir müssen die Operationen im einzelnen durchdenken und uns auf wirksame Gegenmaßnahmen des Feindes vorbereiten. So erfreulich es ist, wenn nach jahrelanger unverantwortlicher Gleichgültigkeit das deutsche Volk endlich die Bedeutung der Schuldfrage erkannt hat, so liegt heute die Gefahr vor, daß wir sie überschätzen und uns einbilden, es wäre mit einem Siege auf diesem Gebiet alles gewonnen.

Es wäre freilich eine logische Folge, sollte die Wahrheit von der gemeinsamen Schuld am Kriege den Feinden mit einer sieghaften Eindringlichkeit entgegenspringen, daß sie dann beschämt den Vertrag revidieren würden, der sich eingestandenermaßen auf der Alleinschuld Deutschlands aufbaut. Es handelt sich aber leider nicht nur darum, den Friedensvertrag juristisch und logisch, sondern vor allen Dingen ihn psychologisch zu entwurzeln, d. h. die allgemeine Billigung, die heute noch die Versklavung und Ausbeutung der deutschen Nation bei den alliierten Völkern findet, zu zerstören. Der Generalstab des moralischen Feldzuges gegen Deutschland ist nicht leichtsinnig genug, um nur daran zu denken, die eine Stellung zu befestigen. Kann er diese eines Tages nicht mehr halten, so findet er im Rücken sorgfältig vorbereitete neue Stellungen, die unserem siegreichen Vordringen ebenso ernste Schwierigkeiten machen werden wie die ersten.

Nehmen wir einmal an, die neutrale Kommission, die wir verlangen, hätte gesprochen, und so überzeugend, daß von dem planmäßig vorbereiteten Angriff zur Errichtung der Oberherrschaft in Europa auch gar nichts mehr übrig bliebe, so würden die Machthaber von Versailles sagen: ja, wenn wir Deutschland des größten Menschheitsverbrechens der Weltgeschichte schuldig sprechen, so denken wir dabei weit weniger an den Ausbruch des Krieges als an die Art seiner Führung: Völkerrechtsbrüche ohne Ende, grausame

Digitized by Google

Mißhandlung von Gefangenen, Einführung barbarischer Kriegsmittel gegen Kämpfer und Nichtkämpfer, z. B. giftige Gase, Deportationen, Beschießung von Hospitalschiffen, Rettungsbooten, Lazaretten haben dem Krieg seinen furchtbaren Charakter gegeben, und die Deutschen hätten um ein Haar die europäische Zivilisation zerstört, wenn unser Sieg sie nicht gerettet hätte. Das ist die moralische Grundlage des Straffriedens von Versailles mit seinen Sühneforderungen.

Nehmen wir weiter an, auch diese zweite Stellung wäre überrannt, d. h. wir hätten den Wettkampf der Greuelbeschuldigung gewonnen, wie wir ihn gewinnen können, dann würde die dritte, vielleicht festeste Stellung der Feinde noch zu überwinden sein: das ist die Anklage gegen die deutsche Unzuverlässigkeit, gegen die Heimtücke der deutschen Diplomaten, gegen die Verlogenheit aller deutschen Regierungen vor dem Kriege, während des Krieges und nach dem Kriege. Die Deutschen halten weder Wort, noch halten sie Verträge, noch kann man ihren Tatsachenangaben glauben. Der Friedensvertrag von Versailles ist gar keine Strafe, er ist gar nicht so hart, wie die Deutschen es darstellen. Deutschland leidet weniger als die Siegervölker. Auch alle seine Angaben über die Vergewaltigung des Selbstbestimmungsrechts in den Abstimmungsgebieten sind nur wieder die alten Propagandalügen, die wir so gut aus dem Kriege kennen. Seine Klagen gegen die Besatzung sind Verleumdungen; bei einem so vertragsbrüchigen Volk können wir auf Garantien nicht verzichten. Sanktionen sind Garantien, nicht Strafen.

Damit ergeben sich die drei Angriffsziele für unsere moralische Offensive:

1. Die Mitschuld der Entente am Ausbruch des Krieges vor die öffentliche Meinung der Welt, insbesondere aber der feindlichen Völker überzeugend hinzustellen.

2. Die ungeheure Mitschuld der Entente an der Führung des Krieges, an seiner Gesetzlosigkeit und seiner unnötigen Grausamkeit, an der Zerstörung der europäischen Zivilisation, deutlich zu machen.

3. Das deutsche Wort wieder in der Welt zu Ehren zu bringen. Wir müssen dafür sorgen, daß die Wahrheit über die Wirkungen des Friedensvertrages so eindringlich vor die öffentliche Meinung des Auslandes gebracht wird, daß sie sich gegenüber den Falschmeldungen und Verleumdungen der Hetzpresse halten kann. Wir müssen dadurch verhindern, daß feierliche und aufrichtige Erklärungen der deutschen Regierung immer wieder als Lügen gestempelt und entwertet werden.

Das erste Ziel

Hier wird es sich vor allem darum handeln, möglichst rasch die unparteiische Untersuchung der Schuldfrage herbeizuführen, und zwar durch überwältigenden Druck der öffentlichen Meinung. Bei der Vorsicht der Neutralen wird es hierfür von großer Bedeutung sein, daß die Forderung nach einer

Digitized by Google

solchen Untersuchung auch von alliierter Seite kommt. Die Aussichten hierzu sind nicht schlecht. Der Kreis, der heute die Wiederaufnahme des Verfahrens in der Schuldfrage fordert, verbreitert sich in England. Morel ist natürlich nach wie vor der Vorkämpfer gegen „die zerstörende Legende", aber schon wird ein internationales Manifest in England veröffentlicht, das erneut die Untersuchung der Schuldfrage fordert und das u. a. die Unterschrift eines Gilbert Murray trägt, der als Freund Greys während des Krieges mit ganzer Seele an die Reinheit der englischen Sache geglaubt und seine sittliche Persönlichkeit im Inland und Ausland in den Dienst der englischen Propaganda gestellt hat. Er hat in Schweden wahre Triumphe für Englands Sache erzielt.

Ferner erwähne ich die folgende ermutigende Resonanz aus Amerika. Ich hatte in der „Foreign Affairs", der Zeitschrift Morels, am 1. März 1921 die folgenden Worte geschrieben:

> „Es ist nicht so sehr der Schuldigspruch gegen Deutschland, als der Freispruch für sich selbst, der immer wieder jede Regung von Menschlichkeit und Rechtsempfinden lähmt. Die alliierten Völker glauben wirklich noch heute, daß sie mit reinen Händen in den Krieg gegangen sind und ihn mit reinen Händen geführt haben. Solange diese große Täuschung herrscht, solange hat der Friedensvertrag von Versailles Bestand, und solange werden Beschlüsse gefaßt werden, die ihn sanktionieren ... Ich habe am 2. Februar 1919 bei der Gründung der Heidelberger Vereinigung gleichfalls als einen Hauptpunkt unseres Programms aufgestellt, die Schuld am Ausbruch des Krieges, die Schuld an der Verlängerung des Krieges, die Schuld an den Greueltaten, welche sich die Kriegführenden gegenseitig vorwerfen, einer unparteiischen Aufklärung zu unterwerfen.
>
> Aber Ihr (Morels) und mein Verlangen setzt eine Mitarbeit und ein Wahrheitsbedürfnis auf seiten der alliierten Regierungen voraus, die ja ihre Archive zu öffnen hätten. Und darauf ist nicht zu rechnen. Wir müssen uns heute nach einem Ersatz umsehen, um eine weithin vernehmbare öffentliche Diskussion der entscheidenden Tatbestände zu erzwingen. Professor Hans Delbrück hat bereits den amerikanischen Juristen Beck zu einem Disput herausgefordert — er erhielt eine Absage.
>
> Ich wiederhole heute auch im Namen der Heidelberger Vereinigung die Herausforderung: Vertreter von uns sind bereit, an irgendeinem neutralen Orte oder in Deutschland mit alliierten und neutralen Gelehrten und Politikern zusammenzutreffen und den Versuch zu machen, sich auf einen gemeinsamen Bericht über die Tatbestände der Schuldfrage zu einigen. Es wäre auch gerade erwünscht, daß von gegnerischer Seite Männer sich an der Untersuchung beteiligten, die bisher von der überragenden Schuld Deutschlands überzeugt sind.

Digitized by Google

Voraussetzung ist nur, daß es Männer sind, für die die Feststellung der Wahrheit nicht allein ein Gebot internationalen Anstandes, sondern nationaler Ehre ist.

Ich erwarte von einer solchen Untersuchung keineswegs eine Einigung über alle Fragen. Wohl aber das sichere Ergebnis, daß die Mitglieder dieser freien Untersuchungskommission am Schluß erschüttert das Bekenntnis ablegen:

Kein Volk hat das Recht, das andere zu richten, sondern die großen Völker Europas müssen einander gegenübertreten wie ein Bruder Sünder dem Bruder Sünder.

Ohne eine solche Einkehr bleibt der Vertrag von Versailles bestehen, bis Europa zugrunde geht und ihn unter seinen Trümmern begräbt."

Darauf gibt der „Freeman" vom 18. Mai 1921 die folgende Antwort:

„Der Versailler Vertrag ist durchweg auf der Theorie gebaut und von ihr eingegeben, daß Deutschland allein an der Herbeiführung des Krieges schuldig ist ... Nun ist jene Theorie im Hinblick auf das, was man im allgemeinen und besonderen in den Vereinigten Staaten seit dem Kriege erfahren hat, um das mindeste zu sagen, strittig. Die Vereinigten Staaten sind kraft ihrer geographischen Abgelegenheit und ihrer Freiheit von erblichen Verwicklungen in einer Lage, Vertreter zu liefern, welche eine unbefangene Prüfung jener Theorie, von der so viel abhängt, vornehmen können.

Die Heidelberger Vereinigung hat durch Prinz Maximilian von Baden angeboten, mit Vertretern zusammenzutreffen, seien es Politiker, Literaten oder Männer der Wissenschaft, um das Zeugenmaterial für Deutschlands alleinige Verantwortlichkeit zu besprechen und sich zu einem Bericht über den Gegenstand zu vereinigen ... Wir schlagen vor, daß ein Ausschuß verantwortungsvoller privater Bürger gebildet werde, um mit der Heidelberger Vereinigung und ähnlichen Ausschüssen in Europa zusammenzuarbeiten bei der Nachprüfung der Zeugnisse für die Theorie, auf welcher der Versailler Vertrag und die Politik der alliierten Mächte nach dem Waffenstillstand beruhen; die Theorie, daß Deutschland allein verantwortlich für den Krieg ist..."

Einer solchen Anregung muß nachgegangen werden. Das neugegründete Institut müßte in aller Form zu öffentlichen Disputationen auffordern, wie das in der Renaissance der Weg war, neuen Wahrheiten internationale Geltung zu verschaffen.

Daneben darf der Appell an die Neutralen nicht fehlen und das Institut darf sich durch keine taktische Rücksicht beeinflussen lassen, den Neutralen, wenn es sein muß, unangenehme Wahrheiten zu sagen. Die Neutralen müssen das Gefühl bekommen, daß sie etwas gutzumachen haben. Die Liebeswerke

Digitized by Google

der Neutralen werden immer ihr Ruhmestitel sein, auch konnte kein Mensch von ihnen während des Krieges verlangen, daß sie aktiven Widerstand dem Diktat der Entente entgegensetzten. Sie mußten schließlich zu Bundesgenossen der feindlichen Blockadepolitik gegen Deutschland werden. Aber sie brauchten nicht ihre Seele unter das Joch zu beugen, wie sie es vielfach getan haben. Zuweilen war es leichter, während des Krieges sich mit einem gemäßigten Feinde zu verständigen als mit einem ententefreundlichen Neutralen. Es hätte auf den Ausgang des Krieges einen wesentlichen Einfluß gewinnen können, hätten die Neutralen ihre Völker vor dem Eindringen der Kriegspsychose ebenso wirksam schützen wollen wie vor dem Einmarsch kämpfender Truppen. Dann wären sie Bollwerke des gesunden Menschenverstandes und der Gerechtigkeit geworden und hätten zur gegebenen Stunde den Kriegführenden helfen können, den Weg zur Vernunft zurückzufinden.

Neben diesem großen Ziel, die unparteiische Untersuchung der Schuldfrage zu erzwingen, darf das Institut die Kleinarbeit nicht vernachlässigen. Es wird seine Aufgabe sein, das Ansehen ihrer Mitglieder dafür einzusetzen, daß die Arbeitsergebnisse der „Zentrale zur Erforschung der Kriegsursachen" im Auslande zitiert und beachtet werden.

Das zweite Ziel: Der Kampf in der Greuelfrage

Auch hier wird es von großer Bedeutung sein, neutralen Beistand für die gerechte Beurteilung der Vergangenheit zu erlangen. Unser Ziel muß der unparteiische Gerichtshof sein, der die Anklagen der Kriegführenden, die sie während des Krieges gegeneinander erhoben haben, nachprüft, nicht um zu strafen, sondern um aufzuklären. Ich sehe einen wertvollen Anfang in dieser Richtung in einer Äußerung des Internationalen Roten Kreuzes in Genf. Die internationale Versammlung aller nationalen Roten Kreuze, bei der auch Deutschland vertreten war, tagte im April 1921. In dem Bericht der „Times" vom 15. April heißt es:

> „Auf Vorschlag der Delegierten der kanadischen und australischen Rote-Kreuz-Gesellschaften hat die Internationale Konferenz, die kürzlich in Genf war, beschlossen, die nationalen Rote-Kreuz-Gesellschaften einzuladen, alle Anklagen, welche sie gegen irgendein kriegführendes Land in bezug auf Verletzungen der Genfer Konvention zu Lande oder zur See während des letzten Krieges zu machen haben, aufzusetzen und dem Internationalen Komitee des Roten Kreuzes zu übersenden. — Es sollte dann vom Komitee eine besondere Kommission ernannt werden aus sieben Delegierten, und zwar sechs aus den Rote-Kreuz-Ausschüssen von Dänemark, Spanien, Norwegen, den Niederlanden, Schweden und der Schweiz, und das siebente Mitglied vom Internationalen Komitee selbst. Diese Kommission sollte die nötigen Untersuchungen anstellen und den nationalen Gesellschaften die Klagen mit-

Digitized by Google

teilen, die gegen ihr Land erhoben worden sind. Dann würde die Kommission Anklagen so gut wie Verteidigungen hören können. Die nationalen Gesellschaften, deren Länder angeklagt werden, könnten sich mit ihren Regierungen in Verbindung setzen. Das Internationale Komitee selbst aber wolle nur mit den nationalen Gesellschaften des Roten Kreuzes und in keinem Fall mit den Regierungen verhandeln. Diese Entscheidung sei angenommen worden, nicht um neue Bitterkeit zu schaffen, sondern im Gegenteil, um soviel wie möglich Licht in die Angelegenheit zu bringen, strenge Unparteilichkeit der Prüfung, und schließlich soweit wie möglich die Wahrheit zu erreichen, einige berechtigte Forderungen zu befriedigen und am Ende in gewissem Maße eine Beseitigung des Vergangenen und eine Beruhigung des Grolles zu erzielen. Innerhalb sechs Monaten werden die Anklagen eingefordert."

Dieser schöne Vorschlag hat bereits gleich zu Anfang den Zorn der „Times" auf sich gezogen, die das englische Rote Kreuz auffordert, den Vorschlag zu sabotieren. Man sieht also, der Plan ist noch nicht geborgen. Das Institut würde die Aufgabe haben, den gefunden Gedanken nicht mehr in der Öffentlichkeit einschlafen zu lassen.

Aber wir müssen uns davor hüten, alles auf die eine Karte zu setzen. Die neutrale Untersuchung kann zustande kommen, es können sich aber unter dem Druck der Entente unüberwindliche Hindernisse einstellen.

Wir müssen daher den Kampf in der Greuelfrage auch aus eigener Kraft führen. Unser Ziel muß sein, die feindlichen Völker zu einem Erwachen, zu einem Erschrecken über ihre Kriegs- und Waffenstillstandsverbrechen zu bringen. Es muß etwas über sie kommen wie eine Einkehr, eine große Scham, wie wir das an einzelnen gewissenhaften Mitgliedern der Ententestaaten schon wiederholt bemerken konnten. Aber gerade darum dürfen wir nichts beschönigen und leicht nehmen, was uns zur Last fällt. Wir wollen Klarheit auch über unsere Kriegsverbrechen. Wir sollen uns hierbei nicht fürchten vor dem Vorwurf, wir geben hiermit einer Ententeforderung nach. Es ist nicht entwürdigend, wenn wir unsere Kriegsverbrecher bestrafen, während die anderen sie laufen lassen und zu hohen Ehren bringen. Was uns zur Unehre erdacht war, wird uns zur Ehre ausschlagen.

Wir werden das einzige Volk sein, welches das Tischtuch zerschnitten hat zwischen sich und zwischen denen, die sein Schwert entehrt haben. So muß auch unsere öffentliche Meinung es auffassen. Wir müssen uns davor hüten, Kriegsverbrechen leichtfertig mit den Worten abzutun: „Ach, die anderen haben es ja auch so gemacht; das ist mal im Kriege nicht anders." Das dürfen wir als eine Nation mit einer großen militärischen Vergangenheit nicht sagen. Gerade unsere preußische Armee hatte einen eigenen Sittenkodex, und der verlangte Selbstbeherrschung inmitten der Leidenschaften des Kampfes.

Digitized by Google

Als ich im Kriege die Worte sprach:

„Für einen christlichen Soldaten gehört der Geist des Roten Kreuzes zum Heere gerade wie der Offensivgeist. Für ihn verletzt derjenige, der nicht alles zur Vernichtung des kämpfenden Feindes einsetzt, ebenso seine Pflicht, wie derjenige, der einen wehrlosen Feind nicht schont",

war besonders die Zustimmung wohltuend, die aus unsren militärischen Kreisen kam.

Bei einer entschlossenen moralischen Führung des Volkes wäre es ein leichtes gewesen, unser kämpfendes Heer so frei von Greueltaten zu halten, wie nur irgend jemals eine Armee. Diesen strengen Maßstab müssen wir an uns selbst legen, dann haben wir die feste Plattform, um zum Gegenangriff überzugehen. Wir haben Berge unbenutzten Materials. Es handelt sich nicht nur darum, es zu drucken, sondern es immer wieder in der Debatte zu verwenden, in Reden, in Interviews, immer dann, wenn wir Gelegenheit haben, zum feindlichen Ausland zu sprechen. Aber neben den einzelnen Missetaten müssen wir die Aufmerksamkeit der Welt auf das furchtbarste und unbestrittene Verbrechen der Feinde lenken: die Verlängerung der Blockade nach dem Waffenstillstand. Bei der Gründung der Heidelberger Vereinigung habe ich es folgendermaßen versucht:

„Zweitens möchte ich die grundlegende Unterscheidung herausstellen, die bei der moralischen Beurteilung von Kriegs- und Waffenstillstandsgreueln einzuhalten notwendig ist. Die vorhandene oder eingebildete Kriegsnotwendigkeit entschuldigt nicht, aber schafft mildernde Umstände: das Zusammenraffen aller nationalen Energien zu Kampf und Sieg drückt naturgemäß Menschlichkeit und internationale Billigkeit von dem ihnen gebührenden Platz in der Hierarchie der Motive herab, aber sie haben naturgemäß in ihre Rechte zurückzutreten, sobald die Waffen ruhen. Das Kriegsunrecht wiegt schwerer, wenn es bestehen bleibt, nachdem Krieg und Kriegsnotwendigkeit vorüber sind. Die Waffenstillstandsopfer erheben vor Gott und den Menschen eine noch furchtbarere Anklage, als die Opfer des Krieges."

Dann später in einer amerikanischen Zeitschrift:

„Ich bin immer für Bestrafung von Soldaten eingetreten, die in der Hitze der Schlacht dem entwaffneten Feinde den Pardon versagten. Aber der Soldat, den die Kampfeswut übermannt, steht himmelweit höher als der Arzt, der Heilmittel zur Verfügung hat und helfen kann und dem verwundeten Feind nach der Schlacht die Hilfe versagt. Das haben die alliierten und assoziierten Regierungen getan. Sie dürfen das Wort vom Roten Kreuz nie mehr im Munde führen."

Digitized by Google

Am schärfsten hat es Graf Rantzau in Versailles gesagt:

„Verbrechen im Krieg mögen nicht zu entschuldigen sein, aber sie geschehen im Ringen um den Sieg, in der Sorge um das nationale Dasein, in einer Leidenschaft, die das Gewissen der Völker stumpf macht. Die Hunderttausende von Nichtkämpfern, die seit dem 11. November an der Blockade zugrunde gingen, wurden mit kalter Überlegung getötet, nachdem für unsere Gegner der Sieg errungen und verbürgt war. Daran denken Sie, wenn Sie von Schuld und Sühne sprechen."

Diese Tapferkeit vor dem Feinde soll ihm das deutsche Volk nie vergessen.

Hier liegt der Einwand nah: Wenn dies alles schon so schön gesagt worden ist, wozu es dann immer wiederholen. Wiederholungen langweilen und ermüden. Darauf ist zu sagen: Der Erfolg der feindlichen Propaganda wurzelt darin, daß sie sich bei ihren zähen Wiederholungen nicht gefürchtet hat, vorübergehend zu langweilen. Deutsche Greuel sind unsterblich, Ententegreuel lebten bisher immer nur einen Tag. Das liegt zum Teil auch daran, daß unsere Tageszeitungen eine Art wissenschaftlicher und künstlerischer Scheu vor Wiederholungen haben.

Das Institut hat die Pflicht, hier Wandel zu schaffen. Die Sozialhygieniker und praktischen Ärzte müssen uns dabei helfen. Sie haben heute die große Aufgabe, fortlaufend über die Tragödie zu berichten, die sich getreu der Prophezeiung des englischen Arztes Saleeby erfüllt:

„Ich gehe weit im Vorausblick auf die Zukunft Deutschlands: ich spreche aus, daß nicht nur Zehntausenden von noch ungeborenen Deutschen ein Leben physischer Minderwertigkeit vorausbestimmt ist, so gewiß, als sei durch Rechtsverfahren ihnen ein solches Urteil gesprochen, sondern daß Tausende von noch nicht erzeugten Deutschen, wenn ihre Zeit gekommen sein wird, einem solchen Schicksal ins Angesicht schauen werden. Rachitis wird vielleicht die gewöhnlichste Form sein, in der der untaugliche Deutsche der Nachkriegsperiode angetroffen werden wird. Man nennt in Deutschland die Rachitis die ‚Englische Krankheit'.

Nun wohl, es kann dazu kommen, daß sie diese Bezeichnung in Zukunft noch besser als in der Vergangenheit verdient, denn die britische Blockade ist an erster Stelle verantwortlich für Deutschlands jetzige fürchterliche Ernährungsnotlage und infolgedessen für die Dauerwirkungen, die deren Folge sein werden."

Wir beabsichtigen nicht, Rachedurst bei unserem Volke zu wecken, aber es gibt eine Bitterkeit, die gewissermaßen nationale Ehrenpflicht ist, und die auch der Fremde als Untergrund spüren muß, wenn man ihm noch so höflich gegenübertritt.

Digitized by Google

Es ist dann weiter unsere Pflicht, die Kriegführung der Entente nach Friedensschluß der Weltaufmerksamkeit aufzudrängen. An erster Stelle steht die Zurückhaltung unserer Gefangenen nicht nur nach Waffenstillstand, sondern auch nach Friedensschluß. Noch heute sitzen deutsche Volksgenossen in Avignon. Auch dürfen wir nicht schweigen von den modernen Dragonaden durch die Besetzung des Rheinlandes, der mutwilligen Zerstörungswut der Ententekommissionen, die sich gerade jetzt wieder in unserem badischen Lande in Lörrach und Konstanz austobt. Ich erinnere auch an den Hammerschlag des französischen Offiziers, der in einem wissenschaftlichen Institut eigenhändig ein optisches Instrument zertrümmerte, weil eine Linse aus der Marinetechnik darin eingebaut war. Und dann gibt es noch ein Gebiet, darin wir getrost den Wettkampf der Anklagen aufnehmen können und das bis heute ganz vernachlässigt ist: das ist das Gebiet der Kriegsverrohung der Gesinnung. Gewiß, auch wir haben öffentliche Kundgebungen, die wir gern der Vergessenheit übergeben würden. Aber kein Deutscher von Ansehen hat je so gesprochen wie der Bischof von London, der den Kapitän von „King Stephen" beglückwünschte, weil er die hilflos im Wasser treibenden Zeppelinmannschaften ertrinken ließ.

Ich scheue mich auch nicht, aus meinem Briefwechsel mit dem Erzbischof von Canterbury die entscheidenden Stellen mitzuteilen. Ich schrieb an ihn folgendes:

Salem, den 1. Dezember 1919.

Sehr geehrter Herr Erzbischof!

„Ich schreibe an Sie, um Ihre Teilnahme und Ihren Beistand für die deutschen Gefangenen zu erbitten, die nach der jüngsten Mitteilung der französischen Regierung noch weiter als Geiseln in Frankreich zurückgehalten werden sollen. Die Situation dieser 400000 Menschen ist verzweifelt. Soll ihnen geholfen werden, so muß die Hilfe rasch kommen. Noch vor einigen Monaten hätten viele von ihnen gerettet werden können, die heute nicht mehr am Leben sind. Eine große Anzahl ist durch das, was sie körperlich durchgemacht haben, und ihre immer erneuten Enttäuschungen so gebrochen, daß es für sie keine Wiederaufrichtung mehr geben wird. Ich möchte Ihre Aufmerksamkeit auf den Seelenzustand der Angehörigen in der Heimat richten: Jeder Deutsche kennt in seinem nächsten Kreis Beispiele von Vätern und Müttern, die nichts mehr im Leben hatten als die Hoffnung auf ein Wiedersehen mit ihren Kindern, und die nun nicht mehr da sein werden, wenn die Söhne wiederkommen. Ich bin mir bewußt, daß diese Leiden keinem kriegführenden Volke erspart geblieben sind, aber für die siegreichen Völker endeten sie mit dem Kriege, während sie für Deutschland willkürlich verlängert werden. Ein Jahr nach dem Waffenstillstand und sechs Monate nach der Friedensunterzeichnung.

Ich weiß mir keinen anderen Rat, als mich an einen Führer der Christenheit in Feindesland zu wenden. Alle anderen Mittel haben versagt. Es

Digitized by Google

gibt keine Macht auf Erden, die Recht und Billigkeit im internationalen Leben erzwingen könnte, seit durch den Ausgang des Krieges das europäische Gleichgewicht zerstört ist und der versprochene Völkerbund nicht an seine Stelle gesetzt wurde. Es ist der furchtbare Zustand eingetreten, daß es nur eine Mächtegruppe gibt und sie glaubt, nichts fürchten und nichts achten zu brauchen. Was die Neutralen im Herzen denken, kann die Situation nicht ändern. Nur die öffentliche Meinung in den Ententeländern kann helfen...

Man sagt mir, daß das Gewissen des englischen Volkes heute die Blockade verurteilt, die nach Abschluß der Feindseligkeiten gegen das deutsche Volk aufrecht erhalten wurde. Die Gefangenen, die heute in Frankreich leiden, sind ebenso wehrlos wie die deutschen Frauen und Kinder, die während der Waffenstillstandsperiode getötet wurden.

Indem ich mich an Sie, Herr Erzbischof, wende, möchte ich gleichzeitig an die englischen Soldaten appellieren, die aus deutscher Gefangenschaft zurückgekehrt sind. Ich denke besonders an diejenigen, die während des Krieges ausgetauscht worden sind und deren Glück ich mit ansehen durfte."

Worauf ich die Antwort erhielt:

Old Palace, Canterbury, 23. Dezember 1919.

„Eurer Großherzoglichen Hoheit bestätige ich den Empfang des wichtigen Schreibens in der sorgenvollen, wichtigen Angelegenheit der Lage der deutschen Gefangenen, die sich noch in Frankreich befinden. Ich habe eine Abschrift von Ihnen selbst und eine zweite durch Ihre Königliche Hoheit die Kronprinzessin von Schweden erhalten. Ich habe mich nach Empfang Ihres Schreibens mit Lord Curzon, dem Staatssekretär des Auswärtigen, in Verbindung gesetzt und mit ihm die Sache besprochen. Lord Curzon wies auf das hin, was ja in der Tat ganz klar ist, daß nämlich diese Angelegenheit unter die Verantwortlichkeit der französischen Regierung fällt. Er hält es offenbar für durchaus falsch, daß die englische Regierung sich in eine Angelegenheit mischt, die außerhalb ihrer Zuständigkeit liegt. Wenn das für die Regierung Seiner Majestät gilt, so gilt es nicht weniger ausdrücklich für die kirchlichen Autoritäten unseres Landes. Vorschläge, die wir von kirchlicher Seite der französischen Regierung machten, würden, wie ich fürchte, als ziemlich unverantwortlich angesehen werden..."

Diese restlose Kapitulation des Christentums vor der Staatsräson ist um so furchtbarer, weil sie durch den Mund eines Mannes verkündet wird, der persönlich ein wahrhaft edler Christ ist und die größte Macht in der anglikanischen Kirche hat.

Das dritte Ziel: Wie bringen wir das deutsche Wort zu Ehren?

Auch hier müssen wir in der Vergangenheit aufräumen und unsere Losung hat wieder zu sein: Unhaltbare Positionen zu räumen, um die Plattform zum Angriff zu gewinnen. Da steht an erster Stelle die belgische Frage,

Digitized by Google

die „Schicksalsfrage" für Deutschland, wie sie Schwertfeger mit Recht nennt. Wir müssen uns hier vor allem davor hüten, daß wir nicht wieder in die Beschönigungspropaganda der ersten Kriegsjahre fallen und von dem Vertragsbruch an Belgien so sprechen, als sei es gewissermaßen eine Impertinenz eines kleinen Volkes, sich den Lebensnotwendigkeiten des großen Nachbarn zu widersetzen, um sein bißchen Recht zu schützen. Wenn wir die belgische Frage behandeln, müssen wir den Ton des staatsmännischen Ernstes finden, den Bismarck anschlug, als er erklärte, Deutschland werde niemals einen großen europäischen Krieg mit einem Vertragsbruch anfangen. Trotz manchen Konzessionen an die sogenannte „Realpolitik" lag Bismarck das Worthalten, einmal persönlich als preußischem Edelmann, sodann als Staatsmann, der die moralischen Imponderabilien richtig einschätzte, die so oft in einem Kriege über Sieg und Niederlage entscheiden.

Die Anklage des Vertragsbruchs trifft uns schwer, aber wir müssen sie von dem Propagandanebel der Entente befreien und auf ihr normales Maß zurückführen. Dazu ist das beste Mittel, den Bruch des Vertrages der 14 Punkte immer wieder an den Pranger zu stellen und mit dem Bruch der belgischen Neutralität zu vergleichen. Wir brachen den Vertrag in höchster Not, einen Vertrag, der uns zwar band, den aber eine andere Generation geschlossen hatte. Wilson brach einen Vertrag, für den er sich mit dem Pathos eines Propheten selbst eingesetzt hatte und dessen bedingungslose Annahme er von uns verlangt hatte. Engländer und Amerikaner werden heute von Gedächtnisschwäche befallen, wenn man ihnen von den 14 Punkten spricht. Darum darf kein Tag vergehen, wo sie nicht daran gemahnt werden. Die deutsche Delegation in Versailles hat hier wiederum einen guten Anfang gemacht. In der Note vom 24. Mai 1919 an Clémenceau heißt es:

> „Die deutsche Delegation möchte die Worte Eurer Exzellenz nicht dahin verstehen, daß die Zusage der alliierten und assoziierten Regierungen damals nur eine Kriegslist war, um den Widerstand des deutschen Volkes zu lähmen."

Das Verlangen nach Wiedergutmachung wird am ehesten die Resonanz in Amerika finden, denn das amerikanische Volk ist fast ebenso betrogen worden wie das deutsche. Es ist kein Zweifel, daß die amerikanische Nation in der festen Überzeugung Krieg geführt hat, es handle sich um die Durchsetzung der von ihrem Präsidenten verkündeten Ideale. Meine Gesinnungsgenossen und ich haben deshalb jede Gelegenheit benutzt, die sich bot, um das amerikanische Volk an das große Unrecht zu mahnen. Als Beispiel setze ich her, was ich einem amerikanischen Korrespondenten sagte, der mich um eine Äußerung zum Präsidentenwechsel bat:

> „Der Präsident der Vereinigten Staaten hatte im Jahre 1916 als Vorbedingung für einen Rechtsfrieden genannt: Keinen Sieg (No victory). Nur wenn die Staatsmänner an den Verhandlungstisch traten, beide Armeen unbesiegt, mit Generalen, die nur wider-

Digitized by Google

strebend den Kampf abbrachen, nur dann konnte auf nationale Selbstbeherrschung gerechnet werden.

Amerika hat diesen Frieden ohne Sieg vereitelt und der einen Seite den Sieg gebracht. Das durfte es nur, wenn es sich die Kraft zutraute, den Mißbrauch des Sieges zu verhindern. Der Präsident verpfändete sein feierliches Wort, daß sein Volk sich nicht vom Siegesfieber vom Weg des Rechts abdrängen lassen würde.

In Versailles war der Moment, dieses Wort einzulösen. Amerika aber hat den Kampf gegen die Knock-out-Politiker verloren. But she did not go down with her flags flying. Der Präsident desertierte zu seinen Gegnern und nannte die größte Verhöhnung seiner Grundsätze einen Frieden des Rechts.

Die Namen englischer und amerikanischer Philanthropen werden von Hunderttausenden von Blockadeopfern gesegnet, die ohne sie verkommen wären, aber es ist Gefahr, daß diese Werke der Menschenliebe das Gewissen des amerikanischen Volkes einschläfern, und dieses Gewissen muß aufstehen, soll Europa vor dem Zusammenbruch gerettet werden. Eine Analogie sei mir erlaubt: Ein Tyrann hat für seine Gegner ein grausames Gefängnis errichtet, worin sie zugrunde gehen müssen. Einige seiner Kinder kommen als tapfere Samariter und lindern und helfen, wie sie können. Rettung für die Opfer des Tyrannen und Rettung für seine eigene Seele aber kann nur werden, wenn das Verließ zertrümmert wird, in dem Menschen nicht leben können.

Amerika hat an dem furchtbaren Gefängnis, das das heutige Mitteleuropa geworden ist, mitgebaut, in dem ganze Völker in Ketten und Elend schmachten, ganze Völker, die ebenso wie das amerikanische mit dem Recht geboren sind auf Leben, Freiheit und Streben nach Glück.

Ich habe das Recht, das amerikanische Volk an den Vertrag der 14 Punkte zu mahnen; denn mit mir ist er geschlossen und dem deutschen Volk ist er gebrochen worden."

Wichtiger aber als der Kampf um Recht und Unrecht der Vergangenheit ist heute die Aufklärung über die Tatbestände der Gegenwart. Es handelt sich hier um die drängende Aufgabe, die wahren Angaben, welche die deutsche Regierung bei ihren kritischen Verhandlungen mit der Entente macht, in der Öffentlichkeit so zu stützen, daß sie Glauben finden. Immer wieder gelang es den Feinden, im gegebenen Augenblick eine Lüge zu lancieren, sei es im Moment der Krisis, sei es vorbereitend schon Wochen vorher, kraft deren die Deutschen ins Unrecht gesetzt wurden. Ich greife einen typischen Fall heraus.

Ohne Zweifel wäre der Abbruch der Londoner Konferenz nicht so widerspruchslos hingenommen worden, wenn nicht Lloyd George bereits wochen-

Digitized by Google

lang vorher in seiner Birminghamer Rede erklärt hätte, daß Deutschland sich weniger besteuere als England und Frankreich, und daß es nicht anginge, wenn der schuldige Besiegte weniger litte als der unschuldige Sieger. Diese Unwahrheit wurde zum Stichwort für die gesamte chauvinistische Presse. Ich sprach einem einsichtigen Engländer gegenüber meine Entrüstung über diese unerhörte Irreführung aus, worauf ich die Antwort erhielt:

„Sie ahnen nicht, wie restlos sie gelungen ist. Ihre Regierung ist aber schuld, sie hat nicht vor den Verhandlungen für die rechtzeitige Aufklärung unserer öffentlichen Meinung gesorgt." Sodann zitiert er mir aus dem Brief eines der berühmten früheren englischen Staatsmänner eine Äußerung, aus der hervorging, wie gründlich auch dieser liberale Mann auf Lloyd Georges Trugschlüsse hineingefallen war. Ich erwiderte: „Unsere Regierung legt eben weniger Gewicht auf die öffentliche Meinung, als auf die Überzeugung der sachverständigen Unterhändler, denen sie ja reichliches Material gegeben hatte. Sie mußten Bescheid wissen," worauf der Engländer mir entgegnete: „Deutschland kann es sich nicht leisten, noch länger die öffentliche Meinung in England zu ignorieren."

So wird über jedes Gebiet des Versailler Friedens, auf dem es der englischen Regierung bequem ist, die öffentliche Kritik zu vermeiden, für den wahren Tatbestand ein gefälschter präsentiert, der sich dann bei der Schwächlichkeit der deutschen Gegenmaßnahmen fast immer behauptet. Es ist die ständige Klage derer, die sich in England um die Wahrheit bemühen, daß sie das nötige Kampfmaterial von Deutschland nicht bekommen können, um die Lüge abzuwehren.

Hier muß Wandel geschaffen werden. Tatsächlich konnte im englischen Parlament geleugnet werden, daß im Rheinland noch schwarze Truppen sich befänden, und im jetzigen Augenblick ist Lord Northcliffe an der Arbeit, den französischen Lügen über die deutsche Gefahr in Oberschlesien vorsichtig, aber zielbewußt in der englischen Öffentlichkeit Eingang zu verschaffen. Zunächst sind es nur kommentarlos abgedruckte Depeschen des Pariser Korrespondenten, aber ich zweifle nicht daran, daß die entsprechenden Leitartikel in Vorbereitung sind.

Wir können getrost sagen: Wäre bereits heute eine Organisation, wie wir sie im Auge haben, an der Arbeit, mit dem Netz von Vertrauensleuten an allen gefährdeten Punkten Deutschlands, so könnte sie es durch ihre angesehenen Mitglieder unternehmen, den Kampf gegen Lord Northcliffe und die Franzosen in der englischen Öffentlichkeit aufzunehmen. Wie die Dinge liegen, gelingt es den Hetzern, die deutschen Nachrichten aus Oberschlesien als nationalistische und Revanchepropaganda zu entwerten.

Eine andere lebenswichtige Aufgabe wird dem Institut, und zwar hauptsächlich den führenden Sachverständigen der Landwirtschaft, der Industrie und der Finanz obliegen. Sie müssen als unermüdliche Wächter dem deutschen Volke in den kommenden schweren Zeiten vorsorgend und warnend zur Seite stehen.

Digitized by Google

Wir haben ein Ultimatum unterschrieben — und wir hatten keine andere Wahl, denn es war die letzte Möglichkeit, Oberschlesien und das Ruhrgebiet zu retten —, ein Ultimatum, von dem ein großer Teil der besten Kenner unserer Wirtschaftsverhältnisse überzeugt waren, daß wir es nicht erfüllen können. Seitdem hat sich unsere Lage noch wesentlich verschlimmert, hauptsächlich durch die Auswirkung der nicht aufgehobenen Sanktionen. Das Wagnis der deutschen Regierung ist demnach außerordentlich groß, ja, es ist lebensgefährlich für das deutsche Volk. Vielleicht gelingt es ihr, die ersten Raten notdürftig zusammenzuscharren. Es kann aber auch bald der Augenblick kommen, wo der Versuch, zu leisten, was wir versprochen haben, den wirtschaftlichen Zusammenbruch bedeutet.

Es kommt nun alles darauf an, daß die deutsche Regierung das große Nein auszusprechen wagt, ehe die Tatsachen es für sie sprechen, Tatsachen, die sich durch kein Ultimatum der Entente einschüchtern lassen. Wenn wir warten, bis die Tatsachen die Entente von der Unmöglichkeit ihrer Forderungen überzeugen, so wäre es, als ob man ein Kind ins Wasser wirft, um zu beweisen, daß es nicht schwimmen kann. Darum ist es die große Aufgabe der Führer von Handel und Industrie, die Wirkung der Versuche, alle unsere Verpflichtungen zu erfüllen, fortlaufend und auf allen Gebieten zu beobachten und rechtzeitig das Notsignal zu geben, wenn die Maßnahmen zur Eintreibung der Schuld so tief einschneiden, daß das Volk daran verbluten muß. Es wird ihnen obliegen, die große Weigerung vorzubereiten, mit der die Regierung vielleicht einmal eingestehen muß, daß ihr die loyal versuchte Erfüllung nicht gelingt. Unser Nein darf nicht wieder auf eine irregeführte öffentliche Meinung in Feindesland treffen. Unsere guten Gründe dürfen nicht erst im Augenblick von Verhandlungen vorgebracht werden, wenn niemand mehr Zeit hat, sie zu prüfen. Die Diskussion in der Presse, vor allem aber in der ausländischen Presse, muß bereits so rechtzeitig im Gang sein, daß die Gegenargumente der Feinde, die auf ihr Publikum gut berechnet zu sein pflegen, noch herausgeholt und widerlegt werden können. Es darf keine Zeit verloren werden; wohl möglich, daß die Leistungsfähigkeit der deutschen Arbeit unsere Erwartungen übersteigt; aber der Zeitpunkt kann auch über Nacht da sein, wo das deutsche Volk nicht mehr kann.

Wird es dann wieder heißen: Deutschland stellte sich tot? Bei allen finanziellen Verhandlungen mit der Entente waren es bisher immer zwei Fragen, über die keine Einigung möglich war: Die eine: Was hat Deutschland bereits gezahlt. Die andere: Was kann Deutschland zahlen. Tatsachenfragen, die der gute Wille sachlich lösen könnte. Dieser aber ist nicht vorhanden, da die französische Politik Versäumnisse uud Vertragsbrüche Deutschlands braucht, um auf dem Wege der Sanktionen das zu erreichen, worauf sie in Versailles widerwillig und äußerlich verzichtet hat. Unsere Sache ist verloren, wenn wir weiter der willkürlichen Bewertung unserer Sachleistungen

Digitized by Google

und Zahlungsfähigkeit unterworfen bleiben, ohne die Möglichkeit, an eine unparteiische Instanz zu appellieren.

Es wäre natürlich die einzige gerechte Lösung, wenn wir und unsere Vertragsgegner uns darauf einigten, daß ein unparteiisches Schiedsgericht diese beiden Fragen fortlaufend prüfte und beide Parteien deren Schiedsspruch im voraus als bindend anerkennen würden. Darauf ist im gegenwärtigen Augenblick nicht zu rechnen. Unser Institut könnte einen wertvollen Ersatz schaffen. Es könnte dank den Verbindungen seiner finanziellen und wirtschaftlichen Sachverständigen dafür sorgen, daß unparteiische Gutachten der Öffentlichkeit vorliegen und in sachverständigen Kreisen des Auslandes gewürdigt werden, ehe die Entente sie mit einem Diktat entscheidet.

Selbst Frankreich kann für seine Gewaltpolitik der öffentlichen Lüge nicht entbehren. Wir aber können sie zerbrechen.

Die Sorge vor dem wirtschaftlichen Niederbruch ist sehr weit verbreitet. Die Sozialdemokratie tut ein schweres Unrecht, wenn sie überall, wo sie ihr begegnet, von Steuerscheu und mangelnder Opferwilligkeit der Besitzenden redet. Wenn unsere Ausfuhr behindert wird, unsere Industrie ihr Betriebskapital verliert oder in ausländische Hände gibt, deren Konkurrenzinteresse es sein kann, diese stillzulegen, dann wird der Arbeiter noch mehr getroffen als der einstige Besitzer. Freilich wird die Vaterlandsliebe von allen deutschen Erwerbszweigen verlangen, daß sie nicht nur ihr Äußerstes zur Aufbringung der Schuldsumme tun, sondern auch ihre ganze Intelligenz muß aufgeboten werden, Wege zu finden, auf denen dies ohne Vernichtung des Wirtschaftslebens möglich ist. Dann wird auch ihre Stimme Gehör finden, wenn sie schließlich sagen: es geht nicht.

Ich komme zum Schluß. „Das Institut für Auswärtige Angelegenheiten" müßte eine lautere Informationsquelle für die europäischen Tatbestände werden: Allenthalben stehen Empfänger für aufklärende Wahrheiten bereit. Es wird heute wieder lebendig in den Kampforganisationen gegen den Versailler Frieden, die sich in den verschiedenen Ländern finden. Der Ruf nach Nachrichtenaustausch und gegenseitiger Beratung und Unterstützung ist allgemein.

Man streitet, ob der gegenwärtige Völkerbund Lebensberechtigung hat und ob er einer Umwandlung fähig ist. Es werden noch Jahrzehnte vergehen, bis man hierüber klarsehen kann. In jedem Falle aber kann er heute nicht die rettende Rolle spielen, die ihm von seinen aufrichtigen Mitgliedern zugedacht ist. Er ist heute hilflos infolge seiner Entstehung und Zusammensetzung. Europas Not aber schreit nach erster Hilfe.

Die Zentren des europäischen Gewissens können sie leisten, wenn sie zusammenarbeiten. Sie können eine der wichtigsten Funktionen des Völkerbundes annektieren, ehe er da ist und ehe er da sein kann. Das ist die Zerstörung der internationalen öffentlichen Lügen und Verleumdungen. Erstens der Grundlügen, die normale Beziehungen zwischen den Völkern verhindern;

Digitized by Google

zweitens der wechselnden Tageslügen, die je nach Bedarf den Völkern hingeworfen werden.

Ich glaube, daß der Augenblick noch nie so günstig war, die große deutsche Kampforganisation für unser Recht zu schaffen. Die Regierung ist gelähmt, und die öffentliche Meinung ist zum Gefühl ihrer Verantwortung erwacht. Es fragt sich, ob diese Stimmung in nutzloser Deklamation verpuffen soll oder zu politischen Taten führt. Die Beantwortung dieser Frage hängt von der Privatinitiative ab. Zunächst handelt es sich darum, die materielle Grundlage zu schaffen. Aber wir brauchen mehr. Wir brauchen von den Besten große Opfer an Kraft und Zeit.

Wie die Deutschen als Sieger handelten

Bericht des Generaladjutanten v. Boyen an König Wilhelm d. d. Ferrières, 28. September 1870 betreffend Die Überführung des Kaisers Napoleon nach Wilhelmshöhe.

Allerdurchlauchtigster König!
Allergroßmächtigster König und Herr!

Nachdem Eure Königliche Majestät mir unter dem 2. d. M. in Schloß Bellevue bei Sedan zu befehlen geruht haben, Seine Majestät den Kaiser Napoleon nach Wilhelmshöhe bei Kassel zu geleiten, lege ich den Bericht über die Ausführung dieser Reise hiermit alleruntertänigst vor.

Allerhöchstdieselben hatten die Gnade gehabt, mich mit dem General Reille für den Zweck meiner Vorstellung bei dem Kaiser bekannt zu machen. Die Einführung fand um 3 Uhr statt. Seine Majestät fragte mich nach kurzer Konversation, welchen Weg ich ihn führen werde und sprach, als ich erwiderte — ob er in dieser Beziehung vielleicht besondere Wünsche habe —, das Verlangen aus, durch Belgien zu gehen sowie möglichst bald abzureisen. Eurer Majestät mir gnädigst erteilten Instruktion zufolge, erklärte ich die Einleitungen für die belgische Route sofort treffen zu wollen. Da indes der Kaiser gleichzeitig den Wunsch geäußert hatte, die Passage durch Sedan unter allen Umständen vermieden zu sehen, so machte ich darauf aufmerksam, daß ein die Festung umgehender Weg in bezug auf seine Brauchbarkeit für die ungewöhnlich schweren Gepäckwagen erst rekognosziert werden müsse, daß darüber die Nacht hereinbrechen könne und deshalb die Abreise vielleicht zweckmäßiger

Digitized by Google

auf den nächsten Morgen zu verlegen sei. Seine Majestät ging ohne weiteres darauf ein. Die Reiseroute ward über die belgische Grenzstadt Bouillon, die nächste Eisenbahnstation Libramont, Verviers und Aachen festgestellt, Libramont sollte das erste, Aachen das zweite Nachtquartier sein, am Abend des dritten Tages Wilhelmshöhe erreicht werden. Die Frage über die Haftbarkeit der kaiserlichen Adjutanten wurde so geregelt, daß ich erklärte, ich würde annehmen, die Herren sähen sich comme gentilshommes stillschweigend als verpflichtet an, mich während der Reise nicht zu verlassen, eine Form, die bereitwillige Zustimmung fand. Über den Kostenpunkt der Reise, von französischer Seite angeregt, wurde verabredet, daß die aus vielen Details bestehenden Ausgaben bis zu der nahen Eisenbahn vom Kaiser, von da an aus königlichen Kassen bestritten werden würden. In Wilhelmshöhe sollten, wenn es gewünscht, französische Köche funktionieren können und ihre Auslagen diesseits erstattet werden.

Am 3. September, morgens 9 Uhr, erfolgte die Abreise von Schloß Bellevue. Der Kaiser nahm mit seinem Adjutanten General Castelnau in einem verdeckten Coupé Platz. In einem offenen char à bancs folgte ich mit Fürst Lynar und den Generalen des Gefolges, der Rest der Herren und das Gepäck in einer langen Wagenreihe, sämtlich mit kaiserlichen Pferden bespannt. Ein Offizier, der am 2., abends, den Weg rekognoszierte, führte den Zug, der bis Donchéry von einer bayerischen, von da bis zur Grenze von einer Eskadron des Preußischen 1. Leib-Husaren-Regiments eskortiert wurde. Die Schwadron war beauftragt, uns an der Grenze zu verlassen. Der Kaiser, von mir befragt, ob er durch Belgien als Kaiser Napoleon gehen wolle, hatte erklärt, daß er dies unter dem Namen Graf Pierrefonds zu tun wünsche.

Nach einer kurzen, im Trabe zurückgelegten Strecke Weges, in der der führende Offizier das Tempo angegeben hatte, ließ der Kaiser langsamer zu fahren bitten, da seine Fourgons nicht folgen könnten, worauf der ganze Weg bis Bouillon (auf direktem Wege über Sedan etwa 2 Meilen, auf dem Umwege um Sedan $4^1/_2$ Meilen) im Schritt zurückgelegt wurde. Er führte uns bis in die Nähe der belgischen Grenze, fast unausgesetzt an preußischen Truppen aller Waffen vorüber, welche im Marsch begriffen waren, unterbrochen durch lange Reihen von Gefangenen und Geschützen, welche in unsere Hände gefallen waren. Die Haltung unserer Mannschaften war sehr anerkennenswert, wiewohl jedem Soldaten die kaum zurückzuhaltende Freude über die Begegnung aus den Augen sah. Einzelne Regimenter standen neben der Straße und machten bei unserer Annäherung Front. Die Offiziere salutierten. Den Zug des Kaisers langsam an diesen lautlosen Truppen vorüberdefilieren zu sehen, war ein außerordentlich dramatisches Bild. Von den Gefangenen ist gegen den Kaiser selbst nichts Insultierendes ausgegangen. Ich glaube, nur wenige haben ihn in dem verdeckten Wagen erkannt. Beim Passieren der Generale nahmen sie indes bisweilen eine sehr drohende Haltung an und riefen ihnen malheur à la France — c'est heureux qu'ils s'en

Digitized by Google

vont usw. zu. Glücklicherweise blieben sie in fortdauernder Bewegung und die Fatalität war also auf kurze Momente beschränkt. Besonders tiefen Eindruck schienen die genommenen Geschütze, etwa fünfzig an der Zahl, auf meine Begleiter zu machen. Da sie mit preußischen Pferden bespannt waren, hielten die Herren sie für preußische Artillerie. Prinz de la Moskowa fragte mich: Est-ce que vous avez deux systèmes d'artillerie? Non, nous n'avons qu'un seul. Mais pourtant ces canons-là! Ils ne sont pas des nôtres — worauf der Prinz mit einem schmerzlichen Ausruf antwortete.

Nachdem uns die Eskorte an der Grenze verlassen, wurden wir auf dem Wege durch einen belgischen Obersten aufgehalten, der wahrscheinlich in der Voraussetzung, daß uns unsere Eskadron über die Grenze gefolgt sei, mit großer Heftigkeit unser weiteres Vorgehen nicht dulden zu können erklärte. Von mir um den Grund dieser Weigerung befragt, gab er an, daß er Befehl habe, keine Truppen über die Grenze zu lassen, ohne sie zu entwaffnen, und für Kriegsgefangene zu erklären. Ich erwiderte, daß es sich in bezug auf uns um keine Truppen handele, es wäre kein einziger Soldat bei uns, der Graf Pierrefonds sei mit seinem Gefolge auf der Reise durch Belgien begriffen und ich glaubte nicht, daß eine militärische oder gesetzliche Veranlassung vorliegen könne, ihn daran zu verhindern. Der belgische Offizier gab nach einiger Diskussion seinen Widerstand auf und wir fuhren nach 3 Uhr ungehindert in der Grenzstadt Bouillon ein. Hier war der kleine Marktplatz dicht mit Menschen angefüllt, die den Kaiser mit Vive l'Empereur und à bas la Prusse empfingen, eine Ovation, die anhielt, bis er in das Hotel eingetreten war. Der Vorgang, allerdings beim ersten Anblick für mich nicht gerade erwünscht, verlor sehr bald an Bedeutung durch die Erklärung des Bürgermeisters von Bouillon, daß er sehr entrüstet über die Demonstration sei, kein Einwohner des Ortes wäre dabei beteiligt gewesen, man verabscheue das kaiserliche Regiment hier wie in ganz Belgien, die Enthusiasten seien sämtlich aus Frankreich, namentlich aus Sedan geflüchtete Leute, er werde dafür sorgen, daß sich der Unfug nicht wiederhole.

Mit dieser Aufklärung waren dem Ereignis für die weitere Reise die etwa bedenklichen Symptome genommen. Auf die Herren des kaiserlichen Gefolges schien es indes nicht ohne nachhaltigen Einfluß geblieben zu sein und ihre Formen mir gegenüber nahmen einen Charakter von unfreundlicher Selbständigkeit an, der bis dahin gänzlich gefehlt hatte. Der erste Stallmeister des Kaisers, Graf d'Arvilliers, kam, mir zu eröffnen, der Kaiser wolle an demselben Tage nicht mehr nach Libramont, wie verabredet, da er zu müde sei. Ich erwiderte, daß ich mit Vergnügen dem Wunsche des Kaisers nachkommen würde. Nach kurzer Zeit kam eine zweite Message, der Kaiser wolle am folgenden Tage nicht in Aachen, sondern in Lüttich übernachten — es wurde eine Andeutung gemacht, der Aufenthalt des Kaisers in Belgien werde vielleicht noch einige Tage dauern. Ich konnte in diesen Mitteilungen nichts finden, das der glatten Ausführung meines Auftrages nützlich schien. Lüttich liegt nicht an dem

Digitized by Google

direkten Wege nach Aachen, seine Bevölkerung gilt für demokratisch und leicht zu Exzessen geneigt, ein verlängerter Aufenthalt in Belgien konnte dem Begriff: der Kaiser ist gefangen — nur ein gänzlich verändertes Ansehen geben. Ich machte deshalb einige Bemerkungen gegen die französischen Herren, die indes geringen Eingang fanden. Namentlich begegneten sie wiederholt der in sehr unhöflicher Form gemachten Äußerung, daß, wenn der Kaiser noch vierzehn Tage in Belgien bleiben wolle, niemand zu Einwänden berechtigt sei.

Ich erwiderte endlich, die Diskussion über diese prinzipielle Frage scheine mir hier nicht recht an ihrem Platze, da es sich für den Moment allein um die veränderte Feststellung eines Nachtquartiers für den folgenden Tag handele, im übrigen aber die Voraussetzungen, unter denen unsere gemeinsame Reise begonnen, so viel ich wüßte, nicht verändert seien.

Schießlich kamen wir indes doch wieder in guten Formen zu einer gegenseitigen Verständigung. Die Herren renoncierten auf Lüttich und ich meinerseits war sehr erbötig, Verviers als nächstes Nachtquartier anzunehmen und so dem Wunsche zu willfahren, daß morgen die preußische Grenze noch nicht überschritten werde.

Um 7 Uhr war Diner bei dem Kaiser im Hotel. Er war gefaßt und ruhig, etwas abgespannt, machte indes mit mir eine ziemlich suivierte Konversation, die meist militärische Gegenstände und Ereignisse berührte. Er sprach seine Anerkenntnis über die preußische Armee aus, er wollte über Mitrailleusen und Ballons, die bei uns vorhanden sein sollten, Näheres wissen und teilte mit, daß er der belgischen Regierung soeben von seiner Durchreise durch Belgien Kenntnis gegeben habe. Die Ulanen schienen auf ihn einen ebenso großen Eindruck gemacht zu haben, wie sich ähnliches bereits in der französischen Presse kundgegeben hatte: „Il paraît que vous avez là une arme excellente pour le service d'éclaireurs. A chaque instant on en voyait chez nous et c'était comme un nuage épais devant vous de manière que je n'ai jamais su la moindre chose ni sur vos forces ni vos mouvements. Etiez-vous mieux informé que nous?" — eine Frage, die ich mit gutem Gewissen zu bejahen in der Lage war.

Die preußische Artillerie erklärte er der französischen für überlegen. Die letztere sei gut, er sei indes seit langer Zeit überzeugt gewesen, daß sie noch besser werden müsse, und er habe deshalb in den letzten zwei Jahren unausgesetzte Verbesserungsversuche machen lassen, die indes erst vor einigen Monaten zu einem Abschluß geführt hätten. Das Resultat sei die Annahme eines Systems gewesen, das dem preußischen sehr ähnlich wäre. Neuanschaffungen nach demselben seien projektiert gewesen, indes noch nicht ausgeführt.

Am 4., morgens 7 Uhr, ward die Weiterreise angetreten, der eine Teilung des kaiserlichen Hauptquartiers voranging. 10 Herren (die Offiziere darunter nach Abgabe der Deklaration im Wortlaut der Kapitulation von Sedan),

Digitized by Google

9 Wagen und einige 60 Pferde wurden auf Brüssel instradiert. Der belgische General Chazal, von seiner Regierung zur Begleitung des Kaisers durch Belgien abgesandt, war in der Nacht eingetroffen und schloß sich dem Zuge an. Die Erneuerung einer Demonstration wie gestern wurde bei der Abfahrt versucht, mißglückte indes gänzlich.

Es waren nach der nächsten Eisenbahnstation Libramont 4 Meilen zu machen, die der Kaiser, eskortiert von einer Eskadron Chasseurs, langsam zurücklegte. Bei Libramont war eine schwache Kompagnie als Ehrenwache aufgestellt und ein Dejeuner präpariert, nach dem der Kaiser eine auf dem Marsch begriffene Batterie inspizierte. Da ich ihn hierbei zu begleiten unterließ, benutzten mehrere belgische Offiziere aller Grade den Moment, um mir ihre Sympathie und Bewunderung über die Leistungen der preußischen Armee auszusprechen.

Der Kaiser fuhr nach 12 Uhr in einem auf Befehl Seiner Majestät des Königs der Belgier gestellten Extrazuge ab. General Chazal und mich berief er in sein Coupé, begann eine Konversation, schien indes körperlich wie geistig sehr angegriffen und schlief bald ein. Auf allen Stationen war ein zahlreiches Publikum versammelt, zuweilen mit übergetretenen französischen Soldaten gemischt, die die belgischen Offiziere mit großer Satisfaktion leurs prisonniers de guerre nannten. Es sprach sich große Neugierde und kein Übelwollen, indes ebensowenig Sympathie für den Kaiser aus. Auf einer Station erhielt derselbe durch einen Kurier, der am 3. September morgens aus Paris abgegangen war, einen Brief von der Kaiserin. Auf einer anderen Station wurde er durch ein sehr lautes einstimmiges Vive l'Empereur geweckt, das von dem seit einigen Wochen in der Gegend installierten Prinzen Pierre Napoleon (Akteur in der Sache Viktor Noir) gerufen wurde. Der Kaiser sprach, wie es schien, in sehr herzlicher Weise mit ihm.

Gegen 6 Uhr traf der Zug in Verviers ein und fand eine nicht unerhebliche Volksmasse versammelt, in dem die Rufe Vive l'Empereur, vive la Prusse oder das Gegenteil à bas usw. ungefähr in gleicher Stärke vertreten waren. Der Kaiser sprach einige Worte mit den Personen der Eisenbahn-Administration, stieg mit General Castelnau in einen Wagen und erreichte ungehindert das nahe Hotel. Ein Schwarm Neugieriger, etwa 100 Köpfe, blieb ohne Demonstration, indes in sehr lärmender Unterhaltung begriffen, bis gegen 2 Uhr nachts vor dem Hause vereinigt.

Um 7 Uhr fand das Diner statt. General Chazal und ich saßen neben dem Kaiser. Die Unterhaltung war lebendig. Sie berührte, wie gestern, die Ereignisse der jüngsten Vergangenheit und ging dann auf die belgische Armee, artilleristische Erfahrungen, römische Altertümer und Baureste sowie endlich auf Voltaire und seine Verbannung durch den Regenten nach dem in Belgien liegenden Schloß Beringen über. Nach beendigtem Diner war die Stimmung des Kaisers fast heiter zu nennen, auch in seinem Gefolge eine besondere Präokkupation mit der vorhandenen Situation kaum zu erkennen. Nur bis-

Digitized by Google

weilen ward diese letztere in etwas bitteren, indes in höflicher Form vorgebrachten Angriffen gegen mich bemerkbar, die sich auf die Genfer Konvention zu stützen und das Recht nachzuweisen suchten, daß Verwundete niemals Kriegsgefangene sein könnten, in belagerten oder zernierten Festungen aber gegen die Häuser der Stadt nicht gefeuert werden dürfe. Der Kaiser selbst nahm diese Thesen mit einer gewissen Wärme auf, war oder schien indes bald geneigt, meine Widerlegung für begründet zu halten, daß es schwer sei, das Feuer gegen eine Festung genau auf die fortifikatorischen Werke zu fixieren, die absolute Unverletzlichkeit der Häuser aber die prinzipielle Sicherstellung der Garnison oder diese wenigstens ad libitum in sich einschließen würde. Die delikate Verhandlung endete ohne Verstimmung für einen der beiden Teile.

Nachdem der Kaiser sich zurückgezogen, ließ er mich durch seinen Sekretär Herrn Pietri zu sich bitten und fragte mich, ob es Schwierigkeiten haben werde, wenn unsere für den nächsten Morgen auf 8 Uhr angesetzte Abreise um einige Stunden verschoben würde, da er die Ankunft des kaiserlichen Prinzen erwartete, der in Maubeuge sei, von dort aber erst um 9 Uhr morgens in Verviers eintreffen könne. Vous comprenez, sagte er, que dans les circonstances actuelles je tiens beaucoup à voir mon fils encore quelques heures avant de me séparer pour longtemps de lui.

Das mochte also wohl der Grund gewesen sein, weshalb am Tage vorher so lebhaft gegen das Nachtquartier Aachen remonstriert worden war.

Ich erwiderte natürlich dem Kaiser, daß ich seinem Wunsche gemäß die neuen Dispositionen sofort treffen würde.

Am 5. morgens früh ließ er mich benachrichtigen, daß der Prinz einen Adjutanten mit der Meldung geschickt, er sei krank und könne nicht kommen. Er, der Kaiser, sei erbötig, nun schon früher abzureisen, worauf ich indes erwidern mußte, daß ich jetzt nur um Beibehalt der gestern von ihm selbst proponierten Abfahrtsstunde 11 Uhr bitten könne, da alle Vorbereitungen bis zum Endpunkt der Reise getroffen und in bezug auf den Eisenbahndienst nicht mehr rückgängig zu machen seien.

Um 10 Uhr waren wir zum Dejeuner versammelt. Der Kaiser trat mit einer Lebendigkeit, wie er sie bis dahin nicht gezeigt hatte, zu uns ein und sagte, indem er sich zu mir wandte: Savez-vous déjà les nouvelles de Paris? Non, Sire. La république est proclamée.

Der Chef der Eisenbahnverwaltung hatte ihm soeben die Nachricht gebracht. Sie machte großen Eindruck auf die Herren des Gefolges. Auf eine schweigsame Pause folgten laute Ausrufe und die Frage an den Kaiser, wer an der Spitze stehe. Er nannte Trochu, Favre, Crémieux und Rochefort und ließ sich auf eine kurze Beleuchtung ihrer Eigenschaften ein, namentlich über General Trochu, der von allen bitter verurteilt wurde.

Während des Dejeuner wurde viel und leidenschaftlich gesprochen. Je suis curieux, sagte der Kaiser, s'ils pilleront Paris — später zu mir: à présent, mon général, nous avons le même ennemi et presque les mêmes intérêts.

Digitized by Google

Il paraît, fügte ich hinzu, que les noms qui momentanément sont à la tête du mouvement sentent un peu l'an 92.

Oh tout-à-fait, si ce n'est pire, erwiderte der Kaiser.

Er fragte mich, wie lange Zeit wir brauchen würden, um vor Paris zu stehen. Etwa 12 Tage, denke ich, Sire. Et puis vous forcerez la ville? — Je crois que les dissensions politiques à Paris et le manque de vivres seront peut-être nos meilleures armes. — On dit que dans les dernières semaines ils ont fait des provisions énormes, au moins pour 40 jours. — Il serait difficile de prévoir si on peut nourrir longtemps une ville de 2 millions d'habitants quand toutes les communications lui seront coupées. — C'est une chose terrible ces grandes villes, le plus grand danger qui peut exister pour un état, schloß der Kaiser.

Mit Besorgnis sprach er von der Kaiserin, von der er ohne jede Nachricht sei, und erörterte die Direktionen nach Belgien oder England, die sie möglicherweise habe nehmen können.

Als die Zeit zur Abfahrt gekommen war, hatten sich einige tausend Personen in sehr aufgeregter Stimmung in den Straßen vor dem Hotel versammelt. Die eine Seite derselben bildete der mit einem Gitter verschlossene Bahnhof. Der Kaiser, indem er mit wenigen Schritten über die Straße ging, sollte in den Bahnhof eintreten und hier, gegen jeden Andrang geschützt, den Zug erreichen. Infolge schlechter oder falsch verstandener Anordnungen hatte man indes den hier in Rede stehenden Bahnhofseingang für alle Welt geöffnet, so daß die harrende, stets wachsende Menge ihn sofort überschwemmte und für den Kaiser eine Passage frei zu erhalten den wenigen Gendarmen nicht möglich war.

General Chazal erklärte, es sei jetzt nichts mehr zu ändern.

Die Situation machte einen höchst unbehaglichen Eindruck. Um meinerseits den Stoff zu demonstrativen Äußerungen, der vielleicht in meiner Uniform gefunden werden konnte, von dem Kaiser abzulenken, wollte ich ihm vorausgehen. Ich wurde indes durch die französischen Generale dies zu tun verhindert, welche mich in dringender Weise den Kaiser und sie nicht zu verlassen baten.

Der Kaiser trat mit sichtlicher Befangenheit aus dem Hause und nahm sofort den Arm des General Chazal. Ich stellte mich auf seine andere Seite, die Offiziere dahinter, und so durchzogen wir die schreiende Menge, die wir mehrmals mit unsern Körpern zurückdrängen mußten.

In den Wagen fanden wir eine größere Zahl von Gendarmen, so daß das Einsteigen zwar unter fortwährendem Gebrüll: Vive l'Empereur — vive la République usw., indes ohne Hindernis, vor sich ging. Sobald wir in Bewegung waren, setzte sich der General Prinz Moskowa mit einem lauten Dieu soit loué nieder, das wahrscheinlich die Stimmung seiner sämtlichen Gefährten, wie meine eigene, ziemlich richtig wiedergab.

Digitized by Google

Die preußische Grenze war bald erreicht und von da an nahm unsere Reise eine gänzlich andere Form an. Alle Bahnhöfe, an denen wir anhalten mußten, waren abgesperrt. Die Bevölkerung zeigte eine frohe, durchaus nicht übelwollende, wenn auch sehr angeregte Stimmung, sogar eine Art schonender Rücksichtsnahme. Momentane Ausbrüche zu lauten Jubels wurden im Volke selbst erdrückt, so daß das Schlimmste, was dem Kaiser auf diesem Felde widerfahren ist, ein paar derbe Hurras waren, über deren Motive sich niemand täuschen konnte. Die französischen Herren äußerten sich sehr überrascht über diese Anstandsdisziplin im Volke und zogen Vergleiche mit ihren eigenen Zuständen.

Der Kaiser schien von den vielen sehr gut aussehenden Truppen frappiert, die in den Garnisonsstädten bei der Durchreise sichtbar gewesen waren. Er verlangte spezielle Auskunft über die Verschiedenheit zwischen Linien-, Ersatztruppen und Landwehr und sagte in verbindlicher Weise über Mannschaften der letzteren Kategorie, die er in Köln gesehen, es sei schwer, sie von der Linie zu unterscheiden.

Der Zufall wollte, daß ich ihn in dieser Auffassung bestärken konnte, da ich 15 Unteroffiziere, schöne ausgesuchte Menschen, aus der Linie und Landwehr, für etwa nötige polizeiliche Zwecke aus Köln mitgenommen hatte. Ich zeigte sie dem Kaiser und speziell die Leute der Landwehr, der ihre Ausrüstung wie militärische Haltung sehr rühmte, die in der Tat tadellos waren.

In Gießen wurde um 6½ Uhr auf dem Eisenbahnhofe diniert. Um 9½ Uhr erfolgte die Ankunft auf der Station Wilhelmshöhe, an der der Kaiser von den Generalen der Infanterie Graf Monts und von Plonski sowie von dem Oberpräsidenten von Moeller empfangen wurde.

Nach kurzer Begrüßung sah er die bereitstehende Ehrenwache und fuhr dann mit General Reille und mir nach Wilhelmshöhe hinauf. Das Schloß mit seinen beleuchteten Zimmern gewährte einen sehr stattlichen Anblick, worüber der Kaiser selbst sich aussprach. Seine Einführung darin war durch die betreffenden Beamten in den besten Formen vorbereitet und hätte für den Empfang jedes erbetenen fürstlichen Gastes genügt. Nach kurzer Unterhaltung in seinen Zimmern sagte der Kaiser, daß er sehr müde sei und zog sich zurück.

Am 6. morgens ließ ich ihm durch seinen Sekretär Herrn Pietri melden, daß ich Befehl hätte, in das Hauptquartier zurückzukehren, ich bäte deshalb im Laufe des Tages verabschiedet zu werden, sowie um die Erlaubnis, den General Grafen Monts bei dem Kaiser einführen zu dürfen, der von Eurer Majestät mit der weiteren Fürsorge für seine Person beauftragt sei.

Er ließ mich zu sich entbieten und behielt mich zu einer langen Unterhaltung bei sich, in der er zunächst seinen lebhaften Dank für Eurer Majestät wohlwollende Gesinnung aussprach. Sie sei ihm ein großer Trost an dem traurigen Tage von Sedan gewesen und er werde sie nie vergessen.

Digitized by Google

Er äußerte sich sehr anerkennend über die preußische Armee und namentlich ihre Disziplin, wie er darüber jetzt mannigfach Beobachtungen zu machen Gelegenheit gehabt habe.

Er kam nochmals auf unsere Artillerie zurück, die Präzision, mit der sie schösse. Je vous assure le 1 Septembre vers le soir il y avait un moment où les obus tombaient à Sedan comme la pluie. A chaque pas on en voyait éclater et personne ne savait où se diriger. Tenir la place plus longtemps ça aurait été impossible.

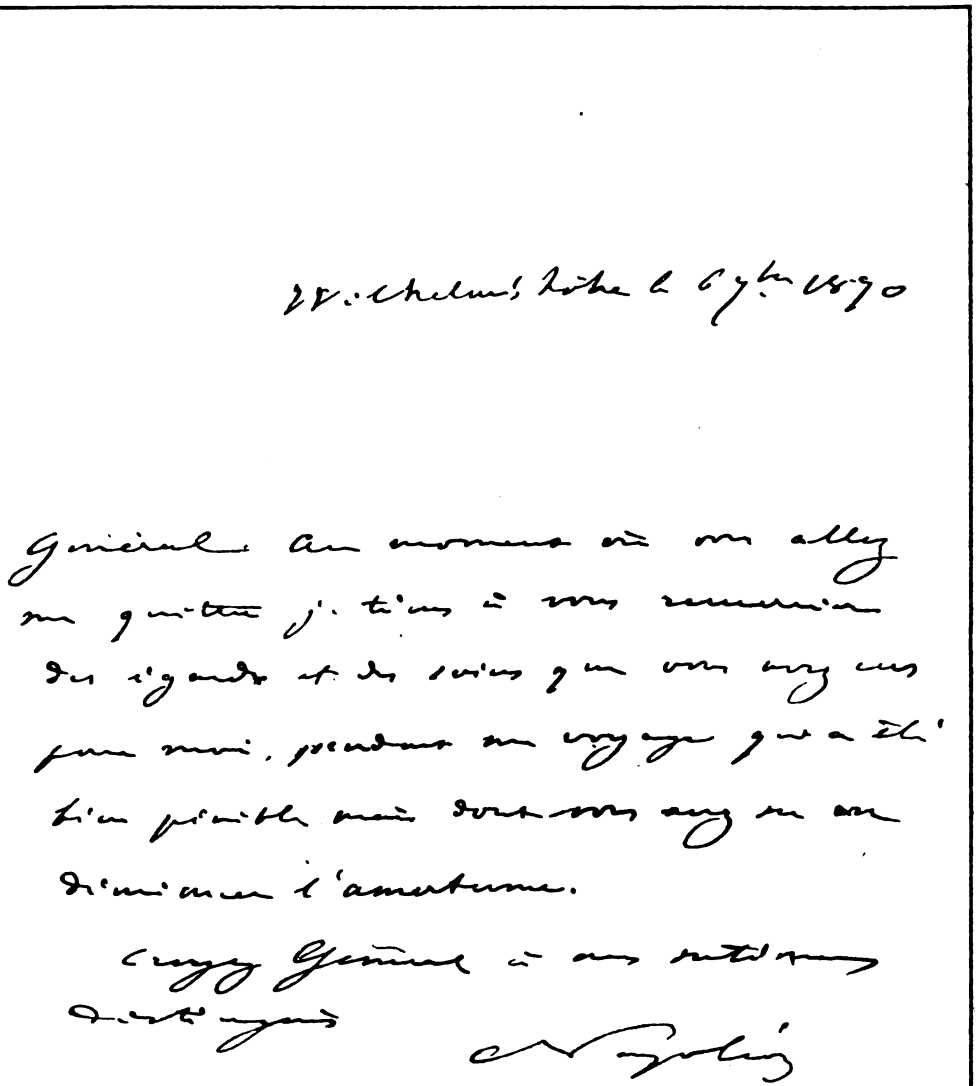
Die impressionierte Art, mit der der Kaiser von diesem Moment sprach (den er früher schon einmal erwähnt hatte), läßt die Vermutung zu, daß vielleicht der hier empfangene Eindruck nicht ganz ohne Einfluß auf des Kaisers endliche Entschlüsse gewesen ist. Er warf einen bitteren Blick auf den Umschwung der Gesinnungen in Frankreich, wo der Enthusiasmus für ihn bei Beginn des Krieges fast erdrückend gewesen sei. Lorsque j'étais au point de partir pour l'armée j'avais l'intention de passer par Paris, mais la président de police me déclarait que l'enthousiasme de la population était tellement excité que l'on me dételerait les chevaux, que l'on s'écraserait dans la foule, enfin que toute espèce d'accident serait à craindre et naturellement j'ai dû renoncer alors de passer par la ville. Et aujourd'hui vous voyez ce même peuple dans le même enthousiasme suivre le drapeau de quelques héros de la rue. Nous verrons s'ils le feront mieux que nous.

Er machte diese Äußerungen mit großer Lebendigkeit in Sprache und Ausdruck, selbst mit Deklamation.

Da ich ihn mehrmals auf solche Weise erregt und von seiner gewöhnlichen leisen, matten Produktion abweichend gesehen habe, bin ich zu dem Eindruck gekommen, als wenn er geistig und körperlich erheblich kräftiger wäre, als dies in der letzten Zeit oft angenommen worden ist. Er sprach von seiner stets vorhandenen Abneigung gegen den Krieg mit uns, da er von der Unfertigkeit der französischen Rüstungen überzeugt gewesen sei — pour moi c'était une question arithmétique fort simple. L'armée active ne peut être évaluée que à peu près comme la moitié de l'armée sur le papier. Notre total sur le papier est de 700000 hommes. Ça nous fait 350000 combattants à la frontière. La Prusse et les petits états de la confédération représentent sur le papier 1200000 hommes, ça veut dire ils ont 600000 hommes dans l'armée active. Les chiffres me parurent toujours assez évidents pour m'éloigner de l'idée d'une guerre jusqu'à ce qu'enfin tout le monde prétendait que j'avais tort.

Er besprach die Unzulänglichkeit der französischen Eisenbahnen für große Kriegstransporte und fragte, ob bei uns viel Truppen mit der Bahn befördert seien. Als ich erwiderte, daß, soviel ich wüßte, kein einziges unserer Regimenter nicht mit der Eisenbahn an die Grenze gebracht sei, schien er überrascht und erklärte, die Einschiffung hätte bei ihnen nicht zu bewältigende

Digitized by Google



Faksimile

Digitized by Google

Schwierigkeiten gehabt. Mit der Infanterie sei es noch gegangen, aber bei Kavallerie und Artillerie habe in der Regel auf den Eisenbahnhöfen die Sache sehr bald völlig gestockt, so daß er nicht glaube, es sei mehr als die Hälfte der französischen Armee auf der Bahn gewesen.

Der Kaiser berührte die schwebenden politischen Fragen, die in Europa in diesem Augenblick von besonderem Interesse und Einfluß seien. Er nannte die republikanische, die sozialdemokratische, die deutsche, tschechische und polnische Frage. Die sozialdemokratische sah er als die bedenklichste an. Auf Frankreich sei sie durch die internationalen Gesellschaften aus England übertragen und ihre Verbreitung über alle Staaten im Zunehmen — vous n'avez pas de craintes chez vous sous ce rapport-là?

Ich erwiderte, daß das Element in Süddeutschland in gewissem Maße zwar vorhanden, bei uns im Norden aber ganz ohne Bedeutung sei und daß ferner im Moment derartige Tendenzen überall in dem nationalen Aufschwung des deutschen Volkes unschädlich geworden wären.

Mais c'est bien possible, sagte der Kaiser. Je me souviens que le Roi de Würtemberg, un homme qui a beaucoup d'esprit et un coup d'oeil politique très-juste, m'a dit un jour que la question sociale en Allemagne jusqu'a présent ne menaçait que les petits états et qu'elle s'était développée presque en proportion analogue à la grandeur de ceux-ci. C'était ainsi que le Grand-duché de Bade était le plus atteint, moins le Würtemberg, encore moins la Bavière et que la Prusse la ressentait à peine.

Für die polnische Frage schien der Kaiser einen besonderen Platz zu verlangen und nicht abgeneigt, darüber weiter zu reden. Da es sich indes zufällig so machte, daß Grund für mich da war, in der Konversation zu sagen: et puis la question cléricale — ließ der Kaiser plötzlich das Kapitel von den polnischen Fragen fallen und brach rundweg davon ab.

Der Kaiser sprach von den vielen kleinen Festungen in Frankreich. Er habe seit Jahren mit dem Kriegsminister um ihre Aufgabe gekämpft. Ihre Erhaltung koste viel unnützes Geld und die Notwendigkeit, sie zu besetzen, hätte sehr dazu beigetragen, die Armee unvollzählig auf den Kriegsschauplatz zu bringen.

Er fragte, für mich nicht verständlich, ob ich noch keine weiteren Befehle von Eurer Majestät in bezug auf seine Person erhalten hätte, was ich zu verneinen in der Lage war.

In betreff der Kaiserin wünschte er zu wissen, ob Allerhöchstdieselben zu ihrer Vereinigung mit ihm in Wilhelmshöhe wohl Ihre Zustimmung geben würden und entließ mich schließlich mit wohlwollenden Äußerungen.

Um 11 Uhr war gemeinschaftliches Dejeuner, sehr elegant hergerichtet. Der Kaiser sprach nicht viel, seine Herren schienen erfreut über ihre komfortable Installation im Schloß, die in der Tat nicht besser sein konnte, als sie war. Von Paris und Politik war wenig die Rede. Man sprach von der

Digitized by Google

Heranziehung der Frauen, ihrem Etablissement in Kassel, dem Verkauf der kaiserlichen Pferde usw. und schien bei dem Rückblick auf die Vergangenheit sehr zufrieden, daß sie beendet sei.

Im Laufe des Tages hatten Graf Monts und ich eine gemeinschaftliche Audienz, der Kaiser verabschiedete mich gleichzeitig. Vor meiner Abreise ließ er mir ein eigenhändiges Schreiben[1]) übergeben, in welchem er mir für die ihm geleisteten Dienste dankt.

In tiefster Ehrfurcht Allerhöchstderen

alleruntertänigster

H. v. Boyen
General der Infanterie
General-Adjutant.

Schloß Ferrières
am 28. September
1870.

Gewitter in verschiedenen Klimaten

Von

Dr. Th. Arendt

Entwirft man sich ein Bild von der jährlichen Häufigkeit der Gewitter in einem größeren Gebiete Mitteleuropas, etwa von Nord- und Mitteldeutschland, wobei man zweckmäßig die Zahl der Tage mit elektrischen Entladungen am Beobachtungsort zugrunde legt, von denen man die räumlich aufeinanderfolgenden mit gleicher Häufigkeit der Phänomene, am besten nach Unterschieden von je drei Gewittertagen fortschreitend durch Linien verbindet, so zeigt sich bei einer vergleichenden Betrachtung, daß sich die Häufigkeitsbeträge ungleichmäßig über das Land verteilen. Die meisten Gegenden weisen 18—21 Gewittertage auf, während solche mit 33 und mehr Tagen nur vereinzelt vorkommen. Dieser Darstellung entnimmt man auch unschwer, daß die Maximalzonen vorwiegend auf Landstriche fallen, in denen in der warmen Jahreszeit besonders günstige Bedingungen zu starker Kumuluswolkenbildung vorhanden sind, wie dies namentlich über Mooren, ausgedehnten Seengebieten oder Gebirgskesseln der Fall ist. Würde man den angedeuteten Entwurf nach südlicher Richtung hin erweitern, so würde man bei der Annäherung an die Alpen eine merkliche Vermehrung der Maximalgebiete angetroffen haben. Diese sind dadurch noch bemerkenswert, daß die eigentlichen Wärmegewitter dort oft ihren Ausgang nehmen, während ein anderer Typus häufig auftretender Gewitter, der sogenannten Wirbel- oder Böengewitter, an das Auftreten von Luftdruckwirbeln gebunden ist. Der Vollständigkeit wegen

[1]) Siehe das Faksimile auf Seite 139.

Digitized by Google

sei hierbei noch an eine andere Art von Gewittern mit böigem Charakter erinnert, die beim Vorübergange gewaltiger, kilometerlanger Luftwogen entstehen können; bei den letzteren findet aber im Gegensatze zu den vorher genannten Böengewittern kein Umspringen des Windes statt.

Um die Vergleichbarkeit der Gewitterverhältnisse unserer Heimat mit denen fremder Länder leichter zu gestalten, sollen zunächst einige Angaben über die bemerkenswertesten Merkmale der bei uns auftretenden Gewitter Platz finden. Nicht selten pflegen diese mehrere Tage hintereinander denselben Ort heimzusuchen; jedoch kann in einzelnen Jahren eine Steigerung eintreten, wie dies im südwestlichen Teile Preußens im Mai 1911 sowie im Juni 1914 und 1917 der Fall war; dies ist aus der beigefügten Übersicht erkenntlich. Danach ereignete es sich unter anderem bei einer Stationszahl von 294 Orten 19mal, daß an sieben aufeinanderfolgenden Tagen Gewitter auftraten.

Südwestliches Gebiet Mitteldeutschlands

	Stationszahl	Zahl der aufeinanderfolgenden Gewittertage 2	3	4	5	6	7
1911. Mai . .	492	507	174	31	22	15	1
1914. Juni . .	294	252	90	22	24	43	19
1917. Juni . .	348	434	150	48	10	16	—

Häufigkeit der Gewitter mit Millimeter Niederschlag im Jahr

	Höhe über dem Meere	ohne Regen	0,1—2,5	2,6—5,0	5,1—7,5	7,6—10,0	10,1—15,0	15,1—25,0	mehr als 25,0 mm
			Verteilung in Prozenten						
Schneifelforsthaus (Eifel)	657 m	38,1	30,0	8,7	8,1	6,6	3,2	4,9	0,6
Neuwied (Rhein) .	65 „	13,5	47,6	15,1	7,9	5,4	4,7	4,7	1,1
Schnepfental (Thüringer Wald) . .	363 „	18,7	44,6	11,4	9,2	6,1	5,7	2,8	1,6
Klaustal (Harz) .	578 „	21,6	43,2	14,8	7,0	4,7	4,7	2,6	1,5
Teterow (Mecklenburg)	16 „	25,6	40,6	12,9	7,1	4,2	5,3	3,2	1,1
Anklam	3 „	31,6	41,9	9,7	6,5	3,3	3,3	1,5	2,4
Kohlberg	2 „	19,5	49,5	10,4	8,0	5,3	3,8	2,4	1,3
Muskau	105 „	14,4	45,1	11,6	8,6	5,8	6,4	6,3	1,9

Digitized by Google

Eine andere kleine Tabelle[1]) gibt Aufschluß über die mittlere Niederschlagsmenge als Begleiterscheinung der Gewitter unserer Breiten. Die Auswahl der Orte ist so gewählt, daß sie eine möglichst verschiedene geographische Lage und ungleiche örtliche Verhältnisse aufweisen; im großen und ganzen können sie als Vertreter der Gegenden gelten, denen sie entnommen sind; selbstverständlich liegt den Angaben ein langjähriges Beobachtungsmaterial zugrunde. Danach sind die oft sehnsüchtig erwarteten Gewitterregen gar nicht sehr ergiebig und die Prozentzahl der Fälle, in denen die Mengen 10 Millimeter übersteigen, erreicht bei der größeren Zahl der genannten Orte noch nicht 10 Prozent. Dabei muß man sich vergegenwärtigen, daß fast die Hälfte aller Gewitter eine Dauer von einer halben Stunde an demselben Orte nicht überschritten und nur etwa 10 Prozent wenig über eine Stunde währten.

Ferner muß einer Begleiterscheinung Erwähnung geschehen, die Jahr für Jahr gewaltige Schäden an Feld und Flur herbeiführt, des Hagels. Indem ich auf eine demnächst erscheinende ausführliche Studie über die Häufigkeit der Hagelfälle bei Gewittern verweise, kann ich mich hier darauf beschränken, die Heftigkeit der dabei aufgetretenen Hagelfälle dadurch zahlenmäßig zu veranschaulichen, daß ich aus der preußischen Statistik die an besonders verlustreichen Tagen durch Hagel erzeugten Schäden aufführe und die Versicherungssummen der verhagelten Gebiete mitteile. Am 17. Juni 1904 betrug diese 9 226 000 Mark; am 4. Juli 1905 16 947 000 Mark; am 28. Juni 1906 8 956 000 Mark; am 21. Juni 1907 7 946 000 Mark; am 22. Mai 1908 7 904 000 Mark. Die Größe dieser Summen wird um so mehr überraschen, als die Ausbreitung des Hagels sowohl hinsichtlich der Frontentwicklung der Züge wie in deren Länge, soweit die Hauptrichtung der Bewegung in Betracht kommt, meist nicht bedeutend ist. Interessante Beispiele dafür bietet eine ausführlicher gehaltene Veröffentlichung des Preußischen Meteorologischen Instituts über die Gewitter in der zweiten Hälfte des Mai 1908. Nicht unbeträchtliche Verwüstungen verursachen oft die die Gewitter begleitenden Böen, die gelegentlich geradezu staunenerregende Kraftäußerungen entfalten. Nach sechsjährigen Beobachtungen beträgt die mittlere Zahl der Böengewitter im Küstengebiete westlich der Elbe 14 Prozent, in der Lüneburger Heide, Gohrde und Altmark 13 Prozent, in Schleswig-Holstein 12 Prozent, auf der pommerschen Seenplatte 10 Prozent aller dort vorkommenden Gewitter. Besonders große Beträge weist die Saalplatte mit 19 Prozent auf.

Zur Beurteilung der Blitzgefahr an den einzelnen Gewittertagen fehlt es an den erforderlichen Unterlagen, aber es unterliegt nach den bisherigen Erfahrungen keinem Zweifel, daß diese sehr wechselt und von der Dauer der Gewitter am Beobachtungsort nicht allein abhängt. Mit Recht sind die im Spätherbst und in den Wintermonaten nur kurze Zeit andauernden und mit großer Geschwindigkeit ihre Bahn verfolgenden Gewitterzüge gefürchtet; meist

[1]) Siehe nebenstehende Seite, zweite Tabelle.

Digitized by Google

kommen sie von der Nordsee und schlagen eine südöstliche Richtung ein. Ihr Auftreten ist an keine bestimmte Jahreszeit gebunden, während z. B. die sommerlichen Gewitter ihr Häufigkeitsmaximum zwischen 3 und 5 Uhr nachmittags besitzen.

Leider treffen in jedem Jahre häufig genug alle Umstände zusammen, um den Vorübergang eines Gewitters zu einem bedeutsamen Ergebnis zu gestalten. Dann gesellt sich zu den durch einen orkanartigen Sturm angerichteten Verwüstungen und der durch schweren Hagelschlag herbeigeführten Vernichtung der Feldfrüchte noch die durch die niedergehenden Regenmengen entstandene Überschwemmung bebauter Flächen, der oft Menschen und Vieh zum Opfer fallen. Glücklicherweise spielen sich derartige Vorgänge gewöhnlich nur auf einem engen begrenzten Gebiete ab.

Je nachdem nun die eine oder die andere der namhaft gemachten Begleiterscheinungen der Gewitter in verschiedenem Maße zur Wirksamkeit gelangt, kann sich der Gewitterverlauf in unseren Breiten sehr mannigfaltig gestalten, und in manchen Fällen wird man zur Auffassung verleitet werden, daß eine Steigerung des Vorganges kaum noch möglich ist. Wendet man indessen seine Aufmerksamkeit den Schilderungen der Forschungsreisenden zu, die ferne Zonen durchstreift haben, so kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß sich anderswo gelegentlich Naturereignisse unter Begleitung von elektrischen Entladungen abspielen, die alles hier Erlebte weit hinter sich lassen.

Während uns der Hinblick auf die zu bestimmter Tagesstunde bestehende Luftdruckverteilung in Europa unter Berücksichtigung des Ganges des Barometers am Wohnort eine gute Unterlage zur Beurteilung bietet, ob wir das Auftreten von Gewittern in Kürze zu gewärtigen haben, versagt dieses Verfahren völlig unter dem Äquator. In seinem Kosmos gibt Alexander v. Humboldt die auf seinen Reisen in Südamerika gemachten Erfahrungen in der folgenden Weise wieder: „Die stündlichen Schwankungen des Barometers, in welchen dasselbe unter den Tropen zweimal (9 Uhr oder 9¼ Uhr morgens und 10½ oder 10¾ Uhr abends) am höchsten und zweimal (um 4 Uhr oder 4¼ Uhr nachmittags und um 4 Uhr morgens, also fast in der heißesten und in der kältesten Stunde) am niedrigsten steht, sind lange der Gegenstand meiner sorgfältigsten, täglichen und nächtlichen Beobachtungen gewesen. Ihre Regelmäßigkeit ist so groß, daß man besonders in den Tagesstunden die Zeit nach der Höhe der Quecksilbersäule bestimmen kann, ohne sich im Durchschnitt um 15—17 Minuten zu irren. In der heißen Zone des neuen Kontinents, an den Küsten, wie auf den Höhen von mehr als 3900 Meter über dem Meere, wo die mittlere Temperatur auf 7 Grad herabsinkt, habe ich die Regelmäßigkeit der Ebbe und Flut des Luftmeeres weder durch Sturm noch durch Gewitter, Regen und Erdbeben gestört gefunden.“ Mit der gleichen Regelmäßigkeit vollzieht sich dort auf weitem Gebiete in den Nachmittagstunden einen großen Teil des Jahres hindurch das tägliche Auf-

Digitized by Google

treten von Gewittern, die sich durch starke elektrische Entladungen auszeichnen und meist von sehr ergiebigen Regenfällen begleitet sind. Hinsichtlich ihrer Entstehung erinnern diese elektrischen Vorgänge sehr an unsere „Wärmegewitter"; sie treten zu einer Zeit auf, in der der Passat nicht mehr weht, und bei der herrschenden Luftruhe kommt es dann leicht infolge der hohen Wärme und dem großen Feuchtigkeitsgehalte der unteren Luftschichten zu stark entwickelten aufsteigenden Strömungen. An der Küste (Para) vollzieht sich der tägliche Witterungsverlauf etwa in der folgenden Weise: Der angenehme Seewind, der sich gegen 10 Uhr morgens erhebt und je höher die Sonne steigt, mit der Hitze zunimmt, legt sich allmählich und hört zuletzt ganz auf. Die Hitze und die elektrische Spannung wird dann beinahe unerträglich. Im Osten steigen weiße Wolken auf, die sich in Massen sammeln und in ihren unteren Teilen immer dunkler werden. Fast mit einem Male wird der ganze östliche Himmel schwarz. Der Himmel bedeckt sich immer mehr, die Sonne verhüllt sich. Dann hört man das Rauschen eines starken Windes im Walde, der die Wipfel der Bäume schüttelt, helle Blitze zucken, der Donner rollt und der Regen stürzt in Strömen herab. Diese Gewitter gehen schnell vorüber und lassen bläulichgraue Wolken am Himmel zurück, die bis zum Abend regungslos am Himmel stehen. v. Hann bemerkt zu dieser Schilderung, daß sie auch auf unsere lokalen Sommergewitter, namentlich für die nachmittäglichen Gebirgsgewitter paßt, bei denen die hohe Zirrusstratusdecke noch einige Stunden nach dem Gewitter bewegungslos am Himmel sichtbar bleibt und sich erst nachts auflöst. Aber schon nördlich vom Amazonenstrom tragen diese Gewitter ein anderes Gepräge, und ein genauer Kenner dieser Gebiete, Schomburgk, pflegt sie als wahrhaft grauenerregend zu bezeichnen. Auch hier beginnen sie gewöhnlich am Nachmittage, wiederholen sich jedoch gegen Mitternacht und verkünden den Anbruch des Tages; diese letzteren übertreffen die vorhergegangenen an Heftigkeit; unter fürchterlichen Donnerschlägen gehen sehr beträchtliche Regenmengen nieder, die an einzelnen Tagen 80—100 Millimeter betragen. Die Blitze sollen jedoch selten zünden. Von Anfang Juni bis Mitte August wiederholen sich die elektrischen Vorgänge in wechselnder Intensität fast täglich. Im Gegensatze hierzu gibt es südlich vom Amazonenstrome Küstengebiete, wo die Gewitter selten sind, wie in Pernambuco und Bahia, von denen das letztere nur 16 Tage mit Gewittern aufweist. Hingegen zwischen Rio de Janeiro und Montevideo sind diese wieder sehr häufig und Fitzroy behauptet sogar, daß in keinem Teile der Welt es zuzeiten mehr Blitze gebe als an der Mündung des La Plata. Die Gewitter begleiten meist die Pamperos, jene kalten, an sich trockenen Südwestwinde, welche aus dem Innern Argentiniens kommen und oft einen sehr stürmischen Charakter tragen. In dem flachen Küstengebiete der Westküste Südamerikas sind elektrische Entladungen des Luftmeeres selten; aber in den angrenzenden Hochebenen Perus und im Gebiete der Anden treten sie namentlich zwischen November und Februar mit

Digitized by Google

furchtbarer Heftigkeit auf, die nach Tschudi jede Vorstellung übersteigt. In Höhen Perus von 3500 bis 4500 Meter beginnen sie zwischen 2 und 3 Uhr nachmittags und enden erst gegen 5 Uhr; in der tiefer gelegenen Waldregion treten sie nachts auf. Eine ausführlichere Darstellung über die Gewitter der Anden verdanken wir Piffis, dem das Nachstehende entnommen ist. Meist sind es die höchsten Spitzen dieser Gebirgskette, wie der Mercedario, der Aconcagua, der Tupungato, die vulkanischen Gruppen von Descabezado usw., um welche die Gewitter entstehen. Am Morgen bildet sich erst eine kleine Wolke an einem der höchsten Teile, welche sich rasch vergrößert, ihre Formen ändert und in kurzem zu einem Kumulus anwächst, dessen Basis sich ausdehnt, und der allmählich eine Bergspitze nach der anderen einhüllt, endlich auch die Hochtäler umfängt und am Nachmittage sich in einem Gewitter entladet. Diese Unwetter sind oft von fürchterlichen elektrischen Phänomenen begleitet. Die Blitze kreuzen sich fortwährend, und wenn es auch in diesen Hochregionen selten regnet, so fallen doch Schnee und Hagel. Diese sind derart mit Elektrizität geladen, daß dann am Boden eine starke Phosphoreszenz herrscht. Die großen Ungewitter in Chile dauern bis zu vier Tagen, aber nur während der ersten Stunden zeigen sich dabei elektrische Entladungen, die von beträchtlicher Intensität sind. Die Blitze sollen nicht selten den ganzen Zwischenraum zwischen den äußersten Vorbergen der Anden und den Gipfeln der Küstenkordilleren, also eine Entfernung von zirka 50 Kilometer, durchzucken.

An der Südspitze von Südamerika zeitigt das rauhe Klima nur wenige Gewitter, in einem Zeitraum von zwanzig Jahren wurden deren nur fünf beobachtet.

In Afrika bestehen ähnliche günstige meteorologische Vorbedingungen zur Bildung der Gewitter wie in Südamerika, deren Auftreten auch hier vornehmlich an die Regenzeit gebunden ist; mehrfach wird berichtet, daß an deren Anfang und Ende diese mit besonderer Heftigkeit aufzutreten pflegen. Im Seengebiet, Kongostaat, Kamerun, und noch nördlicher hinauf bis zu zirka 15 Grad nördlicher Breite begegnet man einer jährlichen Zahl von Gewittertagen, die fast stets über hundert liegt, nicht selten aber auch zweihundert überschreitet. Ein großer Teil dieser elektrischen Vorgänge zeichnet sich durch einen großen Reichtum an Blitzen, von denen viele zur Erde gehen, und große Niederschlagsmengen — 100 und mehr Millimeter an einem Tage — aus. Namentlich im westlichen Afrika, Senegambien, Liberia usw. sind die Gewitter häufig von heftigen Stürmen begleitet, die gefürchteten Tornados, die man mit unseren Gewitterböen vergleichen kann; auch diese Tornados bringen eine starke Abkühlung mit sich. Diese von Osten heranziehenden Stürme sind namentlich bei Beginn und gegen Ende der Regenzeit tägliche Erscheinungen; dementsprechend weist ihr jährlicher Verlauf zwei Maxima auf, deren zeitlicher Eintritt sich in den einzelnen Gebieten etwas verschiebt. In Senegambien und Sierra Leone fallen diese etwa auf September bis Oktober und Mai, in Liberia des letzteren schon auf März und April. Auffallend

Digitized by Google

ist, daß die Gewitter, welche stets in Westafrika von Osten nach Westen ziehen, im Hererolande niemals den Küstensaum überschreiten, sondern sich stets vor demselben auflösen. Seewärts erscheinen währenddem nicht selten Gewitter, die sich aber nicht der Küste nähern, sondern sich gewöhnlich parallel dieser nach Norden bewegen.

Obgleich die Zahl der Gewittertage beim Vorrücken vom Äquator nach Norden bis etwa 15 Grad Breite nicht merklich abnimmt, so macht sich doch schon vielfach hinsichtlich ihrer Dauer und ihrer Entstehung ein abweichendes Verhalten bemerkbar. Nach d'Abbadie, der während eines sechsjährigen Aufenthaltes in Äthiopien und in den angrenzenden Gebieten den Gewitterverhältnissen große Aufmerksamkeit schenkte, haben die Gewitter dort meist eine sehr kurze Dauer; sie weisen oft nur einen oder zwei Blitze und Donner auf und verschwinden dann wieder. Aber die Gewitter dieser Art pflegen tagsüber wiederholt aufzutreten. Sie entstehen selten über der Ebene; nach d'Abbadie bildet sich zunächst über einer Anhöhe eine Wolke, die allmählich an Größe zunimmt und dann der Ebene zuwandert, wobei sich die Gewittermerkmale mehr und mehr entwickeln. Während der sechs Jahre seines Aufenthaltes konnte jener 1909 Gewitter beobachten. Die Tage mit elektrischen Entladungen verteilten sich folgendermaßen über die einzelnen Monate: Juli 23, August 27, September 27, Oktober 13, November 11, Dezember 4, Januar 11, Februar 7, März 22, April 18, Mai 24, Juni 26.

Die Wüste Sahara ist nicht frei von Gewittern; es kommen daselbst solche von großer Heftigkeit vor, die von Hagelfällen mit sehr großen Hagelkörnern begleitet sind. Selten sind die elektrischen Erscheinungen im westlichen Teile der Wüste.

Als weiteres Beispiel ungewöhnlich großer Gewittertätigkeit im Jahr verdient die Umgebung von Buitenzorg hervorgehoben zu werden, wo nach Junghahn die Bewohner der Städte und Dörfer am nördlichen Fuße waldreicher hoher Berge an der großen Mehrzahl der Tage das ganze Jahr hindurch die heftigsten Donnerschläge wahrnehmen, die am häufigsten gegen 2 und 3 Uhr nachmittags den Luftkreis erschüttern, während sich, mit Hagelkörnern gemischt, die stärksten Platzregen entladen. Der Seewind führt hier Wasserdämpfe über die 5—10 Meilen breiten, vorzugsweise mit Sawahs, d. h. mit kleineren Wasserbecken bedeckten Ebenen zum Urwald hin, der die 2000—3000 Meter hohen Berge bedeckt, wo sie sich zu mächtigen Wolken zusammenballen und unter elektrischen Entladungen auflösen.

Durch gewisse Eigenschaften seiner Gewitter zeichnet sich Australien aus. Im Innern herrscht fast ständig Sonnenschein und wolkenloser Himmel, so daß sich hier eine heiße und trockene Luft vorfindet, die keine Gewitterbildung aufkommen läßt, während elektrische Entladungen in den Küstengebieten nicht selten beobachtet werden. Hier treten unter dem Einflusse schmaler, schnell vordringender Luftdruckminima schroffe Wechsel der Luftströmungen ein, indem an Stelle der heißen West- und Nordwestwinde plötzlich kalte Südwestwinde einsetzen, die sogenannten „Southerly bursters", welche einen sehr

Digitized by Google

stürmischen Charakter tragen und oft unter Blitz und Donner vorüberziehen. Auch die mit großer Heftigkeit auftretenden australischen Tornados, Willy Willy genannt, sind mit elektrischen Erscheinungen verbunden.

Gewitterreich ist die Küste Vorderindiens; aber weit bedeutungsvoller für das Land sind die im Busen von Bengalen entstehenden und die benachbarten Küsten sehr gefährdenden Wirbelstürme, die gleichfalls oft elektrische Entladungen aufweisen. Allerdings bilden weniger diese die wesentliche Gefahrquelle der Bewohner, sondern diese besteht vielmehr in der Erzeugung gewaltiger Meereswellen, die unerwartet über das Land hereinbrechen und mit einem Male viele tausend Menschenleben vernichten. Dieser Gattung von Stürmen gehören die Tornados Westindiens, die Taifune des chinesischen Meeres und andere Wirbelstürme von kleineren Dimensionen an, deren besondere Aufzählung unterbleiben kann. Daß diese Vorgänge auch in elektrischer Hinsicht manches Eigenartige bieten, zeigen die Berichte von Augenzeugen. Vom Orkan des 10./11. August 1831 wird aus Barbados gemeldet, daß „die oberen Regionen der Atmosphäre von ununterbrochenen Blitzen erleuchtet waren; aber diese lebhaften Blitze wurden an Glanz von den Strahlen elektrischen Feuers, welche nach allen Richtungen hin explodierten, übertroffen Feurige Meteore fielen vom Himmel, eines besonders von Kugelform und tiefroter Farbe." In Santa Cruz wurden während des Orkans 1772 Feuerkugeln wahrgenommen, welche allein die „zehnfache Dunkelheit" unterbrachen. Merkwürdige elektrische Erscheinungen begleiteten den Wirbelsturm vom 25. Juli 1825 auf Guadeloupe: „dort soll der Wind leuchtend gewesen sein und eine silberne Flamme, welche durch die Risse der Mauern und die Öffnungen der Schlösser drang, gab einen Schein, als stände der Himmel in Feuer." In anderer Hinsicht bemerkenswert sind die im Golf von Mannor auftretenden Gewitter, die ohne Regen und Donner verlaufen.

Größeres Interesse beanspruchen auch die Fälle, in denen, offenbar aus elektrischen Ursachen, die Wolken unter den Tropen plötzlich aufleuchten oder farbig erglühen. Diese Erscheinung tritt in verschiedener Weise auf. Die großen Kumulusgebilde heranziehender Gewitter sind manchmal mit einer dicht über den oberen Rändern schwebenden Aureole umgeben, welche durch ein bis drei konzentrisch angeordnete und mit feiner, radiärer Streifung gezeichnete Bogen gebildet wird. Diese Aureolen bleiben entweder ununterbrochen scharf sichtbar, oder wechseln an Deutlichkeit, oder entstehen und verschwinden, wobei sie in langsamer Folge von innen nach außen vorrücken. Bisweilen erblickt man geballte, in langen Reihen angeordnete Kumuluswolken bis zu 30 Grad über dem Horizont schwebend, die plötzlich in weißem oder rötlichem Licht mehrere Sekunden aufleuchten. Die Erscheinung wiederholt sich in längeren Pausen bald bei der einen, bald bei der anderen Wolke, ohne sich gegenseitig zu beeinflussen. Zuweilen sprühen auch derartig verästelte Blitze aus den einzelnen Wolken heraus, daß man diese Entladungen mit einem Blitzbündel vergleichen könnte; ein Geräusch wird dabei nicht wahrgenommen.

Digitized by Google

In der warmen Zone erweisen sich die Küstengebiete, wie auch aus den vorausgeschickten Ausführungen hervorging, oft als bevorzugte Gewittergebiete. Dies ist gewöhnlich da der Fall, wo die Seebrise die warme, wasserdampfreiche Luft dem Land zuführt und diese dann durch Gebirge zum Aufstieg gezwungen wird, wobei es zu starker Wolkenentladung (Kumulus) kommt. In den mittleren und höheren Breiten der nördlichen Halbkugel stößt man auf längere Küstenstriche, die zu gewisser Zeit dem Innern gegenüber einen verhältnismäßig großen Gewitterreichtum bekunden. Hierbei kommen solche Landstrecken in Frage, die von warmen Meeresströmungen bespült werden, wie Teile der Westküste Norwegens, der Ostküste Englands, der Süd- und Westküste Islands usw. Das warme Meereswasser gibt in der kalten Jahreszeit zur Bildung kleiner Luftwirbel Anlaß, die unter starker Wolkenbildung an der Küste entlang wandern und hier Gewitter von kurzer Dauer und kleiner Frontentwicklung erzeugen.

Obgleich es in den großen Kontinenten Asiens und Amerikas jenseits des 65. Breitengrades im Sommer noch zu Temperaturen bis zu 30 Grad Celsius und darüber kommt, sind doch Gewitter daselbst eine seltene Erscheinung. Von der Lenamündung (74. Grad nördlicher Breite), von Nishny Kolymsk (68. Grad nördlicher Breite) und noch einigen anderen sibirischen in ähnlicher Breite gelegenen Orten wissen wir, daß dort jährlich etwa ein bis zwei kurz andauernde Gewitter aufzutreten pflegen. Der geringe Gehalt der Luft an Wasserdampf und das Fehlen eines dynamischen Auftriebes erschweren die Bildung der Gewitterwolken. Nach Harris scheinen über dem 75. Grad nördlicher Breite hinaus nicht mehr elektrische Entladungen beobachtet zu sein. Es wäre durchaus verfehlt, daraus auf das Nichtvorhandensein starker elektrischer Kräfte in jenen Gebieten zu schließen.

Zum Schlusse möge noch eines ergötzlichen Vorfalls Erwähnung geschehen, bei dem die starke negative elektrische Ladung der Atmosphäre durch einen Wüstensturm eine Rolle spielt. Bei der Kabellegung durch das Rote Meer nahm Werner v. Siemens eines Tages Veranlassung mit seinen Ingenieuren die Cheopspyramide zu besteigen. Zur Zeit der Besteigung herrschte ein starker Sandsturm, so daß selbst die Spitze der Pyramide von Wüstenstaub eingehüllt war. Obenstehend vernahm v. Siemens ein merkwürdiges, zischendes Geräusch und beim Aufheben seines ausgestreckten Fingers über seinen Kopf entstand ein scharfer singender Ton, während er gleichzeitig im Finger eine prickelnde Empfindung verspürte. Der hervorragende Elektrotechniker erkannte sofort, daß es sich hier um einen elektrischen Vorgang handelte. Durch Umhüllung mit feuchtem Papier verwandelte er eine gefüllte Sektflasche mit einem metallisch belegten Kopfe in eine Leidener Flasche, die stark geladen wurde, wenn man sie hoch über den Kopf hielt. Man konnte aus ihr laut klatschende Funken von etwa einem Zentimeter Schlagweite ziehen.

Die v. Siemens als Führer dienenden Araber hatten die aus der Weinflasche hervorbrechenden Blitze mit Mißtrauen bemerkt. Sie hielten eine kurze

Digitized by Google

Beratung, und auf ein gegebenes Signal wurden die Begleiter von v. Siemens gepackt, um gewaltsam hinabbefördert zu werden. Als der Scheich mit derselben Anforderung an v. Siemens herantrat und dessen linke Hand schon erfaßt hatte, hob v. Siemens die Flasche hoch empor und senkte den Flaschenkopf langsam der Nase des Scheichs zu. Hierbei erhielt v. Siemens selbst eine heftige Erschütterung und er schloß daraus, daß der Scheich einen gewaltigen Schlag erhalten haben würde. Dieser fiel zunächst lautlos zu Boden, jedoch erholte er sich bald wieder und stürzte dann schreiend „Zauberei" in Riesensprüngen die Pyramide hinab.

Briefe von Friedr. Engels an Mutter und Geschwister

Mitgeteilt von

Gustav Mayer

(Schluß)

London, 28. Januar 1890.

Lieber Hermann!

Ich glaube, es wird doch nachgerade Zeit, daß ich mal wieder ein Lebenszeichen von mir gebe, um so mehr, als ein gelinder geschäftlicher Anlaß dazu sich einstellt. In Deinem letzten Kontokorrent nämlich hast Du mir Vergütung von F. E. & Co. Mark 79.40 gutgebracht. Das ist wohl die Auslage für die auf Rudolfs Wunsch notariell und konsularisch beglaubigte Vollmacht?

Sonst scheint alles zu stimmen . . .

Im übrigen kann ich mich nicht beklagen, mit meiner Gesundheit geht's recht gut, meine Augenschwäche hat sich ziemlich gelegt und braucht nur insoweit berücksichtigt zu werden, daß ich bei Licht nicht schreibe, was freilich im Winter genant ist. Essen und Trinken schmeckt mir noch immer, laufen kann ich auch noch ziemlich flott und gelte überhaupt für einen der jüngsten alten Männer in London. Dahingegen muß ich mich mit Rauchen sehr einschränken, weil mir das sowie der gute Wein und leider auch das Pilsner Bier die Herznerven etwas in Unordnung bringt, und das mir den Schlaf stört. Das dauert aber bloß vom Neujahr bis zum Frühjahr, dann nehme ich einmal Sulfonal die Woche und dann geht's auch während dieser schlechten Zeit — das Sulfonal ist alle von Bayer in Elberfeld — und sowie das Wetter gut wird und ich mehr an der Luft sein kann, geht's wieder besser, und dann kommt der Sommer, da geht's an und auf die See, und dann bin ich wieder obendrauf. Vorigen Sommer war ich erst vier Wochen in der Insel Wight, und dann 14 Tage in Schottland und Irland, die meiste Zeit auf dem Wasser, das bekommt mir immer am besten, seitdem es mit der Reiterei vorbei ist.

Digitized by Google

Wenn ich hier im Winter reiten und im Sommer seefahren könnte, dann wär' ich unbedingt wieder obenauf. Da das aber nicht geht, so muß ich mich mit dem Besteigen des Londoner Chimborasso, genannt Hampstead Heath, begnügen, der ungefähr so hoch über der See ist wie dein Haus in Barmen, nämlich 150 Meter. Glücklicherweise genügt das auch im Notfall, um den Humor im Gang zu halten.

An der Influenza bin ich bis jetzt glücklich vorbeigekommen, es ist aber eine wahre Plage hier, die Leute in meiner Straße fallen um wie die Fliegen, wenn sie auch schließlich meistens davonkommen, aber es scheint eine miserable Krankheit zu sein, die Leute werden alle so schrecklich melancholisch dabei, daß einem der Appetit dabei vergeht.

Nun mußt Du mir aber auch erzählen, wie es bei Euch aussieht, was Du und Emma machst und alle die Kinder und Kindeskinder, Rudolf, Hedwig und ihr nicht geringes Zubehör, die Blanks, die Engelskircher und der ganze zahllose und von hier aus gar nicht mehr zu übersehende Schwarm. Seit Rudolf Blank von hier weg ist, höre ich gar nichts mehr, namentlich da das Heiraten und der Kindersegen ein langsameres Tempo eingeschlagen zu haben scheinen; das waren doch sonst noch so gewisse Marksteine, an denen man einigermaßen abmessen konnte, was bei Euch vorging.

Mit herzlichen Grüßen an Emma und alle die Deinen, Rudolfs, Hedwig & Co. & Co.

Dein alter Friedrich.

*

(Postkarte.)

Drontheim, 8. Juli 1890.

Auf dem Sprung nach dem Nordkap abzusegeln, verfehle ich nicht, Dir ein Lebenszeichen aus Drontheim zu geben. Ich habe soeben den besten Hummer gegessen, den ich je gehabt, auch recht gutes Bier, auch einen großen Wasserfall gesehen, und werde 9 Uhr absegeln, zunächst nach Tromsö, dann Nordkap, dann zurück in einige norwegische Fjorde, und bin am 26. ds. wieder in der Themse. Das Wetter ist soweit ganz gut, nur gestern war es naß, heut wieder schön. Die Leute gefallen mir ganz gut, die Mädel tragen das Tuch über den Kopf wie bei uns, und man meint, man wäre ihnen schon einmal im Siebengebirge oder der Eifel begegnet. Aber die Feder ist abscheulich, und nur mit Mühe habe ich dies fertig gekritzelt. Viele Grüße an Emma und Deine Kinder, Rudolf, Mathilde, Hedwig usw.

Dein Friedrich.

*

(Postkarte.)

22. September 1890.

Lieber Hermann — als Dein Brief vom 20. Mai hier ankam, stand mir der Besuch meines Dubliner Weinhändlers gerade bevor, ich wollte ihn also

Digitized by Google

behufs mündlicher Absprache abwarten, zufällig aber kam der Mann erst Ende Juni, wo ich wegen meiner Abreise überschäftigt war, und da vergaß ich Deinen Sherry, bis ich vor ein paar Tagen durch Wiederansicht Deines Briefes, und heute abermals durch Deinen neuen Brief daran erinnert wurde. Schaden habt Ihr dadurch nicht erlitten, die Reise in der heißen Jahreszeit hätte dem Wein kein gut getan und reist er jedenfalls sicherer. Ich schreibe sofort nach Dublin und werde sehen, was zu machen ist. Einen guten Wein besorgt Euch Brett sicher, ich habe von den letzten guten Jahrgängen Bordeaux und Port wieder eine 50/60 Dutzend eingelegt; Sherry brauche ich nicht viel, aber auch da ist der Mann zuverlässig. Also baldiges Näheres. Ich war noch vier Wochen in Folkestone am Kanal und befinde mich äußerst wohl und munter, wollen hoffen, daß es dauert! Viele Grüße an Dich und die Deinigen.

Dein alter Friedrich.

*

London, 29. Januar 1892.

Lieber Hermann!

Man pflegt von den Frauen zu sagen, daß sie die Hauptsache, die sie zu erzählen haben, nie in den Brief, sondern immer ins Postskriptum setzen; uns alten Schmökern geht's aber noch schlimmer — nämlich kaum war mein gestriger Brief auf der Post, da fiel mir erst das Wichtigste ein. Es herrscht nämlich augenblicklich bei mir eine mit dem Geldüberfluß auf dem Londoner Markt seltsam kontrastierende Geldklemme, und da ich bis 1. März nur kleine Dividenden zu erwarten habe, so wäre es mir lieb, wenn Du mir dieser Tage zirka 30 Pfund Sterling gegen meinen Saldo bei Euch remittieren wolltest. Ich komme dann gut aus, von März bis Juni kommen mir die Gelder wieder flott ein.

Herzliche Grüße von Deinem Friedrich.

*

London, 4. Februar 1892.

Lieber Hermann!

... Das Geld war mir allerdings recht bequem, nach den Weihnachtsausgaben ist Januar, Februar immer für mich die knappe Zeit, wo ich haushalten muß. Eine offizielle Empfangsanzeige an die Firma ist wohl nicht nötig?

... Sehr gefreut haben mich die vielen Nachrichten von Hause und daß es Euch allen im ganzen doch recht gut geht. Daß Hedwig mir auch wieder mal schreiben will, freut mich sehr, wenn Du sie nächstens siehst, sag' ihr, bitte, ich hätte mir das aufs Kerbholz geschnitten und würde sie beim Wort halten.

Nun noch besten Dank für die Bilder! Ihr seht ja noch ganz flott aus, namentlich Emma, und Du bist auch nicht bedenklicher geworden, als vor Jahren schon, und weiß der Kuckuck, Du und ich, wir sehen immer so gar ernst auf den Photographien aus. Ich revanchiere mich, indem ich zwei bei-

Digitized by Google

lege von mir, die allerdings schon vor einem Jahre (Februar 1891) genommen sind, aber ich glaube nicht, daß seitdem viel Änderung eingetreten — wenn die anderen auch welche wollen, so stehen sie ihnen mit Vergnügen auf Gegenseitigkeit zu Gebot.

Ich weiß nicht, ob Euer Einkommensteuerdeklarationsverfahren (13 Silbenwort!) viel anders ist als das hiesige, aber hier ist man das seit über 40 Jahren gewohnt, und unter uns gesagt ist mir noch nie ein Fall vorgekommen, wo eine Firma ihr richtiges Einkommen deklariert hätte; meist 30, 40, 50 Prozent und mehr darunter. Das geht alles durch, denn, sowie die Regierung einer Firma wegen Unterdeklaration Schwierigkeiten macht und die Vorlage der Bücher verlangt — wozu sie das Recht hat —, schreit die ganze Kaufmannswelt über inquisitorisches Verfahren, und die ganze Presse skandaliert. Das einzige, was die Regierung praktisch tun kann, ist, den Einschätzungsansatz selbst nach eigenem Ermessen heraufzusetzen; will dann der Beteiligte das nicht akzeptieren, so muß er selbst die Bücher vorlegen. Das geht dann oft durch, macht die Regierung dies Manöver aber einmal beim Unrechten, der in der Tat im laufenden Jahr einmal ausnahmsweise nicht mehr verdient hat als den seit Jahren deklarierten Satz — dann geht die Schreierei wieder los. Und so ist die Kaufmannschaft ziemlich geborgen, aber wir armen Rentiers müssen bluten, 1. zieht man uns schon von den Dividenden, Hypothekenzinsen usw. die Steuer ab, ehe wir das Geld erhalten, 2. wehe uns, wenn wir etwaige sonstige Einkommenquellen haben und sie nicht freiwillig der Steuerbehörde anzeigen, ja uns nicht mit der Anzeige förmlich aufdrängen. Die 18 oder 24 Pfund Sterling, die ich wegen meines Einkommens drüben expreß jährlich anzuzeigen habe, machen mir mehr Last als all das übrige zusammen — was die Steuer angeht. Darum wäre ich Dir sehr verbunden, wolltest Du mir meine so früh wie möglich einsenden, am 1. Mai kriegen wir die Formulare und am 20. müssen sie ausgefüllt zurückgebracht werden, und im Fall von Schikanen müßte ich gerade den Kontokorrent als Belegstück vorlegen, es muß also damit stimmen.

Mit herzlichen Grüßen an Euch alle in Ober- und Unterbarmen.

Dein alter Friedrich.

*

(Postkarte.)

17. Februar 1892.

Lieber Hermann!

Es ist mir ganz recht, wenn Du mir den Kontokorrent schon vor dem 30. April schickst, ich möchte in diesem Fall aber um gef. Anzeige per Postkarte bitten, nachdem die betreffende Dividende eingegangen, und wieviel sie beträgt. Das erledigte alles aufs beste.

Hier haben wir seit gestern prächtiges deutsches Winterwetter mit Schnee und Kälte, ich war heute in Richmond einen alten kranken Freund besuchen,

Digitized by Google

und nachher in der Stadt, das Wetter hat mir die Nerven ordentlich aufgefrischt, und der Pschorrbräu, den ich darauf getrunken, mir wunderbar geschmeckt. Gruß an Emma und alle anderen. Dein Friedrich.

*

London, 12. Juli 1892.

Lieber Hermann!

Besten Dank für Brief vom 23. Juni — die Dividende Schaafhausen ist Euch dankend belastet. Gratuliere zur italienischen Reise, die werde ich auch wohl noch einmal machen.

Heute frage ich bloß an, wer von Euch so gegen 10. bis 12. August in Engelskirchen sein wird, und ob Ihr mich um die Zeit für ein paar Tage dort gebrauchen könnt. Ich werde dann wohl wieder einmal den Kontinent besuchen, und zwar schwerlich nach Barmen kommen, möchte aber doch einmal wieder etwas Engelskircher Luft einatmen. Sei so gut und sprich nicht von der Sache, wo es nicht nötig, sonst möchten einige mich auch nach Barmen haben wollen, und das könnte mir in meine sonstigen Pläne nicht passen.

Im übrigen geht es mir recht gut, aber ich fange doch auch an, das Bedürfnis nach einer Ausspannung zu fühlen. Das ist nun einmal so hier in London, im Juli wird's hier schwül und unerträglich, und da reißt's einen hinaus in die Ferne. Aber ich habe noch einen ganzen Haufen dringender Arbeit abzumachen.

Herzliche Grüße an Emma und Deine Kinder und Enkel.

Dein Friedrich.

*

Ryde, Isle of Wight, 28. Juli 1892,
The Firs, Brading Road

Lieber Hermann!

Besten Dank für Deine Briefe, es tut mir leid, daß meine Pläne sich mit den Eurigen etwas kreuzten; ich war aber wegen anderweitiger Abmachungen mehr oder weniger an ein fixes Datum gebunden, und konnte auch daran nicht gut rütteln, ehe ich nicht von Dir positiven Bescheid erhalten. Jetzt ist alles in Ordnung, ich werde am 12. (wahrscheinlich mit dem ersten Zug von Köln) eintreffen, falls ich nicht Gegenteiliges melde, und jedenfalls von Köln telegraphieren.

Seit gestern bin ich hier und denke bis zum 9. oder doch 8. August hier zu bleiben. Es ist prachtvolles Wetter, wolkenlos, 16—17 Grad Reaumur, frischer Ostwind, vor den Fenstern Blumen und schöne Bäume, wunderbare Luft, kaum ein Kilometer von der See, und doch fast 200 Fuß Höhe, unter Hügeln und Büschen.

Also bis nächstens! Einstweilen herzliche Grüße an Emma und die Kinder.

Dein alter Friedrich.

*

Digitized by Google

Ryde, 8. August 1892,
The Firs, Brading Road

Lieber Hermann!

Meine Reise, nach all den Vorbereitungen und der Korrespondenz, ist schließlich zu Wasser geworden. Mein altes, ursprünglich bei einem Sturz mit dem Pferd beim Fuchsjagen kontrahiertes, vor zehn Jahren unangenehm gewordenes, seit fünf Jahren eingeschlummertes Leistenleiden ist plötzlich wieder lebendig geworden, und die Bandagen wollen nicht mehr helfen, ein Gang von etwa zwei englischen Meilen = drei Kilometer am Samstag hat mich zu fernerem Gehen fast unfähig gemacht. Ich kenne die Geschichte, ich muß vier Wochen absolute Ruhe und Enthaltsamkeit von Bier und Wein haben und dann ist alles in Ordnung, aber von Reisen ist keine Rede. Ich schrieb gestern an Rudolf nach Barmen, falls Du noch da sein solltest, heute diese paar Zeilen nach Engelskirchen.

Es tut mir ungeheuer leid, daß es so gekommen. Aber es ist mal nicht anders, ich muß mich drein finden. Also bleibe ich hier (Adresse umstehend) bis Ende August.

Postschluß. Herzliche Grüße an Euch alle.

In Eile Dein Friedrich.

*

London, 26. Januar 1893.

Lieber Hermann!

Was zum Kuckuck ist los? Gestern kam erst ein Telegramm aus Wien, dann eins aus Dresden, dann 5 Uhr morgens eins aus Neuyork, und heut morgen 11 Uhr das Deinige — alle nach meiner Gesundheit sich erkundigend. Nun bin ich wohler als seit langer Zeit, kann wieder eine englische Meile weit marschieren, habe während der Weihnachtszeit des Guten eher zu viel als zu wenig getan, bin vortrefflich aufgelegt und arbeitsfähig, und da soll ich auf einmal ernstlich krank sein!

Ich telegraphierte Dir gleich zurück: Bin ganz wohl und munter, und bestätige dies hiermit; im nächsten Sommer hoffe ich Euch den augenscheinlichen Beweis davon liefern zu können.

Grüße alle Geschwister herzlich, dito Emma und Deine Kinder und Kindeskinder und schließlich auch Dich selbst

von Deinem alten Friedrich.

*

Hottingen-Zürich, 16. August 1893,
Merkurstr. 6.

Lieber Hermann!

Seit gestern bei Anna Beust eingezogen, komme ich endlich soweit aus dem Trubel[1]) heraus, daß ich Dir schreiben kann. Ich hatte eine ganz nette

[1]) Engels war zum internationalen Sozialistenkongreß nach Zürich gereist.

Digitized by Google

Fahrt, erst staubte es recht erfreulich, dann regnete es gerade genug, um den Staub in den Kleidern festzusetzen. In Zürich brachte man mich ins Hotel Baur en ville, wo ich sehr gut untergebracht, aber nie zu Hause war, dann endlich Samstag abend war das Schwerste überstanden und es entwickelte sich allmählich eine maßvolle Kneiperei (das Maßvoll nicht in zwei Worten: Maß voll zu lesen, es gab nur halbe Liter) in Anknüpfung an Wasserpartien auf dem See. Der Elsbeth sage, daß die Leute hier auch schon entdeckt haben, was für ein Talent zum Brummen ich habe, Bebel schrieb neulich auf einer Postkarte, ich hätte den ganzen Abend nichts getan als vor Vergnügen gekmurrt.

Zürich hat sich sehr herausgemacht und übertrifft selbst Barmen. Dort war früher jedes dritte Haus „Wirtschaft"; hier aber sind in je zwei Häusern drei Wirtschaften. Beusts wohnen sehr nett mit wunderbarer Aussicht von einem Riesenbalkon, worauf man Bälle geben könnte. Anna Beust hat sich famos gehalten, ist eine der schönsten alten Frauen, die es gibt, dabei lebhaft und witzig, gescheit, energisch, resolut, es ist ein Vergnügen, bei ihr zu sein. Ihr Sohn Fritz führt die Schule, und der andere, Adolf, hat eine recht gute medizinische Praxis, beide haben nette Frauen und je zwei lebhafte lärmende Jungens. Adolf wohnt im Hause, Fritz hat sich ein Haus dicht nebenan gebaut.

Nächste Woche werde ich wohl mit Bebel etwas ins Gebirg gehen, doch komme ich in zirka acht Tagen wieder, gegen den 3., 4., 5. September reisen wir dann nach München und Wien.

Auf dem Kongreß waren drei bis vier Russinnen mit wunderschönen Augen, ungefähr wie Deine Schwägerin Berta sie hatte, als ich sie in Altenahr vor Jahren sah. Aber mein eigentliches Schatzerl war doch ein allerliebstes Wiener Fabrikmädel, reizend von Angesicht und liebenswürdig von Manieren, wie man's selten findet. Ich werde es dem Bismarck nie verzeihen, daß er Österreich aus Deutschland ausgeschlossen hat, schon der Wienerinnen wegen.

Hotel Bellevue, höre ich hier, soll keins der besten sein. Hoffentlich habt Ihr's doch gut getroffen. Laßt mich mal wissen, wie's Euch gegangen ist. Mit herzlichen Grüßen an Emma, Elsbeth, Walter und Dich selbst.

Dein altes „Unkraut vergeht nicht" Friedrich.

Ihr könntet übrigens Anna Beust auch mal besuchen, seit Jahren sieht und hört sie nichts von Euch.

London, 12. Januar 1895
41, Regents Park Road NW.

Lieber Hermann!

Also endlich! Doch ich habe keine Zeit, mich zu entschuldigen. Vor allem meinen Dank für Deine Mitteilungen, die mich wieder einigermaßen au fait gesetzt haben. Ich revanchiere mich, indem ich Dir auch gleich allerlei erzähle. Vor allem entdeckst Du aber eine veränderte Adresse. Dies trägt sich zu, wie folgt.

Digitized by Google

Vor etwa über einem Jahr verlobte sich meine Hausgenossin Frau Kautsky mit einem Landsmann, einem jungen, äußerst tüchtigen Wiener Arzt Dr. Freyberger, der sich seit zwei Jahren hier niedergelassen hat; und bald trat das Verlangen ein, der Verlobung ein Ende zu machen durch eine Heirat. Da ich aber kein Verlangen hatte, mich auf meine alten Tage in fremde Hände zu überliefern, so arrangierten wir uns, alle drei zusammenzuziehen, und damit kam das Bedürfnis für ein größeres Haus. Einstweilen heirateten die jungen Leutchen anfangs Februar, und wir blieben in 122, fanden aber bald ein sehr schönes, großes und ausnehmend wohlfeiles Haus in einem weit besseren Teil derselben Straße, und nahmen es. Seit Anfang Oktober sind wir darin, und Anfang November beschenkte Luise mit seltener Pünktlichkeit ihren Herrn Gemahl mit einem kleinen Mädchen.

Das Haus liegt etwa 500 Schritt näher zur Stadt hin, 100 Schritt von Primrose Hill und weniger vom Eingang zum Regents Park, hat unten im basement außer Küche usw. ein gemütliches Frühstückszimmer, zu ebener Erde Salon und Speisezimmer, wo man bequem 24 Menschen am Tisch haben kann, auf dem 1. Stock vorn heraus mein Arbeitszimmer — drei Fenster Front und doch recht gut zu heizen —, nach hinten mein ebenfalls großes Schlafzimmer; 2. Stock: 4 Zimmer, die die Familie Freyberger bewohnt, 3. Stock dito 4 Zimmer für Mägde, Fremde, Rumpelkammer usw. Vorn ein Gärtchen, hinten ein größeres, für hier schon ganz nettes. Das Ganze kostet jährlich 85 Pfund Sterling, wo ich früher 60 Pfund Sterling zu zahlen hatte! Das Geheimnis ist, daß der Landlord in Lancashire wohnt und kein Geld auslegen, sondern nur welches einnehmen will. Ich habe also zirka 200 Pfund Sterling für Reparaturen vorgeschossen und zahle dafür während $2^1/_2$ Jahren keine Miete, wohne das Geld ab. Der letzte Bewohner, ein Arzt, zahlte 130 Pfund Sterling, da siehst Du, wie hier der Wert von Häusern schwankt.

Diese Hausgeschichte wickelte sich im Lauf des Sommers ab, und da ich das Haus auf eine lease von sieben Jahren mit dem Recht der Erneuerung auf weitere sieben Jahre nahm, so war dieserhalb und wegen der Sicherstellung meines Vorschusses eine langwierige Advokatenverhandlung nötig, die mich hinderte, mich weit von London zu entfernen. Ich bin also bloß etwa fünf Wochen in Eastbourne an der Südküste gewesen. Das ist doch der schönste Seeplatz, den ich kenne, es wird in der Tat schon eine Seevorstadt von London für Leute, die nicht öfter als ein paarmal die Woche hierher nach London zu kommen brauchen.

Bitte gratuliere Elsbeth nochmals nachträglich zu ihrer Verlobung und Walter zum hoffentlich glücklich bestandenen Examen. Ich bin Walter eigentlich noch einen Brief schuldig, aber die Entschuldigung dafür muß ich ihm leider auch schuldig bleiben, ebensogut wie Dir. Nix for ungut!

Also nun zum Sherry. Les jours se suivent et ne se ressemblent pas, und so geht's mit den Weinjahren. Den alten Sherry wieder zu verschaffen, das geht über unsere Kräfte. Ich wartete auf den Besuch von Brett,

Digitized by Google

meiner Quelle, er kam aber viel später als gewöhnlich. Nun habe ich ihn gebeten, mir drei Probeflaschen vom Sherry, so ähnlich wie möglichst dem ersten Dir gesandten, in drei Qualitäten zu schicken. Das Kistchen ist soeben angekommen. Ich bringe es Montag auf die Continental Parcels Express, Du wirst es wahrscheinlich per Fahrpost erhalten, für den internationalen Postverkehr überschreitet es die Gewichtsgrenze von sieben Pfund. Ich würde Dir nun raten, beim Probieren von der Dir gefälligen Sorte eine halbe Flasche abzuziehen und dort zu behalten. Die Flaschen sind numeriert 1, 2, 3, die Angabe der Nummer genügt zur Bestellung. Preis für alle drei 42 Pence das Dutzend oder 3—6 Pence die Flasche franko London; Versendung würde ich, wenn nicht anders instruiert, per direkten Dampfer nach Köln oder Düsseldorf besorgen.

Noch eins. Da jetzt weniger Zahlungen für meine Rechnung drüben zu machen sind, summiert sich mein Saldo bei Euch wieder mehr. Der Umzug hat auch Geld gekostet, außerdem Vorschuß an den Landlord, wenn Du mir also im Lauf dieses Monats sage 40 Pfund Sterling kannst zukommen lassen, so wird's mir angenehm sein.

Zum Schluß kann ich Dir die angenehme Mitteilung machen, daß ich endlich ein alter Mann geworden bin. Voriges Frühjahr hatte ich eine Bronchitis, die, so leicht sie war, doch unter sechs Wochen nicht weggehen wollte; und ferner habe ich im letzten Jahr viel an Magendrücken, Verstopfung usw. gelitten. Da hab' ich's Freyberger endlich wohl glauben müssen, daß ich mir die alten Sparsitzen nicht mehr erlauben darf. Und wenn mich, vor dem Spiegel, eine um sich greifende Glatzenkrone immer verächtlicher ansieht, so kann ich mich nicht länger vor der Einsicht verschließen, daß 74 und 47 zwei sehr verschiedene Dinge sind. Essen und Trinken sind sehr beschränkt worden, und auch gegen Erkältung muß ich allerhand ungewohnte Schutzmaßregeln mir gefallen lassen. Nun, es muß auch so gehen, der Humor geht mir darum doch nicht aus.

So, jetzt hab' ich mich hoffentlich revanchiert. Bitte grüß Emma und Deine Kinder und Enkel, sowie Rudolf und Hedwig nebst Familie herzlich.

Stets Dein alter

Friedrich.

*

London, 8. Februar 1895.

Lieber Hermann!

Dein Brief vom 23. kam hier an gleichzeitig mit dem schönen Frostwetter, welches der Versendung von Wein einen argen Streich spielt. Nichtsdestoweniger habe ich Deinen Sherry in Dublin bestellt, aber mir vorbehalten, die Versendungsorder erst zu geben, wenn der Rhein wieder offen und Wein der Gefahr, unterwegs zu gefrieren, enthoben ist. Ich habe da auch einen gelinden Schrecken ausgestanden, hatte fünf Kisten = 15 Dutzend Portwein und Bordeaux von Dublin unterwegs und zirka 48 Stunden dem sie über-

Digitized by Google

raschenden Frost ausgesetzt. Wie es scheint, ist es aber gut gegangen, was ich bis jetzt davon probiert, hat nicht gelitten, und die Ruhe in meinem famosen Weinkeller — gleichmäßige Temperatur und Raum für fast 100 Dutzend in acht gemauerten Abteilungen — wird den Rest tun. Wir haben hier seit langen Jahren wieder mal einen richtigen kontinentalen Winter. Warm, frühlingswarm bis Neujahr, daß alle Sträucher knospen, dann kalt und seit fast drei Wochen anhaltend starken Frost (8—10 Grad Celsius = 6—8 Grad Reaumur Frost des Nachts) und Schnee. Wenn der Nordost weht, bitter kalt, wenn aber, wie gestern und heute, wenig Wind, dann wunderschön. Glücklicherweise haben wir immer soviel Wind, daß kein Nebel entstehen kann, und dabei prachtvollen blauen Himmel.

Deine Mühseligkeiten infolge von Essereien, Trinkereien und Tänzereien nebst Ständchen mit Ulanenmusik weiß ich vollkommen zu würdigen. Man nennt dies hier the social treadmill, die gesellschaftliche Tretmühle, und so amüsant das auch manchmal in jüngeren Jahren ist, so fatal wird's einem, wenn man älter wird. Ich sträube mich auch mit Händen und Füßen dagegen, um die Weihnachtszeit kommt unsereiner aber auch hier nicht ganz daran vorbei.

Die 40 Pfund Sterling habe ich von Wilhelm Pf. richtig und dankend erhalten.

Übrigens habe ich diesmal die Tretmühle der Feiertage besser überstanden als sonst, weil ich mich wirklich in acht genommen habe, und fühle mich gerade bei dem heimatlichen Frostwetter besser als seit langer Zeit. Habe auch mein neues Studierzimmer auf seine Erwärmungsfähigkeit bis aufs äußerste durchprobieren können, denn nicht nur ist die außerordentliche Kälte da, sondern obendrein sind die beiden Nebenhäuser beide leer, also ungeheizt, und mein Zimmer stößt an beide Scheidemauern an. Und doch hab' ich's warmhalten können. Erst gestern fror ich ein bißchen, aber wenn die Not am größten, ist die Hilfe am nächsten, da kam Rudolfs Schlafrock angesprungen, und ich sprang sofort in denselbigen.

Über meine Hausgenossen kannst Du Dich bei Oskar Jaeger erkundigen, der sie beide bei mir getroffen hat, als er das letztemal bei uns war, Freyberger war damals gerade auf Freiersfüßen den Abend gekommen.

Eben habe ich eine Deputation des Kommunalsteuerausschusses im Hause gehabt, die Herren wollen sich überzeugen, daß ich wirklich nicht mehr als 85 Pfund Sterling für das Haus zahle, da der letzte Mieter 130 Pfund Sterling zahlte und das Haus für 110 Pfund Sterling Jahresmiete besteuert wurde, wogegen ich natürlich protestierte. Ich habe den Herren alle Dokumente vorgelegt und werde nun sehen, was sie tun. Da dicht neben mir von acht Häusern vier leerstehen, werden sie hoffentlich barmherzig mit mir verfahren.

Also 1½ Dutzend Nr. 1 und 1½ Dutzend Nr. 2 Sherry laut Probe hab' ich bestellt.

Digitized by Google

Da Du weiter nichts schreibst, nehme ich an, daß Walter sein Examen glücklich bestanden hat und gratuliere ihm dazu. Und der Elsbeth gratuliere ich noch viel mehr zu ihrer bevorstehenden Hochzeit, sie soll mich aber auch den Tag wissen lassen, damit wir hier uns auch auf ihre und ihres Bräutigams Gesundheit etwas zugute tun können.

Also viele Grüße an Emma und alle Deine Kinder, Schwieger- und Kindeskinder.

Dein alter Friedrich.

Den Sherry zahle ich nächsten Mai und belaste ihn unter Aufgabe.

London, 20. März 1895
41, Regents Park Road.

Lieber Hermann!

Vielen Dank für Eure freundliche Hochzeitseinladung, von der ich leider keinen Gebrauch machen kann. Ich bin — abgesehen von anderen Abhaltungen — wieder einmal von meinem Frühjahrsleiden geplagt, das mich nun seit vier, fünf Jahren regelmäßig um diese Zeit auf ein paar Wochen lahmlegt. Etwas Ruhe wird die Sache wohl wieder in Ordnung bringen und mir erlauben, morgen über acht Tage ein Glas vom Besten auf Elsbeths und ihres Bräutigams Wohl zu leeren, was gewissenhaft erfolgen soll.

Sonst geht's mir gut, ich habe mich jetzt so ziemlich an die einem alten Herrn geziemende Haus- und Magenordnung gewöhnt, so sehr, daß ich jede Abweichung sofort an allerhand kleinen Beschwerden spüre und den wohlgemeinten, aber ernstlichen Rat erhalte, dergleichen bleiben zu lassen. Ich hätte mir nie vorgestellt, daß die Pedanterie einem noch einmal als Lebens- und Sittenpflicht oktroyiert werden kann.

Nun, ich hoffe, Ihr werdet auch ohne mich den Tag recht fröhlich und heiter verbringen, wünsche Elsbeth recht viel Glück zu ihrem neuen Ehestand nebst einer sich mehr durch Gesundheit als durch Anzahl auszeichnenden Nachkommenschaft.

Viele Grüße an Emma und alle Kinder

Dein alter Friedrich.

*

London, 12. April 1895
41, Regents Park Road NW.

Lieber Hermann!

Von dem Sherry habe ich seit Absendung nichts weiter gehört, ich weiß nur, daß die beiden Kölner Dampfer „Energie" und „Industrie" gleich nach dem Frost als hier eingelaufen angezeigt wurden — die Abfahrten von hier sind in den Zeitungen schwer zu verfolgen, so daß ich nicht weiß, ob schon beide — und wann — wieder zurück sind. Sollte der Wein nicht im Laufe nächster

Digitized by Google

Woche ankommen, so bitte schreib' mir eine Postkarte und ich werde nachforschen.

Daß Eure Hochzeit so lustig verlaufen und es dem Pärchen auf der Reise gefällt, hat mir viel Freude gemacht. Die 80 Pfund Sterling gehen in Ordnung. Hoffentlich ist Dein Rest Influenza auch flöten gegangen, ich bin glücklich daran vorbeigekommen, fange auch langsam an, wieder spazierenzugehen.

Besten Dank wegen der Nachricht über die Schaafhausen. Ich übernehme die zugeteilten 1000 Mark à 120 Prozent gern. Für die erste Einzahlung von 700 Mark reicht mein alter Saldo vom 30. April 1894 auch nach Abzug der 40 Pfund Sterling[1]) von B. P. & Co. überreichlich aus, für die Restzahlung von 500 Mark werden Zinsen und die letzte Dividende Schaafhausen so ziemlich annähernd genug sein; sollten einige Mark fehlen, so seid Ihr wohl so gut sie bis zur nächsten Dividende vorzuschießen, d. h. wenn diese meine Rechnung kein Loch hat, in welchem Falle ich um Nachricht bitte.

Auch die Umwandlung in Appoints à 1000 Mark wäre mir ganz recht, wenn sie sich ohne einen unbequemen oder schadenbringenden Rest machen läßt, was ich bis jetzt nicht fertig bringe, solange die sämtlichen Appoints entweder auf 1000 oder 450 lauten müssen. Wenn's also nicht geht, dann lieber nicht. Vielleicht gibt's aber doch einen Ausweg.

So, nun hast Du die gewünschte umgehende Antwort. Hier ist seit vier Tagen wunderbares Frühlingswetter, alles kommt über Nacht aus der Erde oder den Knospen, warmer Sonnenschein bei Tag, ganz das Gegenteil des echten englischen Aprilwetters mit grauem Himmel und schneidendem Nordost.

Vorigen Montag hab' ich zum erstenmal in meinem Leben einem Zahnarzt 10/6 Pence bezahlt dafür, daß er mir zwei alte Stummeln herausgenommen hat. Jetzt hab' ich nur noch 17 Zähne, alle vorne, soweit komplett, aber nichts definitiv. Werde doch vielleicht ein Gebiß einlegen müssen!

Herzliche Grüße an Euch alle

Dein Friedrich.[2])

---

[1]) Ein Wort unleserlich, weil perforiert.

[2]) Friedrich Engels starb am 6. August 1895.

Digitized by Google

Aus dem Lager der Besiegten

Briefe Franz v. Roggenbachs aus den Herbsttagen der ersten deutschen Einheitsbewegung

Von

Paul Wentzcke

(Fortsetzung)

(21. Mai 1849).[1])

Eben erhalte ich Ihren Brief, der mich an die eingegangene Verbindlichkeit erinnert, welche ich drauf und dran war zu vergessen, durch kein zuströmendes Ereigniß an ihre Erfüllung gemahnt. Die Pfingsttage bringen in die ganze Politische Welt eine wohlthuende Ruhe, welche nur durch die Spannung gewürzt ist, worin die bestimmte Aussicht morgen im Staatsanzeiger das preußische Wahlgesetz und die deutsche Verfassung zu lesen, alle, selbst die an jeder Hoffnung schiffbrüchigen versetzt.

Es wurden alle Minen springen gelassen, um den Zutritt von Baden, als des Chorführers der 28, vor der Publication zu erhalten. Die Piepmayer[2]) des bad(ischen) Minist(eriums) ließen sich nicht ausreden, daß es für sie ganz unthunlich sey, einmal auf die Berliner Verfassung vorher einzugehen und dann direkte Hülfe von Preußen in Anspruch zu nehmen. — Dusch[3]) wollte durchaus alle Extreme vermeiden und die Formen wahren [ein für Charakterlosigkeit patentirtes Wort]. Sein Gesuch war daher an die Centralgewalt gerichtet und lautete, dieselbe möge die preußische Hülfleistung vermitteln. Bei Kamptz[4]) fand dieses so formulirte Gesuch die übelste Aufnahme — denn wer heute nicht für mich ist, ist wider mich. — Von Berlin telegraphirte man zurück, kein Mann würde marschiren, wenn das Gesuch nicht an Preußen direkt gerichtet wäre. — Große Noth bei Israel. — Es galt sich nun entscheiden, ob man das Land und die Dynastie opfern soll oder seinen Platz — Sie wissen, ein deutscher Minister versteht darin keinen Spaß. Alle erzherzogliche Intriguen hatten freien Spielraum. Endlich soll heute der Großherzog ein persönliches Gesuch an den König gestellt haben. — Die Minister, die weichen nicht. — So viel weiß ich bis jetzt von der Sache. Da Eichmann nach Coblenz ist, fehlt mir die eine Seite.

Der Erzherzog, heißt es, wird Morgen gehen. Das Newaeis ist allerdings in Strömung gekommen; der Mann giebts jedenfalls nicht so wohlfeil. —

---

[1]) Datiert: „Montag Abends", dazu Vermerk Bunsens: 28. Mai nach Neuwied geschickt, so daß es sich nur um den 21. oder 14. Mai handeln kann.

[2]) Bekannte Figur der Revolutionssatire, die die politische Charakterlosigkeit des deutschen Durchschnittsbürgers kennzeichnen sollte.

[3]) Badischer Minister.

[4]) Preußischer Bevollmächtigter in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

Man erwartet für heute ein Gefecht in Rheinhessen. Es ist daselbst eine Volksversammlung „mit Waffen u(nd) Kanonen" angesagt. Ebenso soll in Würtenberg ein gefährlicher Tag sein. Trotz aller dieser Zeichen zanken sich die Argiver vor Troja. — Von Sieweking erhielt ich wiederholt Briefe, worin er um Entscheidung über sein Schicksal bittet. — Darnach scheint Ihr Vater mit der Lektion (?) d(er) schleswig holst. Angelegenheit zufrieden zu sein. Nicht so ist es Stemann,[1]) der heute aus Holstein hier ankam und über die Art der Kriegsführung und Prittwitz[2]) Benehmen außer sich ist. — Der Formale[3]) hat seinen Abschied genommen.

Über die Truppenconcentration hört man, daß in wenig Tagen an 75 000 Mann in der Gegend von Kreuznach bis Wetzlar versammelt sein sollen. Schon gestern waren 3 Cavallerieregimenter bei Schlüchtern (Hanau) ...

Adieu. Entschuldigen Sie das aphoristische der Schreibart mit der Eile. — Es ist noch 2 Minuten bis 7 Uhr und mehrere Herren sind im Zimmer. —

Empfehlen Sie mich bestens Herrn von Arnim.

Wenige Tage nach Abschluß dieses Berichts schlug auch Franz v. Roggenbachs Scheidestunde. Bereits die Ablehnung der Kaiserkrone durch Friedrich Wilhelm IV. hatte zum Rücktritt des Ministeriums Gagern geführt. Dem neuen Reichsminister des Auswärtigen, dem ränkesüchtigen Jochmus, der Ende Mai die Geschäfte übernahm, versagte der junge Hilfsarbeiter seine Dienste. Zugleich brach in Baden die langerwartete Revolution aus, die nun die Reichsverfassung im Panier führte. Großherzog Leopold fuhr nach Ehrenbreitstein, während der Prinz von Preußen an der Spitze preußischer und Reichstruppen in Baden und in die Pfalz einrückte.

In diesen schweren Wochen wurde Roggenbach zum Großherzog berufen, um ihn bei der Entscheidung über die künftige deutsche Politik des Landes zu beraten. Ganz im Einklang mit den Anschauungen, die er bereits dem Freunde in London entwickelt hatte, sprach sich der junge Diplomat so warm für eine entschiedene Anlehnung an Preußen aus, daß der Fürst ihn selbst dem badischen Gesandten in Berlin, dem Freiherrn von Meysenbug, zur Durchführung dieser Vorschläge zur Seite setzte. Mitten in das diplomatische Getriebe der Sommermonate von 1849, in denen sich in Meinhardts Hotel in Berlin Vertreter aller deutscher Staaten zu eifriger Verhandlung trafen, führen die folgenden Briefe hinein. Der Freund, an den sie gerichtet sind, war gerade damals für einen kurzen Abschiedsbesuch nach Frankfurt zurückgekehrt. Hoffnungsvoller als Roggenbach, der bereits mitten in den Staatsgeschäften stand, sah Georg v. Bunsen auch jetzt noch den trüben Ahnungen

---

[1]) Karl Stedmann, bisher Reichskommissar in Schleswig-Holstein.

[2]) Preußischer General in Holstein.

[3]) Der „Formale" wurde der Sohn des badischen Ministers v. Dusch genannt, der ebenfalls im Reichsministerium des Auswärtigen beschäftigt war und in Fühlung mit Bunsen und Roggenbach stand. Vgl. M. v. Bunsen, Georg v. Bunsen, S. 100.

Digitized by Google

des Freundes zum Trotz der allernächsten Zukunft entgegen. Das „Nationale" blieb in einem Brief an Kurd v. Schlözer, der eben aus diesen Tagen erhalten ist, der „einzige Lichtblick in dunkler Zeit, das einzige Kleinod, das noch unbesudelt ist. Wer kann uns verdenken, daß wir uns daran halten, daß wir hierin unsere Rettung suchen?" Nur mit halbem Ohr mag er die trockenen Mitteilungen aufgenommen haben, die er zugleich von Franz v. Roggenbach als wertvolle Stimmungsbilder für den Vater nunmehr aus Berlin, aus dem Hauptquartier der kleindeutschen Diplomatie erhielt.

Berlin 8ten Juni (Meinhardt Hotel)

Ihren lieben Brief mit der schönsten Sammlung des Neusten aus Frankfurt habe ich erhalten und danke Ihnen, mit bittender Miene um Fortsetzung, vielmal dafür. — Die schmutzigen Hände, welche die Centralgewalt anrührten, haben dieselbe in kürzester Zeit sehr klein gemacht, ohne sich selbst größer gemacht zu haben. — Jochmus ist noch immer, was er war, ein Corporal und Detmold[1]) ein Intriguant. — Von hier nimmt sich die ganze Sache noch kindischer aus, da man hier noch den Rest eines Gefühles reeller Macht bewahrt hat. Es gehörte wirklich ein seltner Grad von Mäßigung dazu, sich so lange die (!) Politik und Befehle der Frankfurter Ärzte zu unterwerfen, welche den armen Kranken, blos um sich ein Renomée zu verschaffen, be- und mißhandeln. Daß dem hiesigen Constitutionsentwurfe von Seiten der 28er beigetreten werde, daran zweifelte hier von Anfang an niemand. Damit ist aber die Sache durchaus noch nicht gewonnen. Vorausgesezt selbst, daß die Gothaer Versammlung[2]) und die öffentliche Meinung sich für die Annahme aussprechen würde, so bleiben immer 2 Hindernisse, die nicht wegzubringen sind. — Einmal würde mit dem Sturze der Einheitsmänner unter den preußischen Politikern ein Wechsel des ganzen Systems eintreten, und trotzdem, daß die Vorgänger feierlich gesprochen und sich verpflichtet haben, trotzdem, daß von ihnen Verträge mit andern Staaten eingegangen und letztere, auf alle Art, in die speziell preußische Politik gezogen wurden, werden sich dann die Nachfolger nicht scheuen, alle geschehenen Schritte zu ignoriren und sich auf eine neue Unterhandlung über ein Directorium, und wenn das nicht geht, auf Gott weiß was einlassen. Ich meinestheils zweifle gar nicht, daß über kurz oder lange Radowitz und sein ganzer Bau gestürzt wird durch Prokesch's und Meyendorffs[3]) Einfluß, und daß dann derselbe Haß, welcher Arnim[4]) traf, weil er den Berliner Schlamm in Fluß gebracht hatte, auch Radowitz und alle treffen wird, welche an dem Werk, Preußen groß und in Deutschland übermächtig zu machen gearbeitet haben. Der König aber wird an die Brust schlagen

[1]) Hannoverscher Staatsmann.

[2]) Die bekannte Versammlung erbkaiserlicher Parlamentarier, die sich für den engsten Anschluß an die preußischen Pläne aussprach.

[3]) Gesandte Österreichs bzw. Rußlands.

[4]) Freiherr Heinrich Alexander v. Arnim.

Digitized by Google

und ausrufen: Herr sey mir Sünder gnädig, der ich mich gegen das Erzhaus so vergangen habe. Ich kann daher auch bei diesem Entwurfe einer Verfassung von meinem Systeme, denselben nicht zu lesen, nicht abgehen, da ich ganz überzeugt bin, daß er nie zur Wirklichkeit werden wird. Nach dem, was ich davon las, so ist er jedenfalls besser redigirt als der Frankfurter, obschon sonst alle Grundfehler des letztren stehen geblieben sind und noch neue dazu kommen.

Gegen die Beschränkungen des Wahlgesetzes war Preußen, es wollte in die dritte Classe alle Wähler ohne Rücksicht auf Berechtigung zu Gemeindewahlen und Steuerzahlung aufgenommen wissen. Stüve[1]) wollte die eine, Sachsen die andere Beschränkung. Endlich kam man dahin, da keiner nachgeben wollte, dieselben statt alternativ, cumulativ aufzunehmen.

Ebenso wollte Sachsen durchaus das Zustimmungsrecht der Stände gewahrt wissen. Das Ministerium Brandteufel,[2]) das ohnedies bestimmt ist an seiner Halbheit unterzugehen, gab unverzeihlicherweise nach. Das Beispiel der Nationalvers(amm)l(un)g, welche unterging, weil sie ein revolutionäres Werk gesetzlich auslaufen lassen wollte, hätte die Herrn davor warnen können, eine contrerevolution nicht in dem Mantel der Gesetzlichkeit, der sehr zur Unzeit umgehängt wird, ersticken zu lassen. An dem parlamentarischen Widerstand der Kammern der einzeln Staaten, aus welchen man die Trützschler[3]) trotz aller Umschwünge in der öffentlichen Meinung doch nicht herausbringt, wird diese ganze Constituirung scheitern. Denn das kann man doch alles Ernstes nicht erwarten, daß demokratische Kammern die Verfassung, welche durch Vereinbarung der Regierungen entstanden ist, billigen. Weil sie es aber nicht thun, werden die Regierungen genöthigt sie aufzulösen und so weiter, bis sie endlich gar keine mehr brauchen können. So wird man dadurch, daß man zur Unzeit gesetzlich hat sein wollen, am Ende im eignen Lande und unter großem Widerspruche des Rechtsbewußtseins des Volkes zu verfassungswidrigem Handeln sich entschließen müssen. Jetzt fände es jeder natürlich, daß, was von den Vertretern der ganzen Nation auf dem künftigen Reichstage gebilligt würde, der Critik der einzeln Kammern entzogen bliebe. Der Hauptfehler freilich liegt schon darin, daß man die Kammern der Einzelstaaten in der plenitudo ihrer Machtvollkommenheit erhielt. Die guten Leute werden ja schon aus Mangel an zu Phrasen geschicktem Stoff democratisch. —

Derselbe Fall ist mit dem Bündnisse, das sonst als Versuch, eine Deutsche Constitution interimistisch u(nd) thatsächlich zu machen, die Hauptsache ist —: Es wird gleichfalls der Controlle der Stände nicht entzogen — damit ist eine neue Nahrung für einen endlosen parlamentarischen Kampf gegeben, in welchem der letzte Rest von Regierungskraft auf das jämmerlichste zu Grunde gehen

[1]) Bevollmächtigter Hannovers.

[2]) Scherzhafte Zusammenziehung der beiden wichtigsten Persönlichkeiten im preußischen Ministerium: Graf Brandenburg und Otto v. Manteuffel.

[3]) Adolf v. Trützschler, Führer der badischen Revolutionäre.

Digitized by Google

muß. Alles dies — Die Einsicht in die Haltlosigkeit des hiesigen Wesens — Minister ohne System und Consequenz, in welche alle 3 Tage eine andere Seele hineinfährt — Muthlosigkeit und Unfähigkeit auf allen Partheien — eine Nation begriffen in einer fürchterlichen Revolution, deren Ende nicht nach Tagen, nein nach langen Jahren zu zählen ist — und ihr gegenüber eine kleine Zahl von Dynastien auf einem verlorenen Posten, die halb vom Schicksal, halb von falschen Freunden, im Ganzen aber durch eigne Schuld, in unhaltbare Stellungen getrieben werden und so sich selbst und die Ruhe der Nation unter den Trümmern ihrer Throne begraben; alles dies macht nicht grade ein rosenfarben Bild. — Hier regieren eigentlich die Minister gar nicht. Der König macht so ziemlich alles selbst — seine 2 Adjutanten Brühl und Rauch, deren einer unter russischem, der andere unter oestreichischem Einflusse steht, helfen ihm dabei. Manteufel sagte selbst, wenn diese Adjutantenwirthschaft nicht bald aufhöre, so könne niemand mehr Minister sein.

Die dänischen Verhandlungen rücken, Gottlob, sehr schlecht voran; die Dänen sollen einmal sehr unverschämt sein und 2tens das preußische Ehrgefühl in Folge der Niederlage bei Aarhuus verlangen, noch einmal Gelegenheit zu bekommen, diese Scharte auszuwetzen.

In Baden, fürchte ich, kommt nach der Restauration eine kleine Clique daran; Emigranten und Ultra's d. h. nicht an Energie, denn das ginge noch, aber an politischem Fanatismus. So würden wahrscheinlich alle heilsamen Folgen der überstandenen Leiden bald wieder verwischt werden und die alte Opposition mit mehr Recht als seit lange auftreten können.

Die letzte Proklamation des Grosherzog. resp. Hoffmann scheint mir sehr schwach und erbärmlich. Wollten die Leute energisch sein, sie wären immer nur grob und brutal. Den rechten Ton, auf den alles ankommt, trifft keiner.

Wenn sich die Sachen so gestalten, dann wäre meines Bleibens schwerlich lange. Bis dahin ist es interessant, das Stück Geschichte, was hier weiter spielt, mit anzusehen. Namentlich wenn die Bildung der Verfassung durch Anschießen neuer Crystalle an den Kern des Bündnisses geschieht, dann wäre mein Aufenthalt freilich von längerer Dauer, und ich würde Sie in diesem Falle bitten meine sieben Sachen zusammenzupacken und meine rückständigen Rückstände mit dem Gelde, das ich Ihnen anweisen würde, zu bezahlen. Jedenfalls schreibe ich Ihnen noch, nur bitte ich, sagen Sie es mir, wenn Sie selbst beabsichtigen von Frankfurt wegzugehen, bei Zeiten, da ich Ihnen dies Geschäft nicht ersparen kann.

Von hiesigen Größen habe ich noch niemand gesehen, nicht einmal Bülow. Es ist schwer, so de but au blanc hinzugehen und zu sagen, da bin ich, seht mich an. Ich denke es wird sich schon machen ...[1])

Schlözer fand ich über Bücher sitzend; er grüßt Sie. —

---

[1]) Es folgen Einzelheiten über die Abrechnung in Frankfurt, die Bunsen übernehmen soll.

Digitized by Google

Schreiben Sie mir, was Sie über die Schleswig'sche Verhandlung wissen. Es ist altes Interesse an d(er) Sache. Grüßen Sie Peuker — er solle etwas von sich hören lassen.

Was sagte der alte Dusch zu der Catastrophe; für den armen Formalen ist es mir leid. Ich hätte ihn gern gerettet; allein man kann doch nicht mehr thun, als den Leuten zu rechter Zeit und vorher sagen, was sie thun sollen. So waren sie aber nicht zu kuriren; dies zeigt die Proklamation d(er) Überlebenden.

Adieu, Machen Sie, daß Ihre Augen nicht schlimmer werden, durch das Entziffern dieses Briefes.

*

Berlin den 11. Juni (1849)

Wissen Sie, wie es dem Fische auf dem Trocknen zu Muthe ist? Wenn Sie es wissen, dann haben Sie auch eine Vorstellung von meiner Lage in Bezug auf die innere Geschichte dessen, was in der Welt vorgeht. Aber das seyen Sie überzeugt, es ist etwas faul im Staate Dänemark, dies sieht man auch ohne zu wissen, was hinter der Scene vorgeht. Der ganze Bau der Verfassung, die ganze weitangelegte Idee des Bündnisses, welches die Hauptsache werden soll, und welches die Verfassung, deren Zustandekommen allein schon durch die Zulassung des ständigen Consenses der bis dahin wieder ganz democratischen Kammern unmöglich würde, ersetzen soll, — alle diese Quellen unserer Hoffnungen und Befürchtungen fassen Grund in dem einen Radowitz. — Er hat den Plan ausgedacht, er führt i(h)n officiell aus, er hat ihn dem König aufgeredet. — Weil er eben nur aufgeredet ist, und Seine Maj. schwerlich sich die letzten Consequenzen des Weges, den Radowitz für und mit ihm geht, klar gemacht hatte, so traue ich der Beständigkeit nicht. — Thatsache ist, daß schon jetzt Radowitz nur durch die härtesten Kämpfe fortarbeiten kann, daß er seit vorgestern in Sanssouci war und gestern Abend so angegriffen wieder kam, daß er sich zu Bette legen mußte; — Thatsache ist, daß, wie ich neulich schrieb, nicht nur Meyendorff, sondern das ganze diplomatische Corps nur lächelnd von dem Versuche spricht, den Preußen eben macht sich an die Spitze zu bringen, daß sie die Tage voraus bestimmen, wie lange der Radowitz'sche Einfluß noch vorherrschen wird, und bis zu welcher Zeit der Umschlag nach der heiligen Allianz und dem Erzhause erfolgen wird. — Thatsache ist, daß seit acht Tagen, mit Ausnahme der Abreise des Prinzen von Preußen auch kein Schritt zur Kenntniß gekommen ist, aus welchem man eine feste fortschreitende Bewegung hätte erkennen können.

Vielleicht straft man mit dieser Zurückhaltung frühere Sünden der badischen Regierung; viel wahrscheinlicher ist mir, daß es das Schwanken des Bodens unter seinen Füßen ist. Bei dem ersten Widerstande, den die großdeutsche bay. oest. Sache leisten wird, fürchte ich, rollt und biegt sich der schlechte Stahl. Dafür ist die Jochmus-Wittgenstein'sche[1]) Intrigue aber von der höchsten

[1]) Das Reichsministerium, an dessen Spitze Fürst Wittgenstein getreten war.

Digitized by Google

Wichtigkeit, und ich bitte Sie, mir doch ja möglichst genau zu schreiben, was die schamlosen Menschen, die, scheint es, das Großhessen auch in den Klauen haben, cabaliren. Namentlich auch, ob allenfalls die badischen Intriguanten, deren es auch mehr giebt als gut und recht ist, irgend auf 2 Achseln tragen. Uns wird kein Wort geschrieben, so daß wir nur aus den Zeitungen die verdächtigen Proklamationen und Transmigrationen kennen lernen. Hier wird hart an der Stange und ganz schulgerecht geritten, trotzdem daß das Schiff leck ist, in welches man steigt. — Daß der Prinz von Preußen selbst an die Spitze des Heeres gegen Süddeutschland gestellt wurde, gefällt hier nicht. Mir ist es lieb, weil durch die persönliche möglich schroffere Partheystellung der Dynastie auf die Hofparthey, bei der es zum guten Ton gehört oestreichisch zu sein, gewirkt würde. — Anderseits wird freilich versichert, daß der Prinz durchaus günstig für Oestreich gestimmt sey, und weniger eine Demonstration gegen die erzherzoglichen Ansprüche, als bloß ein Kreuzzug gegen die Anarchie beabsichtigt werde. So verdienstlich dies sein mag, so wäre dazu ein anderer General ebenso geeignet gewesen, denn der Thronerbe von Preußen ist doch zu gut, um diese Kastanien aus dem Feuer zu holen. Jeder ist von jeher das gewesen, was er aus sich gemacht hat.

Als Information über die badischen Zustände diene Ihnen, daß die wenigen Leute, welche die dem Augenblicke entsprechende Energie haben, namentlich der z. B. als Commissar genannte Uria, der gewiß der einzig fähige wäre, zugleich ultramontan und antipreußisch ist. Von den andern möchte ich nicht sagen, was ich nicht gewiß weiß. — Wenn Sie die Idee, preußische Beamte zur Reorganisation zu verwenden, an den Mann bringen, so leisten Sie Baden einen wirklichen Dienst. Die Bureaukratie will freilich davon nicht hören. — Die Gerüchte eines Rücktrittes des Ministeriums erneuen sich. — Man sprach von Thile, der kürzlich hier war. — Ich glaube ganz fest, daß nächstens Direktorialmenschen daran kommen. Die deutsche Verfassungsfrage ginge dann wieder einen unmöglichen Schritt weiter, von welchem die Rückkehr zum Bundestag, nach erhobenem Widerspruch der 28 kleinen Staaten unvermeidlich wäre. Das aber wäre d(er) Anfang d(es) Endes. Eben höre ich, daß Hr. v. Lerchenfeld[1]) sich äußerte, seine Regierung wäre mit der preußisch. bis auf einige untergeordnete Puncte, Verbrauchssteuern usw. einig geworden. —

*

(Berlin 17. Juni 1849)[2])

Ihren freundlichen Brief habe ich richtig erhalten und mir daraus, so gut es ging, ein Bild der dortigen Zustände zusammen- und mich in ihren Kreis hinein zu versetzen gesucht. Leider ist kaum erfreulich, was ich als Seitenstück von hier zu berichten habe. Aus nichts kann nichts werden, und so wird aus

---

[1]) Bayrischer Gesandter.

[2]) Datiert „Sonntag Abend", Poststempel 18. Juni, so daß der Tag genau zu bestimmen ist.

Digitized by Google

allen hiesigen Entwürfen und Plänen am Ende doch nichts, weil es den Erfindern selbst kein Ernst damit ist. So kam es, daß es heute schon Niemanden mehr einfällt, je an das Zustandekommen der Verfassung zu glauben, und der oestreichische Bevollmächtigte kann hier ganz zuversichtlich fragen: „wie man sich wohl an die preußische Politik anschließen möge, welche so wenig selbständig sey, daß deren Leiter immer mit dem sich einverstanden erklärten, was er ihnen sage, und daher selbst über ihren Entwurf als einen revolutionären Irrthum zu erröthen anfingen." — Diese Stimmung hat Herrn von Radowitz schon als einen ganz gefährlichen Phantasten verurtheilt. Er ist krank, weil er fühlt, daß man ihn bei Seite schiebt. — Herr von Canitz wird statt seiner die deutsche Verhandlung fortführen.

Daß Herr von Rochow, der gefällige Diener des K. Niclas, zum Minister der auswärtigen A(ngelegenheiten) designirt ist, wissen Sie. Dabei stellen sich die preußischen Minister zwar immer, als wären sie preußisch über die Möglichkeit. Die braven Leute wollten auch gern, und namentlich kommt Brandenburg nicht mit der oestreichisch bayr. Camarilla zu rechte. Die Einflüsse des Hofes, der, man mag sich einbilden, was man will, fortwährend und zwar allein der Politik die Richtung giebt, sind stärker als aller dieser Widerstand. — Eine Modification in der Spitze der revidirten Verfassung wird daher nicht ausbleiben und zwar noch vor der Gothaer Versammlung. — Wenn der Erzherzog Frankfurt wirklich verläßt, so können Sie gewiß sein, daß Oestreich schon sein Schäfchen im Trocknen hat. Es könnte dahin kommen, daß Oestreich dann plötzlich einen Bundespräsidialgesandten ernennt, der die andern Bundestagsgesandte(n) einruft und von ihnen die Wahrung der Interessen des Bundes verlangt. Das Schönste ist, daß Preußen, welches die ganze neue Reichsverfassung innerhalb des alten Bundesvertrages stellte, gegen diese Argumentation gar nichts sagen kann — oder gewiß nichts sagen wird.

Eichmann schreibt mir in seinem letzten mir heute zugegangenen Briefe, daß man in Berlin leider oft die Wirklichkeit verkenne, — ich kann Ihnen aber sagen, daß man sie heute mehr verkennt als je und vor einer neuen Schmach, die man der vortrefflichen preußischen Armee und ihrem Geiste anthut, so wenig zurückschrecken wird als am 18ten März 1848. Und warf damals der Prinz von Preußen unter Thränen sein Schwerdt auf den Tisch, so mag er es heute wieder von sich werfen; — gehorchen wird er gewiß, wie damals auch, und mit ihm alle preußischen Generale. — In der Regierung, welche von einem Hofe geleitet wird, der trotz aller Prachtausgaben der Werke Friedrich des Großen sich dieses größten Hohenzollern als eines philosophe incroyant schämt, ist zu wenig von dem altpreußischen Geiste. — Alles andere, was (s)ich so gerne ausschließlich „teutsch" nennt, ist ganz fades schwächliches Volk der Phrasen und Halbheit...[1])

[1]) Bittet um Begleichung der Ausstände in Frankfurt und um Nachsendung der noch dort gelassenen Sachen.

Digitized by Google

Peuker schrieb mir noch nicht. Erinnern Sie ihn daran. — Daß Jochmus wüthend ist, kann ich mir denken. Daran liegt aber auch gar nichts. — Über die Gesinnungen des Prinzen von Preußen in der deutschen Sache circuliren hier die widersprechendsten Gerüchte. Einige lassen ihn ebenso ehrfurchtsvoll gegen das Erzhaus sein wie der König, andere aber loben ihn als guten Preußen. — Gewiß ist, daß er sich auf dem Bahnhofe mit S. Maj. bei seiner Abreise auf das lebhafteste gezankt hat, weil ihm sein Bruder den General v. Gerlach im letzten Augenblick als Begleiter mitgeben wollte. —

Dabei fällt mir eine Anekdote ein, die ich Ihnen als antidosis für Ihre Smidt'sche Anekdote mittheilen will. — Als Gagern bei seiner hiesigen Anwesenheit vom Könige Abschied nahm, sagte letzterer widerholt zu ihm: Ja, lieber Gagern, nur Geduld, mehr Geduld — so daß Gagern endlich zu stutzen anfing und Sr. Majest. ins Gedächtniß rief, daß Göthe aber in Faust sage: Fluch vor allem der Geduld. — Damit kam der Ärmste aber an den unrechten — der König ist in seinem Fache, bekanntlich nicht das Regieren, sattelfest und war um eine Antwort nicht verlegen, denn er meinte, „als Faust das sagte, habe er sich dem Teufel schon ergeben gehabt." — Gagern bließ zum Rückzuge. — Nun leben Sie wohl.

Der vorgehabte Brief bleibt nicht aus — was lange währt, könnte gut werden, wenn es auch nicht immer so wird.

Empfehlen Sie mich Ihrem Bruder und ihrer Schwägerin. — Ich bedaure heute doppelt, nicht in Frankfurt zu sein. —

Grüßen Sie auch den Formalen und den Normalen, wie die ganze Tischgesellschaft, namentlich den Kleinen von den Meinen. Schlözer sehe ich ziemlich viel, er arbeitet fleißig, vielleicht zu fleißig, um auf meine vielen Erinnerungen des Schreibens zu hören. Adieu. Ich wünschte, Sie wären hier, und auch wieder nicht, denn es ist gräulich — außer andern Übel besucht uns auch die Cholera, die ziemlich unan(ge)nehm ist. — (Fortsetzung folgt)

Die wichtigsten Kulturaufgaben der Mission in Ostasien

Von

Universitätsprofessor D. Dr. Aufhauser

Das wichtigste aller Gebiete, auf denen das Christentum seine Missionstätigkeit unter nichtchristlichen Völkern heute entfaltet, ist zweifellos der ferne Osten. Abgesehen von den heimischen Großstädten und Industriebezirken im christlichen Europa selbst, wo ein heranwachsendes neuheidnisches Geschlecht ebenso wie in den Vereinigten Staaten infolge der Industrialisierung, Mechanisierung und Materialisierung des Lebens unter dem Eindruck der gewaltigen Leistungen der Technik, speziell der Maschine, sich den Glaubensgedanken des

Digitized by Google

Christentums leider mehr und mehr entfremdet, ist Ostasien jener Erdteil, in dem auch auf religiösem Gebiete für die Zukunft die Entwicklung und vielleicht Entscheidung liegen wird.

Jahrtausende alte Völker und Staatengebilde mit reich entwickelter religiöser Kultur sind es, an die sich hier die christlichen Glaubensboten zu wenden haben, Staaten, die sich nach kurzer vorübergehender Periode ihrer Öffnung im Zeitalter der Entdeckung hermetisch in ihrer Eigenart wieder abgeschlossen haben. Glaubte doch China, seit Jahrtausenden der eigentliche Träger der Menschheitskultur zu sein! Erst der Vertrag von Nanking (1842) und Tientsin (1858) vermochte das Reich der Mitte wieder zu erschließen, Japans Öffnung erzwang der amerikanische Kommodore Perry (1853 bzw. 1858), Korea folgte 1882. Die Erschließung der inneren Provinzen Indiens durch die englische Kolonialmacht geschah gleichfalls erst vor wenigen Jahrzehnten. Freilich haben im Laufe des letzten Halbjahrhunderts China und vor allem Japan sich die modernen Errungenschaften Europas gierig anzueignen versucht, Japan zumal, seitdem es durch siegreichen Krieg gegen China (1894—1895) wie gegen Rußland (1904—1905) sich die Hegemonie über den äußersten Osten auf Grund der Machtmittel und der Kultur des Abendlandes gewonnen hat. Seiner Anerkennung als Großmacht folgte die Bündnisfähigkeit mit England. Durch die Teilnahme am Weltkrieg hat es sich seine Vorherrschaft im fernen Osten noch mehr gesichert. Seitdem Japan als nichtchristliche Macht auf dem Friedenskongresse zu Versailles über die Schicksale Europas mitberaten durfte, ist sein Selbstbewußtsein nur noch mehr gestiegen. Aber auch China und Indien regen sich in der Betonung ihrer Eigenart und ihres Nationalstolzes. Im Zeitalter der Selbstbestimmung der Völker verlangen sie mehr und mehr über ihre eigenen Geschicke nach ihrem Ermessen verfügen zu können. Und wenn nicht alle Zeichen trügen, steht gerade die englische Weltmacht in Indien vor schweren Gefahren. Nicht als ob durch die Waffen der Gewalt Englands Herrschaft gestürzt werden sollte, wohl aber durch passive Resistenz der Inder, durch Verweigerung ihrer Zusammenarbeit mit Europäern, durch Gründung rein indischer Schulen ohne englische Leitung und Lehrer u. ä. Wer wollte es wagen, all die Möglichkeiten der Zukunft zu ermessen, die gerade als Folgen der Hereinziehung des fernen Ostens in den unheilvollen Selbstzerfleischungskampf des „christlichen" Europa dessen Vorherrschaft einmal einem jähen Ende entgegenführen könnten!

Der Weltkrieg hat so mit der allgemeinen Umgestaltung der Lage und dem Erwachen des regeren Selbstbewußtseins jener Völker auch die christliche Mission vor neue und wichtige Probleme gestellt. Seit den Tagen eines Franz Xaver, eines Ricci und Schall, eines Nobili, eines G. W. v. Leibniz hat sich in der Periode der neueren Missionierung (China 1584—1785, Japan 1549 bis 1637, Indien 1500—1744, Korea seit 1783) als hauptsächlichster Weg für die Einführung des Christentums die indirekte Missionsarbeit allgemein kultureller Art erwiesen. Die Kenntnisse in Mathematik und Physik, ihre Verdienste um die topographische Aufnahme des chinesischen Reichs haben

Digitized by Google

Jesuiten (Andrade, Gruber, Dorville, Desideri, Régis) wie Lazaristen und Kapuzinern auch den Weg zur Glaubensverkündigung gebahnt. Das gleiche scheint seit Wiedereröffnung dieser Länder für den europäischen Einfluß zu gelten. Die Vermittlung abendländischen Wissens, humanistischer und besonders realistischer Bildung versucht, den Argwohn zu überwinden, eine dem Christentum freundliche, ja sogar christliche Atmosphäre zu schaffen und den Einfluß des christlichen Geistes im öffentlichen Leben zur Geltung zu bringen. Für die Kreise der Gebildeten und intellektuell Begabten scheint dies die einzige Möglichkeit zu sein, ihr Vertrauen zu gewinnen. Auf dem Gebiete der Mathematik, Physik, Astronomie und Literatur haben die christlichen Missionäre bis in unsere Tage Gewaltiges geleistet. Seitdem in jenen Ländern sich die Überzeugung Bahn gebrochen, daß nur durch abendländische Bildung und Kultur auf dem Gebiete der Schule, des Rechts, der Philosophie, des Heer- und Medizinalwesens, der Naturwissenschaften und Technik, in Ackerbau, Industrie und Handel die Möglichkeit zu gewinnen ist, sich wie Japan durch seinen Sieg über Rußland von der Bevormundung des Abendlandes zu befreien, ist auch in Jung-Indien und Jung-China wie in Jung-Japan ein gewaltiger Lernhunger nach Aneignung europäischer Kultur erwacht, in China speziell, nachdem im Jahre 1907 das bis dort geltende alte Schul- und Prüfungsgesetz abgeschafft wurde. Im Reiche der Mitte gilt zudem literarische Bildung als einziger Weg zu den Staatsämtern. Die Mission beider christlicher Bekenntnisse sieht deshalb eine ihrer wichtigsten Aufgaben darin, in Bildung und Erziehung ihren Einfluß entsprechend zu erweitern. An Elementar- wie Mittelschulen, Fach- und Hochschulen, sowie Lehrerseminarien und Internaten bei den Kollegien sind in den letzten Jahrzehnten eine gewaltige Zahl von Anstalten überall erstanden. Die protestantische Mission unterhält z. B. in Indien 34 Colleges mit 9100 Studierenden, 12200 Elementarschulen mit 463 000 Knaben und Mädchen, 780 Mittelschulen für beide Geschlechter mit 94 000 Schülern. Von den katholischen höheren Schulen sind besonders die Colleges ersten Grades der Jesuiten in Bombay, Kalkutta, Madras zu hohem Einfluß in Indien gelangt. Andere Kulturanstalten des gleichen Ordens in Schanghai (Aurora) und Sikawei (Sternwarte) sowie die Lehrtätigkeit der beiden Ordensmitglieder Dahlmann und Hofmann an der Reichsuniversität zu Tokio (für deutsche Sprache und Literatur, ähnlich wie zuvor Dr. theol. Schiller vom allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsverein), ebenso die 1913 eröffnete katholische Hochschule der Jesuiten zu Tokio,[1]) die heute schon von mehr als 100 Schülern besucht wird: Dies alles verkörpert den dominierenden Einfluß der Gesellschaft Jesu in ganz Ostasien. Auch die Mittelschulen der Marianisten in Japan wie der Steyler in Tsining verdienen rühmende Erwähnung. Der hohen Bedeutung des Schulwesens für den ganzen Osten sich

[1]) Während Japan in jüngster Zeit der norddeutschen Provinz der Gesellschaft Jesu als Missionsfeld übertragen wurde, eignet dem Lehrerkollegium der Hochschule zu Tokio internationaler Charakter.

Digitized by Google

wohl bewußt, arbeitet vor allem die englisch-amerikanische Mission mit Aufgebot gewaltiger Mittel, um gerade in den zukünftig führenden Kreisen jener Staaten sich durch Kollegien, Institute und Sammlungen einen herrschenden Einfluß zu gewinnen. Der Vorsprung, der schon vor dem Kriege die geistige Reform in China und Korea wesentlich unter protestantischem Einfluß sich vollziehen ließ, ist durch den Ausgang des Krieges und die Vormachtstellung des Angelsachsentums, wenn nicht alle Voraussicht trügt, auf Jahrzehnte hinaus gesichert. Während die Protestanten in ihren Kollegien und Internaten bisweilen einen gelinden Zwang zur Teilnahme am christlichen Religionsunterricht ausüben, überlassen die Jesuiten dies völlig dem freien Willen ihrer Zöglinge, die in ihrer weit überwiegenden Mehrzahl sich freilich davon fernhalten. In China besitzt die protestantische Mission acht Hochschulen. Auf katholischer Seite gab's noch vor fünf Jahren kaum einige Mittelschulen, die meisten Vikariate haben auch heute noch keine.

Eine spezielle Aufgabe erwächst auf dem Gebiete der Erziehung des Frauengeschlechtes. Auch hier ist bereits ein merklicher Wandel eingetreten, der dem bisher völlig abgeschlossenen jungen Mädchen gleichfalls eine höhere Ausbildung zuerkennt. Da diese nur von Frauen erteilt werden darf, hat sich speziell die protestantische Mission auch diesem Zweige der Erziehung zugewandt. 1916 waren in Indien bereits 1921 Missionsschwestern in 30 000 Senanas tätig.

Ein weiteres Feld indirekten Missionswirkens ist das Gebiet der Presse. Durch Verteilung von Schriften, Traktaten, Übersetzungen der Bibel und anderer europäischer Schriften, apologetischer Werke, Schulbücher (speziell aus dem Gebiete der Philosophie, Geschichte, Nationalökonomie, des Rechts), von Revuen, Zeitschriften und Zeitungen sucht die christliche Mission die geistige Welt des Ostens zu interessieren und für sich zu gewinnen. Auch hier hat die evangelische Mission des Angelsachsentums mit ihrer Finanzkraft Großes geleistet, während auf katholischer Seite sich die Überzeugung von der einflußreichen Bedeutung der Presse und Literaturunternehmungen erst in jüngerer Zeit Bahn gebrochen hat.

Von besonderer Wichtigkeit dürfte speziell auch die ärztliche Mission gerade für den fernen Osten sein, vor allem in jenen Gebieten, wo unter der Oberaufsicht der Kulturreligion noch der Dämonen- und Geisterglaube in den weiten Kreisen des Volkes sich seine starke Anziehungskraft bewahrt hat, wo der Zauberer als Arzt funktioniert, Anatomie, Diagnostik usw. unbekannte Dinge sind. Durch Errichtung von Hospitälern, Kliniken, Aussätzigenheimen, von Blindenheimen speziell für China, Armenapotheken vermag die christliche Mission den Segen der europäischen Kultur diesen Völkern in augenscheinlichster Weise klarzulegen. Auch hier spielt die Ärztin bei der völligen Abgeschlossenheit der Frauenwelt, speziell in Indien, eine gewaltige Rolle. Wiederum ist es die evangelische angelsächsische Mission, die diese Aufgabe seit langem erkannt hat, nachdem der amerikanische Arzt Dr. Parker

Digitized by Google

als Pfadfinder der ärztlichen Mission gewirkt. Heute zählt sie in China allein 328 approbierte Ärzte, 92 Ärztinnen, 127 Krankenschwestern, 265 Hospitäler, 386 Polikliniken, sie behandelt jährlich etwa 3 Millionen Patienten. Die ärztliche Mission sucht auch durch Einrichtung chinesischer Ärzteschulen sich noch weiteren Einfluß zu gewinnen. Bisher hat sie 55 Heilgehilfenschulen mit 400 Studenten und 36 Krankenpflegerinnenanstalten mit 156 Aspirantinnen gegründet. Von den deutschen evangelischen Missionsgesellschaften sind die Rheinische und Baseler Mission bereits viele Jahre in China tätig. Seit kurzem hat auch der Berliner Verein für ärztliche Mission wie der Nyassabund dort zu wirken begonnen. Die katholischen Missionsorden haben dem Problem der ärztlichen Mission leider noch nicht das gleiche Interesse zugewandt.

Auf dem Gebiete der erzieherischen, literarischen und ärztlichen indirekten Missionsarbeit liegen so für die nächste Zukunft wichtige Probleme vor, welche der Anstrengung des gesamten christlichen Abendlandes bedürfen, soll der günstige Augenblick der Toröffnung für den Geist des Abendlandes nicht unbenutzt vorübergehen.

Aber auch im fernen Osten muß der Weg der direkten Heilsverkündigung, der frohen Botschaft des Heilandes, der versittlichenden Arbeit an den Seelen, also eigentlichst religiöse Betätigung der wirkliche Kern und Mittelpunkt jeglicher christlicher Missionstätigkeit bleiben, will sie anders Anspruch darauf erheben, das Wort wahr zu machen: „Gehet hinaus in alle Welt und lehret alle Völker" (Matth. 28, 19). Freilich liegen gerade hierin gewaltige Schwierigkeiten und Hemmnisse vor. Handelt es sich doch um die Gewinnung von Völkern mit hoch entwickelten Kulturreligionen (Buddhismus, Hinduismus) oder philosophischen und sozialethischen wie politischen Systemen (eines Kung-fu-tse, Lao-tse, Meng-tse), die zudem dank ihrer gemeinsamen Ahnenverehrung das Gepräge der offiziellen Staatsreligionen tragen, soweit nicht, wie dies in Japan seit 1889 der Fall ist, die Staatsreligion überhaupt abgeschafft und religiöse Freiheit proklamiert ist. Sodann ist es der konservative Geist des fernen Ostens, der sich auch heute noch der Einführung des Christentums entgegenstemmt. Mit dem allgemeinen Erwachen des ostasiatischen Geistes beginnen auch die dort heimischen Jahrtausende alten Religionen, speziell der Buddhismus, ihrer gewaltigen Vergangenheit und ihres bisher dominierenden Einflusses sich wohl bewußt, in den entscheidenden Geisteskampf mit dem vielerorts fußfassenden Christentum einzutreten. Schon rüstet sich der japanische Buddhismus, um nach Art der christlichen Kirche und ihrer Mission sich zu konstituieren und nach ihrer Methode im fernen Osten, speziell im Reiche der Mitte und im Lande der Morgenstille Mission zu treiben. Desgleichen ist der singhalesische Buddhismus auf Ceylon, ebenso der Buddhismus in Birma von starkem Selbstbewußtsein neu durchflutet. Wer mit freiem Blicke die religiösen Bestrebungen und Wandlungen auf unserem Erdball verfolgt, wird sich darob nicht wundern, nachdem sogar aus europäischem Munde (Blavatzky, Olkott, Besant, Paul Deussen) Indien die höhere religiöse Wahr-

Digitized by Google

heit, ja die tiefsinnigere Weltanschauung zugesprochen, dem christlichen Europa aber nur krasser Materialismus zuerkannt wird. So beginnt denn in Indien die alteingeborene Religion, besonders der Hinduismus, sich zur Wehr zu setzen oder christliche Gedanken in einem geläuterten Hinduismus sich zu assimilieren, um so ihre Werbekraft zu vernichten. Der Brahma Samadsch hat gerade auf dem Gebiete der Erziehung und sozialen Hilfsarbeit seit fast einem Jahrhundert dem Christentum starke Konkurrenz gemacht. Sein religiöser Erfolg scheint freilich gering. Auch die Macht des Kastenwesens regt sich aufs neue und sucht jeglicher tiefergehenden Missionsarbeit den Boden zu entziehen und zugleich die Überzeugung von der Überlegenheit indischen Geisteswesens über europäisches Wissen seinen Völkern einzuflößen. Ja, in direktem Gegensatz gegen das Christentum ist bereits die Arya Samadsch getreten, die das indische Wesen besonders durch Betonung des wertvollen Ideengehalts der Veden vor dem Einfluß des Christentums zu schützen sucht. All diese Regungen stehen in engstem Zusammenhang mit dem erwachenden Nationalbewußtsein in politischer und wirtschaftlicher Hinsicht (Swadeschi = Eigenland und Swaradsch = Eigenherrschaft).

Wohl lassen die ethischen Forderungen des Christentums zur chinesisch-japanischen Kulturwelt und seine mystischen Gedanken zur indischen Kulturwelt manche Anknüpfungs- und Berührungsfäden spinnen. Aber bei der tiefen Kluft, die den ostasiatischen Geist von den metaphysischen und dogmatisch fundierten Gedanken des Christentums trennt, wird die direkte Missionsarbeit, zumal in den Kreisen der Gebildeten und Intellektuellen, stets auf große Schwierigkeiten stoßen. Andererseits besteht keine geringe Gefahr einer Verwässerung der christlichen Ideen und ihrer synkretistischen Verschmelzung mit den höchsten Gedanken der dortigen Kulturreligionen.

In den sozial unteren Schichten jener Völker, bei der freilich wenig einflußreichen ländlichen, kleinbäuerlichen Fischer- und Handelsbevölkerung hingegen ist der Erfolg der christlichen Mission ein zahlenmäßig viel größerer. Ja bei manchen noch wenig zivilisierten Stämmen machte sich sogar im Laufe des letzten Jahrhunderts bisweilen eine Massenbewegung zum Christentum bemerkbar. Es sei nur erinnert an die „Erweckungen" unter den Tamulen und Telugen, welche der protestantischen Mission in Indien glückten. Auch die sprichwörtliche Unfruchtbarkeit der chinesischen Mission scheint seit dem Boxeraufstand des Jahres 1900 sich gleichfalls zum Besseren gewandt zu haben. Ja man spricht sogar von einer Türöffnung für die christliche Mission in China im Zusammenhang mit dem bereits oben erwähnten Lernhunger Jung-Chinas. Die Scheutfelder Missionäre und auch manche protestantische Gesellschaften berichten von Massenbekehrungen bzw. -erweckungen gerade auch während der Jahre des Weltkrieges. Es handelt sich dabei um kulturell noch tiefstehende Stämme Innerchinas in den Provinzen Kweitschau und Yünan, auf die der zeremonienreiche Gottesdienst wie die Liebestätigkeit der christlichen Mission, diese zumal in den Zeiten der furchtbaren Hungersnöte ihre stets starke Anziehungs-

Digitized by Google

kraft geltend machen. Doch scheint gerade seit dem 28. September 1914 die Verehrung des Konfuzius durch das Opfer des Präsidenten Yüanchi-kai im K'ungtempel zu Peking aufs neue den Charakter einer Staatsreligion erhalten zu haben.

Ähnliche Massenerweckungen scheinen unter den kulturlosen Bergstämmen der Batak des mittleren Sumatra eingesetzt zu haben. Freilich besteht gerade hier in Niederländisch-Indien, besonders auf Java und Westsumatra, große Gefahr, daß im Entscheidungsringen um diese animistischen Heidenvölker auf den entlegenen Inseln oder in der Bergwildnis der Islam Sieger bleibt, zumal die holländische Regierung den Islam und das Hauptmittel seiner Propaganda, die Mekkapilgerfahrt wie die fanatisierende Arbeit der Mekka-Araber, in kurzsichtiger Weise sogar begünstigt. Eine häßliche Hetzerbewegung führte hier zur Gründung des Bundes „Sarikat Islam". Die werbende lebendige Kraft des Islam unter den primitiven Völkern wird durch die allislamische Bewegung mit ihrer Stärkung des Einheitsbewußtseins unter den Moslems aller Länder von China und Java bis Marokko im stillen mächtig gefördert. Die „Gesellschaft des Rufes und der Leitung", in Kairo 1912 begründet vom Allislamiten Scheich Mohammed Raschid Rida, sucht wie in den Heidenländern auch in den „Bibelländern" für den Islam Propaganda zu machen. Der freundliche mohammedanische Händler, Vertreter einer höheren Zivilisation, weiß ebenso wie der begeisternd erzählende schlichte Hadschi (Mekkapilger) unter den Naturvölkern für die Lehre Mohammeds Anhänger zu gewinnen, die den heidnischen Anschauungen und Gebräuchen und der Vielweiberei sich leicht anpaßt und dadurch starken Einfluß auf die Volksseele erwirbt. Wo sie einmal festen Fuß gewonnen, schwindet für das Christentum jegliche Hoffnung einer erfolgreichen Missionstätigkeit. Alle Missionsversuche bei Mohammedanern, sei es Einzelindividuen oder ganzen Stämmen, sind bislang fast ohne Frucht geblieben. Ja, durch den Weltkrieg belehrt, könnte der panislamische Gedanke vielleicht einmal alle mohammedanischen Völker, nicht zuletzt die allindische Moslemliga, unter urgewaltiger Eruption der verborgen glühenden Erregung gegen die christlichen abendländischen Mächte und ihre Weltherrschaftsbestrebungen einen. Einem Abendland, dem sein christlicher Glaube kein Einheitsgefühl mehr zu geben vermöchte, drohte so Gefahr, von einem glaubenseinigen, in seinen heiligen Gefühlen gekränkten Islam aus dessen Machtsphäre völlig verdrängt zu werden.

Auch Korea, das Land der Morgenstille, heute als Tschösson eine Provinz Japans, darf als eines der hoffnungsvollsten Missionsländer der Gegenwart betrachtet werden. Freilich drohen die Japanisierungsbestrebungen alle bisherigen Erfolge speziell auf dem Gebiet der Schule zu vernichten, trotzdem die kaiserliche Einverleibungsurkunde 1910 Religionsfreiheit auch für die christliche Mission proklamierte. Am schwierigsten dürften die Verhältnisse wohl in Japan liegen, das sich 1889 offiziell als religionslos erklärt hat, auch in seinen Schulen Religionsunterricht nicht mehr erteilen läßt. Wohl schien es auch hier,

Digitized by Google

Literarische Berichte

Der mißverstandene Bismarck. Von Otto Hammann. Berlin, Hobbing.

Den wichtigsten Inhalt seiner drei bekannten Bücher zur Politik Deutschlands unter Wilhelm II. bietet der frühere Chef der Presseabteilung des Auswärtigen Amts in dieser zusammengezogenen Form. Seine früheren Mitteilungen hat er ergänzt durch das Hineinarbeiten der Ergebnisse der so außerordentlich zahlreichen Veröffentlichungen, durch die im letzten Jahre unser Wissen erweitert worden ist, an einigen Punkten vermag er selbst auch noch Neues beizubringen. So z. B. hat er jetzt seine Darstellung über die Entstehung der Krüger-Depesche wieder erheblich modifiziert; er kehrt doch mehr zu der alten Auffassung zurück, wonach der Anstoß vom Kaiser, nicht von seinen verantwortlichen Ratgebern ausgegangen ist, wie überhaupt die Neigung, die persönliche Verantwortlichkeit des Kaisers zu betonen, stark hervortritt. Allerdings bleibt er dabei, daß sie von diesen beraten und redigiert worden ist, so daß sie also nicht nur als eine der impulsiven Handlungen Wilhelms II., sondern formell als Akt der deutschen Regierung zu gelten hat. Erstaunlich ist mir gewesen, daß in der Liste der Neuerscheinungen, durch die uns seit dem Herauskommen seiner ersten Bücher neues Material erschlossen worden ist, das Werk von Pribram über die politischen Geheimverträge Oesterreich-Ungarns 1879—1914 keine Erwähnung gefunden hat. Ein Werk, das sich auf der Darstellung von Bismarcks Außenpolitik aufbaut, hätte an dieser überaus wichtigen Publikation nicht stillschweigend vorübergehen dürfen. W. W.

Deutsche Malerei seit 1870. Von Dr. Wilhelm Waetzold, o. Professor an der Universität Halle. Mit 58 Abbildungen. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. (Wissenschaft und Bildung, Band 144.) 150 S. Leipzig, Quelle & Meyer. Geb. M. 3.—.

Diese Einführung in den Entwicklungsgang der Malerei in Deutschland seit 1870 hat sich rasch Freunde erworben und verdient weiteren Erfolg. Die eigenartige Anordnung, die nicht von den führenden Persönlichkeiten oder den Schulen, sondern von den Bildgattungen ausgeht, ist so geschickt gehandhabt, daß Unklarheiten und Wiederholungen glücklich vermieden sind, wenn so auch natürlich das Lebenswerk der einzelnen Künstler häufig auseinandergerissen wird. Zu den bisherigen Abschnitten ist ein neuer, „das Tierstück", hinzugekommen. Auf reicher Kenntnis beruhend, maßvoll im Urteil, von vornehmer Schlichtheit und überzeugender Kraft in der Darstellung, kann dieser Führer weiter gute Dienste tun. Besonders gelungen sind die Ausführungen über den Expressionismus, dem der Verfasser im ganzen freundlich gegenübersteht. Zahlreiche, zum Teil nicht eben scharfe Abbildungen erläutern den Vortrag. Br.

Meine Welt. Gedichte von Hans Franke. Heilbronn, Walter Seifert. Gebunden M. 5.—.

Hinter diesen Gedichten steht der ganze Dichter. Was er sagt, ist erlebt. Ein ideal angelegter, hochstrebender junger Mann voll dichterischer Begabung bietet hier seine ersten Gedichte, die zum Teil schon in führenden literarischen Blättern erschienen sind. Man fühlt seinen Versen an, wie ernst es ihm ist und wie ihm alles von Herzen kommt, und was von Herzen kommt, geht auch zu Herzen. E. M.

Friedrich Wilhelm Riemer. Mitteilungen über Goethe. Auf Grund der Ausgabe von 1841 und des handschriftlichen Nachlasses herausgegeben von Artur Pollmer. Mit 23 Abbildungen. Leipzig, Insel-Verlag.

Im Jahre 1841 erschienen Riemers „Mitteilungen über Goethe" in zwei Bänden; ihnen folgten 1845 die „Briefe von und an Goethe nebst Aphorismen" und „Brocardica". Aber beide Werke sind nur ein kleiner Teil des von Riemer gesammelten Materials, aus dem später Robert Keil 1886 und 1887 in dieser Zeitschrift, der „Deutschen Revue", noch interessante Auszüge veröffentlichte. — Die jetzt vorliegende Ausgabe ist mehr als eine Auswahl aus den „Mitteilungen"; sie sammelt alles, was Riemer an eigenen Aeußerungen Goethes aufbewahrt hat, und scheidet fast alles aus, was heute nicht mehr als „Mitteilung" aus erster Hand gelten kann, sondern biographische Schilderung, ästhetische Betrachtung, Polemik ist. Nach diesen Gesichtspunkten hat Pollmer ein Buch geschaffen, das nicht allein von der Goethe-Forschung dankbar willkommen geheißen werden wird, sondern das auch für jeden, der Goethe liebt, ohne Goethe-Philologie zu treiben, „gut und nützlich zu lesen" ist. Ein Gegenstück zu Eckermann bietet Riemer freilich nur in stofflicher, nicht in formell literarischer Hinsicht. Den „Mitteilungen" fehlt der künstlerische Reiz, der Hauch der Unmittelbarkeit, der uns an Eckermanns

Digitized by Google

„Gesprächen" immer wieder entzückt. Riemer ist eine sehr tüchtige, anständige, aber ziemlich trockene Persönlichkeit. Seine Liebe zu Goethe ist aufrichtig und aufrecht, jedoch ohne die hingebende Einfühlsamkeit Eckermanns. Eckermann gestaltet; Riemer berichtet. Die „Gespräche" gehören, man darf es wohl sagen, zu den Werken Goethes — nicht allein deshalb, weil Goethe an der Auswahl und Fassung nicht unbeteiligt ist; die „Mitteilungen" gehören zu den Werken über Goethe, soviel Worte Goethes selbst sie auch überliefern. Damit ist nichts gegen ihren eigentümlichen Wert gesagt, der in ihrer wohl unbedingten Authentizität und Zuverlässigkeit, in der nicht gerade kongenialen, aber doch durchaus klaren und eindringlichen Erfassung der Persönlichkeit und Schöpfungen Goethes beruht. Riemer hat also die Auferstehung, die ihm jetzt bereitet worden ist, sehr wohl verdient, und die Weise, wie sie ihm bereitet wurde, ist seiner und seines Meisters würdig. Ein ausführliches, nur nicht ganz übersichtliches Register enthält zugleich die nötigsten Erläuterungen; eine Reihe von Abbildungen nach zeitgenössischen Zeichnungen, Stichen usw. belebt das geschriebene Wort und gibt dem Buch etwas von der Atmosphäre der Zeit, in der Riemer mit Goethe lebte und ihn überlebte. K.

Die deutschen Parteiprogramme. Von Felix Salomon. Heft 3. Von der Revolution bis zum neuen Reichstag 1918—1920. Leipzig, Teubner (Quellensammlung zur deutschen Geschichte).

Diese Fortsetzung der höchst dankenswerten Quellenzusammenstellung, durch die Salomon das Eindringen in die deutsche Verfassungs- und Parteiengeschichte außerordentlich erleichtert hat, kann jedem nicht genug empfohlen werden, der sich zum Verständnis der innerpolitischen Umbildung, deren Zeuge wir sind, aufringen will. Der Inhalt unseres innerpolitischen Lebens erschöpft sich ja im Kampf der Parteien. Deren programmatische Stellungnahme zu kennen, ist also von höchster Wichtigkeit, und deshalb ist es erfreulich, daß hier das so vielfach Zerstreute und schwer Erreichbare bequem zugänglich gemacht ist. W. W.

Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker. Von Karl Woermann. Zweite Auflage. Mit etwa 2000 Abbildungen im Text und über 300 Tafeln. Band 5. Die Kunst der mittleren Neuzeit von 1550 bis 1750. Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig. Geb. M. 80.—.

Die erste Auflage des monumentalen Werkes fand seinerzeit begeisterte Aufnahme, und wir freuen uns, daß die Herausgabe der zweiten und vermehrten Auflage trotz Papier- und anderer Nöte doch gelungen ist und demnächst in dem sechsten Band ihren Abschluß finden wird. Unbeirrt von Haß und Neid, die uns von allen Seiten umgeben, geht der universalste der heute lebenden Kunsthistoriker seinen Weg, behandelt von hoher Warte aus mit gleich tiefem Eindringen die französische, englische wie die deutsche und niederländische Kunst. Eine Welt von eigenartiger Schönheit entsteht vor unserem inneren Auge, wenn wir die Namen Barock und Rokoko hören, die dem vorliegenden Bande das Gepräge geben, eine andere, wenn wir uns erinnern, daß über ihr die Sterne Rubens, van Dyck, Murillo stehen, vor allem aber die Sonne Rembrandts, den Woermann einen Expressionisten im Sinne des 20. Jahrhunderts glaubt nennen zu können. Bei der Verbesserung der Neuauflage ist der fünfte Band nicht zu kurz gekommen, er ist auch, ebenso wie die anderen Bände, glänzend ausgestattet, so daß man die Ansprüche, die man in Friedenszeiten stellte, auch heute noch erfüllt sieht.

Sieben Legenden. Von Gottfried Keller. Mit einem Kupfer und vielen Zeichnungen von Gustav Traub. In Pappband M. 16.—; mit einer signierten Radierung in Ganzleinen M. 30.—. München, Franz Hanfstaengl.

Das Fähnlein der sieben Aufrechten. Von Gottfried Keller. Mit einem Kupfer und vielen Zeichnungen von Gustav Traub. In Pappband M. 16.—; mit einer signierten Radierung in Ganzleinen M. 30.—. Ebenda.

Wenn es ein Zufall war, daß aus den Werken des Dichters gerade diese beiden kleineren herausgegriffen wurden, um durch gleiche Ausstattung Gegenstücke zu werden als zierliche, sehr handliche Geschenkbändchen, so war es ein höchst sinnvoller Zufall. Dem Stoff nach liegen die „Sieben Legenden" und „Das Fähnlein der sieben Aufrechten" an zwei Gegenpolen des Kellerschen Kosmos: dort zeitloses Spiel der Phantasie in erdentrückten Höhen anmutig-heiliger Schönheit; hier festes Wurzeln im engumgrenzten Boden der Heimat und der Wirklichkeit. Sieht man aber genauer hin, so erkennt man leicht, daß dieselbe standfeste Freude am Wirklichen, die im „Fähnlein" am Werk ist, schalkhaft verkleidet auch in den Legenden waltet, ihnen erst vielleicht den eigensten, frischesten Reiz gibt, und daß andererseits etwas von dem gütig-heiteren Gelassensein, von dem göttlich-freien Schweben über den Dingen, das die Legenden beschwingt und durchschimmert, auch über dem Tun und Treiben der Schützenbrüder von Anno 1849 leuchtet und aus dem Philisteridyll ein

Digitized by Google

Ding von heimlicher Größe und lächelndem Pathos, fast eine Art Gegenstück zu „Hermann und Dorothea", macht. Die Zeichnungen von Traub sind in ihrer liebenswürdigen Mischung von Biedermaier und Romantik eine melodiöse Begleit- und Zwischenaktsmusik zu den Worten des Dichters, und wenn sie darauf verzichten, mit jener heimlichen Größe der Kellerschen Prosa zu wetteifern, so tun sie das aus guten Gründen der Selbstbescheidung, des Taktes und der Diskretion. Die beiden Bändchen werden in der Keller-Gemeinde ihr Glück machen — und das verdientermaßen. K.

Deutschland und Armenien 1914—1918. Sammlung diplomatischer Aktenstücke, herausgegeben und eingeleitet von Dr. Johannes Lepsius. Potsdam, Tempelverlag.

Das armenische Volk ist im Weltkrieg einer zweiten blutigen Verfolgung ausgesetzt worden, welche die an 1895—1896 womöglich noch überbot. Die Verfolgung wurde mit der Behauptung begründet, daß die Armenier Hochverräter seien und es mit Rußland halten; in Wahrheit entsprang sie dem Haß der Türken gegen die Armenier, der sich nun furchtbar entladen konnte. Daß Deutschland das Blutvergießen nicht, wie unsere Gegner uns verleumdeten, verschuldet hat, sondern im Gegenteil unsere Botschaft aus Gründen der Menschlichkeit und der Politik die Pforte dringlich abmahnte, ergeben die von Lepsius mitgeteilten Urkunden unwiderleglich. E.

Von nordischem Urwilde. Geschichten von Wild, Steinen und Menschenherzen. Von Fritz Bley. Mit 16 Bildertafeln nach photographischen Aufnahmen. R. Voigtländers Verlag in Leipzig. Geb. M. 20.—.

Wir haben auf die Tiergeschichten Fritz Bleys schon wiederholt hingewiesen und freuen uns, heute auf dessen neuestes Buch aufmerksam machen zu können. Bley erzählt in ihm vom Elch, dessen Schutz er sich zur besonderen Aufgabe gestellt hat, daneben vom Spielhahn, vom Lemming und vom Ren. Das sind nun freilich noch viel weniger bloße „Tiergeschichten" als die seiner früheren Bücher. War es ihm in diesen darum zu tun, das Leben des Wildes auf dem Hintergrunde von dessen Mitwelt anschaulich darzustellen, so hat er die Hintergründe nun gewaltig vertieft. Nicht nur, was der Rohrsänger dem Basthirsche schnarrt und der Nordlandschwan dem Träger schwerer Schaufeln in der Einsamkeit nebelbedeckter Moore harft, nicht nur das ewige Scheiden der herbstlichen Waldespracht, zieht als Begleitung durch seine Darstellungen. Vielmehr rollt er vor unseren Augen das eigenartige gewaltige Leben der unbelebten Natur auf zur Erklärung der letzten Rätsel seiner Schützlinge. Warnend erhebt er die Stimme gegen die Auswüchse unserer Kultur, die diese Gesetzmäßigkeiten außer acht lassen. Wenn wir auch der Jagd fernstehen, oder vielmehr, weil wir ihr fernstehen, sind uns die Geschichten Bleys so sehr lieb, denn er erzählt uns aus der uns fremden Welt so viel Liebes und Schönes, daß uns ganz warm ums Herz wird, und wir wünschen bei der Lektüre immer, daß die prächtigen Geschichten von recht vielen gelesen werden möchten.

Ein Opfer der Pompadour. Von Masers de Latude. (Memoiren-Bibliothek, V. Serie, Band 13.) Stuttgart, Robert Lutz.

Grauenvolle Qualen sind es, die der unerhörte Despotismus der vorrevolutionären Frankreich einem Menschen durch fünfunddreißigjährige Gefangenschaft auferlegte, um eine Jugendtorheit zu strafen. In unverwüstlicher Zähigkeit hörte der Unglückliche nicht auf, Pläne zu schmieden, die seine Befreiung herbeiführen sollten. Mehrfach gelang die Flucht. In unverhüllter Ehrlichkeit erzählt er von der beinah komischen, wichtigtuerischen Verblendung, mit der er sich selbst den nach ihm fahndenden Schergen immer wieder ausliefert. Aber kann man es einem Manne verdenken, der sein ganzes Dasein verloren sieht, wenn er nach dem dünnsten Hoffnungsfaden greift und Beschwerden über Beschwerden an seine Peiniger richtet, an deren Erbarmen zu glauben, ihm kein Fehlschlag hindert? Der lebendig Begrabene kennt nicht die Triebe des wirklichen Lebens, er schätzt die Motive und Handlungen seiner hochgestellten Feinde nicht richtig ab. Trotzdem gelingt es endlich, seinen zufälligen Freunden die Tore seiner Gruft zu öffnen. Ungebrochen verläßt er als Greis die Stätten seiner Leiden. Erst die Revolution verhilft ihm durch richterliche Entscheidung wenigstens zu einer äußerlichen Entschädigung. Erstaunlich und immer wieder fesselnd ist die Darstellungskraft und Gedächtnistreue, mit der Latude die erlittene Unbill lebendig schildert. Man bedauert noch heute nach 150 Jahren, daß schnöde Willkür eine so reichbegabte Natur zur Unfruchtbarkeit verdammte. Die Energie, die diesen Dulder ein solches Leben ertragen ließ, reißt zur Bewunderung hin. F. Sp.

Digitized by Google

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Aus Natur und Geisteswelt. Bd. 43: Heil, Dr. Bernhard, Geh. Regierungs- und Oberschulrat, Die deutschen Städte und Bürger im Mittelalter. Bd. 49: Boehmer, Prof. H., Die Jesuiten. Eine historische Skizze. Bd. 731: Hampe, Prof. Dr. K., Der Zug nach dem Osten, Die kolonisatorische Großtat des deutschen Volkes im Mittelalter. Leipzig und Berlin, Verlag B. G. Teubner.

Bornhak, Conrad, Deutsche Geschichte unter Kaiser Wilhelm II. Leipzig, Erlangen, A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Dr. Werner Scholl. M. 27.—, elegant geb. M. 35.—.

Kötzschke, Rudolf, Grundzüge der deutschen Wirtschaftsgeschichte bis zum 17. Jahrhundert. (Grundriß der Geschichtswissenschaft Reihe II, Abt. 1). Leipzig und Berlin, Verlag B. G. Teubner. Kart. M. 12.—.

Kuczynski, Dr. R., Das Existenzminimum und verwandte Fragen. (Jahrbuch der „Finanzpolitischen Korrespondenz" 1920.) Berlin W 15, Verlag Hans Robert Engelmann. M. 25.—.

Ludwig, Emil, Bismarck. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. Geh. M. 17.—.

Reményi, Wilhelm, Petersburg 1920, Tagebuchblätter aus Sowjet-Rußland. München, Dr. Franz A. Pfeiffer & Co. M. 5.—.

Oesterwitz, Hermann, Freimaurertum. Geschichte — Geheimnisse — Wesen — Bedeutung — Lehre und Ziel. Ein Wegweiser für jeden, der Aufnahme in den Orden der Freimaurer sucht. Detmold, Meyersche Hofbuchhandlung. Geh. M. 5.—.

Pohl, Prof. Dr. Heinrich, Die Auflösung des Reichstags. Akademische Antrittsrede. Stuttgart, Berlin, Leipzig, Verlag von W. Kohlhammer.

Politische Zeitfragen 1921. Heft 1 bis 3: Färber, Dr. Otto, Von Marx bis Lenin. Der Roten Internationale Vergangenheit und Zukunft. Endres, Sebastian, Von Compiègne bis London. Der Leidensweg des deutschen Volkes vom Waffenstillstand bis zur Londoner Konferenz I und II. München, Dr. Franz A. Pfeiffer & Co. Verlag der politischen Zeitfragen. Ganzjährlich M. 26.—, halbjährlich M. 13.—.

Rosenbaum, Dr. Eduard, Der Vertrag von Versailles. Inhalt und Wirkung, gemeinverständlich dargestellt. (Reclams Univ.-Bibl. Nr. 6206.) Leipzig, Verlag von Philipp Reclam jun. Geh. M. 1.50.

Rung, Otto, Sünder und Schelme. Ein Novellenbuch. München, Georg Müller Verlag. Brosch. M. 18.—, geb. M. 24.—.

Schimmelpfeng, Karl Adolf, Seid fruchtbar! Barmen, Andreas Knuepffer Verlag. Geb. M. 12.50, Ganzleinen M. 20.—.

Schriften des Bundes der Erneuerung wirtschaftlicher Sitte und Verantwortung. Nr. 1: Was soll ich tun? Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlagsanstalt.

Semmig, Jeanne Berta, Die Wege eines Deutschen. Ein Zeit- und Lebensbild. Mit 2 Bildnissen. München, C. H. Beckhsche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. Geb. M. 18.—.

Stöhr, Adolf, o. ö. Professor der Phil. Wege des Glaubens. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller Universitätsbuchhandlung G. m. b. H.

Tugan-Baranowsky, Michaël, Die kommunistischen Gemeinwesen der Neuzeit. Aus dem Russischen von Dr. Elias Hurwicz. Gotha, Verlag von Friedrich Andreas Perthes A.-G. M. 6.—.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

als würde infolge der Entstaatlichung der heimischen Religion (Shintoismus und Buddhismus) eine für das Christentum überaus günstige Periode eintreten, um auch auf dem Gebiete der Religion Europa ebenbürtig zu werden. Doch diese Zeit ist vorüber. Der Geist der Reaktion einerseits, der Zügellosigkeit infolge des rapiden Fortschrittes andererseits, japanischer Nationalstolz und gesteigertes Selbstbewußtsein wie die materielle Geistesrichtung und der moderne Atheismus besonders der jungen Japaner, welche diese Gesinnung aus ihren europäischen Bildungsanstalten als dauernden Eindruck von der Seelenstimmung des gebildeten Europa mit nach Hause bringen, scheinen dem Christentum wenig günstige Aussichten für die Zukunft zu eröffnen. Ich verweise nur auf die Worte des hervorragendsten Staatsmanns Japans, des Fürsten Ito: „Ich halte die Religion für etwas ganz Überflüssiges im Leben einer Nation. Wissenschaft steht weit über Aberglauben. Und was ist jede Religion, Christentum wie Buddhismus, anders als Aberglaube und somit eine Quelle nationaler Schwäche? Ich kann die in Japan fast allgemeine Neigung zur Freidenkerei und zum Atheismus nicht bedauern, weil ich sie nicht als eine Gefahr für die Gesellschaft ansehe." Jüngsten Nachrichten zufolge[1]) scheint in Japan auch eine neue Religion „Kodo-Omotokyo, Lehre vom großen Ursprung des kaiserlichen Weges", inmitten der seelischen Drangsale des Weltkrieges reißend schnelle Verbreitung gefunden zu haben. Ihrem Glaubensinhalt nach eine Art Sekte der altnationalen Naturreligion Japans, des Shintoismus, sucht sie in ihrer Sittenlehre das Beste zu vereinen, was Shinto-, Brahman-, Buddhismus, Christentum, Islam wie die übrigen großen religiösen und philosophischen Systeme bieten. Dabei ist alles durchdrungen von einer streng nationalen Weltanschauung. Dem einfachen, mystisch-okkultistisch orientierten Denken der Begründerin dieser „Religion", der Witwe eines Handwerkers, Frau Deguschi Nao aus Ayabe-Tamba, scheinen sowohl sozialistisch-kommunistische Gesinnungsfreunde, wie andererseits national-chauvinistische Offiziere überall im Lande der aufgehenden Sonne die Wege zu bahnen. Nichts Geringeres als eine seelische Einigung der Menschheit unter Leitung des japanischen Kaisers schwebt als Ziel vor. Als Symptom, daß gar manche Kreise des fernen Ostens auch heute nicht das Christentum als Leuchte in den Nöten der Gegenwart sich wählen, ist diese Bewegung für das Abendland wohl der Beachtung wert.

Seit 1912 hält die japanische Regierung alljährlich eine amtliche Religionskonferenz ab; auch Vertreter des Christentums werden dazu beigezogen. Noch im Sommer 1914 sprach mir selbst ein japanischer Rechtsgelehrter, der zum Studium des Verhältnisses von Staat und Kirche nach Europa gesandt war, von den Bemühungen Japans, die Beziehungen zwischen Staat und Religion auf neuer Grundlage zu regeln. Ich hoffe, in einem weiteren Artikel den wesentlichen Inhalt seiner Ausführungen zu bringen.

---

[1]) Vgl. R. Kunze (Tokio), Eine neue Religion in Japan. „Ostasiatische Rundschau" II (1921), 104—107.

Digitized by Google

Übrigens suchen Japan wie China seit 1912 doch auch die christliche Missionsarbeit zu fördern; zu der Einweihung von größeren Missionsanstalten senden die Regierungen dieser Länder Vertreter. In Indien bildet das seit Jahrtausenden festgewurzelte Kastenwesen für die christliche Missionstätigkeit die größte Schwierigkeit. Sie wollen neben den technischen Erfindungen und Erfolgen des Abendlandes auch dessen religiöse Werte sich aneignen und ihrem religiösen Synkretismus eingliedern. Religiöse Toleranz ist ja in Fern-Asien und bei seinen Religionen althergebrachte Gepflogenheit. Nur wenn man die nationale und politische Eigenart und Selbständigkeit bedroht glaubte, scheute man allerdings auch vor blutiger Verfolgung des Christentums und völlig hermetischer Abschließung des Landes (China 1785—1842, Japan 1637—1853) nicht zurück.

Indes all diese Hemmnisse dürfen die christliche Mission nicht abschrecken, ihrem Ziele, der Hinführung dieser Völker zum ewig frischen Lebensstrom des Christentums, unentwegt zuzusteuern. Hier liegen auf missionsapologetischem, religionsphilosophischem und -historischem Gebiete genug der wichtigsten Aufgaben und Probleme vor, um besonders durch wissenschaftliche Arbeiten die Seele des Ostens für die christliche Heilsverkündigung, die christlichen Erlösungsgedanken zu gewinnen, um durch vergleichende Untersuchung der religiösen und philosophischen Grundanschauungen des Ostens und ihre Beurteilung vom Standpunkt des Abendlandes den Glaubenspredigern immer neue Möglichkeiten der Anknüpfung zu bieten: ein Feld, das genug der Arbeitsgelegenheit bietet, um den Acker des Ostens aufnahmefähiger zu gestalten für die Frohbotschaft des Weltenheilandes.

In der Zukunft werden die Erfolge um so größer sein, je mehr die christliche Mission ihren spezifischen „Europäismus" ablegt. Von jeher sahen argwöhnische Augen des Ostens im christlichen Glaubensprediger nur den Wegbahner der Annexion oder Aufteilung durch die europäischen Staaten. Eine bisweilen allzu innige Verbindung mit den politischen Bestrebungen der Mächte und ihren Panzerkreuzern oder Kanonen hat der Glaubenspredigt stets nur Unsegen gebracht. Aus diesem Grunde gelten bei jenen Völkern ihre Stammesgenossen, welche ihre altererbte Religion gegen das Christentum hingeben, nur allzu leicht als Abtrünnige und Verräter, ein Makel, welcher oft der Ausstoßung aus der Sippe gleichkommt und der Missionstätigkeit zum Unheil gereicht. Das Christentum muß vielmehr im fremden Volkstum selbst tiefe Wurzeln schlagen und seinen berechtigten Forderungen nationaler Eigenart soweit irgend möglich gerecht werden.

Sodann wird sich die Mission Erfolge in größerem Umfange nur erhoffen dürfen, wenn es ihr gelingt, mehr als bisher einheimische Priester, Katecheten, Lehrer, Schwestern usw. auszubilden und in ihre Dienste zu nehmen. Der Europäer bleibt seinem Wesen und Denken nach Abendländer, auch wenn er jahrzehntelang drüben gewirkt. Gar viele, die den Osten wirklich kennen, zweifeln, ob der Europäer die innerste Seele dieser fremden Rassen überhaupt zu erfassen

Digitized by Google

vermag. Wieviel näher steht der einheimische Klerus dem Denken und Fühlen seiner Mitbürger! Mit besonderer Betonung verweist darum die Missionsenzyklika Benedikts XV. „Maximum illud sanctissimumque munus" vom 30. November 1919 die katholischen Missionäre auf die Wichtigkeit der Heranbildung eines eingeborenen Klerus, der sogar fähig werden soll, in die dortige Hierarchie einzutreten. Gerade dieses Problem birgt freilich auch mancherlei Gefahren in sich, nicht zum wenigsten die Möglichkeit eventueller völliger Lossagung von jeglicher europäischen Leitung und Abhängigkeit, wie es in den Volkskirchen verschiedener protestantischer Missionsgesellschaften bereits der Fall ist. Mit dem Kirchenbegriff der katholischen Mission wäre dies natürlich völlig unvereinbar.

Einige statistische Angaben, meist für 1917/18 gültig[1]), mögen zur Illustrierung der Ausführungen dienen:

1. Britisch-Indien: Einwohner 315 608 000; Hindus 217 586 892, Mohammedaner 66 647 299, Dämonenanbeter 10 295 168, Buddhisten 10 721 453, Shiks 3 014 466, Dschains 1 248 182, Parsen 100 000, Juden 21 000, Thomaschristen 248 000, Protestanten 1 472 448, Katholiken 2 366 742 und 41 061 (?) Katechumenen (also insgesamt zirka 4,1 Millionen = 12,99 ‰ Christen).

2. Ceylon mit 4 589 600 Einwohnern; Buddhisten 2 791 000, Hindus 1 058 000, Mohammedaner 320 000, Protestanten 42 300, Katholiken 369 132 und zirka 2265 Katechumenen (zirka 414 000 = 90,20 ‰ Christen).

3. Birma mit 12 115 000 Einwohnern; herrschende Religion der Buddhismus; Protestanten 160 000, Katholiken 91 882 und zirka 7360 Katechumenen (zirka 260 000 = 21,46 ‰ Christen).

4. Siam mit 9 022 000 Einwohnern; herrschende Religion der Buddhismus, 1 Million Mohammedaner, Protestanten 22 000, Katholiken 24 393 und 500 Katechumenen (zirka 47 000 = 5,20 ‰ Christen).

---

[1]) Es braucht nicht eigens betont zu werden, daß die Zahlen, abgesehen von den Angaben der beiden christlichen Missionen, nur ungefähren Wert besitzen. Für die Missionsresultate wurden benützt: J. Richter, Evangelische Missionskunde, Leipzig 1920, B. Arens, Handbuch der katholischen Missionen, Freiburg 1920 und Calendrier Annuaire de Zikawei für 1921 (speziell für China, Korea und Japan). Die Angaben der katholischen Missionen schließen auch die Taufen von Kindern, speziell auch in Todesgefahr in sich. Das Pariser Missionsseminar zählte z. B. für die Periode 1800—1850 neben 250 000 Erwachsenen- 8 244 700 Kindertaufen, für 1850—1904 neben 994 000 Erwachsenen- 9 260 667 Kindertaufen: die größte Mehrzahl der letzteren trifft auf Kinder in Todesgefahr. Für die allgemeinen Bevölkerungsangaben wurde der Gothaische Kalender für 1921 gebraucht. Die meist auf dem Zensus von 1911 beruhenden Angaben sowie die Schätzungen von 1918 bietenden Zahlen des Statistischen Jahrbuches für das Deutsche Reich für 1920, herausgegeben vom Statistischen Reichsamt, ebenso die Geographisch-statistischen Tabellen aller Länder der Erde von P. Hübner 66. Ausgabe 1920, The Statemans Year book for 1920, und J. Whitaker, Almanak for 1920 geben im wesentlichen die gleichen Zahlen wie oben. — Für die freundlichst durchgeführte ‰-Berechnung (für 1—10) sage ich dem Statistischen Landesamt München, meinen ergebensten Dank.

Digitized by Google

5. Französisch-Indochina (Kambodscha, Kotschinchina, Annam, Tonkin, Laos und Kwang-tschou-Wan) 16813000 Einwohner; Konfuzianer und Animisten; Protestanten 9500, Katholiken 1 077 034 und zirka 16 624 Katechumenen (zirka 1,1 Millionen = 65,42 ‰ Christen).

6. Niederländisch-Indien mit 47443639 Einwohnern; Mohammedaner 35 080 000, Dämonenanbeter 789 000, Buddhisten 463 000, Hindus 170 000, Protestanten 650 000, Katholiken 102 279 und zirka 1362 Katechumenen (zirka 754 000 = 15,89 ‰ Christen).

7. Philippinen mit 9101427 Einwohnern; 350000 Mohammedaner, Protestanten 69 000, Katholiken 7 772 356 (zirka 7,8 Millionen = 857 ‰ Christen).

8. China mit Mandschurei, Mongolei und Tibet 329617760 (nach Whitaker 421 000 000) Einwohner; vorherrschende Religion: Taoismus, Konfuzianismus, Buddhismus; Mohammedaner 30 Millionen (nach Statemans Year book for 1920 nur 5—10 Millionen), Protestanten 654658, Katholiken 1 994 483 und 459 364 Katechumenen, 5587 russisch-orthodoxe Christen (zirka 3,1 Millionen = 9,40 ‰ Christen).

9. Korea mit 17412871 Einwohnern; meist Buddhisten und Anhänger des Konfuzius; Protestanten 96 092 und 37 351 Katechumenen, Katholiken 89 333 und 2581 Katechumenen (zirka 225 000 = 12,92 ‰ Christen).

10. Japan (mit Kolonien, Korea ausgenommen) mit 57070938 Einwohnern; meist Shintoisten und Buddhisten; Protestanten 99 647 und 15 596 Taufbewerber, Katholiken 80 975 und 1733 Taufbewerber, Russisch-Orthodoxe 34 782 (zirka 230 000 = 4,03 ‰ Christen).

11. Allgemeine Religionsstatistik der Erde. Nach den jüngsten Berechnungen sind unter den 1665 Millionen Menschen zur Zeit 590 Millionen Christen = 35,4 Prozent (davon 279 Millionen römisch-katholisch = 16,7 Prozent, 179 Millionen evangelisch = 10,7 Prozent, 132 Millionen orientalisch = 8,0 Prozent), 424 Millionen Buddhisten, Konfuzianer, Shintoisten usw. = 25,4 Prozent, 235 Millionen Mohammedaner = 14,1 Prozent, 230 Millionen Hinduisten = 13,8 Prozent, 174 Millionen Heiden (Animisten, Fetischdiener usw.) = 10,6 Prozent, 12 Millionen Israeliten = 0,7 Prozent. Nach dieser Berechnung zählen die Monotheisten (Christen, Mohammdaner und Israeliten) 837 Millionen (= 50,2 Prozent), die Polytheisten 828 Millionen (= 49,8 Prozent) Anhänger.

Die Probleme, die auf dem ostasiatischen Missionsfeld bestehen, sind von so gewaltiger Bedeutung, daß sie das tiefste Interesse all derer beanspruchen dürfen, die von der Überlegenheit der abendländischen Kultur und Zivilisation und ihrer christlichen Grundlage über den Geist des Ostens überzeugt sind. Unser Interesse soll sich aber umsetzen in tatkräftige Förderung speziell auch der Unternehmungen unserer Glaubensboten deutscher Zunge, für die sich nach dem derzeitigen Verluste unserer Schutzgebiete in China, Korea und auch

Digitized by Google

Japan wieder ein freies Feld ihrer Betätigung öffnet.[1]) Gerade heute, wo für eine politische deutsche Annexion oder koloniale Landerwerbung im fernen Osten nicht die geringste Möglichkeit besteht, wird ihr religiös-kulturelles, auch vom deutschen Geist durchflutetes Wirken um so segensreicher sich gestalten. Unser Reich vermag bei seiner katastrophalen Finanzlage wissenschaftliche oder kulturelle Aufgaben im Ausland nicht mehr zu fundieren, die Missionsgesellschaften sind noch in erster Linie dazu imstande. Freilich darf uns dabei nicht eine krankhaft pessimistische Stimmung vom „Untergang des Abendlandes" leiten, vielmehr die Überzeugung von der Kraft seines Geistes. Wohl ist die Verpflanzung des Christentums in jene fernen Lande nicht wesentlich gebunden an die Übertragung und Annahme der abendländischen Kultur, deren Grundlage es freilich ist, mit der es jedoch nicht wesentlich auf Gedeih und Verderb verbunden ist. Solange jedoch das Abendland der eigentliche Hort des Christentums ist, wird ihm auch die gottbestimmte Aufgabe beschieden bleiben, die Herolde der Heilsverkündigung unter fremde Völker zu senden. Mit ihnen wird von selbst auch ihre Heimatkultur folgen.

Freilich muß sich diese abendländische Heimat ihres eigenen Glaubensgutes inmitten der gärenden Welt erst wieder recht bewußt werden. Angesichts der drohenden politischen Gefahr einer allislamischen oder allasiatischen Bewegung (vgl. die Gründung der Zeitschrift „Großasien" in Mukden [Mandschurei] in verschiedenen asiatischen Sprachen) mit ihrem Ziele der eventuellen Vertreibung der Europäer aus einem freien, selbst regierten Asien und Afrika, genügen die Kanonen und sonstigen Mordwaffen Europas nicht. Zu Beginn dieses Jahres äußerte auch Mc Clure in der „Times" von diesem vielleicht drohenden Kampfe: „In der Wagschale liegen nicht Provinzen und Länder, sondern Kontinente und ganze Hemisphären. Es wird sich um einen Krieg Europas mit den Völkern Asiens handeln, in dem auch die Bevölkerung Afrikas auf seiten der Asiaten gegen die Vorherrschaft der weißen Rasse Stellung nehmen wird." Höher als die politischen Ziele stehen für die Menschheit die geistig-religiösen Kräfte und Gedanken. Sie allein vermögen den zivilisierten Völkern über andere niederstehende Rassen eine dauernde Hegemonie zu verleihen, auch im geistig-sittlichen Wettbewerb der Kulturnationen das moralische Übergewicht zu sichern. Europa, das heute den feinsinnigen edlen Worten eines Rabindranath Tagore

[1]) In China waren vor dem Kriege 5000 protestantische Missionare aus England und Amerika tätig, dagegen nur 234 deutsche (Baseler, Barmer, Berliner M.-G., allgemein evangelisch-protestantischer Missionsverein, Liebenzeller und Barmer China-Inlandmission, Kieler, Freienwalder und Friedenshorster Mission). Japan zählte vor dem Kriege neben 1050 angelsächsischen Missionaren nur 6 deutsche (allgemeiner evangelisch-protestantischer Missionsverein). Von katholischen deutschen Missionsgesellschaften wirken in China die Steyler, die norddeutschen Franziskaner, deutsche Dominikaner, in Japan-Korea die Steyler, deutsche Jesuiten, Franziskaner und die Benediktiner M.-G. aus St. Ottilien in Oberbayern. Auch auf katholischer Seite war das deutsche Missionspersonal sehr schwach vertreten. Das Zahlenverhältnis hat sich seit dem für uns unglücklichen Kriegsausgang noch mehr zuungunsten des deutschen Elements verschoben.

Digitized by Google

mit Begeisterung lauscht, möge seine religiös höheren Eigenwerte wieder freudig einschätzen, sich aber auch von der Verantwortung ernst Rechenschaft geben, welch wenig erhebenden Eindruck haßerfüllte Selbstzerfleischung christlicher Völker infolge Überspannung nationalen Strebens, Zerrissenheit und sozialer Klassenkämpfe unter den Brüdern eines Volkes mit politischem Morde und ähnlichen Verirrungen auf die geistigen Führer Asiens machen müssen. Von höchster Menschheitswarte, der geistig-religiösen, aus besehen erfahren diese Faktoren im Ringen um die Palme im ethisch-religiösen Wettstreit eine ganz andere, der Politik der Gewalt völlig widerstrebende Bewertung. Uns Europäer darf freilich dabei nicht Pessimismus die „geistige Trunksucht" (Tagore, Sādhāna) beseelen. Nur echt christliche Tatkraft, starker Glaube an unsere Eigengüter und hoffnungsfreudiger Optimismus sichern uns den Sieg.

Österreich

Ein Geheimbericht an die k. k. Regierung über die kritische Lage der Habsburger Monarchie um die Jahreswende 1866/67

Von

Arnold Winkler,

Professor der neueren Geschichte an der Universität Freiburg in der Schweiz

(Schluß)

Wien, am 9. Januar 1867.

Das Zustandekommen des „Außerordentlichen Reichsrates" der zisleithanischen Königreiche und Länder steht nach allen Auspizien, die sich dem Beobachter aufdrängen, sehr in Frage; käme er aber, wider Erwarten und ganz im Gegensatze zu den vorliegenden Andeutungen, dennoch zustande, so steht es wahrlich beinahe in unzweifelhafter Aussicht, daß er das Ausgleichswerk mit Ungarn nicht bloß hemmen, sondern gänzlich zerstören werde; denn die Deutschen und wahrscheinlich auch die Polen werden an der Reichsverfassung und auf dem Bestande des einheitlichen Gesamtstaates, — die Nordwestslawen werden auf Föderation und historischem Kronenschwindel, wenn nicht einmütig, doch in der Majorität festhalten,[1]) — die Südslawen werden lauern und — da sie selbst von der Teilnahme ausgeschlossen sind, werden sie die Tschechen, Dalmatiner und die Russinen Galiziens hetzen.

Gelingt es der Regierung oder der Krone nicht, durch das fait accompli[2]) des vollendeten Ausgleichs, der freilich in dem einsichtsvollen Nachgeben des

[1]) Dazu vgl. u. a. Freiherr v. Czedik, Zur Geschichte der k. k. österr. Ministerien 1861—1916, Bd. I, S. 53.

[2]) Über die Bereitwilligkeit Belcredis und Beusts zu einem fait accompli für die nichtungarischen Länder bezüglich des Ausgleiches siehe Wertheimer, Andrassy, Bd. I, S. 255, 265, 267 und sonst.

Digitized by Google

ungarischen Landtags und dem vertrauensvollsten Entgegenkommen der Krone seine Basis haben müßte, noch rechtzeitig die Welt zu überraschen, so bliebe wohl noch der Schluß des ungarischen Landtags und das Oktroi einer möglichst freisinnigen aber einheitlichen Verfassung für alle Völker Österreichs, welche die Deutschen und Slawen beruhigen, die Madjaren zum Nachdenken, Schmollen und vielleicht auch zu passivem Widerstande bringen würde, — oder das absolute Regiment in mildester Form, aber entschlossen und kräftig gegen den Widerstand — wachsam gegen die Presse — als Auskunftsmittel.

Das Erste, das fait accompli eines Ausgleichs mit Ungarn, wäre wohl unbestreitbar das Glücklichste und dennoch murren und trotzen, ja konspirieren würden die Südslawen, d. h. ihre Führer; — das Volk aber ist uneins. Dalmatien sehnt sich keineswegs nach der Verbindung mit Kroatien, — Fiume [1]) würde beleuchten und jubilieren, wenn es einen ungarischen Gouverneur bekömmt, — ihm ist italienisch, kroatisch und ungarisch durch Bedürfnis und Geographie gleich nötig und lieb; die national-konstitutionelle Partei Kroatiens und insbesonders Slawoniens aber, — gegenwärtig terrorisiert durch die ultranationale Stroßmayersche Partei, — würde sich, das ist gewiß, auf einmal stärker zeigen, als sie heute scheint, und ihr fielen alle Ruhigdenkenden zu; auch Esseg würde illuminieren!

Das zweite Auskunftsmittel, das Oktroi einer allgemeinen Verfassung, wäre das minder gute, aber es brächte, indem es die Deutschen befriedigt, die Slawen, vorsonderlich die Südslawen zum größten Teile befriedigt und von dem Alp der Madjarensuprematie befreit, eben diese, die Madjaren, zum Schmollen und passiven Widerstande, jene aber unter ihnen, denen der Boden zu hochverräterischen Konspirationen durch den Ausgleichsversuch längere Zeit entzogen war, zu neuer Tätigkeit, — den äußeren Feinden Österreichs würde es ein Operationsfeld im Herzen Österreichs öffnen.

Das dritte Auskunftsmittel, das mindest gute, weil es allen wehe tut, — aber vielleicht einzige, weil es alle niederhält, — für jetzt nicht sehr gefährliche, weil es alle in Zwietracht und gleich ohnmächtig findet, — der Absolutismus, energisch, aber in milder Form geübt und nationale wie konfessionelle Gleichstellung festhaltend, würde die ganze Schuld und das Odium seines Erscheinens den Madjaren und ihrem Landtage aufbürden und die Erkenntnis, daß er das einzig mögliche Mittel war, das Reich vor Zerfall zu retten und das mittelalterliche Spiel mit historischen Rechten und Kronen und Krönchen und die daran hängenden Sondergelüste verstummen zu machen, würde sich — teilweise ist sie heute schon ein Faktor der Volksstimmung — mit Macht Bahn brechen und zwar um so mehr, als es Federn genug gäbe,

[1]) Die Frage, ob die Hafenstadt Fiume samt Gebiet zu Ungarn oder Kroatien kommen sollte, bildete einen der heikelsten Ausgleichspunkte. Fiume war 1849 Kroatien einverleibt worden, die Mehrzahl der Einwohner wünschte aber die Vereinigung mit Ungarn, der sich die kroatischen Lokalbehörden mit allen Mitteln widersetzten. Vgl. Wertheimer, Andrassy, Bd. I, S. 382 f.

Digitized by Google

den Gegenstand richtig und umständlich zu beleuchten, und weiters um so mehr, als die Presse ja sicher so zügellos wie heute nimmer sein dürfte.

Daß gerade die jetzt herrschende Zwietracht und der hiedurch rege gewordene Neid gegen die Ungarn das Ihre tun würden, dieser Erkenntnis Eingang zu verschaffen, sind Annahmen, die auf gründlicher Studie nationaler und überhaupt auch menschlicher Charaktere basieren.

Wenn in der am Sonntag, den 13. d. M., in Wien stattfindenden Konferenz deutscher Parteimänner aller Länder nur einer entschlossen aufträte und die Folgen der Passivität, respektive der Nichtbeschickung des „Außerordentlichen Reichsrates" sowohl für die Regierung als für die Völker beleuchten würde, ich glaube, daß man zum Beschlusse gelangen würde, dem Rufe zu folgen.

Schon reiben sich die Ultras der Südslawen, die stets von den verrotteten Zuständen und dem Marasmus der österreichischen Zustände und der Regierung, ja vom Graswachsen in den Straßen Wiens reden und schreiben, vergnügt die Hände über die in die Öffentlichkeit gedrungenen Absichten der Deutsch-Österreicher, den Reichsrat nicht zu beschicken.

Am 16. Januar 1867.

Die innere Lage Österreichs und die Stellung des Reiches zu den von außen herandrängenden Gefahren je nach der Lösungsart des Verfassungsstreites zu beleuchten, sei die Aufgabe der hier folgenden Auseinandersetzung:

Durch die negative Haltung des Deutschtums ist die Existenz und der Erfolg des „Außerordentlichen Reichsrates" mehr, als es vorauszusehen war, problematisch geworden.

Mehr als je ist der Ausgleich mit Ungarn Bedürfnis geworden, ja zur Lebensfrage für die Gesamtheit herangewachsen.

Betrachten wir nochmals die im letzten Exposé behandelten drei Wege zur Konsolidierung und Krafterhöhung des Gesamtstaates, diesmal aber mehr speziell in Beziehung zu den äußeren Gefahren.

a) Gelingt es der hohen Regierung oder einem souveränen Akte der Krone, durch hochherzige Initiative die Wünsche des ungarischen Landtags zu befriedigen, so ist unendlicher Jubel und hingebendes Dankgefühl das unfehlbare und aufrichtige Echo dieses Aktes bei der gesamten ungarischen, slowakischen und deutschen Bevölkerung des engeren Ungarns, und in Slawonien, Kroatien und Fiume, bei der national-konstitutionellen Partei dieser Länder der ungarischen Krone, also mitten im Herzen jener gegenwärtig mit Wien und mit Pest in Opposition stehenden Gruppen wird dieses Echo widerhallen, — es wird die Mißtöne der ungarischen Ultras und die exaltierten und phantastischen Bestrebungen der Stroßmayer-Mražovićschen[1]) Partei paralysieren.

[1]) Der Abgeordnete Mražović war mit Starčević Führer der ungarfeindlichen Kroatenpartei. Im übrigen vermengte oben der Berichterstatter zwei verschiedene Parteien

Digitized by Google

An der Klugheit und dem Takte der ungarischen Regierungsmänner, vor allem am Landtage würde es nach dem Gelingen des Ausgleichswerkes, d. h. nach Verwirklichung der Konstitution, liegen, in Würdigung der hochherzigen Initiative des Königs durch vernünftig versöhnliches Auftreten gegen die sogenannten partes adnexae[1]) alle Besorgnisse vor Madjarisierung zu zerstören und hierdurch den Agitatoren daselbst den Boden zu entziehen.

Gleichstellung aller Nationalitäten und Konfessionen müßte zur Wahrheit werden und im Wege der verfassungsmäßigen Legislatur müßte und würde von jenem alten, so beharrlich verteidigten historischen Baue, der alten ungarischen Konstitution, alles das geändert und verbessert werden, was den Verhältnissen und dem Geiste der Neuzeit und deren Forderungen zuwider ist, — und dies würde zuverlässig geschehen, nachdem der Kampf gegen unpassende oder altfeudale Bestimmungen dieser Konstitution durch die bedeutende und mächtige Partei des aufgeklärten Bürgertums im Landtage selbst unwiderstehlich ausbrechen wird, was heute schon aus den Stellungen der Parteien hervorleuchtet, aber noch nicht zur Tatsache geworden ist, weil alle zusammen in dem einen, nämlich in dem Kampfe um den Wiederbesitz der Konstitution, für jetzt einig sind.

Ist dieser Kampf beendet, beginnt jener um die Reformen im Innern selbst.

Daß die Wiederherstellung der Verfassung in den nicht zur ungarischen Krone gehörigen Ländern des Reiches die unmittelbare Folge des Ausgleichs sein müßte, versteht sich von selbst; dieser ohne jene ist nicht gut denkbar, denn sie müssen sich gegenseitig stützen und das natürlichste Bedürfnis drängt die dies- und jenseitigen Völker zum Zusammenhalten; Macht und Stellung des Reiches und der Krone wären äußern Feinden gegenüber gesichert.

Die mächtigsten Staaten Europas haben ihre inneren Kämpfe und Krämpfe . . .[2]) Rußland hat sein Polen, niedergetreten, mißhandelt, glühend und kochend unter dem Fuße, der es erst neulich so unbarmherzig behandelt,[3]) — es hat seine Herzen und Bakunins[4]) im Innern überall; — die Türkei hat ihre Serben, Moldau-Walachen, Montenegriner etc., ihre christlichen und slawischen Völker gärend durch russische Wühlereien, russisches Gold; — England hat sein Irland, seine Eifersucht mit Amerika, seine künstliche Freundschaft mit dem gefährlichen Nachbar — Frankreich; — dieses hat

---

Kroatiens: die Strohmayer-Partei, welche einen Ausgleich mit den Serben wünschte im Sinne der südslawischen Idee, und die Starčević-Partei, welche den rücksichtslosen Kampf gegen das Serbentum predigte. Beide hatten nur die Feindschaft gegen Ungarn gemeinsam. Vgl. Südland, Die südslawische Frage, S. 631 f.

[1]) Kroatien und Slawonien. Das Königliche Reskript vom 17. November 1866 zu Wiedereröffnung des ungarischen Landtages sprach vom Königreich Ungarn und „den damit verbundenen Teilen". („Wiener Zeitung", 20. Nov. 1866.)

[2]) Die auspunktierten Stellen so auch im Original.

[3]) Bei Niederwerfung des polnischen Aufstandes von 1863, demgegenüber Preußen eine vorsichtige Zurückhaltung wahrte und sich Rußlands nachhaltigen Dank erwarb.

[4]) Die Revolutionäre und Anarchisten Alexander Herzen und Michael Bakunin.

Digitized by Google

seine dynastische Unsicherheit, sein unzufriedenes, im Nationalstolz verletztes Volk, seine Konflikte in fremden Weltteilen.

Preußen, durch unverhofftes Glück im Spiele siegreich nach außen und nach innen, hat seine Völker wohl berauscht, aber nicht befriedigt, — dem Rausche folgte Ernüchterung — es hat sein Posen, Schleswig-Holstein, Hannover, Kurhessen, Nassau und Frankfurt etc.; — es hat viel geschluckt, bisher aber noch nichts verdaut; — es fürchtet überdies den hungrigen Nachbar: Frankreich; es braucht Ruhe zur Sammlung im Innern — und treibt zwischen Klippen von innen und außen einem Bündnisse mit Rußland entgegen,[1]) das zu den größten Gefahren führen wird.

Italien, mühsam und kaum zusammengezimmert, gegenwärtig nur durch den Rest nationalen Fanatismus' zusammengehalten, hat sein Neapel und Sizilien, seine schmollenden Piemontesen, malkontenten Lombarden und Venetianer, seine republikanischen Agitatoren mit der Erinnerung an Savoyen und Nizza, seine Finanznöten und neben der drückenden Dankverpflichtung gegen Frankreich das unnatürliche Bündnis mit Preußen, es hat schließlich sein schweres Spiel mit Rom.

Der demokratische Geist regt und hebt sich allüberall in den genannten Staaten.

Wie stünde da Österreich nach vollbrachtem Ausgleichswerk mit Ungarn und Herstellung einer freisinnigen Verfassung verjüngt und gekräftigt da!

Dem russisch-preußischen Bündnisse wäre durch das geeinigte Österreich ein Pfahl in den Leib gerannt, dessen Spitze an Kongreßpolen stieße.

Österreich hätte nicht nötig, sich erst Allianzen zu suchen, es könnte wählen, es könnte sich eigentlich naturgerecht die Allianz mit den katholischen Mächten von selbst aufdrängen und der unschlüssige Süden Alt-Deutschlands könnte nimmer schwanken, wo er seine Stütze zu suchen.

b) Nehmen wir den zweiten, im letzten Exposé vorgesehenen Fall — nämlich, daß der Ausgleich mit Ungarn sich zerschlüge, — der Landtag dort aufgelöst und dem Gesamtreiche eine Verfassung oktroyiert würde, — so wäre, wie schon damals besprochen, die Befriedigung einzelner Teile des Ganzen die Frucht des Oktrois — diese Frucht würde aber paralysiert durch die Unzufriedenheit der gesamten so lebensfähigen und urkräftigen Bevölkerung des engeren Ungarns — und die Wirkung dieser inneren Verhältnisse wäre den unter a) besprochenen Folgen des Ausgleichs mit Ungarn diametral entgegengesetzt; statt geeinigt und kraftvoll eine nahe und direkt gegen Rußland und Preußen drohende Gefahr zu sein, würden diese beiden Mächte den Zündstoff in Ungarn mit allen Mitteln — wenn auch zum unfehlbaren Nachteil der Ungarn selbst — benützen, um Österreich zu sprengen.

Die systematische Bearbeitung der serbischen, überhaupt der südslawischen Bevölkerung Österreichs, bei welcher die Faktoren natürlicher Neigung und

[1]) Wurde aber erst 1872 in der Form des Dreikaiserbündnisses verwirklicht.

Digitized by Google

heimische Agitatoren mithelfen würden, könnte bis Agram hinauf ihre Wirkung nicht verfehlen; Preußen würde vielleicht dasselbe Spiel wie schon einmal mit den Ungarn und Tschechen versuchen, indem es sie durch täuschende Versprechung der Erfüllung nationaler Wünsche zum Narren hält.[1])

Im Momente dieser Gefahren würde Österreich zerrüttet im Innern allein dastehen, denn wer würde sich mit ihm verbinden?

Der einzige, den vielleicht Bedürfnis und Überlegung zu einer Verbindung triebe, würde durch Danaidengeschenke[2]) seine Grenzen abrunden und sich zufrieden geben.[3])

c) Das dritte, im letzten Exposé behandelte Auskunftsmittel — der Absolutismus — wäre im Falle des Mißlingens eines Ausgleichs mit Ungarn unbestreitbar in jeder Richtung und von jeder Seite betrachtet, bei weitem besser als das des Oktrois, schon deswegen, weil dieses den Nachteil der Halbheit, den Charakter eines schwachen Palliativmittels an sich hätte, dagegen jenes, noch ein Zeichen von Energie und Kraft — und mit fester Hand ausgeführt, den herannahenden Gefahren gegenüber das Reich zusammenhält, die Mittel zu imponierender Machtentfaltung bietet und, wie schon einmal gesagt, bei der gegenwärtig nahe ans Äußerste gelangten Zaghaftigkeit der Gemüter einerseits das Gefühl der Sicherheit wieder herstellt, andererseits in der herrschenden Zwietracht der Völker und Rassen seine Stütze gegen die Opposition fände und endlich das Odium des Absolutismus auf diese Zwietracht und den ungarischen Landtag werfen würde.

Auch der Umstand, daß Österreichs Völker weder auf Frankreich und seine Zustände, noch auf Preußen, noch auf Italien, viel weniger auf Rußland mit Sehnsucht und Neid zu blicken Ursache haben, weil dort überall mehr oder weniger schon lange Zeit durchaus unkonstitutionelle Zustände herrschen, — auch dieser Umstand würde den Absolutismus in Österreich weniger hart erscheinen lassen, als derselbe dem Namen nach klingt.

Frankreich aber, das selbst wegen seiner noch immer nicht toten, nur schlummernden Prätendentenparteien, wegen des sich regenden Demokratismus beinahe autokratisch regierte, — England, das Fenier-ängstliche,[4]) durch eine Allianz der russisch-amerikanischen Seekräfte bedroht, daher zum Zusammengehen mit Frankreich durch diese Gefahr fester geknüpft, — Italien, das vom Republikanismus unterwühlte, — ihnen allen würde eine Allianz mit dem

---

[1]) Der preußische General Rosenberg-Gruszczyński erließ 1866 in Prag eine Proklamation „An die Bevölkerung des glorreichen Königreiches Böhmen" und stellte den Tschechen die Erfüllung ihrer nationalen Wünsche in Aussicht. Wegen Ungarn ist u. a. an die Legion Klapka zu denken.

[2]) Soll wohl heißen Danaergeschenke.

[3]) Etwa Frankreich gemeint, um das sich Beust nun für Österreich sehr bemühte; freilich konnte auch an Italien gedacht sein.

[4]) England stand seit Sommer 1865 im Kampf mit dem in Nordamerika entstandenen Geheimbund der Fenier (Helden) zur Losreißung Irlands von Großbritannien.

Digitized by Google

absoluten Österreich mehr Bürgschaft der Dauer und des Erfolgs bieten als jene mit dem durch oktroyierte Verfassung geschwächten Kaiserreiche.

Das österreichische Volk aber, in allen Ländern, besonders Bürger und Bauer, sehnen sich nach dem Ende der gegenwärtigen wirren Verhältnisse und würden mit Freuden die Wiederkehr geordneter und sicherer Zustände begrüßen.

Möchte ein glücklicher Ausgleich mit Ungarn — oder der gewaltsame Schluß der nun so lange währenden, zu immer größerer Verwirrung und chronischer Opposition führenden Verfassungstheorienjagd bald eintreten, denn die Dinge im Orient treiben großen und klug vorbereiteten Stürmen entgegen; und es scheint, als ob Rußland die von Frankreich so sehr ersehnte Ruhe wegen der Weltausstellung und die allüberall in der Durchführung begriffene Heeresorganisierung schlau benützen wolle.

Eine russisch-preußische Allianz fände in ihrem Auftreten ganz Europa lahmgelegt, wenn man dem scheinbaren Nachgeben und ihren Friedensheucheleien noch heute Glauben schenkte. Caveant consules!

Wien, am 24. Januar 1867.

Was haben die sogenannten „Verfassungstreuen", die Vertreter des Deutschtums in Österreich, mit ihrer starren Negation getan?[1])

Sie haben — dies tritt täglich mehr hervor — eine Reaktion gegen diese Partei selbst und ihr die Spannung der Situation aufs äußerste treibendes Streben heraufbeschworen.

Sie haben ferner unbewußt und zuverlässig, ohne zu wollen, dem gegenwärtigen Ministerium im Ansehen und Vertrauen der Völker Österreichs, der Deutschen sowohl wie der Slawen und Madjaren, mehr genützt als geschadet; der Ekel an der Verwirrung ist intensiver geworden, die Hoffnung auf den Sieg der ministeriellen Beharrlichkeit im Ausgleichswerk ist gewachsen und die für ihre nationale Autonomie, für ihre volle Gleichberechtigung zagenden Slawen Österreichs öffnen der Erkenntnis Herz und Sinn, daß es diesem Ministerium, das so liberal und schonend allen Meinungen — und

[1]) Am Abend des 13. Januar 1867 fand zu Wien eine Versammlung von Abgeordneten aus den deutsch-österreichischen Provinzen statt mit der Aufgabe, ein gemeinsames Vorgehen der deutschen Partei gegenüber der durch das Patent vom 2. Januar geschaffenen Lage festzustellen. Anwesend waren: Fürst Coloredo, Frhr. v. Pratobevera, Edl. v. Plener (Böhmen), v. Kaiserfeld, Dr. Rechbauer (Steiermark), Dr. Wiser (Oberösterreich), Graf Anton Auersperg (Krain), von der Straß, Skene, Hopfen (Mähren), Kalchberg (Schlesien), v. Lasser (Salzburg), Arneth, Dr. Berger, Brestel, Kuranda, v. Mende, Schindler, Baron Tinti, Winterstein. Einstimmig wurde beschlossen, mit allen gesetzlichen Mitteln dahin zu wirken, daß die Landtage 1. die Wahl für die außerordentliche Reichsratsversammlung ablehnen, dagegen 2. auf Grund und nach Vorschrift des Reichsratsstatuts und der Landesordnungen vom 26. Februar 1861 die Wahlen in das Abgeordnetenhaus des legalen Reichsrates und jene der Landesausschüsse vornehmen. („Die Presse", 14. Januar 1867.)

Digitized by Google

seien sie noch so verworren oder feindlich — den Ausdruck gestattet, wirklich ernst um die nationale Gleichberechtigung und um die Freiheit aller sei und... daß es seines Zieles sich bewußt sei.

Wohin soll dieses starre Festhalten an der „totgeborenen Februarverfassung" führen? Was soll dieses Verkennen oder Negieren faktisch bestehender Verhältnisse und Bedürfnisse der nichtdeutschen Völkerschaften bezwecken?

Sind sich die wortführenden Koryphäen des Deutschtums ihres Wollens bewußt, überschätzen sie nicht ihre Kraft, verkennen sie nicht die Wünsche und schreienden Bedürfnisse des Volkes, das sie eigenmächtig vertreten, unterschätzen sie nicht ihre eigene Zerfahrenheit und die immer mehr zutage tretende Bewußtheit der anderen Völkerstämme in ihren Zielen?...

Sie zertrümmern selbst die Macht, die ihr klar bewußtes Erscheinen im „Außerordentlichen Reichsrate" dem Deutschtum und der Regierung gegeben hätte gegen etwa überschwängliche Forderungen der Madjaren sowohl als der Slawen.

Wer hätte die berechtigte Stellung des Deutschtums im Gesamtstaate angetastet, wenn die, die nun in blinder, an Verrat gegen das eigene Volk und gegen den Staat grenzender Opposition auftreten, selbstbewußt, maßvoll und ohne Leidenschaft gegen die gerechten Forderungen der Nichtdeutschen, ihre eigenen Rechte geschützt, ihre billigen Forderungen gestellt hätten?

Statt dem Staate aus der Bedrängnis und der Verwirrung zu helfen, fordern sie das Chaos, beschwören den Absolutismus oder den Rassenkampf herauf, uneingedenk, daß duobus litigantibus tertius gaudet.

Wahrlich, für solch Beginnen ist schwer zu wählen zwischen den Bezeichnungen „Politischer Wahnsinn", „Nationale Verbissenheit" oder „....." und dennoch nennen diese Männer sich Patrioten — nein, das sind sie nicht, für Österreich nicht, für ihren Kaiser nicht, für ihr Volk nicht — aber für... Preußen! Oder was meinen sie anders, diese Männer, denen Ausbrüche wie: „Wir wissen doch auch, wo wir beim Zerfalle Österreichs hingehören, wo wir uns anlehnen sollen", entschlüpfen konnten?

Wahrlich, diese Männer haben sich selbst mehr geschadet als der Regierung, denn zu grobkörnig, zu fremdartig ist die Sprache, mit der sie an die Einsicht der loyal gesinnten und gesunden Bevölkerung Deutsch-Österreichs klopfte.

Versöhnung, Friede im Hause, ein Ende der Wirren, das ist es, was der Deutsche Österreichs will, — Sammlung im Innern, Kraft nach außen, daß Gewalt und List die Streitenden nicht übermanne, das wünscht der aufrichtige Patriot; und gottlob! wenn die Millionen solcher auch keine fulminanten Reden zu halten imstande sind oder die Lust dazu nicht haben, so denken und reden sie dennoch also; ja Millionen wollen nichts als den endlichen Ausgleich mit Ungarn, gleiches Recht für alle, den Deutschen, Slawen, Ungarn — und Wettstreit nur im Vorwärts der Kultur, Gesittung und des Wohlstandes.

Nicht Blödsinn und politische Verkommenheit, wie man's so gerne zu nennen beliebt, nein, gesunder Bürgersinn und Treue am großen Vaterlande

Digitized by Google

und am Kaiserhause, jene Treue, die so viele Stürme überdauert und noch nicht tot ist, sie fordern anderes als die Männer vom 13. Januar 1867.

Diese haben den Boden kluger und patriotischer Gesinnung verlassen und was sie bezweckt, haben sie nicht erreicht. Omne nimium nocet.

Wien, am 31. Januar 1867.

Die gegenwärtige innere Situation des Reiches — immer nur vom Standpunkte der dem Berichterstatter möglichen Auffassung — aber wahr und getreu nach der Volksstimmung zu beleuchten, möge die Aufgabe dieser Zeilen sein.

Vor allem ist es eine Tatsache, wahr und nicht minder erfreulich, daß die in die Öffentlichkeit gedrungenen Ausgleichsmodalitäten mit Ungarn, — da die Grundbedingungen der Machtstellung des Reiches und der Zusammengehörigkeit anerkannt und festgestellt erscheinen, von der Bevölkerung günstig aufgenommen wurden. Das Urteil der Volksmassen in Wien, wo alle Zungen und Stände mit ihren Interessen zusammengedrängt leben, und denen — wenn auch hohe Politik — so doch der gesunde Sinn und das praktische Verständnis für jene Politik, die ihre materiellen Interessen und die Wohlfahrt des Gesamtstaates berührt, nicht abgesprochen werden kann, lautet im allgemeinen: „Endlich — Gott sei Dank! wird's doch einmal ernst und gut."

Daß die Haltung der deutschen Parteiführer dem „Außerordentlichen Reichsrate" gegenüber, vom Volke anfänglich weder begriffen noch gutgeheißen wurde, daß sie aber auch nun nach vielfachen Debatten, obgleich begriffen, dennoch nicht so allgemein, als man glauben machen will, gebilligt wird, kann ich nur wiederholen.

Die Sehnsucht und der dringende Wunsch nach einer Konsolidierung des inneren Staatswesens, — nach einer endlichen Vereinbarung mit Ungarn, — nach einer eifersuchtslosen Gleichberechtigung aller Völkerstämme ist bei der gesunden und nicht etwa bei der blöden und an Bildung tiefstehenden Bevölkerung, viel größer als die Furcht vor der Majorisierung und Hegemonie der Slawen — diesem Schreckgespenst gegen den „Außerordentlichen Reichsrat".

Vor Österreich nicht allein — vor Europa wurde das langweilige und unproduktive Spiel mit der Februarverfassung abgespielt und einsehen lernten die Schwächsten im Geiste und die Stärksten im Hoffen, daß dieses mit schweren Wehen geborene Kind dem Tode verfallen sei, weil ihm zwei Dritteile der Monarchie die Nahrung versagten, als sie ihm in die Augen sahen.

Die „freie Bahn"[1]) wurde eröffnet, auf der sämtliche Völker sich über die Verfassung einigen sollten.

Ohne die Machtstellung des Gesamtreiches zu erschüttern, mußte die Vereinbarung mit Ungarn eingebahnt werden; dies geschah — und um die nichtungarischen Völker zu hören, wurde der „Außerordentliche Reichsrat" für diese geschaffen — und ohne die Weigerung der Tschechen, Polen und

[1]) Das Sistierungsmanifest vom 20. September 1865 schloß: „Frei ist die Bahn, welche mit Beachtung des legitimen Rechtes zur Verständigung führt, wenn ein

Digitized by Google

sonstigen außerungarischen Slawen befürchten zu müssen, tat man dies; da opponieren die Februaristen mit der Maske der Verfassungstreue gegen die Beschickung dieses Reichsrates, ... weil er von den Slawen als ein noch nicht erlebtes Zeichen ministeriellen Liberalismus begrüßt wurde!

Als ob Österreich, das so lange, ja zu lange gewartet hat und seither so schwere Wunden erlitt, und nun so drohenden Ereignissen entgegensieht, noch Zeit zum Warten und zum Spiel mit einer Verfassung hätte, die nichts war und nichts geschaffen hat als Zeitvergeudung und Unheil.

Wenn die sogenannten Verfassungstreuen im Bewußtsein der Kraft und Macht, die dem Deutschtum innewohnt, und die bisher vom Landesfürsten, der selbst ein Deutscher ist — nicht immer zu seinem und der Gesamtheit Vorteil — hochgehalten wurde, — wenn sie mit redlichem Wollen diese Kraft in den Reichsrat mitgebracht hätten, statt im Momente, wo es gilt zu versöhnen und allen gerecht zu werden, Zündstoff zu erneuter Eifersucht und Hader auszustreuen und ... die Mühen zu steigern oder gar zu zerstören, — wahrlich, ihr Patriotismus hätte sich reeller gezeigt als in dem Kampf um Schatten und Formen, der zur Verwirrung der Begriffe jenes Volkes führt, dem sie zu dienen meinen.

So habe ich gebildete, wenn auch nicht juridisch gelehrte Männer aus den besten Ständen und aus dem gesunden Bürgertume urteilen gehört.

Überdies hofft man, daß die hohe Regierung den Modus finden werde, die Wahlen aus den Landtagen in den Reichsrat legal nach Gruppen vornehmen zu lassen, und daß es ihr entweder hiedurch oder durch direkte Wahlen das deutsche Element in den Reichsrat zu bringen gelingen werde.[1])

Nicht schließen kann ich, ohne der im Oriente drohenden Gefahren zu gedenken, die mit jedem Tage wachsen und die durch einen absichtlichen Zufall — durch den ersten Schuß aus grobem Geschütz in Belgrad[2]) die Türkei — und wohl noch mehr in Brand stecken werden.

Systematisch und in aller Ruhe wird der Zündstoff gesammelt, werden die Geister nicht bloß der Serben, Bulgaren, Montenegriner etc. entflammt, auch herüben werden sie vorbereitet — nicht zum Zuschauen — nein, zum Mithalten.

---

opferfähiger versöhnlicher Sinn, wenn gereifte Einsicht die Erwägung Meiner treuen Völker leitet, an welche dieses kaiserliche Wort vertrauensvoll gerichtet ist." Nach Przibram, Erinnerungen eines alten Österreichers, Bd. I, S. 143, wurde dieser Satz von Teschenberg angefügt, während der übrige Text von Belcredi selbst stammte.

[1]) Das Januar-Patent überließ es dem Belieben, die Abgeordneten entweder nach der strikten Verfassungsvorschrift aus diesen oder jenen Gruppen von Vertretern zu nehmen oder sie vom ganzen Landtag in freier Wahl wählen zu lassen. So hätte da und dort überhaupt kein Deutscher in den Außerordentlichen Reichsrat gewählt zu werden brauchen.

[2]) Erinnerungen an das türkische Bombardement Belgrads aus der Festung im Juni 1862. Erst am 3. März 1867 kam die Einwilligung der Pforte zur Räumung der serbischen Festungen, doch sollte weiterhin auf den Wällen Belgrads die osmanische Flagge neben der serbischen bleiben.

Digitized by Google

Pferde wurden und werden in Serbien gekauft, Kanonen und Munition aller Art wurden vorbereitet und die vor drei Monaten schon bestellten Zündnadelgewehre (50 000) sind bis auf ein Fünftel bereits in Belgrad angekommen und ausgeschifft; — Vorräte von Heu und Stroh, Hafer und Hülsenfrüchte etc. wurden in Massen angeschafft und in Belgrad und Kragujevac deponiert, — die verbrannten Heuvorräte (Mitte November) wurden ersetzt, — die ganze studierende Jugend und sonstige Leute von einiger Intelligenz wurden in einem kurzen, den dortigen primitiven Landesverhältnissen anpassenden, nach Orešković' Anleitung theoretisch und praktisch geordneten Kursus für den Offiziersdienst in der Miliz ausgebildet, — die studierende Jugend außerdem in eine Art Legion geformt und bewaffnet, — Mandatare kommen und gehen — kurz, alles regt sich und arbeitet für einen Zweck: die Erhebung; nur Eins wird abgewartet, der günstige Moment für das Signal zum absichtlichen Zufall — zum ersten Schuß oder . . . zum Überfall.[1])

Herüben aber erwärmt und erhitzt man einstweilen die Gemüter für die schöne Sache, den edlen Zweck, die Befreiung der Christen vom Türkenjoche und — überläßt es getrost dem Zufalle oder dem Vorgehen des ungarischen Landtages gegen die Slawen und Rumänen, um aus den teilnehmenden Zuschauern tätige Leidens- und Aktionsgenossen zu formen, die im Vereine mit den jenseitigen noch kämpfenden oder schon sieghaften Brüdern ihren Schmerzensschrei nach Rußland richten und im Namen des Nationalitätsprinzips die Hilfe des „großen Nachbars" anrufen, der dann seine Heeresergänzungen beendet haben wird.

Was mögen wohl für diesen Fall Rußland und Preußen vereinbart haben?! Ob sie nicht schon daran gedacht und sich wirklich vereinbart haben?! Ob wohl Napoleon seinem Lieblingskinde, der „Weltausstellung", Opfer bringen wird?[2])

Fr. Fiebich.

---

[1]) Nach gleichzeitigen Blättermeldungen betrieben die slawisch-türkischen Provinzen die Rüstungen im großen Stil. Aus dem in Belgrad auf Befehl des Fürsten eröffneten Offizierskurs waren bereits etwa 800 Offiziere zu ihren Truppenkörpern abgegangen, weitere 600 besuchten ihn noch. In Kragujevac wurden zuletzt 30 Kanonen gegossen, andere waren in Arbeit. Aus dem Ausland kam fortwährend Kriegsmunition. Das bosnische und bulgarische Insurrektionskomitee spedierte 30 000 Gewehre in die betreffenden Länder. In auswärtigen Fabriken waren noch 45 000 Zündnadelgewehre bestellt. Mit zwei Österreichern hatte die serbische Regierung die Lieferung von 2000 Pferden abgeschlossen, die binnen sechs Wochen zu stellen waren. An der Belgrader Hochschule wurden kriegswissenschaftliche Vorlesungen gehalten. „Alles ist bereit zum Losschlagen, nur fürchtet man, daß die Pforte dem Ausbruch zuvorkommt, indem sie doch vielleicht die Festungen den Serben überliefert." („Die Presse", 5. und 30. Januar 1867). Diese Belgrader Nachrichten wurden für Übertreibungen gehalten, was sie nach obigem Berichte nicht waren.

[2]) Die Pariser Weltausstellung wurde im Frühling 1867 eröffnet.

Digitized by Google

Zum Marokkostreit

Von

C. v. Weizsäcker

Mit weiser Schonung hat Deutschland nach dem Frankfurter Frieden die maßvollen Friedensbedingungen zum Vollzug gebracht. Nie hat es seine verstärkte Machtstellung gegen Frankreich ausgebeutet, oft und viel hat es seinen guten Willen, wenn in der großen Politik französische Interessen in Frage standen, betätigt. Mit deutscher Unterstützung konnte sich Frankreich in dem wertvollen Tunis festsetzen. In frühen Anfangsstadien des Problems des europäischen Einflusses im Marokkoland hat Bismarck sich zu einem besonderen Entgegenkommen gegenüber französischen Wünschen entschlossen. Als aber der französische Appetit nach dem in Paris immer mehr als sehr wertvoll erkannten Scherifenreich sich regte, glaubte die französische Regierung der deutschen Unterstützung nicht mehr zu bedürfen, erachtete vielmehr die Gelegenheit als günstig zu verletzender Beiseiteschiebung des Vogesennachbars. So hat Frankreich die Initiative ergriffen zur Entwicklung des französisch-deutschen Marokkostreites in einer — man darf gewiß sagen — frivolen Weise. Der sich durch Jahre hinziehende Streit hat seine besondere Bedeutung dadurch, daß er sein Ende erst $2^1/_2$ Jahre vor Ausbruch des Weltkrieges fand, daß er zu dem Wetterleuchten vor dem Ausbruch der Weltkatastrophe gehört. Hierin mag die Rechtfertigung dafür liegen, daß im nachstehenden einige Erinnerungen vorwiegend persönlicher Natur und vorwiegend das letzte Jahr des Marokkostreites, das Jahr 1911 betreffend, dem Leser mitgeteilt werden. Für eine eingehendere historische Darstellung reicht der gegebene Raum, reicht auch das dem Schreiber in der Gegenwart zur Verfügung stehende Material nicht. In Berlin führte im Jahr 1911 die auswärtige Politik unter dem Reichskanzler v. Bethmann Hollweg der Staatssekretär v. Kiderlen-Wächter. Beiden Staatsmännern stand ich nicht fern; mit Kiderlen verband mich alte, gerade in der in Betracht kommenden Zeit zu mannigfachem offenem Verkehr führende Freundschaft.

*

Am 14. Juli 1909 empfing Kaiser Wilhelm II. den Reichskanzler Fürsten v. Bülow in Abschiedsaudienz. Im Anschluß an diese Audienz hat sich der Kaiser gegenüber den Vertretern der verbündeten deutschen Königreiche ein-

Copyright 1921 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

gehend über seine Motive zur Entlassung des Reichskanzlers ausgesprochen. Sie lagen ausschließlich in dem durch die Daily Telegraph-Affaire entstandenen persönlichen Zerwürfnis, aber nicht auf dem Gebiete der Außenpolitik, so wie er, der Kaiser, sie auffaßte. Der Kaiser bezeichnete unsere Außenlage ausdrücklich als eine gute. Bülow hatte mir seinerseits kurz zuvor unter vier Augen ausgeführt, die Entwicklung der Geschicke der Welt habe nunmehr ihren Schwerpunkt nicht mehr in den bisherigen Streitigkeiten der europäischen Großmächte untereinander, sondern sie liegen weit drüben über dem Ozean. Die Ansichten von Kaiser und Kanzler erschienen mir von meinem Zuschauerstandpunkt aus gleich anfechtbar. Entscheidend für die damalige Zeit war doch nach wie vor die den europäischen Frieden immer stärker bedrohende Politik der Entente, deren volle Bedeutung man im Berlin so lange nicht anerkennen wollte, wenigstens nicht gegenüber den deutschen Bundesstaaten. Der Kaiser hat bei den erwähnten Erklärungen hervorgehoben, die Differenzen mit Frankreich seien nun durch die Verständigung über Marokko à l'amiable beglichen. Mit besonderer Genugtuung, ja Freude, hat der Kaiser dies konstatiert. Er hatte dabei offenbar das vor wenigen Monaten, am 9. Februar 1909, zwischen Deutschland und Frankreich abgeschlossene Übereinkommen im Auge. Unzweideutig kam hierbei seine, in seiner ganzen inneren Richtung begründete Friedfertigkeit zum Ausdruck, die unerschüttert war durch die vorhergehenden jahrelangen Marokkoquälereien.

Die Entwicklung des Marokkostreits bis zum 9. Februar 1909 steht unter dem französisch-englischen Programm von 1904. In diesem Programm hatte Frankreich einerseits erklärt, es habe nicht die Absicht, den politischen Zustand in Marokko zu beeinträchtigen. Andererseits aber hatte es sich von England die besondere Aufgabe zuerkennen lassen, in Marokko für Ordnung zu sorgen und dort „auf Wunsch" wirtschaftliche, finanzielle, administrative und militärische Reformen zu unterstützen. Was eine solche „Unterstützung" in französischen Händen zu bedeuten hat, weiß heutzutage jedermann. Vor allem aber ist es ein Wahrzeichen französischer Politik, daß in eben dem Jahr 1904 eine französisch-spanische Aufteilung Marokkos bereits insgeheim festgelegt war. Das vorsichtige England sorgte dafür, daß in Gibraltars Nähe marokkanisches Küstenland in spanische, nicht aber in französische Hände falle, denen im übrigen der Löwenanteil zugedacht war. Frankreich hatte damit, wie ein Pariser Schriftsteller sich ausdrückt, für die Zukunft von England une liberté de conquête erhalten. Dem Inselreich aber hatte es im voraus die Gegengabe des Verzichts auf die frühere französische Stellung in Ägypten zu Füßen gelegt. In jenen Zeiten hörte man staatsmännisch Denkende in Frankreich warnend sagen: Erzählt doch nicht jedermann, daß ihr Deutschland isolieren, einkreisen wollt; verständigt euch mit Deutschland, ehe ihr Marroko an euch nehmt. Diese Verständigung wurde unterlassen. Durch den Zukunftswechsel, den sich der in Paris die Zügel führende Delcassé ausstellen ließ, wurde Frankreich von England abhängig.

Digitized by Google

War es ein Unrecht, daß nach längerem geduldigen Warten der in der marokkanischen Sache beiseite geschobene deutsche Kaiser in Tanger den Sultan von Marrokko als unabhängigen Herrscher in seinem Lande anerkannte? Deutschland hatte keinen Geheimvertrag in der Tasche. War es ein Unrecht, daß die deutsche Regierung ihre früher verbrieften Interessen in dem Scherifenland nunmehr auf einer internationalen Konferenz zu wahren verlangte? Bald hörte man von Berlin zum Erstaunen, daß der Widerstand Frankreichs gegen unser billiges Verlangen die deutsche Regierung an den Rand eines Krieges führe. Doch — Frankreich fühlte sein Unrecht; Delcassé mußte gehen. Rouvier hat dann, wie ich aus bester Quelle gehört, dem deutschen Vertreter in Paris gesagt: „Gebt in Marokko unserem Willen nach und ich mache euch einen noch vorteilhafteren Vertrag, als der ist, den England von uns bekommen." Es war vielleicht nicht praktisch, aber jedenfalls kein Unrecht, wenn Deutschland es vorzog, bei dem in Tanger verkündeten Standpunkt zu verharren und damit bei dem Versuch stehenzubleiben, im Weg des internationalen Übereinkommens zur Ordnung in Marokko und so zu einem allgemein verbrieften Frieden zu kommen. Die deutsche Absicht war gut gemeint. Wenn sie 1906 in Algeciras nur formell sich verwirklichte; wenn Greindl, der belgische Gesandte in Berlin, später mit Recht bemerkte: Frankreich hat 1906 die Algeciras-Akte mit der festen Absicht unterzeichnet, sie niemals zu beobachten; wenn Downing Street Frankreich in der Ausführung dieser edlen Absicht durch dick und dünn unterstützte; wenn in den Zeiten des diplomatischen Verhandelns über den Algeciras-Vertrag zu den im Geheimkasten bleibenden imperialistischen englisch-französischen Abmachungen noch die gemeinsamen militärischen, Deutschlands Frieden bedrohenden Beredungen hinzutraten, so kann man freilich sagen, ein besonderer Erfolg war für uns Algeciras nicht. Das uns vor Algeciras zugefügte Unrecht wurde mit einem internationalen Mäntelchen zugedeckt; vom Standpunkt der großen Politik, die für den Friedensweg mehr als ein fadenscheiniges Mäntelchen erfordert hätte, war Algeciras nur ein Notbehelf, und zwar, wie sich bald auch nach außen herausstellen sollte, ein übler Notbehelf. Denn das marokkanische Reich erwies sich bald für Deutschland, dem scheinbar die offene Tür in einem „unabhängigen Reich" gewahrt worden war, als ein Reich ohne eigene Kraft und Macht, in das Frankreich nach dem Vorbild der Eroberung von Tunis Schritt um Schritt einzudringen unternahm. Dazu hatte die Algeciras-Akte den Franzosen nicht die mindeste Befugnis erteilt, was bei Betrachtung der letzten Schicksale des Marokkostreits stets im Auge zu behalten ist. Freilich hat sich das französische Parlament von 1906 an mehrfach für das Innehalten der Frankreich durch die Akte gezogenen Grenzen ausgesprochen. Allein die imperialistische, koloniale, vor allem auch die Militärpartei, die Aktivisten, behielten die Oberhand und schalteten und walteten ungestört in dem Scherifenland, wie man immer wieder hören mußte.

Des langen Haders müde wollte Deutschland endlich im Jahr 1909 Frieden machen. Es kam die bereits erwähnte Vereinbarung zwischen Berlin

Digitized by Google

und Paris zustande. Weitherzig anerkannte Berlin ausdrücklich die besonderen Interessen Frankreichs an Frieden und Ordnung im Innern von Marokko. Das ging über die Frankreich (und Spanien) in Algeciras zugewiesene polizeiliche Beaufsichtigung einzelner Hafenstädte hinaus. Die Urkunde von 1909 erklärte vor allem als ihren schönen Zweck: d'éviter toute cause de mal-entendu dans l'avenir au sujet d'Algéciras. Eine Verbindung der beiderseitigen Staatsangehörigen bei Verfolgung ihrer gemeinschaftlichen wirtschaftlichen Ziele sollte gefördert werden. Das Übereinkommen hatte, nach Mitteilung des damals noch im Amt befindlichen Fürsten v. Bülow, der zur Zeit als stellvertretender Staatssekretär im Auswärtigen Amt beschäftigte v. Kiderlen bearbeitet. Erfreut konstatierten französische Stimmen das ohne besondere Kompensationen erfolgte Entgegenkommen Deutschlands. Noch im Jahr 1917 hat der französische Schriftsteller Gauwain von dem Vertrag gesagt: „Das war für Frankreich ein großes Resultat — ‚l'Allemagne s'était resigné à la douceur'." Freilich ein schrankenloses Protektorat nach französischem Wunsch hatte Paris noch nicht erreicht, und vor allem ist zu bemerken, was ein klarsehender belgischer Diplomat bei diesem Anlaß nach Hause schrieb: „Die Meinung in Paris, im Publikum wie im Parlament, ist zum großen Teil jeder Art von französisch-deutscher Vereinigung feindlich" — und so verflüchtigte sich bald der Hauptzweck des freundschaftlichen deutschen Entgegenkommens. König Eduard von England unterließ nicht, demnächst in Paris unverhohlen seine Mißbilligung der getroffenen Verständigung auszusprechen.

Unter solchen Umständen kann es nicht wundernehmen, daß trotz mannigfacher Versuche des Zusammenarbeitens der alte Satz sich bewährte: Gemeinschaft ist die Mutter aller Streitigkeiten. Dem half auch nicht ab, wenn einige Zeit die Franzosen und dann wieder die Gebrüder Mannesmann den Geldbedürfnissen des Sultans in Fez freundliche Unterstützung zuteil werden ließen. Immerhin habe ich im Verlauf von 1909 und im Jahr 1910 in der Wilhelmstraße mehrfach gehört, die Marokkosache sei politisch in einem befriedigenden Fahrwasser. Auch der gute Wille einzelner französischer Kreise war da. Aber im März 1911 sagte mir der indessen an die Stelle von Staatssekretär v. Schoen getretene Kiderlen: die Marokkosache wird wieder unbequem. Die deutsch-französischen Verhandlungen waren einschließlich gewisser über Marokko hinausgehender allgemeiner kolonialer Verständigungsversuche ins Stocken geraten. Von dem Zustand à l'amiable war nichts mehr zu bemerken. Es war offenbar, daß die Franzosen sich mit neuem Feuer auf den Weg zur Besitznahme des Scherifenreichs begaben. Charakteristischerweise empfand man in Madrid alsbald das Herannahen des kritischen Moments. Es galt die militärische Erlangung des den Spaniern von den Westmächten insgeheim in Aussicht gestellten marokkanischen Beuteanteils. Bald rückten die Franzosen gegen die Hauptstadt Fez vor. Risum teneatis, amici, konnte man sagen, als sie für ihr Vorgehen einen an sie gerichteten Hilferuf des Fürsten von Marokko vorschützten. Der Fürst mußte wissen, daß sie in Wirklichkeit seine Herrschaft beseitigen wollten.

Digitized by Google

Der Marsch nach Fez und die damit zusammenhängende Besetzung weiterer Gebietsteile war die permanente militärische Okkupation, sagt Gauvain. Er meint, die französische Regierung habe es nicht gewagt, den Eifer der Presse und ihrer militärischen und zivilen Agenten zu bezähmen. Das geheime französisch-englische Abkommen war in Paris wertvoller, als das Blatt Papier der internationalen Vereinbarung von Algeciras. Die deutsche Politik war abermals in der Marokkosache herausgefordert worden. Fortsetzung des Nachgebens mußte den Eindruck kriegfördernder Schwäche hervorrufen. Was war zu tun?

*

Staatssekretär v. Kiderlen, der neue unmittelbare Leiter der deutschen auswärtigen Politik, nahm die Frage in die Hand. Er ergänzte den Reichskanzler in erwünschtem Maß. Wenn Bethmann vor der Wahl Kiderlens zum Staatssekretär mich nach der Persönlichkeit dieses meines Landsmannes gefragt und dabei gesagt hatte, Kiderlen sei doch ein idealistisch denkender Mann, so ist der Ausdruck nicht ganz treffend gewesen. Ich habe ihm Kiderlen als einen dem Dienst für das allgemeine Wohl leidenschaftlich ohne jede Nebenrücksicht ergebenen, vorzüglichen, persönlich unbedingt zuverlässigen Diplomaten geschildert. Nicht lange nach der Übernahme des neuen Amtes hat einer der Hauptmitarbeiter Kiderlens mir gesagt, es sei früher manches kritische Wort über unsere Außenpolitik bei ihnen gefallen, nun seien sie erfüllt von der ruhigen, gleichmäßigen Entschlossenheit, weitreichenden Erfahrung und Gewandtheit des neuen Chefs. — Der Kaiser hatte anfänglich Bedenken gegen die Ernennung Kiderlens. Denn dieser, der in früheren Zeiten bei ihm in besonderer Gunst gestanden, war ihm inzwischen durch eine bedauerliche Intrigue entfremdet worden. Schließlich gab der Kaiser dem Wunsche Bethmanns nach. Er sagte zu dem Reichskanzler: „So nehmen Sie ihn denn, aber Sie wissen gar nicht, welche Laus Sie sich mit dem Kiderlen in den Pelz setzen" — und fügte bei: „wird er auch Meine Politik machen?" Während der nur zu kurzen Dienstzeit des neuen Staatssekretärs ist sein Verhältnis zum Kaiser mehr und mehr in erwünschte Bahnen gekommen. Auch das Verhältnis zwischen Reichskanzler und Staatssekretär war trotz großer persönlicher Verschiedenheiten beider ein für den Gang der Dinge förderliches. Bethmann, nicht ohne eine gewisse Sensibilität, setzte sich mit bemerkenswerter Selbstüberwindung über die sehr selbständigen Neigungen und über gelegentliche Derbheiten seines auswärtigen ersten Beraters hinweg. Er hat mir einmal anläßlich einer Besprechung der orientalischen Angelegenheiten ihre Führung durch Kiderlen als schlechthin genial bezeichnet.

Daß unsere Außenpolitik in ihrer Gesamtheit die größte Vorsicht erforderte, darin stimmten damals beide Staatsmänner überein. Auch Bethmann hatte sich überzeugt, daß er nicht nur auf dem Gebiet der inneren Politik, sondern ebensosehr auf dem der äußeren eine sehr schwierige Erbschaft angetreten hatte. Die generelle Hauptfrage war und blieb, wie soll man die Entladung

Digitized by Google

des über Deutschland drohenden Ententegewitters abwenden. Kiderlen war grundsätzlich für taktisches Abwarten der richtigen Momente, ohne Übereilung, mit Vertrauen heischender Einhaltung einer festen Linie. Das Potsdamer Übereinkommen mit Rußland war zwar zu Beginn von 1911 ein gewisser Aktivposten vom Vorjahr. Aber aktueller war die Frage der Haltung von Frankreich und England. Es war zu befürchten, daß die schwebende Marokkosache für dieses Paar einen besonderen Kitt auch fernerhin bilden werde. Eine rasche Trennung beider war nicht in Aussicht zu nehmen. Aber der Gedanke lag nahe, daß mit Beseitigung des Marokkostreits die Beziehungen zwischen Paris und London an ihrem für uns gefährlichen Charakter verlieren würden. Diese Beseitigung war eines Opfers wert. Um die marokkanische Frage zu liquidieren, mußte sie zuerst zwischen Frankreich und Deutschland in Bewegung gesetzt werden. Dazu zeigte Paris nach den Beobachtungen der Wilhelmstraße zunächst keinen ernstlichen Willen. Schon im Februar 1908 hatte mir Staatssekretär v. Schoen in Berlin versichert, die Franzosen wissen in der Marokkosache nicht, welchen Weg sie uns gegenüber einschlagen sollen, wir aber umgekehrt auch nicht. Dazu meinte er übrigens, wir haben in Marokko nur kommerzielle Interessen. War dies richtig, so mußte es Deutschland eine politische Liquidierung erleichtern.

Es war am 23. April 1911, als mich Kiderlen anläßlich eines kurzen Besuchs auf der Solitude bei Stuttgart mit der vertraulichen Mitteilung überraschte, er habe sich ausgedacht, es solle ein deutsches Kriegsschiff an die marokkanische Küste geschickt werden. Der einige Monate darauf soviel Aufsehen erregende „Pantherſprung" oder „coup d'Agadir" war unterwegs. Mein Freund aus der Diplomatie schilderte die Hartleibigkeit der Franzosen in der Marokkosache auf sehr drastische Weise. Man müsse die Franzosen daran erinnern, daß Deutschland noch vorhanden sei. Sie würden sich dessen schon bewußt werden, wenn sich Deutschland nur unerschrocken zeige. Kiderlens Ansicht ging dahin: in dem unruhigen Lande dort unten gebe es für die Pariser Regierung immer wieder erwünschten Anlaß zu gewalttätigem Einschreiten, zu einer dauernden Ausdehnung des französischen Einflusses. Er habe dem Botschafter Jules Cambon einmal ironisch gesagt: Vielleicht läßt sich demnächst auch ein Deutscher finden, der sich aus Patriotismus in Marokko totschlagen läßt, damit wir für seinen Schutz einschreiten. Ein Protest gegen die wachsenden Übergriffe der Franzosen sei für uns schwierig, meinte Kiderlen, weil der Nachweis einer Verletzung der Algeciras-Akte im einzelnen zu sehr umständlichen Verhandlungen geführt, sicher aber unser Protest keinerlei englische Unterstützung gefunden hätte. Nun war dem Staatssekretär die bevorstehende Fezexpedition — schon im März war sie in Paris in Aussicht gestellt, anfangs April beschlossen worden — eine wichtige Sache geworden. Die Festsetzung der Franzosen in der Hauptstadt des „unabhängigen" Landes mußte ohne weitere Beweise jedermann deutlich vor Augen führen, daß Frankreich den Vertrag von Algeciras nicht mehr hielt. Ich habe in Erinnerung, daß

Digitized by Google

Kiderlen sich damals auf die bevorstehende Besetzung von Fez geradezu freute. Als der französische Botschafter bei Ankündigung des Vordringens der französischen Truppen amtlich mitteilte, nach hergestellter Ruhe werden die Truppen wieder aus Fez zurückgehen, meinte der Staatssekretär sehr höflich, er wolle die gute Absicht nicht bestreiten, aber es können immer unvorhergesehene Fälle eintreten, in denen die Ausführung der guten Absicht wieder ins Stocken geraten würde. Daß ein solches sanftes Bedenken in den Wind geredet war, ließ sich voraussehen. Einen ausdrücklichen Protest sprach Deutschland auch in diesem Falle nicht aus, aber der Staatssekretär erklärte dem Botschafter, daß mit der Besetzung von Fez Deutschland seine volle Aktionsfreiheit in der Marokkofrage erhalte. Frankreich blieb zunächst überlassen, Deutschland positive Vorschläge wegen einer Einigung über die Folgen der Verletzung der Algeciras-Akte zu machen. Was sollte Deutschland seinerseits im einzelnen zu erreichen suchen? Daß man, wenn man Frankreich in Marokko völlig freie Hand ließ, bessere Garantien für die offene Türe verlangen mußte, war selbstverständlich. Es ist aber vielleicht von Wert, wenn ich erzähle, daß bei dem vertraulichen Gespräch auf der Solitude die Erreichung belangreicher territorialer Kompensationen für Deutschland keineswegs, namentlich auch nicht von dem Staatssekretär, in die vordere Linie gestellt wurde. Damit wird meines Erachtens dargetan, wohin von den ersten Anfängen an die gemäßigte, später so oft im In- und Ausland nicht erkannte Grundabsicht des Agadir-Coups gegangen ist, nämlich nicht auf deutsche Eroberungspläne, sondern auf Verbesserung des allgemeinen gegenseitigen Verhältnisses der europäischen Großmächte im Interesse des allgemeinen Friedens. Diese Grundabsicht hat die Berliner Politik bis zum Schluß der Marokkosache verfolgt.

Noch einige Worte über den modus procedendi, nach meinen Eindrücken. Es läßt sich nicht verhehlen, daß die Entsendung eines Kriegsschiffes zur Herbeiführung von diplomatischen Gesprächen etwas eigentümlich war. Wenn im Jahr 1911 und bis auf den heutigen Tag vielfach gesagt worden ist, Deutschland hätte angesichts der eigenartigen französischen Politik Truppen an der deutsch-französischen Grenze aufstellen sollen, so wäre dies einer auf friedlichen Abschluß gerichteten deutschen Politik entgegen gewesen. Denn zweifellos hätte Frankreich sofort militärische Gegenmaßregeln ergriffen. Nach dem fernen Agadir hatte man allerdings ein Kriegsschiff geschickt, aber nur das kleine Kanonenboot „Panther" mit einer Besatzung von 120 Mann. Frankreich und das auch auf dem Eroberungszug begriffene Spanien hatten damals etwa 100000 Mann auf marokkanischem Boden stehen. Wie konnte da ernstlich von einer militärischen Bedrohung durch den „Panther" gesprochen werden? Oder hätte Deutschland kurzweg statt dieser Aktion die Rückkehr zum status quo ante auf diplomatischem Wege verlangen sollen? Für Deutschland war der frühere Stand der Dinge nur ein Notbehelf, für Frankreich die Umkehr zu empfindlich. Oder sollte man wieder eine internationale Konferenz riskieren? Für Deutschland unmöglich, in Erinnerung an unsere traurige

Digitized by Google

Rolle in Algeciras; für Frankreich unerwünscht, nachdem es den Vertrag gebrochen.

So kam der richtige Moment für die geplante öffentliche Mahnung. Aus der Entwicklung der Dinge in den letzten Wochen vor deren Ausführung ist noch die bekannte Unterredung von Kiderlen und Jules Cambon in Kissingen anzuführen. Ihr Ergebnis war das nunmehrige französische Anerkenntnis, daß Algeciras endgültig am Boden liege, daß Cambon von einem Suchen nach einer Entschädigung für Deutschland außerhalb Marokkos sprach. Bestimmte Vorschläge sollten erst in dem längst orientierten Paris geholt werden. Sie ließen auf sich warten, in Paris kam es aus innerpolitischen Gründen zu einem Ministerwechsel.

Die Ausführung des Agadir-Planes schien zu eilen. Der Plan war längst fertig. Schon im April hatte Kiderlen, seiner Gewohnheit des persönlichen Vorbereitens wichtiger Entschließungen entsprechend, in Stuttgart den ersten Entwurf von Noten aufgestellt, mittels deren das Erscheinen eines deutschen Kriegsschiffes an der südlichen marokkanischen Küste den Regierungen in Paris, Madrid, London, Petersburg, Wien und Rom mitgeteilt und erläutert werden sollte. Kurz darauf hat er mir gesagt, der Reichskanzler und der Kaiser haben den ihnen nunmehr bekanntgegebenen Plan genehmigt, der Reichskanzler seiner Art entsprechend nach einiger Überlegung, der Kaiser ohne jedes Zögern. Es lagen verschiedene Anzeichen dafür vor, daß die deutsche Absicht vor ihrer Ausführung nicht völlig unbekannt geblieben war, so namentlich auch am englischen Hofe und in Paris. Wie nun, wenn die Franzosen in diesem Stadium ihrerseits ein Kriegsschiff in jene Gewässer schickten? Dann war die nachträgliche Entsendung eines deutschen Kriegsschiffes dem Mißverständnis eines provokatorischen Vorgehens ausgesetzt. Wir mußten Wert darauf legen, zu dem friedlichen Zweck des Schutzes unserer Staatsangehörigen die Ersten am Platze zu sein. Die Rolle des Angreifers war damit ausgeschaltet; dies war unseren Verbündeten wie der übrigen Welt gegenüber von Wert.

Am 1. Juli wurde den Großmächten auf diplomatischem Wege mitgeteilt, deutsche Interessenten in Agadir und Umgebung haben deutschen Schutz angerufen, und ein deutsches Kriegsschiff sei deshalb für den Bedürfnisfall in den Hafen von Agadir gesandt worden. Bei eingetretener Ruhe habe das Schiff den Auftrag, den Hafen wieder zu verlassen. Die deutsche Regierung erklärte sich gleichzeitig bereit, mit Frankreich auf dem Weg direkter Verhandlungen eine endgültige Verständigung über Marokko zu versuchen. Aus chauvinistischen Kreisen am Quai d'Orsay gelangte nach London alsbald der Vorschlag, französische und englische Kriegsschiffe nach Agadir zu schicken. Der neue Ministerpräsident in Paris, Caillaux, trat dem Vorschlag entgegen. Er wußte, daß eine deutsche Truppenlandung in Agadir überhaupt nicht beabsichtigt sei. Man war auch trotz Pressetumults, vor allem trotz der immer wieder auftauchenden gegenteiligen Behauptung, sicher, daß Deutschland an territorialen Erwerb in Marokko nicht denke. Schon in Kissingen hat Kiderlen

Digitized by Google

meines Wissens der gegen solchen deutschen Erwerb gerichteten Äußerung Cambons nicht widersprochen. Auch unter vier Augen hat Kinderlen mir von solchem Plan nie etwas gesagt. Im Gegenteil. Selbst die Marine hat wiederholt erklärt, sie wünsche keinen marokkanischen Hafen im Atlantischen Ozean. Nicht bloß das Auswärtige Amt, das mit Recht keine Vermehrung unserer territorialen Reibungsflächen haben wollte, auch andere ruhige Beurteiler hielten es nicht für notwendig, marokkanisches Land zu besitzen. Freilich wurden auch Agadir und sein Hinterland von manchen deutschen Kolonialschwärmern über das Maß gepriesen. Ein zu diesen übertreibenden Schwärmern gerade nicht zählender früherer Gouverneur in Deutsch-Afrika hat mir damals nicht ohne Ironie geschrieben: „Marokko ist jetzt auf einmal das fruchtbarste Land der Erde geworden und sein Besitz eine Lebensfrage für Deutschland — wie ich allerdings erst aus den Zeitungen höre; erst heute lese ich, daß im Susgebiet ununterbrochen endlose Züge von Kamelen die Schätze des Innern an die Küste nach Agadir bringen. Es ist nur bedauerlich, daß die Schreiber solcher Artikel sich dieser Kette nicht anschließen und damit eine nützlichere Beschäftigung aufsuchen." Jedenfalls ist es mehr als überflüssig gewesen, daß die öffentliche Meinung Deutschlands da und dort die Erwerbung eines Teiles des Marokkolandes zu einer Art Ehrensache zu gestalten suchte, wenn auch der Wert des uns schließlich überlassenen Gebietsteiles im französischen Kongo zweifelhaft geblieben ist.

Die entscheidende Stelle in Paris erklärte sich bald für die gewünschten deutsch-französischen Verhandlungen in Berlin. Am 9. Juli begannen die Verständigungsbesprechungen, und damit hatte Paris zugestanden, daß Agadir keine Provokation Frankreichs, sondern nur ein nach außen sichtbares Monitum gewesen ist. Man war glücklich auf dem Gebiet des offiziellen Handelns angelangt. Daß nun Marrokko unter gewissen Sicherungen an Frankreich fallen werde, war klar. Zum Thema der Kompensationen für Deutschland fielen die Worte: Kongo gegen Togo. Bald übrigens, von Mitte Juli an, hörte man, daß die nun näher formulierten deutschen Kongowünsche den Franzosen zu weit gingen. Ich glaube meinerseits über die zum erstenmal bedrohlich werdenden und die späteren Verhandlungen in Berlin hier nur einige wenige Stimmungsbilder geben zu sollen. Anfangs August handelte es sich nur noch um ein Kongostück, nicht aber um den ganzen französischen Kongo. Der Staatssekretär meinte, er werde nicht, wie die Alldeutschen wollen, die Franzosen brüskieren, freilich seien sie infolge der englischen Unterstützung sehr schwierig geworden. Er habe Cambon gesagt, die englische Einmischung könne die Situation der Franzosen nur verschlechtern, und habe ihm erzählt, in der Schule sei ein Junge gewesen, der, wenn man ihn nur angerührt, immer gleich geschrien habe, er hole seinen großen Bruder; das wolle doch Frankreich nicht. Die Verhandlungen gingen immer langsamer vorwärts, so daß der Staatssekretär sich für vierzehn Tage zur Erholung nach Chamonix begab. Nach seiner Rückkehr am 14. September hatte ich Gelegenheit, ihn und den Reichskanzler zu sprechen. Beide Staatsmänner meinten, trotz der damals in Europa sich wieder abspielenden Unruhe

Digitized by Google

werde der „Kuhhandel" wohl bald zu einem guten Ende kommen, die Vorschläge und Gegenvorschläge nähern sich einander. Nun verlange die öffentliche Meinung in Deutschland mehr, „aber," sagte der Reichskanzler, „wir können nicht Verlangen aufstellen, als ob wir einen siegreichen Feldzug hinter uns hätten."

Am 1. Oktober waren die beiden Entwürfe über Marokko und über den Kongo im Auswärtigen Amt aufgestellt. Am 10. Oktober hatte man sich mit Frankreich über Marokko, am 2. November über den Kongo geeinigt. Am 4. November erfolgte die Unterzeichnung des mühseligen Werkes. Es war eben schon damals besonders schwierig, mit dem Quai d'Orsay zu verhandeln. Der Ministerpräsident Caillaux, ein aus praktischen Erwägungen dem Frieden sich zuneigender Franzose, war nach Berliner Ansicht dem Einfluß Clémenceaus gegenüber nicht immer fest genug. Die chauvinistische Pariser Presse konnte immer wieder offenbar aus amtlichen Kanzleien stammende Indiskretionen verwerten. Im 20. Jahrhundert zeigte sich mehr als je, welchen besonderen Schwierigkeiten lange dauernde diplomatische Verhandlungen durch die moderne Öffentlichkeit ausgesetzt sind.

Die im stillen verhandelnden beiden Diplomaten hatten keine leichte Situation, trotz allen guten Willens auch nicht unter sich. Kiderlen hat in jenen Tagen auf die von einer Dame bei Tisch gestellte Erkundigung nach seinem Befinden auf Cambon deutend im Scherz geäußert: „Mir geht es schlecht; der da drüben ärgert mich seit Monaten täglich." Cambon selbst war oft außer sich über die störenden Einflüsse einer jungen Garde des Quai d'Orsay. Im übrigen respektierten die beiden verhandelnden Diplomaten sich gegenseitig. Cambon soll mit eigenartiger Bescheidenheit von Kiderlen gesagt haben: „Celui là me vaut." Ein belgischer Diplomat von Rang hat aber nach Kiderlens Ende 1912 erfolgtem Tode von ihm gesagt: „Depuis la mort de Mr. Kiderlen toute l'Europe est en désordre." Im Jahr 1911 hatte sich Kiderlen trotz offenkundiger Gefahren verschiedenster Art ohne weiteres zum Handeln entschlossen. Er hat den von ihm gewünschten friedlichen Abschluß des Streites mit allen vorauszusehenden Unbequemlichkeiten eines notwendigen Kompromisses auf sich genommen. Ein französischer Politiker schrieb: Kiderlen war im Winter 1911 der bestgehaßte Mann in Deutschland. — Ein wahrer Staatsmann durfte nach Bismarckschem Vorbild eine solche Periode nicht scheuen.

Besondere in diesem Maße unerwartete Zwischenfälle hat die englische Politik im Juli 1911 gebracht.

*

Der englische Zwischenfall gestaltete sich zu einem Hauptakt in dem Schauspiel, das der Marokkostreit im Jahr 1911 bot. Frankreich hatte für die ihm zugestandene Annexion von Marokko schon vor langer Zeit seine Zustimmung zu den entsprechenden Plänen Spaniens in dem kleineren Teil des Scherifenreichs, Italiens in Tripolis, Englands in Ägypten verkauft. Dies ausgedehnte Handelsgeschäft näherte sich überall seinem Ende. Frankreich bedurfte zur

Digitized by Google

definitiven Einziehung seines Beutegewinnes nur noch der Zustimmung Deutschlands. Die Festsetzung des Preises hierfür berührte offenbar nur Frankreich, wurden dabei nicht die Rechte anderer mitberührt. Selbstverständlich konnten gewisse den Unterzeichnern der Algeciras-Akte zustehende Rechte nicht ohne weiteres aufgehoben werden. Selbstverständlich hatte England den Franzosen seinerzeit das marokkanische Gebiet nicht zu dem Zweck zur freien Verfügung gestellt, daß es je nach französischem Belieben mit Deutschland geteilt werde. Von alledem war vorläufig keine Rede. Allein England wollte sofort mit von der Partie sein. In den Tagen, in denen Cambon seine Verhandlungen mit Kiderlen in Berlin zu eröffnen beauftragt war, sagte der englische auswärtige Minister unserem Botschafter in London, England könne kein neues Arrangement dulden, an dem es nicht teilgenommen. Man erfuhr später, daß man in Downing Street trotz Ägyptens bei dieser Gelegenheit auch noch für sich selbst an eine weitere Kompensation gedacht hatte. Jedenfalls war aber tatsächlich keine Gefahr für einen unmittelbaren, reale Interessen Englands schädigenden Gang der Dinge vorhanden, wenn auch nicht zu dritt verhandelt wurde. War etwa der englische Minister über die Lage von dem englischen Vertreter in Paris oder von dem französischen Botschafter in London ungenau orientiert worden? Man hätte unter allen Umständen in London sehr bald wissen müssen, daß sich Deutschland nicht etwa in einem Teil von Marokko festsetzen wollte, daß keine Gefahr für international verbriefte wirtschaftliche Rechte Dritter bestehe. Auch hielt Frankreich von Anfang an England offenbar so gut auf dem Laufenden, daß ein englischer Diplomat mir sagen konnte, er habe alle Depeschen Jules Cambons von Berlin nach Paris zu lesen bekommen. Eines allerdings unterließ Frankreich: die militärische Gegendemonstration im Hafen von Agadir. Vielmehr wurde von Paris aus das Weitere zu den deutsch-französischen, nicht aber zu französisch-englisch-deutschen Verhandlungen eingeleitet.

Zunächst erfolgte trotz einer seltsamen Aufregung der inspirierten englischen Presse kein besonders erwähnenswerter Schritt der englischen Regierung in der Öffentlichkeit. Am 21. Juli aber überraschte der in der Zukunft so oft auf die Weltbühne getretene Schatzkanzler Lloyd George im Mansion House zu London mit der bekannten historischen Erklärung: „Wenn England eine Lage aufgezwungen würde, in der der Frieden nur erhalten werden könnte durch Aufgabe der Stellung, welche England in heldenhaften Anstrengungen errungen, oder durch Zulassung einer Behandlung, bei der Lebensinteressen des englischen Volkes in einer Weise verletzt würden, als ob es im Rate der Völker kein Gewicht mehr hätte, so würde die englische Regierung dies nicht hinnehmen dürfen."

Noch heute wie vor zehn Jahren liest man diese plötzliche Explosion echt englischen Stils mit dem größten Erstaunen. Wer war denn damals von keiner Geltung in der Welt? Etwa England? War nicht gerade Deutschland genötigt, sich seiner angegriffenen Geltung in der Welt zu wehren? Welche britische Inter-

Digitized by Google

essen waren in jenem Momente bedroht? Frankreich hatte anerkannt, daß es durch seine rücksichtslose Behandlung der deutschen Position in der Marokkofrage Deutschland eine Kompensation schulde. Durch dieses Anerkenntnis waren doch keine britischen Interessen verletzt, man müßte denn davon ausgehen, daß eine deutsch-französische Verständigung als solche Englands Interessen prinzipiell widersprechen würde. Die von Deutschland vor kurzem vorgeschlagenen, von Frankreich beanstandeten Kompensationen waren von den Unterhändlern in Ruhe auf weitere Besprechungen vertagt worden. Zudem hatte einige Stunden vor dem gegen Deutschland gerichteten Pronunziamento Lloyd Georges sein Kollege im Foreign Office, mit dem er wie mit dem Premierminister seine Rede vereinbart, ein diplomatisches Gespräch mit dem deutschen Botschafter gehabt und diesem die Unannehmbarkeit der deutschen Kompensationsforderungen erklärt. Wozu nun noch der Ausfall im Mansion House? Kiderlen hat mir gesagt, er habe die Nachricht von Lloyd Georges Rede nicht tragisch genommen. Er hat den Coup vom Mansion House als Bluff aufgefaßt. Es mag sein, daß die Bluffidee eine Rolle dabei gespielt hat. Die englische Politik wollte nun auch nach außen hervortreten. Sie wollte für die Entente sorgen. Die tönenden Worte des Ministers sollten nicht bloß Deutschland einschüchtern, sie mußten natürlich auch in sehr vielen französischen Ohren angenehm klingen. Daher die Vorbereitung der Aktion in der „Times" vom 20. Juli, die nachfolgende sehr aggressiv gegen Deutschland gerichtete Würdigung der Rede in demselben Blatt vom 22. Juli. Dabei tritt der Hauptgrund für die geschichtliche Aktion Lloyd Georges, die in ihren geheimen Zusammenhängen freilich noch der Aufklärung harrt, voll zutage. Die „Times" spricht in ihrem Artikel vom 20. Juli davon, daß eine generelle Aussöhnung zwischen Frankreich und Deutschland geplant sei. Dann war allerdings die nach früherer englischer Politik so notwendige Kräftebalancierung auf dem Kontinent bedroht. Man hatte den Franzosen nur einen Zukunftswechsel auf Marokko ausgestellt, dessen baldige Auslösung lag nicht in englischem Interesse. — Noch ein Wort über eine weitere, nach den Erfahrungen von 1914 naheliegende Erklärung des Rätsels vom Mansion House. Entstand eine kriegdrohende Spannung zwischen Deutschland und Frankreich, wie sie diplomatische Freunde einer Konfliktsentwicklung in Paris und London wünschten, so war eine Vorbereitung der öffentlichen Meinung in England von Wert. Damals, im Juli 1911, wäre für weite englische Kreise, vor allem auch im Parlament, es schwer verständlich gewesen, hätte sich aus dem Besuch des kleinen „Panther" auf der gottvergessenen Reede von Agadir plötzlich ein Weltkrieg mit Englands Teilnahme entwickelt. So mag denn auch die Einwirkung auf die Heimat den unbekannten Veranstaltern der „Krieg-in-Sicht"-Rede vorgeschwebt haben.

Die deutsche Regierung hat den Angriff sehr entschieden auf diplomatischem Weg zurückgewiesen. Habe England die Verhandlungen über Marokko stören wollen, so habe man dazu kein geeigneteres, auch in der Form mehr zu beanstandendes Mittel wählen können. Eine dementsprechende öffentliche Äußerung

Digitized by Google

der deutschen Regierung unterblieb bis auf weiteres, um die überall in Deutschland stürmisch hervortretende Empörung nicht noch zu verschärfen.

England hatte sich am 21. Juli in dem Marokkostreit an die Spitze gestellt. Schon am 27. Juli trat es, wenigstens für die Öffentlichkeit, von der Führung im Gefecht zurück. Der englische Ministerpräsident erklärte im Unterhaus, England denke nicht daran, in Gebietsabmachungen zwischen Deutschland und Frankreich, die sich nicht auf Marokko beziehen, einzugreifen. Wie weit England den Fortgang der deutsch-französischen Verhandlungen mittels seiner Stellung in Paris beeinflußt hat, lasse ich dahingestellt. Über die Haltung seiner Regierung hat mir der englische Gesandte in Stuttgart, Sir Vincent Corbett, am 21. November 1911 gesagt: „Einmal ist in den letzten Monaten der Krieg doch sehr nahe gewesen. Namentlich haben in Frankreich ausgediente Militärs für den Krieg gearbeitet. Die englische Regierung hat nichts getan, als gesagt: verständigt euch doch, dann sind wir zufrieden; den anderen Fall wünschen wir gar nicht. Aber — eventuell . . .!" — Also eventuell, wenn es zum Krieg kam, konnte Frankreich auf die englische Unterstützung bestimmt rechnen. Und das war nicht gerade friedensichernd, von den Auswirkungen der Rede im Mansion House ganz abgesehen. Die Nachrichten über englische Rüstungen im Juli und September 1911 aus englischen Militärkreisen sind, obgleich im englischen Parlament verbreitet, ohne ein alsbaldiges ausreichendes Dementi geblieben. Sie haben sich später bestätigt.

In Frankreich hatte Caillaux sofort die militärischen Chancen für den Kriegsfall beraten lassen. Die Beratungen ergaben kein Resultat, das den Entschluß zum Krieg im damaligen Zeitpunkt ermuntert hätte. Ebenso ging es, als Frankreich in Petersburg anfragte. Die Antwort war: Rußland werde erst in einigen Jahren kriegsbereit sein. Unter solchen Umständen bekamen die Kriegsfreunde an der Seine und an der Newa im Sommer 1911 kein Oberwasser. Es ist hiernach auch ohne weiteres erklärlich, daß Rußland eben um die Zeit der Rede im Mansion House sein Erstaunen darüber in Paris hat ausdrücken lassen, daß Frankreich den deutschen Kompensationsforderungen widerstrebe.

Später, im Jahr 1914, hat der bekannte russische Staatsmann Witte noch vor Serajewo einem süddeutschen Diplomaten gesagt: „Der Krieg kommt; kommt er für Euch nicht zu spät? Vor einigen Jahren wärt Ihr besser gestanden." In der Tat hatte sich in den kritischen Zeiten der Jahres 1911 die auf den Zweifrontenkrieg gefaßte deutsche Armee als vollkommen bereit erklärt. Deutschlands Leitung wollte jedoch keinen Präventiv-, geschweige denn einen Prestigekrieg. Man hoffte immer noch auf eine bessere Stimmung der Entente. Deutschland hat denn auch in der Agadirzeit keine besonderen Maßnahmen für den Kriegsfall getroffen. Daß Deutschland rüste, wurde natürlich — wie drei Jahre später bei der Vorgeschichte des Weltkrieges — im Ausland leichten Sinnes fabuliert. Haben wir uns etwa 1911 um die eventuelle Kriegsbereitschaft in Wien gekümmert, wie Frankreich um die russische? Ich glaube nicht.

Digitized by Google

Das Kompromißübereinkommen vom 4. November ist in Berlin in der aufrichtig empfundenen Hoffnung unterzeichnet worden, zur dauernden Förderung des Weltfriedens beizutragen. Die darauf folgenden Reichstagsverhandlungen zeigten leider wieder einmal, wie schwer die Beurteilung komplizierter Fragen der Außenpolitik für ein Parlament ist. Der viel angegriffene Reichskanzler hat mir am 12. Dezember auf mein Sympathieschreiben geantwortet: „Hätte ich zum Kriege getrieben, so stünden wir jetzt irgendwo in Frankreich, Hamburg und Bremen wären blockiert oder bombardiert, dann würde mich das ganze deutsche Volk fragen: wozu das alles? für die fiktive Souveränität des Sultans von Marokko, für ein Stück von Sus oder von Kongo oder für die Gebrüder Mannesmann? — und es würde mich mit Recht am nächsten Baum aufhängen."

Der Kaiser hat um die Jahreswende einem deutschen Fürsten gesagt: „Ich bin mit dem Gang der Marokkofrage und ihrem Ende durchaus zufrieden. Was konnte man auch von einem Kompromiß sonst erwarten?" Es ist durchaus falsch, wenn der französische Botschafter in Berlin behauptet hat, von dem Jahr 1911 ab sei der deutsche Kaiser nicht mehr friedfertig gewesen. Die Änderung war nur die, daß nun in Paris Caillaux durch Poincaré ersetzt wurde. Der französische Ministerwechsel führte näher und näher zur Weltkatastrophe. Das ist nicht Deutschlands Schuld. Selbst bei völlig kompensationsloser Überlassung von Marokko hätte Frankreich den Gedanken an Elsaß-Lothringen nicht zurückgestellt. Hierüber konnte mit Frankreich überhaupt nicht gesprochen werden. Das mußte man sich von vornherein sagen, das hat zudem eine Episode von 1911 in Kissingen unzweideutig erwiesen.

England hätte nach Erledigung des Agadirfalles die Möglichkeit gehabt, dem drohenden europäischen Unheil Halt zu gebieten. Ein genauer Kenner von England hat meines Erachtens mit Grund gesagt: Im Aufatmen über die Entspannung nach Beendigung der Marokkokrise verspürte Englands Kabinett wieder stärker den Wunsch, um eine ähnliche Kriegsgefahr nicht wieder aufkommen zu lassen, auf alle Fälle das Verhältnis zu Deutschland zu bessern. — Zunächst schien das Jahr 1912 diesen Wunsch seiner Erfüllung näher zu bringen, und es schien damit der tiefere Zweck der deutschen Agadirpolitik seiner Realisierung entgegenzugehen.

Digitized by Google

Konfiskationssteuern und die Kunst, neue produktive Steuern zu schaffen

Von

Dr. Erwin Respondek

Die Ausführung des Londoner Beschlusses in der Reparationsfrage legt Deutschland eine jährliche Last von mindestens 3 Milliarden Goldmark auf. Diese Minimalsumme ist für die Verzinsung mit 5 Prozent und allmählicher Tilgung mit 1 Prozent von 50 Milliarden Goldmark Reparationsschuldverschreibungen erforderlich. Allerdings kann die genannte Jahresrate einen höheren Betrag erreichen, da sie aus zwei Zahlungsmethoden zusammengesetzt ist:

1. Es sind jährlich 2 Milliarden bar als feste Annuität und
2. 25 bzw. 26 Prozent jährlich vom Wert der deutschen Ausfuhr als variable Rate zu leisten.

Aus der zweiten Zahlungsart folgt eine automatische Steigerung der Last: Je höher die deutsche Ausfuhr, desto höher die gesamte Jahresrente. Aber immer bleibt als Mindestleistung eine Summe aufzubringen, und zwar Jahr für Jahr, die etwa dreimal so groß ist als der bekannte einmalige Wehrbeitrag von 1913. Früher 1 Milliarde von einer leistungsfähigen Wirtschaft und heute 3 Milliarden!

Wenn nun die Forderung tatsächlich voll und laufend erfüllt werden soll, dann steht die deutsche Wirtschaft und Finanz vor einer grandiosen Anstrengung. Sie ist nur anzusetzen und durchzuhalten, falls Deutschland seine ökonomischen Kräfte für diesen Zweck besonders ausrüstet. Können aber die deutsche Wirtschaft und Finanz diese Milliardensummen leisten?

Die Antwort der Vertragsgegner auf diese Frage muß bejahend ausgefallen sein, andernfalls wäre die zu verzinsende und zu tilgende Summe von der 82 Milliarden Goldmark hohen Gesamtschuld nicht auf 50 Milliarden beziffert worden. Es hieß auch in ihren Beweisführungen immer wieder, Deutschland könne die geforderte Entschädigung bezahlen, denn bis jetzt sei die Besteuerung in Deutschland noch nicht auf der Stufe wie in England und Frankreich, es seien insbesondere auch noch nicht alle Steuerquellen erschöpft.

Vom deutschen Standpunkt aus gesehen, ist zunächst zu bemerken, daß die Tatsache der ungleichmäßigen Ausgestaltung der Einnahmequellen, soweit sie sich aus direkten und indirekten Steuern zusammensetzen, Deutschland wohl bekannt ist. Die Reichsregierung hat bereits 1919/20 während der Reformarbeiten auf dem Gebiet der direkten Steuern des öftern betont, daß nach der Reorganisation des direkten Abgabensystems und der Steuer-

Digitized by Google

verwaltung eine Neuordnung auch bei den indirekten Abgaben einsetzen müsse, und wir stehen jetzt davor.

Aber in keinem Falle wird der ganze Steuerbau durch die geplanten Um- und Ausgestaltungen aller Einnahmequellen in jene Höhe geführt werden können, die erforderlich wäre, um die Gesamtlast des eigenen Budgets und der Reparationsverpflichtungen zu tragen. Gegen eine maßlose Erhöhung der Steuersätze sprechen, soweit es heute zu übersehen ist, ernste Gegengründe. Zunächst müßten erdrückend hohe Steuern unter den in Deutschland obwaltenden schwierigen Lebensverhältnissen eine höchst gefährliche psychologische Wirkung ausüben. Sie würden den Steuerpflichtigen das Gefühl für den Sinn und Zweck ihres Daseins nehmen und entweder zur Untätigkeit oder, was viel wahrscheinlicher ist, zum Steuerstreik führen.

Eine zweite Wirkung überspannter Steuerforderungen würde sich darin äußern, daß die Bevölkerung zu einer starken Herabminderung des Konsums gezwungen wäre; und dieser Rückgang in der Nachfrage bringt als unerwünschte, aber natürliche Rückwirkung eine verschärfte Absatzkrisis und damit wiederum Störungen in die Produktion.

Aber die dritte und vielleicht wichtigste Rückwirkung ist darin zu sehen, daß die überhohe Besteuerung des Einkommens und Vermögens die Produktion einfach erdrücken muß, ihr gerade die Voraussetzungen nimmt, die sie zur Fortentwicklung, zur Befriedigung der heimischen Bedürfnisse und der Reparationsverpflichtungen braucht. Nur zu leicht täuschen noch immer die großen Gewinne. Sie sind tatsächlich nichts anderes als Früchte, die nicht auf der soliden Grundlage einer gesteigerten Produktion erwachsen sind, sondern auf dem sehr hohlen Boden der Inflation. Als Maßstab für eine zusätzliche Besteuerung können also derartige inflationistische Erscheinungen nicht dienen; wollte man einfach die Tarife über alle Maße anspannen, so ständen wir vor Konfiskationssteuern. Sollte nun tatsächlich eine konfiskatorische Besteuerung erfolgen, so würden die Steuerpflichtigen gezwungen sein, Geld auf dem Kreditwege zur Bezahlung ihrer Steuerschuld aufzunehmen, und damit wären die Grenzen überschritten, die Krisis für die Wirtschaft und den Staat eingetreten; denn dann wäre es für die Wirtschaft unmöglich, jene vermehrte und verbilligte Produktion zu leisten, die notwendig ist, um das eigene Budget zu tragen und den Reparationsverpflichtungen nachzukommen.

Wir sehen, daß auf den bestehenden Grundlagen des alten Steuerstaates das große Problem von der Aufbringung der Reparationssumme nicht beantwortet werden kann. Diese Erkenntnis und der Zwang dazu, als Mindestsumme tatsächlich 3 Milliarden Jahr für Jahr aufzubringen, bestimmen viele Kritiker, die Forderung nach einer großzügigen, neuartigen Durchorganisation der Wirtschaft und Finanz aufzustellen.

Digitized by Google

Die freie Wirtschaft soll abgelöst werden, sagen die einen, und zwar dadurch, daß die einzelnen Industriezweige, die Branchen usw. zu großen Selbstverwaltungskörpern zusammengepaßt werden. Sie hätten dann jene „Steuern" aufzubringen, aus denen die Reparationsverpflichtungen getilgt werden könnten. Diese Vorschläge wollen gleichzeitig den ungemein nützlichen Nebenzweck erreichen, daß die Aktivität der Industrie durch derartige Steuern nicht behindert würde, daß also diese Steuerlast weniger drückend empfunden würde, als wenn sie auf dem alten Wege der erhöhten direkten und indirekten Abgaben zur Erhebung gelangen würden. Tatsächlich bestehen derartige Fachgruppen, die da als Grundlage für die neue Besteuerungsmethode gelten sollen, für gewisse Industrien als lebendige Organisationen. Es seien nur genannt der Reichskohlenverband, Reichskalirat, Eisenwirtschaftsbund, Metallwirtschaftsbund, Kalkzementbund, die chemische Industrie u. a. m. Alle diese Industrien werden bereits amtlich beaufsichtigt, und sie sind in sich fest zusammengeschlossen. Inwieweit ihre Verfassung jedoch für den Versuch einer neuen Methodik der Besteuerung brauchbar sein kann, ist nicht zu erkennen und bisher auch von keinem der Reformträger nachgewiesen.

Allerdings wurden jüngst über derartige „Steuergemeinschaften" und ihren Nutzen einige beachtenswerte Gedankengänge entwickelt.[1]) Diese Steuergemeinschaften sollen lediglich zur Deckung der Kriegslasten und Reparationslasten herangezogen werden; sie sollen ihrem Wesen nach eine Art altrömische Steuerpacht darstellen, jedoch auf einer moderneren Grundlage. Die näheren Einzelheiten interessieren hier nicht, und über die möglichen finanziellen Ergebnisse derartiger neuer Steuerformen lassen sich die Reformatoren nicht aus. Ohne Zweifel stellen die von den verschiedensten Seiten entwickelten neuen Vorschläge, die sich für eine völlige Umgestaltung der bisherigen Finanz- und Steuerwirtschaft einsetzen, beachtenswerte Arbeiten dar, und sie verdienen jede theoretische Durchforschung und Förderung. Aber es ist ebensowenig zweifelhaft, daß die tatsächlichen Erfolge derartiger neuer Formen, die mehr oder weniger den Charakter gefahrvoller Experimente in sich tragen, mit einiger Skepsis erwartet werden müssen.

Es ist ersichtlich, daß derartige Anregungen jeden verantwortlichen Staatsmann, der heute vor die höchst konkrete Aufgabe gestellt ist, die Wirtschaft ohne Verzug in den Dienst der Reparation zu stellen, nicht weiterführen können. Er hat keine Zeit zu akademischen Erörterungen oder zur parlamentarischen Durchkämpfung von gegensätzlichen prinzipiellen Auffassungen über diejenige Steuerform, unter der Reparation geleistet werden soll, sondern es darf für ihn nur eine Richtung geben: Die Steigerung der Produktion bis zum Höchstmaß des Erreichbaren.

Wir werden bei der Suche nach der Antwort, nach dem letzten Halt, welche neuen Mittel uns finanziell helfen können, auf die Wirtschaft zurück-

[1]) Siehe „Vossische Zeitung" Nr. 266 und 270 vom 9. und 11. Juni 1921.

Digitized by Google

geworfen. Und in der Tat, es gibt nur eine Antwort, daß die einzige Quelle, aus der dieser laufende Zahlungsdienst dauernd, wenn überhaupt, so nur gespeist werden kann, die künftige deutsche Produktionskraft ist. Die Produktion allein vermag die Lasten der Reparationspflichten auf sich zu nehmen, und aus ihren Gewinnen werden die 3 Milliarden möglicherweise entnommen werden können. Sofern es nur gelingt, die deutsche Erzeugung zu verstärken und dabei die Produktionskosten zu verbilligen und über alle Hemmnisse hinweg zum freien Weltmarkt zu gelangen, so können die heimische Erzeugung und der Außenhandel die wertvollsten und sichersten Stützen für den kontinuierlichen Reparationsdienst werden. Aus dem Erlös der verkauften Waren wird dann nicht allein die 26prozentige Abgabe auf die Ausfuhr eingeholt werden, sondern es werden darüber hinaus auch noch jene Gewinne eingebracht werden können, die das wertvollste Aktivum in dem wachsenden Wohlstand Deutschlands bedeuten.

Mode und Kunstrichtung

Von

Cornelius Gurlitt

Es gab in Dresden eine Anstalt, durch die ich in meinem ästhetischen Denken starke Anregungen erhielt, die Europäische Modenakademie. Gegründet wurde sie von einem Bibliophilen, dem Schneidermeister Klemm, der ein wohlhabender Mann war und eine stattliche Bibliothek, namentlich von Modezeitungen, sich angelegt hat, die Grundlage für eine von ihm herausgegebene Modezeitung. Mich interessierte damals die Entwicklung der Moden, d. h. die Frage, woher sie kommen, was sie erstreben und warum sie wieder vergehen. Darüber gaben die Modeberichte der letzten Jahrhunderte einen erwünschten Aufschluß. Wie eine neue Ansicht über eine kleidsame Änderung der Tracht sich leise geltend zu machen beginnt; wie damit die bestehende langsam in Mißachtung gerät; wie sich dann das Augenmerk der Millionen von Kleidertragenden dem neuen Gedanken zuwendet, und zwar meist unter heftigem Tadel der alten, nicht mehr mit der Mode Mitschreitenden sowie oft auch der Moralisten; bis das Neue allgemeine Geltung gewinnt und dadurch bald der Übertreibung verfällt, um dann bald als veraltet, mithin als häßlich abgelehnt zu werden.

Dabei tauchte in mir der Gedanke auf, wieviel Freude diese Beweglichkeit des Geschmackes bei Millionen erzeugt habe. So kunstarm ist kein kultiviertes Volk, daß es durch Jahrhunderte dasselbe Kleid getragen habe. Das Schaffen an der eigenen Gestalt, der Wunsch, auf andere so erfreulich als möglich zu wirken, durch seine Erscheinung Schönheit zu verbreiten, ist ein ebenso

Digitized by Google

nach innen wie nach außen wirkender Wunsch, den schon die höheren Tierarten besitzen. Wer je seinem Mitmenschen half sich zu einem Kostümfest zu kleiden, wird erlebt haben, daß es sich da um eine Frage handelt, deren ästhetischer Wert nicht hoch genug einzuschätzen ist. Unter den Anerkennungen, die mir zuteil wurden, war die von schönen Frauen mir zugebilligte, ihnen gut beim Ankleiden geholfen zu haben, eine der dankenswertesten.

Das Studium in der Modenakademie hatte mich dahin geführt, einen Aufsatz über die Frauenmoden des 19. Jahrhunderts in der „Gartenlaube" zu veröffentlichen. Das mag in der Mitte der 1890er Jahre geschehen sein. Auf einer Fahrt von Berlin nach Köln saß mir in der Bahn ein eleganter junger Mann gegenüber, der diesen Aufsatz aus seiner Reisetasche hervorzog und eifrig las. Die Neugierde des Verfassers ließ mir keine Ruhe, so daß ich ihn fragte, was er da lese. Er erzählte mir, er vertrete ein Berliner Modehaus und sei auf der Reise nach Paris. „Der Mann, der dies schrieb," sagte er, „ist der Meinung, daß wir bald die Gigots wieder bekommen. Ich glaube er hat recht, er versteht was von der Sache." Gigot heißt Hammelkeule und ist der Name, mit dem man 1830 die weiten Ärmel der Frauenkleider bezeichnete, die wie eine Hammelkeule aussehen. Und wirklich: wenige Jahre danach trug jede Küchenfee bei ihrem Sonntagsausgang Ärmel, die man kunstvoll in die Überjacke stopfen mußte, und die als unbedingtes Erfordernis eines modern eleganten Kleides, und in den Folgejahren als ein Ausbund der Geschmacklosigkeit galten — das Schicksal jeder ausgereiften Mode!

Was aber hat dies mit der Kunst zu tun? Für einen, der in langen Jahren Kunstentwicklung erlebte, ist es ziemlich klar, daß in dieser dieselben Gesetze gelten. Der Fortschritt vollzieht sich hier langsamer, man spricht nicht von Mode, sondern von „Richtungen", von „Stil". Aber der Gang ist der gleiche.

In diesen Tagen waren in einer Dresdener Kunstausstellung Arbeiten des Norwegers Munch zu sehen. Sie erinnerten mich lebhaft an sein erstes Auftreten in Deutschland, etwa 1885 in Berlin, in der Kunsthandlung meines Bruders Fritz Gurlitt. Es entstand damals ein arges Wehegeschrei über die Massigkeit seines Farbenauftrags, über die Gleichgültigkeit gegen die Einzelheiten der Naturbeobachtung, über die Skizzenhaftigkeit seiner Darstellungsweise. Heute mutete er mich recht zahm an. Denn das, was er anregte, wird jetzt als die Kunst gefeiert, als Kunst kurzweg, neben der das bisher Geschaffene als nebensächlich, unbedeutend, — man verzeihe mir den Ausdruck — unmodern beiseite gestellt wird. Es waren die Anfänge des Expressionismus, der den Impressionismus zu erschlagen für seine Pflicht hält, als einen Vorgeschmack. Mühsam weisen die Kunstkritiker, die noch an den Werten der Schule von Barbizon festhalten, nach, daß dort ja die Anfänge des Expressionismus lägen, wenn auch nicht bei Millet oder Corot, so doch bei van Gogh und seinen Zeitgenossen, die heute schon mehr

Digitized by Google

und mehr als „Vorläufer" der neuen Richtung gefeiert werden, weniger um ihrer Werke willen.

In der Baukunst tauchte plötzlich der „Jugendstil" auf. Es gibt nicht viele Bauklünstler, die sich zu jener Zeit nicht bis zu einem gewissen Grade mit ihm beschäftigt hätten, wenigstens nicht solche, die sich damals in der Fortentwicklung, also im eigentlichen Stande der künstlerischen Kraft befanden. Sie denken meist nicht gern an diese Zeit zurück. Denn wenn sie auch den Gedanken des Freiwerdens von geschichtlichen Stilen nicht aufgegeben haben, so freuen sie sich doch nicht der Lösungen, die sie damals unter diesem Stichwort fanden. Heute ist der Jugendstil mehr als unmodern, er gilt als lächerliche Verirrung. Und insofern mit Recht, als eine große Schar talentvoller Nachläufer das geschickt aufnahmen, was die wirklich ernsten Anreger der Sache herausgearbeitet hatten. Der Kreis der neuen Formengedanken, die hervorgebracht wurden, reichte nicht aus, um ihm die fortschaffende Anteilnahme der ernsten Künstler zu sichern. Wir danken aber der heftig auftretenden Stilbewegung die Vertreibung der „ächt alten" Stile, wie sie zuletzt in Karl Schäfer einen kräftigen Vertreter gefunden haben. Dagegen fangen wir an uns der Kunst wieder zu freuen, die Peter v. Cornelius und seine Schule mit Verachtung niederschlug, die der „Biedermeierzeit", die man erst mit verächtlicher Gleichgültigkeit, dann mit überlegen lächelndem Wohlwollen, endlich mit aufrichtiger Freude betrachtete.

So steigt und fällt der Geschmack, rasch in der Mode, etwas langsamer in der Kunst. Aber doch schnell genug, daß ich bereits eine Reihe von Revolutionen in dieser erlebte. Ich denke in der Malerei an jene, an deren Spitze Piloty und Makart standen, an jene, die mit Uhde und Liebermann für Deutschland sich ergab, an die Putsche, die Leute wie Böcklin oder Klinger hervorriefen, an die jüngste Wendung zum Expressionismus. Und ich frage mich, ob es für solche Wendungen in der einen Kunst Begleiterscheinung in der anderen gibt, also nicht nur in Bildnerei und Malerei, sondern auch in Musik und Dichtung, und endlich in der beweglichsten aller Künste, nämlich in der Kleidermode.

Da fehlt es nun freilich an Beobachtungen. Unsere Tage, oder wenigstens das Jahr 1918/19 stand unter dem Eindruck des Stichwortes: Freiheit! In der Vorzeit war das Kommen dieser von starken Parteien laut in die Welt hinausgerufen worden. Äußert sich die Freiheit in unserer heutigen Kunst? und wie? Freiheit von was? Von der Natur, der Sitte, dem Zweckbegriff?

Ich möchte nicht versuchen, die Frage zu beantworten, da es hierzu wohl noch zu früh ist. Warten wir ab, bis die heutige Kunst, wie jede vorhergehende, in Mißachtung gefallen und bis sie wieder auf dem Wege historischen Denkens neuverstanden sein wird. Eines ist ja klar und hat sich zu allen Zeiten der stark die Geister beschäftigenden politischen Freiheit gleichmäßig geäußert, daß nämlich die Frauen den Ausdruck hierfür in einer Mode suchten, die möglichst viel von ihrer Schönheit sehen läßt. Und in der Kunst in dem

Digitized by Google

Wunsch nach Einfachheit, wie diese namentlich in der Baukunst seit zwanzig Jahren sich äußert, einer Einfachheit, die zugleich ein Bruch mit alten Gesetzen darstellt. So zur Zeit der Französischen Revolution des endenden 18. Jahrhunderts.

Es würde einer besonders tief schürfenden Betrachtung der Zeitschriften bedürfen, um den gemeinsamen Inhalt aller geistigen Schöpfungen einer Zeit festzustellen und aus ihm den Begriff der Zeit herauszudestillieren. Die Behandlung der Kleidermode, ebenso wie die der Gebrauchsgegenstände, der gesellschaftlichen Sitte müßte dabei nicht minder entschieden mitsprechen als die hohe Kunst. Man würde z. B. an dem Umstande, daß große Meister alsbald oder gar nicht oder falsch von ihren Zeitgenossen verstanden wurden, darüber urteilen können, was der Inhalt der Gesamtstimmung in den Massen eines Zeitabschnittes war. Und wie die Nationen in ihrem Kunstempfinden sich gliederten.

Das 19. Jahrhundert litt unverkennbar unter seiner Wissenschaftlichkeit, seine Kunst unter der Vorherrschaft einer volkstümlich gewordenen Ästhetik. Lessings „Laokoon" war vielen das Rechtsbuch, nach dem der Kunstrichter den Künstler freizusprechen oder zu verurteilen hatte. Es kamen neue Ästhetiker, die den Wandel des Schaffens erklärten und daraus ihre „Gesetze" entwickelten. Schopenhauer sagt irgendwo, wenn ich mich recht erinnere, daß alles, was er schrieb, wertlos sei, wenn die Gotik wieder als eine moderne Kunst anerkannt werde. Dasselbe etwa sagte der Leipziger Ästhetiker Volkelt vom Expressionismus. Der Irrtum bei beiden liegt darin, daß sie das Schöne auf wissenschaftlichem Wege zu erkennen suchten oder doch mit ihm nicht ins klare kamen, solange sie es nicht in ihr wissenschaftliches Denken eingereiht hatten. Bei Volkelt hoffe ich, daß er seiner „Entweder-Oder-Ästhetik" noch ein zweites „Oder" hinzuzufügen sich bereit finden wird. Denn mir scheint, als wenn sich wissenschaftlich das Wesen des Schönen nicht so erschöpfen läßt, daß nicht plötzlich die Welt von den schön gebahnten Wegen der Ästhetik abweicht und lachend auf den vom Philosophen bestellten Blumenbeeten herumtrampelt. Wenigstens bin ich zu solchem Tun geneigt, da ich oft an mir beobachtete, wie eine gewonnene „Überzeugung" vor einem dieser widersprechenden Kunstwerke alsbald zusammenbrach — wenn es wirklich ein Kunstwerk ist. Ich bin eben leider ästhetisch charakterlos.

Nun freilich geht es mit dem Expressionismus wie mit anderen Richtungen. Auch jetzt „können ihn" Hunderte von talentvollen Leuten. Sie ringen mit sich, um von der Natur „frei" zu kommen, was nur der kann, der sie wirklich künstlerisch zu überwältigen vermag. Sie fühlen sich als Freiheitshelden, weil sie die Akademielehre verworfen haben; aber sie vergessen, daß dies ihre Lehrer seinerzeit auch taten und daß sie nur von einer Lehre in die andere gewandert sind. Und auch diese Kunstweise, die einst Abscheu, dann Erstaunen, endlich Verständnis fand, beginnt bereits, wenn man ihr säleweise in den Ausstellungen begegnet, herzlich langweilig zu werden, trotz der verzweifelten

Digitized by Google

Anstrengungen, immer wieder ganz Neues zu schaffen. Denn gerade die Hetze nach dem Neuen ist an ihr das Eigenartige, nunmehr schon im Niedergang Befindliche. Es drängt dazu, daß endlich wieder etwas tatsächlich Neues, grundsätzlich Neues, an seine Stelle tritt. Denn auch das Suchen nach dem Neuen, und dies zuerst, wird unmodern. „So weit im Leben," sagt Hebbel, „ist zu nah dem Tod."

Und so zweifle ich nicht, daß die Zeit kommt, in der man über den Expressionismus höhnen wird. Die geschwollene Ästhetik von heute, die so deutlich das Merkmal der Abhängigkeit von den Vordersätzen ihrer Schlüsse trägt, und die Absicht, diese zu erhärten, erkennen läßt, wird in die finstersten Winkel der Bibliotheken verschwinden; und eine spätere Zeit wird die Verdienste der neuen Richtung — die ich hoch einschätze — und ihrer führenden Meister anerkennen, deren Werke sie aus den Speichern der Museen wieder herausholen wird. Denn ich schätze den Expressionismus nicht bloß als eine Kunstart, sondern als eine überaus bezeichnende Äußerung unserer Zeit, nicht einer ihrer Parteien, sondern als der eigenartigen Form ihrer Parteibildung.

Meinen Mitmenschen möchte ich aber raten: der Streit der Künstler und der ihnen nachlaufenden Ästhetik geht euch nichts an. Haltet die Augen und Herzen offen, daß euch möglichst viel und vielerlei gefalle. Das Kunstverständnis besteht nicht in der Fähigkeit, über Kunst zu urteilen, sondern darin, daß man sich an sie ausgibt, um Freude und Erhebung aus ihr zu ziehen. Diese kommt nicht auf dem Wege des Nachdenkens über das Wesen der Kunst. Gewiß ist ein solches löblich und bildet einen wichtigen Teil der Geisteswissenschaften. Aber es ist bezeichnend, daß die großen Kunstzeiten fast ganz ohne Ästhetik auskamen und daß die modernste Kunstbetrachtung in einem vielsprachigen Kauderwelsch und in so subtilen Nuancen geschrieben wird, daß sie meist nur vom Verfasser selbst verstanden wird, also gemeinwirtschaftlich ungefährlich ist: Modeästhetik.

Das „eherne Gesetz" der Kunst in ihrem weitesten Umfange scheint mir demnach in der Gesetzlosigkeit zu bestehen, in der Erkenntnis, daß der Wandel nicht nur bisher sich zeigte, sondern daß er immer wieder kommen muß. Aber woher er kommt und warum er kommt, wohin er führt, das liegt im Geheimnis der Welten verborgen. Ich wenigstens habe auf die Frage nirgends eine Antwort gefunden: Wenn die gesellschaftlichen, politischen, völkischen Verhältnisse sich soundso ändern, welche Mode, welche Kunst muß dann herrschend werden? Und doch sind diese auch Ausdruck der sich wandelnden Verhältnisse, beide in ihrer Weise.

Die Frauen „von Geschmack" bilden sich gelegentlich ein, sie hätten diese oder jene Mode ins Leben gerufen, weil sie dies oder jenes Kleid zuerst trugen. Aber Stoff, Farbe, Muster des Kleides mußte in jahrelanger Arbeit in den Fabriken hergestellt worden sein, sonst hätte die Modedame das Kleid nicht schaffen und die, die sie für Nachäfferinnen ihrer Erfindung ansieht, nicht ihr folgen können, hätten vor allem die Millionen, die der neuen Mode verfallen,

Digitized by Google

nicht die Stoffe gefunden, die sie brauchen. Wer aber hilft dem Fabrikanten zum Siege seiner Waren, der diese oder jene Frau als Kleiderpuppe benützte? Wer ist in der Mode der geheimnisvolle Führer zum kommenden Geschmack? Wer leistet hier das, was den Eigenwillen eines Künstlers zu einem „führenden" macht?

Die Psychologie hilft da vielleicht später einmal der Ästhetik mit ihren Mitteln aus, freilich müßte es eine Psychologie sein, die es heute noch nicht gibt.

Aus den Erinnerungen des Generalfeldmarschalls Grafen Waldersee[1])

Als Militärattaché im Paris von 1870

Mitgeteilt von

Heinrich Otto Meisner

Am 9. Februar früh gegen 10 Uhr traf ich auf dem Nordbahnhof in Paris ein. Ich hatte mir im Hôtel du Danube, Rue Richepance, also unmittelbar an der Madeleine, Wohnung bestellt und bin dort recht gut untergekommen. Der Botschafter Baron Werther empfing mich sehr freundlich. Er ist erst seit kurzer Zeit von Wien hierher versetzt; man sagt, sehr gegen seinen Wunsch. Seine Familie ist noch nicht hier. Zur Botschaft gehören Graf Solms-Sonnenwalde als erster und Graf Lynar als zweiter Sekretär. Attachés sind zur Zeit nicht vorhanden. In der Kanzlei waren ein alter Geheimer Hofrat Gasperini, ich glaube schon seit 30 Jahren, ein Hofrat Taglioni, Bruder der Berliner Tänzerin, jetzigen Fürstin Windisch-Grätz, und ein ganz junger Herr Villaret. Von Militärs waren dort: Oberstleutnant v. d. Burg als mein Vorgänger, also in offizieller Eigenschaft, und vom Generalstabe auf je zwei Jahre kommandiert die Hauptleute v. Winterfeld, v. Bülow und v. Stückradt, die zur Botschaft keine eigentlichen Beziehungen haben, aber unter dem Militärattaché stehen. So wird man hier genannt; es ist dies keine ganz präzise Bezeichnung, Militärbevollmächtigter ist man aber auch nicht.

In Paris spielt die Geldfrage eine große Rolle, es verdient also erwähnt zu werden, wie ich in dieser Beziehung gestellt bin. Ich habe mein Stabsoffiziersgehalt von 1900 Talern jährlich, aber keine Rationen und keinen Servis, dazu pro Tag: vom Kriegsministerium 4 Taler 20 Silbergroschen, vom Ministerium des Äußern 6 Taler, also jährlich 5793 Taler 20 Silbergroschen. Es ist dies für preußische Begriffe ein ganz gutes Gehalt. Wie es zu Pariser Verhältnissen paßt, kann ich natürlich noch nicht übersehen.

Der Militärattaché hat in der Botschaft keine Wohnung, aber ein Bureau. Rechts und links vom Eingang liegt je ein Pavillon. Der rechte enthält

[1]) Aus den im Herbst dieses Jahres bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart und Berlin erscheinenden Denkwürdigkeiten des Grafen Waldersee.

Digitized by Google

unten die Wohnung des Concierge, oben die Kanzlei. Der linke unten Stallung, oben Kutscherwohnung, ein Zimmer für Herrn Villaret und zwei kleine, sehr niedrige, einfensterige Zimmer als Militärbureau. Sie sind mit roten Fliesen gepflastert, haben keine Fußdecken, sind schrecklich kalt und sollen im Sommer unerträglich heiß sein. Die Möbel sind kaum dem Bedürfnis entsprechend und sehr schlecht.

Mein Vorgänger hatte in Berlin Urlaub nachgesucht und auch erhalten, um mir die Geschäfte zu übergeben und mich in meine Stellung einzuführen; dies geschah in den nächsten Tagen. Wir gingen ins Kriegsministerium, gaben beim Minister général de division Le Bœuf, der nicht zu Haus war, Karten ab, dann wurde ich seinem Kabinettschef Colonel d'Ornant als der Persönlichkeit vorgestellt, mit der allein ich dienstlich zu verhandeln hatte. Hierauf fuhren wir zu den Kollegen der anderen Großmächte. Oberstleutnant Graf Welsersheimb von Österreich, Prinz Wittgenstein und Kapitän Leontiew von Rußland und Oberst Claremont von England. Sie waren sämtlich nicht zu Haus, wir gaben Karten ab und die Sache war erledigt. Eine sonstige Übergabe von Geschäften usw. fand nicht statt, weil nichts zu übergeben war als ein wenig geordnetes Bureau. Ich wäre ebensoweit gekommen ohne Hilfe von Burg und nach meinem Gefühl sogar noch etwas weiter, denn es wurde mir nach einigen Tagen durch Bekanntschaft mit den anderen Militärattachés klar, daß ich mich gegenüber dem Kriegsminister nicht sehr höflich betragen hatte. Es wäre besser gewesen, mich ihm in Uniform vorzustellen oder eigentlich bei ihm zu melden und ebenso frühzeitig die Bekanntschaft der hohen militärischen Würdenträger und noch einiger Leute aus dem Kriegsministerium zu machen. Zur Entschuldigung von Burg muß ich anführen, daß man es ihm gegenüber französischerseits längere Zeit hindurch ebenfalls an Rücksicht hatte fehlen lassen, wie denn überhaupt die Stimmung seit der Luxemburger Frage namentlich in militärischen Kreisen eine sehr erregte gewesen sein soll. Burg gab indes zu, daß dies seit dem Tode des Kriegsministers Marschall Niel augenscheinlich anders geworden war. Ich hatte jedenfalls keinen Grund, so brüsk aufzutreten wie er.

Ich hatte gehofft, mein Vorgänger würde mir besondere Quellen nachweisen und Agenten übergeben, täuschte mich da aber. Er empfahl mir lebhaften Verkehr mit den übrigen Militärattachés, den ich wohl auch ohne seinen Rat gepflogen haben würde, und gab mir dann die Adresse der Direktrice eines Modewarengeschäfts, die Mätresse des Generals Lebrun wäre und durch die man, da der General in ernsten Fragen jedenfalls gehört würde, viel erfahren könne. Sie habe sich anheischig gemacht, seinerzeit den Operationsplan gegen uns zu beschaffen. Der Verkehr mit ihr mußte durch ihren Bruder vermittelt werden. Durch den Major v. Brandt[1]) erhielt ich einen Herrn Rahn als Agenten zu meiner alleinigen Disposition und vom

[1]) Vom Generalstabe.

Digitized by Google

Auswärtigen Amt einen Herrn v. Schluga zur Mitbenutzung zugewiesen. Beide meldeten sich bald bei mir, ohne etwas voneinander zu wissen. Schluga kannte ich aus dem Jahre 1866; er war ehemals österreichischer Offizier und hatte uns damals sehr gut bedient.

Ich bin früher zweimal als Tourist in Paris gewesen, so daß ich über die Stadt, soweit das bei kurzen Aufenthalten geschehen kann, orientiert war. Eigentliche Bekannte hatte ich dort nicht. Ich beschloß, möglichst viel in Gesellschaften zu gehen, und erfuhr, daß mein Vorgänger, seit einem Jahr verheiratet, eigentlich gar nicht in der großen Welt gelebt hatte. Baron Werther gab mir eine Anzahl Karten, mit deren Hilfe ich meine Visiten machte. Zunächst ging es zu allem, was zum Hofe gehört, zum diplomatischen Korps und zu den Ministern.

Von diesen interessierten in erster Linie der des Krieges, Le Bœuf, der der Marine, Admiral Rigault de Genouilly, und der des Äußern, Graf Daru. Außer Herrn Ollivier, garde des sceaux und Justizminister, waren die übrigen unbekannte Leute und, als der neuen Ära angehörend, von der offiziellen Welt sehr scheel angesehen. Der alte Marschall Vaillant ist Hausminister. Von hohen Militärs sind zu nennen: Marschall Bazaine als Kommandeur des Gardekorps und Canrobert als Kommandeur der Armee von Paris, Frossard, Gouverneur des kaiserlichen Prinzen und Mann der Zukunft, Bourbaki, zur Zeit ohne Anstellung, aber in der Armee sehr geschätzt. Le Bœuf und der Admiral, die als arge Preußenfeinde gelten, sind sehr zugeknöpft, die übrigen aber recht freundlich.

Am 23. war großer Ball in den Tuilerien, wo ich dem Kaiser vorgestellt werden sollte. Man sagte, es seien 4000 Menschen eingeladen; einige Male vorher waren die Bälle wegen Unruhen und Unwohlseins des Kaisers abgesagt. Auch hier wurde Uniform getragen; für mich war es das erstemal, daß ich sie anlegte. Ich wurde mit etwa hundert Fremden, darunter sehr vielen Amerikanern, vorgestellt. Die Kaiserin ging dem Kaiser um einige Schritte voraus. Links neben mir stand ein Graf Pourtalès von den Königshusaren. Ihre Blicke gingen leicht über mich hinweg und blieben augenscheinlich gern auf den roten Hosen meines Nachbarn haften. Sie sagte: „Quelle charmant uniforme!", und ging dann, angenehm lächelnd, vorüber. Sie ist sehr stark geworden, aber immer noch eine sehr schöne Frau, die mit vieler Grazie und sehr vornehm sich zu bewegen weiß. Sie war derartig bemalt, wie ich es noch nicht gewöhnt war.

Der Kaiser sagte, leicht mit dem Kopf nickend: „Nouvellement arrivé?" und ging dann weiter. Nachdem er mit der Vorstellung fertig war, rief er mich, mit Werther sprechend, zu sich heran, und ich konnte die mir in Berlin aufgetragenen Grüße ausrichten. Er erkundigte sich nach dem Befinden des Königs, Kronprinzen usw. Dann sprach er, auf meine Uniform deutend, vom Generalstab, lobte sehr unsere Organisation und sagte schließlich: „Ich wünschte wohl, wir hätten diese Einrichtung." Er macht den Eindruck eines

Digitized by Google

dicken, gemütlichen, körperlich sehr gebrechlichen alten Herrn, bewegt sich sehr langsam, spricht ebenso und leise. Sein Auge, wenn er es einmal aufschlägt, ist sehr klug. Unsere Unterhaltung wurde gegen seine Gewohnheit französisch geführt.

Erzherzog Albrecht, der sich seit einiger Zeit in Paris aufhält, war auf dem Balle und wurde mit besonderer Höflichkeit behandelt. Ein Parvenühof, wie der kaiserliche doch ist, fühlt sich immer durch Besuche legitimer Fürsten sehr geehrt, um so mehr hier durch den eines Erzherzogs. Das Fest an sich war so scheußlich wie möglich. Ein Gedränge ohnegleichen und dabei sehr gemischte Gesellschaft. Man forderte mich auf, bis zum Schluß des Balles, d. h. 4 oder 5 Uhr, zu bleiben, weil da das eigentliche Vergnügen erst losginge und man dann angetrunkene Offiziere mit Damen höchst zweifelhafter Konduite Cancan tanzen sehen könnte. Notorisch wird ein sehr lebhafter Handel mit den Einladungskarten getrieben. Die Räumlichkeiten sind nicht sehr schön; es ist eine endlose Enfilade von Zimmern ohne einen einzigen großen Saal. Der, in dem die kaiserliche Familie Platz nimmt, la salle des maréchaux, ist etwas größer als unser Rittersaal. Wegen des unglaublichen Gedränges konnte ich mich nur wenig bekannt machen, wurde aber dem Erzherzog Albrecht[1]) vorgestellt, der in der Konversation sehr gewinnt.

Einige Tage vor diesem Fest war ich auf einem Ball im Hôtel de Ville; man sagt, es seien 10 000 Einladungen ergangen und 3000 Personen erschienen. Wirklich superbe Räume und nicht übermäßiges Gedränge. Gegen Morgen soll es allerdings Prügelei gegeben haben. Erzherzog Albrecht war gegenwärtig. Der neue Seinepräfekt Herr Chevreau machte ganz gut die Honneurs.

*

Das Wetter ist ganz schauerlich. Bei den mangelhaften Heizvorrichtungen spürte man die Kälte recht empfindlich, ich habe in diesen paar Wochen in Paris mehr gefroren als je im Leben.

Zur Zeit meiner Ankunft waren Unruhen, die indes schon nach wenigen Tagen unterdrückt wurden. Mir sind die Verhältnisse noch zu neu, um mit einem Urteil über ihre Ursachen und Tragweite hervortreten zu können. Auch hört man von ganz verständigen Leuten völlig widersprechende Urteile. Der Ursprung der Unruhen liegt in der skandalösen Geschichte des Prinzen Pierre Bonaparte[2]) mit mehreren als rege Republikaner bekannten, anrüchigen Personen. Er hatte den einen, Herrn Noir, der ihm in seinem Hause eine Forderung überbrachte, erschossen; ob provoziert oder nicht, darüber gingen

---

[1]) Über dessen weiter unten noch erwähnte Anwesenheit in Paris und ihre Zwecke vgl. E. Marcks, Kaiser Wilhelm[8], S. 300.

[2]) Sohn des Bruders Napoleons I. Lucian, Fürsten von Canino, aus dessen zweiter Ehe mit Alexandrine de Bleschamp; also Vetter des Kaisers. Vgl. Ollivier, L'empire libéral, XII, S. 396 ff.

Digitized by Google

die Meinungen auseinander. Seit dem Ministerium Ollivier galt für die Presse keinerlei Schranke, was man gründlich ausbeutete. Das Publikum wurde sehr aufgeregt; es gelang, beim Begräbnis des Noir eine großartige Demonstration zu veranstalten, als deren Haupt Rochefort auftrat. Es war sehr nahe an einem Zusammenstoß mit den Truppen. Am folgenden Tage wurden Rochefort und die Redakteure der „Marseillaise" verhaftet; hieraus entstanden die Unruhen.

Nach meinem Gefühle waren sie ohne alle Bedeutung. Es wurden jeden Abend vereinzelte Barrikaden, meist aus umgeworfenen Wagen, namentlich Omnibussen, gebaut, einige Feuersbrünste aus dem Holzwerk von Maurergerüsten erzeugt, viel blind geschossen und durch Hunderte von meist jungen Leuten ein entsetzlicher Lärm gemacht. Bewaffnete in größerer Zahl und ernsten Widerstand sah man nirgends. Die garde de Paris, sekundiert von Schwärmen von sergents de ville, ging energisch vor, hieb rücksichtslos auf die Massen, die zu neun Zehnteln aus Neugierigen bestanden, ein und arretierte zahlreiche Personen. Jedenfalls haben ganze Bevölkerungsklassen und namentlich die Arbeiter sich nicht beteiligt.

Zwei Fakta scheinen beachtenswert. Man hat bemerkt, daß die Truppen sich keineswegs sehr passioniert gezeigt haben, eingesetzt zu werden; sie sollen sogar an einzelnen Stellen gegen die Polizei für das Publikum Partei genommen haben. Ferner ist konstatiert, daß der Minister des Innern sich in der Nacht vom 7. zum 8. nach den Tuilerien begeben hat, um dort zu melden, daß alles beruhigt sei. Es war 2 Uhr. Er fand den Kaiser noch auf, in Uniform, und von seinem Stabe umgeben. Nimmt man hinzu die großartigen militärischen Vorbereitungen, so muß man den Schluß ziehen, daß der Kaiser den Ausbruch einer bedenklichen Revolution erwartet hat. Die Pariser Polizei ist bekannt als sehr gut unterrichtet. Sollte vielleicht der Kaiser selbst düpiert worden sein? Von Bedeutung würde es dann sein, zu erfahren, wer die eigentlichen Macher sind.

Von hohem Interesse für mich war es, die Maßregeln der französischen Regierung gegen Revolten zu beobachten. Beim Umbau von Paris ist der Gesichtspunkt, gute militärische Positionen zu schaffen, scharf beachtet, kaum eine große Stadt dürfte mit verhältnismäßig so wenigen Truppen im Zaum zu halten sein wie diese.

Paris im März 1870.

Es ist ganz unverkennbar, daß die Stellung des Kaisers in letzter Zeit schlechter geworden ist. Die Opposition wird immer dreister, und der Kaiser hat kein Glück mehr. Sein Stern scheint im Erlöschen. Er hat sich dazu herbeigelassen, von dem möglichst weit getriebenen persönlichen Regiment plötzlich in konstitutionelle Bahnen einzulenken. Viele halten es nur für ein Experiment, doch möchte ich meinen, daß er ehrliche Absichten hat. Sein Streben muß sein, dem Sohne die Nachfolge zu ermöglichen, also die Dynastie

Digitized by Google

fest zu begründen, und da er von sehr schwacher Gesundheit ist, darf er seine Arrangements nicht aufschieben. Man sagt, er sei in neuerer Zeit ebenso wie körperlich schwach, auch geistig sehr zurückgegangen, und es fehle ihm gänzlich an Entschlußkraft und Energie.

Sichtlich wird von verschiedenen Parteien an ihm herumgezerrt. Seine alten Anhänger vom Schlage der Haußmann, Rouher, wohl sämtliche Marschälle und die meisten höheren Offiziere, ferner der ganze sehr zahlreiche Hof, Leute wie die Cassagnacs[1]) usw. bremsen kräftig und suchen dem Kaiser die neue Ära zu verleiden. Der Polizeipräfekt Pietri ist wohl ihr treuer und tätigster Helfershelfer.[2]) Das Ministerium besteht durchaus nicht aus gleichartigen Elementen. Der Präsident Ollivier ist schon alles mögliche, meist aber sehr liberal gewesen. Kriegsminister Le Bœuf und Marineminister Rigault waren schon im alten Ministerium und sind sichere Anhänger des Kaisers. Daru, Buffet und Talhouët[3]) sollen Orleanisten sein, der Rest gehört wohl zum Schlage Olliviers. Die Kammer unterstützt in ihrer Majorität das Ministerium, eine wirklich liberale Kammer ist sie aber keineswegs. Sie ist aus den offiziellen Kandidaturen — einem der Hauptklagepunkte der Opposition — hervorgegangen; Ollivier erklärt in aller Form, die jetzige Regierung würde sich nie dieses Mittels bedienen; er müßte also, um konsequent zu sein, die Kammer auflösen und eine aus freien Wahlen hervorgegangene berufen. Er fürchtet aber wohl eine Vermehrung der Opposition, läßt daher die Kammer bestehen und benutzt nur die Auflösung als Schreckmittel, weil die Mehrzahl der Mitglieder ganz genau weiß, daß sie niemals wiedergewählt wird.

Ich habe mir einige Male die Sitzungen im corps législatif angesehen und die Überzeugung gewonnen, daß es in Summa eine klägliche Gesellschaft ist. Jeder hört sich gern schwatzen, darüber kommen die Geschäfte nicht vorwärts. Die eigentliche Opposition, die äußerste Linke, ist der Kopfzahl nach sehr schwach, enthält aber tüchtige und sehr gefährliche Elemente, vor allem den alten Thiers, dann Arago, Jules Favre, Jules Ferry, Gambetta. Der letztere scheint ein Mann der Zukunft. Er ist noch jung, spricht gut und klar und hat bei den Massen große Popularität. Er ist so klug, immer zur Mäßigung zu raten. Man sagt, er sei ein ehrenwerter Charakter und wirklich aus Überzeugung Republikaner.

Eine sehr unbequeme Angelegenheit ist die römische Frage. Der Kaiser hat sich durchweg mit der Kirche gut zu stellen gewußt und dadurch seinen Einfluß auf die Landbevölkerung, die zu einem großen Teile in den Händen

---

[1]) Der bonapartistisch und antiliberal gerichtete Journalist und Publizist Adolphe Granier (de Cassagnac) und sein Sohn Paul; über jenen vgl. Ollivier, a. a. O., XII, S. 568.

[2]) Vgl. Ollivier, a. a. O., XII, S. 357.

[3]) Über das „Ministerium des 2. Januar" vgl. Ollivier, a. a. O., XII., S. 219, 228 ff. Buffet war Finanzminister, Talhouët Minister der öffentlichen Arbeiten.

Digitized by Google

der Geistlichkeit ist, gesichert. Die Idee des Papstes, sich infallibel zu erklären, kommt nun wenig gelegen. Nimmt der Kaiser Stellung dagegen, so ist eine Spaltung im französischen Klerus zweifellos, die Mehrheit dürfte aber doch zum Papste halten. Als Druckmittel benutzt die französische Regierung die Anwesenheit ihrer Garnison in Rom und droht mit deren Zurückziehung, wenn man gar zu unbesonnen vorwärts gehe. Immer aber ist der Kaiser dabei in einer sehr unbequemen Situation.

Die Hauptklagen gegen seine Regierung betreffen: die Art der Wahl der Kammer, also die offiziellen Kandidaturen, die Beschränkung der Presse, das Zentralisationssystem, die Verwaltung von Paris, die hohen Gehälter der großen Würdenträger, die die Bezüge mehrerer Ämter auf eine Person vereinen (das sogenannte „cumul"), das Wehrsystem, die Verwaltung von Algerien usw., schließlich vielfach die schlechte äußere Politik. Hier muß die Expedition nach Mexiko, nach Rom und der Krieg von 1866 herhalten. Es ist ganz eigentümlich, daß die Franzosen sich durch Sadowa, wie sie es nennen, mehr verletzt fühlen als die Österreicher. Sadowa spielt in jeder Oppositionsrede eine Rolle. Daß ein Prinz von Hohenzollern Fürst von Rumänien geworden ist, hält man auch für einen Übergriff von uns. In neuester Zeit ist die Frage der Gotthardbahn hinzugekommen. Daß wir Millionen zum Bau dieser Bahn geben und dadurch die Mont-Cenis-Bahn totmachen wollen, empört die Franzosen. Alles wird der schwachen Leitung ihrer äußeren Politik zugeschrieben.

Eine eigentümliche Andeutung machte mir in diesen Tagen Werther. Seit einigen Jahren besteht das Projekt, die Stadt Mainz zu erweitern, also auch einen Teil der Festungswerke mehr hinauszurücken. Unlängst sind wieder Verhandlungen gewesen und in der Presse besprochen worden. Daru hat nun Werther mitgeteilt, daß man hier aufmerksam darauf sei und dem Gesandten in Berlin Befehl gegeben habe, die Angelegenheit zu studieren. Der Minister machte dabei verblümte Andeutungen, daß nach den Verträgen von 1815 Mainz in einer besonderen Lage und keine rein preußische Festung sei. Mit anderen Worten hieß dies wohl: Frankreich kann sich in alle die Festung Mainz berührenden Angelegenheiten mischen.

Infolge der Ollivierschen Preßfreiheit sind eine Menge Oppositionsblätter entstanden von so gemeiner Tendenz, wie man es bei uns kaum kennt. Die „Marseillaise" ist unterdrückt worden, aber „Mot d'Ordre", „Cloche", „Rappel" u. a. wirken in ähnlichem Sinne weiter. Man sieht, die rote Partei ist zahlreich und unversöhnlich. Ruhigere, übrigens auch gut redigierte republikanische Blätter sind „Siècle" und „Temps". Im Solde der Regierung stehen: „Patrie", „Liberté", „Constitutionnel", „Figaro" usw. In der Regel hängen sie von einzelnen Ministern ab, und es ist interessant zu verfolgen, wie sich auch sie untereinander noch befehden. Klerikal sind „Univers" und „Union"; orleanistisch „La France". Allen Zeitungen wirft man Käuflichkeit vor.

Digitized by Google

Seit einiger Zeit hetzt die „Liberté" ganz augenscheinlich gegen Preußen. Außerdem hat sie eine Anzahl Artikel über das Chassepotgewehr gebracht, die nach meiner Überzeugung nur den Zweck haben, den Kriegsminister anzugreifen. Die gegen das Gewehr angeführten Argumente sind meist ganz einfältig. Das Interessante bei diesen „Liberté"-Artikeln ist für mich, daß ein von einem Minister bezahltes Blatt so dreist und gemein einen anderen Minister anfeindet. Man sagt, die Mehrzahl der Kabinettsmitglieder sei unbedingt für eine Wiederkehr der Orleans; es ist daher immerhin möglich, daß der offen orleanistisch gesinnte General Trochu die Artikel geschrieben oder veranlaßt hat. Trotz jener Gesinnung ist Trochu in der Armee sehr angesehen und ganz entschieden ihr Kandidat für das Kriegsministerium. Ebenso sicher ist aber, daß der Kaiser ihn nie dazu machen wird.

•

Wenn man die militärische Literatur verfolgt, fällt zweierlei auf. Erstens die meist sehr schwachen Erzeugnisse und der große Mangel wissenschaftlicher Bildung bei der Mehrzahl der französischen Offiziere, den man mittelbar erkennt, sodann die unseren Verhältnissen gewidmete Aufmerksamkeit.

Ich habe allmählich die Bekanntschaft vieler Offiziere gemacht und darunter sehr nette und brave Leute kennen gelernt; die große Masse ist aber eine so ungebildete, unmanierliche Gesellschaft, daß man gut tut, sich von ihnen fernzuhalten. In nähere Beziehungen bin ich getreten zu einem General von Berkheim und General Dupleſſis. Ein Umgang, den ich vorzugsweise kultivieren will, ist der mit einem capitaine d'état-major Jung. Er ist im Kabinett des Kriegsministers, was bei uns etwa der Zentralabteilung entspricht. Von hervorragenden militärischen Persönlichkeiten muß ich noch den General Castelnau, Chef der ersten Direktion im Kriegsministerium, erwähnen. Er ist wie Frossard Vertrauter des Kaisers. Leider ist Mac Mahon Gouverneur von Algerien; er war einen Teil des Winters in Paris, doch habe ich seine Bekanntschaft nicht machen können. Der alte Canrobert fängt an, sehr an Gicht zu leiden, und geht selten aus. Er ist der Typus eines alten französischen Generals und erinnert in Wesen und Stellung zum Publikum etwas an unseren Wrangel, als er noch frischer war.

Paris, April 1870.

Die Franzosen sind eine verdrehte Nation, das wird mir immer klarer, und sie zu regieren ist gewiß nicht leicht. Das Kaiserreich hat sie entschieden zu langweilen angefangen und sie wollen nun irgend etwas anderes. Der Kaiser hat der notorisch sich steigernden Unzufriedenheit, zu der auch gewiß viel Grund war, nachgegeben, ist jetzt ein konstitutioneller Monarch geworden und scheint auch geneigt, auf der liberalen Bahn ehrlich weiterschreiten zu wollen. Es geht nun aber vielen Leuten nicht schnell genug und die große Mehrzahl ist nicht so verständig, einzusehen, daß solche Entwicklungen, wenn

Digitized by Google

sie glücken sollen, sich allmählich vollziehen müssen. Leute, die das Ministerium Ollivier mit gemacht und freudig begrüßt haben, greifen es nun mit aller Macht wieder an. Wenn das so fort geht, muß der Kaiser schleunigst weiter nach links oder wieder rückwärts. Der arme Mann ist gewiß in einer recht unglücklichen Lage. Herr Ollivier, früher stets in der Opposition, macht nun schon die Erfahrung, daß man als Minister die Sachen etwas anders ansieht. Dem Kaiser, der entschieden kein Glück mehr hat, kam die Affäre seines Vetters Pierre Bonaparte sehr ungelegen. Die zahlreichen Widersacher fanden eine herrliche Gelegenheit, die ganze Familie anzugreifen und Haß und Verachtung gegen sie zu erregen.

Es ist schwer, sich bei uns einen Begriff von der Verdorbenheit der hiesigen Massen zu machen. Leider macht man aber bald die Erfahrung, daß auch die höheren Klassen auf Achtung keinen Anspruch haben. Sie sind ganz zweifellos demoralisiert, und zwar durch das leidige Geld. Man sagt, das habe schon unter Louis Philipp begonnen, das Kaiserreich hat es aber darin zu bedeutenden Dimensionen gebracht. Jedem hohen Staatsbeamten wird Bestechlichkeit vorgeworfen, die kleinen werden aber wohl auch nicht besser sein. Die Presse ist ausnahmslos käuflich. Die Besitzer und Redakteure der Zeitungen sind angesehene Leute, die in der Gesellschaft und auch im Staat eine Rolle spielen, trotzdem man weiß, daß sie für Geld jeden Tag ihre Ansichten ändern. Von großem Einfluß ist die Weiberwirtschaft. In den höchsten und vornehmsten Gesellschaftskreisen gibt es immer einige Skandalgeschichten, die aber weniger eigentlichen Skandal geben, sondern nur pikant und amüsant gefunden werden. Für den Herren, ob verheiratet oder nicht, gehört es sich, eine Mätresse zu haben, und auch, daß die Gesellschaft es weiß. Die Frauen haben ihre Courmacher, lassen sich aber nicht umsonst verehren, sondern verlangen dafür Geschenke und sind auch gegen bares Geld nicht unempfindlich. Zu erwähnen ist allerdings, daß die zahlreichen hier wohnenden Fremden es versuchen, womöglich die Franzosen zu überbieten. Russen sind in diesem Jahre auffallend wenig hier, aber viele Engländer und namentlich Amerikaner. Diese treiben es eigentlich am liederlichsten, und zwar führen bei ihnen, im Gegensatz zu den Franzosen, wo man der Frau alles nachsieht, die Mädchen das freieste Leben von der Welt. Die amerikanische Gesellschaft ist deswegen die von den jungen Herren gesuchteste.

Es wäre nun gewiß unrecht zu sagen, alle Franzosen sind liederlich; die jetzt herrschende „Gesellschaft" ist es aber jedenfalls, und das niedere Volk in Paris zweifellos entsetzlich demoralisiert. Von der vornehmen Welt hinterläßt mir die legitimistische Gesellschaft den besten Eindruck. Ich bin öfter bei einer Gräfin La Ferronays gewesen, die ein sehr schönes Haus macht und fast nur Faubourg St. Germain bei sich sieht. Ihr Mann ist tot, er war längere Zeit Minister des Grafen Chambord. Bei aller Frivolität in Paris soll es doch noch sehr viele brave und auch kirchlich gesinnte Leute geben, so daß die Geistlichkeit noch immer einen großen Einfluß hat.

Digitized by Google

Über die noch immer schöne Kaiserin wird natürlich viel geklatscht, inwieweit mit Recht, kann ich nicht beurteilen. Daß sie manchmal etwas unvorsichtig auftritt, ist gewiß richtig, und ihre Freundschaft mit offenkundig galanten Damen nicht dazu angetan, ihren Ruf zu heben. Zu diesen gehört besonders die gescheite, durch und durch originelle Fürstin Metternich, die vielfach und natürlich sehr unglücklich kopiert wird; dann die schöne Gallifet, geb. Lafitte, deren Gemahl als Kavallerieoberst in Algier steht, ihre ebenso viel besprochene Schwester Madame Cordier, die Gräfinnen Pourtalès und Tolstoi, u. a. m. Jedenfalls haben diese Damen sehr dazu beigetragen, den Ton zu verderben. Viel Geklatsch gibt auch in neuester Zeit das Verhältnis der Gräfin Mercy-Argenteau, geb. Prinzeß Chimay, zum russischen Botschafter Grafen Stackelberg. Er ist sehr reich, und der verschuldete Graf Mercy soll dies Verhältnis gern sehen.

Die österreichische Botschaft war bisher in einem sehr schönen Hôtel in der Rue de Grenelle. Es gehörte der französischen Regierung und war gegen einen Preis, den man nicht kannte, an Metternich vermietet. Als Ollivier nun ein neues Ministerium einrichtete, wurde dem Botschafter gekündigt. Hierbei zeigte sich, daß die Miete nur etwa ein Viertel des wahren Wertes betragen hatte. Das ganze Arrangement bezweckte also nichts als eine Subvention der österreichischen Regierung.

Paris, Anfang April 1870.

Die französische Armee pflegt einen langen Winterschlaf zu halten; es ist daher zur Winterszeit für den militärischen Beobachter von dem Tun und Treiben der Truppen wenig zu merken. Trotzdem sieht man den Soldaten nicht allzuviel auf der Straße. Der Grund liegt darin, daß man den Leuten fortwährend Beschäftigung gibt durch mehrmalige Appelle, Antreten mit Sachen, Arbeitsdienst in den Kasernen usw., so daß sie niemals mehrere Stunden frei haben. Da sie zudem in Kasernen oder Lagern untergebracht sind, werden sie sehr von dem Verkehr mit dem Publikum ferngehalten. Damit dieser nun nicht etwa durch die Länge der Zeit in den nächstgelegenen Stadtteilen intimer werden kann, wechseln die Regimenter alle zwei Jahre die Garnison (nebenbei entzieht man ihnen hiermit auch das Wahlrecht). In Paris, wo die Truppen immer drei Jahre bleiben, wechseln sie die Kasernen alljährlich innerhalb der Stadt. Aussehen und Haltung der französischen Soldaten auf der Straße sind durchaus gut. Der Offizier ist am wenigsten sichtbar; er legt die Uniform nur zu den wenigen Dienststunden an. In jedem Ministerium ist eine Offizierwache; aus welchen Ursachen ist mir noch nicht recht klar geworden.

*

Die französische Armee befindet sich jetzt in einer Krisis, deren alleinige Ursache wir mit unseren Erfolgen von 1866 sind. Frankreich sah zu seinem Erstaunen, daß es noch eine Macht in Europa gebe, die ihm gewachsen,

Digitized by Google

wenn nicht sogar überlegen sei. Die Recherchen ergaben auch zum allgemeinen Erstaunen, daß Frankreich in keiner Weise auf einen großen Krieg vorbereitet sei und daß es nicht nur an Menschen, sondern auch sehr an Pferden, Waffen, überhaupt allem möglichen fehle. Der Marschall Niel wurde Kriegsminister und faßte die Sache energisch an, bekam dazu von den Kammern auch große Summen bewilligt. Im vorigen Herbst ist er gestorben, ohne sein Werk vollendet zu haben, und General Le Bœuf erscheint solchen, die die ganze Entwicklung bis heute beobachtet haben, nicht als der geeignete Mann, das große Werk im Sinne Niels zu Ende zu führen. An den Festungen ist außerordentlich viel geschehen, namentlich für Metz, doch ist dieser Platz noch lange nicht fertig. Die Artillerie scheint ihr Material für gut zu halten, denn sie hat nichts Neues angenommen. Ich kann mir aber nicht denken, daß der alte Vorderlader gegen unsere Feldgeschütze aufkommt.

Schwieriger war die Frage der Menschen. Um zu einem System wie dem unseren, dem geraden Gegenteil des französischen, das auf eine kleine Berufsarmee berechnet ist, zu gelangen, mußte man mit der Vergangenheit plötzlich und vollständig brechen, und das wollte man nicht. Es entstand daher die garde mobile. Diese sollte gebildet werden aus allen Waffenfähigen der dienstpflichtigen Klassen, die nicht zum Dienst in der aktiven Armee berufen wurden, also aus solchen, die sich losgekauft hatten. Sie sollten alljährlich 14 Tage, aber nicht aufeinanderfolgend, exerziert werden, sind also mit unserer Landwehr nicht zu vergleichen. Zu Offizierstellen melden sich Leute, die sich bei der Regierung angenehm machen wollen; häufig aber Personen, die nie gedient haben. Sowohl in der Armee wie im Publikum ist das Institut schlecht akkreditiert.

Die Ursache, daß es der Armee an Menschen gefehlt hat, ist folgende: Von den zur Einstellung ausgehobenen Mannschaften, etwa 80000 pro Jahr einschließlich Marineinfanterie, kauften sich alle Wohlhabenderen los, und zwar gegen 20000 jährlich. Sie stellten aber nicht, wie früher, einen Vertreter, sondern die Regierung empfing das Geld und übernahm es, Stellvertreter zu schaffen; sie tat es nun nicht, indem sie junge Leute engagierte, sondern indem sie gediente Soldaten veranlaßte, eine neue Kapitulation einzugehen, und sie dafür bezahlte. Hierdurch wurden alte Soldaten geschaffen, die im Dienen ihren Lebensberuf sahen und schließlich nach zwei-, auch dreimaliger Erneuerung ihrer Kapitulation sich eine Summe erspart hatten, deren Zinsen ihnen eine leidliche Existenz ermöglichten. Dies entsprach einmal den alten französischen Traditionen und ermöglichte ferner die Schaffung einer Berufsarmee, die, von allem Verkehr mit der Außenwelt abgeschlossen, vortrefflich im Innern zu gebrauchen war. Die Kinder der alten Soldaten wurden in den Regimentern als sogenannte enfants de troupe erzogen und ergänzten die Armee mit ganz gleichartigen Elementen.

Nun war aber die Zahl der jährlich abzuschließenden Kapitulationen bei weitem nicht so groß wie die der Loskäufe, die Regierung behielt also

Digitized by Google

ganz bedeutende Summen jährlich übrig und bildete hierdurch einen Fonds, die sogenannte dotation de l'armée. Es war ein Fonds, über den nicht Rechnung gelegt wurde, mit dem also der Kaiser bezw. der Kriegsminister schalten konnte, wie er wollte. Zum Besten der Armee wurde er allerdings verwendet, aber ausschließlich mit dem Zweck, Offiziere durch hohe Zulagen, Gnadengeschenke, Schuldenbezahlen usw. an die Person des Kaisers zu fesseln. Die Zahl der jährlich eingestellten Soldaten wurde immer geringer und mit ihr natürlich auch die der Reserven. Daß aber heutzutage eine Großmacht mit nur 300 000 ausgebildeten Soldaten eigentlich keine Großmacht ist, leuchtet ein. Das hätte man bei uns schon früher merken können.

In unserer Zeit hat Frankreich keinen Krieg geführt, in dem die ganze Armee engagiert war; aber ich entsinne mich sehr wohl, daß während des Feldzuges in Italien, als an unserer Grenze eine Reservearmee aufgestellt werden sollte, ihre Stärke ganz unerheblich war, obwohl bei weitem nicht die ganze Armee in Italien kämpfte. Man hatte alles, was an Reserven vorhanden war, zusammengescharrt, um die auf dem Kriegsschauplatz befindlichen Regimenter zu komplettieren. Ähnlich war es im orientalischen und mexikanischen Kriege gemacht worden. Notorisch hatte der Kriegsminister innerhalb seines sehr bedeutenden Budgets ganz nach Gutdünken gewirtschaftet und der Kammer eine schwindelhafte Berechnung vorgelegt, also z. B. während des mexikanischen Krieges die exorbitanten Ausgaben zum Teil gedeckt, indem er gewisse Zweige seiner Verwaltung sehr verkürzte. So waren u. a. die Festungen in unverantwortlicher Weise vernachlässigt und die Vorräte an Waffen, Bekleidungen, Feldgerät außerordentlich gering.

In diese Verhältnisse drang nun die Kunde unserer Erfolge von 1866 wie ein Donnerschlag. Wäre während der Luxemburger Angelegenheit Krieg ausgebrochen, wir würden mit den Franzosen schneller fertig geworden sein als 1870/71. Der Kriegsminister Marschall Graf Randon wurde durch Niel ersetzt, und dieser hat in der Tat viel geleistet. Um mehr und auch bessere Reserven zu bekommen, schuf er die garde mobile, verlängerte die Dienstzeit von sieben auf neun Jahre, steigerte das Kontingent von 80 000 auf 100 000 Mann und ließ die dotation de l'armée eingehen.

Mit der letzten Maßregel beging er einen Fehler und fiel von dem einen Extrem ins andere. Es wurde nunmehr jedem Soldaten, der sich loskaufen wollte, überlassen, sich selbst einen Stellvertreter zu beschaffen. Daher entstand sofort der widerwärtige, demoralisierende Menschenhandel, der natürlich ganz offen betrieben werden mußte, und der Kriegsminister ließ sich die großen Summen entgehen, die er bei dem bisherigen Verfahren jährlich zur freien Verfügung bekam. Die alten Soldaten konnten nicht mehr, wie früher, so lange dienen, als die Knochen einigermaßen hielten, sondern mußten sich einen bürgerlichen Erwerb suchen. Im Prinzip war das sehr schön, es reinigte die Armee von den notorisch für den Krieg zu alten Elementen und von den weltbekannten Grognards, d. h. alten eigensinnigen Säufern, denen alle Laster

Digitized by Google

anhingen, die ein langjähriges Kasernenleben ohne irgendeinen höheren Zweck mit sich bringt. Es wurde aber an der Grundlage der Armee gewaltig gerüttelt, man gab die Berufsarmee auf und bekam allmählich eine solche, die aus dem Volk hervorgeht und wieder dahin zurückkehrt, und das ist bei den heillosen Zuständen in Frankreich ein gefährliches Experiment. Es mochte immerhin versucht werden, aber nicht in einer Zeit, wo sich der Kaiser plötzlich auf liberale Bahnen begibt.

Die Haupttendenz seiner Widersacher und natürlich aller konstitutionellen Schwärmer mußte sein, die Armee dem kaiserlichen Einfluß zu entziehen, und mit Besorgnis sieht der Kriegsminister der Zukunft entgegen; da ist es denn barer Unsinn und strafbarer Leichtsinn, den Gegnern so in die Hände zu arbeiten.

Zu meinem Bedauern ist der österreichische Militärattaché Graf Welsersheimb nach Berlin versetzt worden und an seine Stelle Graf Uexküll getreten, der wegen der skandalösen Angelegenheit mit der Gräfin Hohenthal, Hofdame der Kronprinzessin, die deutsche Hauptstadt verlassen mußte. General v. Moltke hat mir, um mich über Uexküll zu orientieren, einige seiner Berichte, die wir in Wien gekauft haben, zusenden lassen. Einen falscheren und bösartigeren Charakter wird man selten finden. Uexküll war in Berlin besonders höflich behandelt worden und stand mit aller Welt anscheinend auf dem besten Fuße. Seine Berichte starren aber von Preußenhaß. Ich meine, er würde sich nicht so ausdrücken, wenn er nicht sicher wäre, daß man derartige Auslassungen in Wien gern hört. Gleichzeitig mit Erzherzog Albrecht war auch Baron de Stoffel, der französische Militärattaché in Berlin, hier und ist, wie mir bestimmt versichert wird, auch mehrfach mit dem Erzherzog zusammen gewesen. Daß dessen Reise nach Frankreich allein aus persönlicher Wißbegierde erfolgt sein sollte, will mir nicht in den Kopf.

Paris, 30. April 1870.

Zum allgemeinen Erstaunen hat der Kaiser beschlossen, ein Plebiszit in Szene zu setzen. Schon zweimal hat er die Nation befragt, ob sie sich von ihm beherrschen lassen wolle; beide Male hatte eine überwältigende Majorität mit Ja geantwortet. Jetzt, nach achtzehn Jahren, tritt er wiederum mit dieser Frage hervor. Da er sich dazu entschließt, muß er die Zuversicht haben, wiederum die Majorität und auch eine sehr in die Augen fallende zu erlangen. Er muß aber auch gewaltig von seinen Gegnern gedrängt sein, um einen solchen Entschluß zu fassen. Wahl oder Plebiszit sind Akte, welche die Bevölkerung in Frankreich und ganz besonders die von Paris in hohem Maße aufregen; wenn so etwas nicht dringend nötig ist, vermeidet man es gern. Der Kaiser scheint daher zu glauben, daß seine Gegner der Kopfzahl nach erheblich in der Minorität sind. Durch die Massen der ländlichen Bevölkerung, in denen er die meisten Anhänger zählt, hofft er die anderen still zu machen.

Digitized by Google

Ich kann mir nicht denken, daß ein günstiger Ausfall des Plebiszits die kaiserliche Stellung stärken könnte. Und was wird, wenn er die Majorität nicht erreicht? Sachverständige sagen, daß er schon bei einer kleinen Majorität unbedingt verloren sei. Wird er dann einpacken und seiner Wege gehen? Ich glaube kaum; er hat dann aber gezeigt, daß sein Ansehen im Abnehmen begriffen ist.

Der Gedanke zu diesem Plebiszit soll von seinen entschiedenen Anhängern, namentlich von einem ihrer klügsten und verschlagensten, von Rouher, ausgehen. Es wird dem Volk die Alternative gestellt, zwischen dem Kaiser, d. h. dem konstitutionellen Regime, und der Republik zu wählen, und zwar soll ganz einfach mit oui oder non gestimmt werden. Die Journale der Regierung und ihrer Partei definieren nun, daß mit non nicht allein die Republik, sondern der schärfste Radikalismus, den man sich denken kann, gemeint sei, und ängstigen damit den friedliebenden Bürger und Bauern. Daß zwischen diesem non und dem oui noch unendlich viele Schattierungen liegen können, ist gleichgültig. Alle die zahlreichen Parteistellungen der gemäßigten Republikaner, der Orleanisten, Legitimisten usw. finden keine Gelegenheit, sich auszusprechen. Sie haben natürlich alle die gleiche Furcht vor dem roten Gespenst; darauf eben baut man von Amts wegen seinen Plan. Man hat mit vielem Geschick ein grauenhaftes Attentat gegen die Person des Kaisers und die Gesellschaft in Szene gesetzt. Die Polizei zeigt in solchen Sachen eine ganz unglaubliche Gewandtheit. Man hat Massen von Bomben entdeckt, die imstande sein sollen, ganze Stadtteile zu zerstören. Daß die Tuilerien noch stehen, ist ein reines Wunder. Die Zahl der Verschwörer ist kolossal, Hunderte von ihnen sind dank der Polizei arretiert. Daß da dem friedfertigen Bürger die Haut schaudern muß, ist wohl kein Wunder. Merkwürdigerweise arbeiten die Roten nur der Regierung in die Hände, allerdings wird auch wohl hierbei die Polizei eifrig mitwirken; ich bin überzeugt, daß von den vielen jetzt auftretenden Volksrednern eine große Anzahl bezahlte Agenten sind.

In Frankreich dürfen einige Tage vor der Wahl ohne polizeiliche Erlaubnis öffentliche Versammlungen abgehalten und alle Dinge geschrieben und gesprochen werden. Das geschieht hier in Paris gründlich; in den sogenannten Klubs werden Reden gehalten, daß einem die Haare zu Berge stehen. Man sagt die größten Gemeinheiten gegen Kaiser und Kaiserin und das ganze bonapartistische Regiment, wobei als alltäglicher Scherz beide unter stürmischem Beifall zum Tode oder zu lebenslänglicher Galeere verurteilt werden. Der Kommunismus wird offen gepredigt. Die Vernünftigen müßten sich mit Ekel von dieser Wirtschaft abwenden und sich der Abstimmung enthalten. Aber selbst die Legitimisten und Orleanisten sind hier nicht einmal innerhalb ihrer Partei einig. Sie stimmten gern mit non, die Angst vor den Roten treibt sie aber zum oui; der Abstimmung enthalten möchten sie sich nicht, kurz, sie wissen nicht, was sie wollen und sind ebenso düpiert wie die breite Masse.

Digitized by Google

Zu meinem Erstaunen wird man die Armee mitstimmen lassen; ich halte das unter allen Umständen für einen großen Fehler. Den Soldaten zu befragen, ob er seinen Kriegsherrn, dem er den Eid geleistet hat, noch ferner behalten will oder nicht, ist ein so starker Blödsinn, daß ich dafür keine Worte habe. Man will mir hier einreden, ich müßte nicht an hiesige Verhältnisse den preußischen Maßstab legen; ich urteile jedoch nur als Soldat und mögen es Deutsche, Franzosen oder Neuseeländer sein, so etwas kann in keiner Armee ungestraft vorgehen. Am wenigsten aber hier, wo ihr Organismus seit Monaten zersetzt wird und, wie mir scheint, durchaus nicht ohne Erfolg.

*

Ich habe bisher etwa alle vierzehn Tage einen Bericht abgesandt. Ich muß sie dem Botschafter einhändigen, er kann Bemerkungen dazu machen, aber nichts daran ändern. Mehrfach habe ich betont, daß die Stimmung in der Armee mir nicht gefällt und sich die Folgen der Wühlereien anfangen geltend zu machen.

Es gibt nicht zwei verschiedenere Armeen als unsere und die französische. Diese beruht in ihrem Aufbau auf diametral entgegengesetzten Prinzipien, und es ist von hohem Interesse zu sehen, wie man hier mit ganz anderen Mitteln zu demselben Resultat — eine kriegsbrauchbare Armee zu haben — zu kommen sucht. Seit dem Jahre 1866 hat bei uns jeder Einsichtige das Gefühl, daß die Einigung Deutschlands ohne einen Krieg mit Frankreich nicht zu erreichen sein wird. Unsere Kriegsvorbereitungen sind überwiegend nach dieser Seite hin gerichtet, und wir sind bemüht, die Schnelligkeit der Schlagfertigkeit einer großen Armee an der Westgrenze erheblich zu steigern. Mein Hauptbestreben ist nun hier darauf gerichtet, zu ergründen, inwieweit die Franzosen ähnliche Vorbereitungen treffen. In einem Bericht von diesem Monat habe ich mich dahin ausgesprochen, daß man — wenn auch zur Zeit nichts vorgeht, was auf direkte Kriegsvorbereitungen schließen läßt — hier ganz augenscheinlich einen Krieg mit uns als einzige Möglichkeit betrachtet und sich im stillen ganz wie wir darauf vorbereitet. Ich habe die feste Überzeugung, daß wir weit besser vorbereitet sind und daß unsere Hauptchance im schnellen Mobilmachen und sofortigen Losschlagen liegt. Ich glaube unsere Einrichtungen genau zu kennen und zu wissen, daß bei uns die Sache am geordnetsten verläuft, wenn wir die ganze Armee mit einem Schlage mobil machen. Hier ist so etwas ohne die größten Verwirrungen gar nicht möglich, und ich bin fest überzeugt, daß man nicht annähernd solche Vorarbeiten gemacht hat, wie sie unser Mobilmachungsplan vorschreibt. Nach meinem Gefühl ist in der französischen Armee, seit sie das Chassepotgewehr hat, die taktische Offensive ein überwundener Standpunkt. Man will den Gegner anlaufen lassen und sucht die eigenen Truppen noch möglichst durch Eingraben zu decken. Die Idee stammt vom Kriegsminister Niel, der wohl als Ingenieur in dieses Extrem geraten ist. Gerade bei dem lebhaften Franzosen ist das

Digitized by Google

eine gefährliche Sache; man hat bisher die Siege dem dreisten Drauflosgehen, wo man den leicht erregbaren Soldaten fortreißt, zu verdanken; nimmt man dies dem Franzosen, so nimmt man ihm eine seiner besten Eigentümlichkeiten. Bei dem Hang der Franzosen, sich in Extremen zu bewegen, meine ich sogar, daß man hier auch für eine strategische Defensive ist. Die Sorgfalt in der Verbesserung und Erweiterung der östlichen Festungen sowie die Absicht, aus Langres einen großen Waffenplatz zu machen, deuten darauf.

Paris, Mitte Mai 1870.

Das Plebiszit ist nun vorüber, der Kaiser hat eine überwältigende, nie gehoffte Majorität erhalten. Was er damit erreicht, ist mir noch nicht klar; ein Ergebnis kenne ich aber und halte es für sehr bedeutsam — das ist die Abstimmung der Armee. Etwa ein Fünftel derselben hat mit non gestimmt. Von den „Cent Gardes", also den ausgesuchten Leuten der kaiserlichen Leibwache, 20 oder 25! Offiziell sucht man sich den Schein zu geben, als wäre das nichts Auffälliges. Ich behaupte aber, der Kaiser und sein ganzer Anhang sind erschreckt und der gute Eindruck des Gesamtresultats vollständig verwischt. Der Kaiser basiert seine Wahl allein auf die Armee, mit ihr hält er Paris im Zaum und damit auch das Land. Fängt sie an zu wanken, so steht er am Rande des Abgrundes.

Ein sehr nahe liegendes Mittel, eine Armee, die auf Abwege kommt, auf andere Gedanken zu bringen, ist das, sie zu beschäftigen. Der Kaiser hat nach meiner festen Überzeugung keine kriegerischen Absichten; in der Armee sind aber viele Elemente, die zum Kriege treiben, und einflußreiche Persönlichkeiten tun das gleiche. Sogar die Männer der Opposition halten dem Kaiser fortwährend Sadowa vor als eine Niederlage für Frankreich. Ganz bestimmt weiß ich, daß in den ersten Tagen nach dem Plebiszit in den Tuilerien diese Eventualität besprochen worden ist. Der Gedanke soll dann wieder fallen gelassen worden sein. Hat man ihn festgehalten, so wird man sich wohl schwerlich etwas davon merken lassen, und für mich ist jedenfalls gesteigerte Aufmerksamkeit nötig.

*

In letzter Zeit habe ich mehrfach dem Exerzieren beigewohnt; man hat nach einigen Malen vollständig genug. Die Offiziere sind ohne Anspannung, die Mannschaften natürlich entsprechend. Stramm und exakt ist man hier grundsätzlich nicht — davon will ich ganz schweigen, es ist ja so die Absicht —, aber dieser Grad von Lodderei ist doch zu arg. Man sieht Untergebenen wie Vorgesetzten an, daß nur eine gewisse Zeit exerziert werden muß und wie jeder froh ist, wenn sie vorüber ist. Schon die Sitte, nur in den Mittagsstunden die Übungen abzuhalten, ist fehlerhaft. Im Mai ist es hier oft schon drückend heiß, und man kann natürlich in brennender Mittagshitze noch weniger Anspannung verlangen. Die Truppe rückt auf den Platz und ruht sofort eine Viertelstunde. Dann wird, ich habe es hier bei

Digitized by Google

derselben Truppe viermal gesehen, in Kompagnien auseinander gezogen und das Vorziehen und Bewegen der Tirailleurs geübt. Nach einer halben Stunde Pause von beinahe einer halben Stunde, in der die Musik spielt und die Offiziere in die Cafés gehen. Dann wieder eine halbe Stunde dieselbe Übung, eine Viertelstunde Ruhe und Rückmarsch. Außer dieser Truppe habe ich noch mehrere andere üben gesehen; es ist überall dieselbe lasche Art. Es muß wohl im Ernstfalle ein anderer Geist in die Leute fahren und der berüchtigte Elan sie fortreißen. Ich kann mir aber gar nicht denken, daß sie uns überlegen sein könnten. Besonders mißfällt mir das Offizierkorps; gerade in den niederen Chargen, namentlich unter den Kompagniechefs, findet man soviel alte, halbinvalide und ungebildete Leute, daß bei der heutigen Fechtweise für die Franzosen sich ein erheblicher Nachteil herausstellen wird. Mir scheint es, als kehrt man hier zur vollständigen Lineartaktik zurück und gedenkt uns mit dem Feuer der langen dünnen Linien überwältigen zu wollen. —

Einige[1]) Tage nach dem Plebiszit erließ der Kaiser eine Order an den Marschall Canrobert, in der er seine Zufriedenheit mit den Truppen, speziell denen der 3. Division, wo die Zahl der negativen Voten besonders hervorgetreten war, aussprach, und sagte, daß das Votum ihn an der Ergebenheit der Truppen durchaus nicht zweifeln ließe. Er besuchte mit der Kaiserin die Kaserne „Prince Eugène" und machte den Soldaten, von denen die Hälfte mit „Nein" gestimmt hatte, ein erhebliches Geldgeschenk.

Die Ursache der Mißstimmung ist in den niederen Offizierschargen schlechtes und ungerechtes Avancement und in allen Chargen die dürftige Pension, bei den Unteroffizieren und Mannschaften überwiegend die schlechte Bezahlung, bei vielen Unteroffizieren unbefriedigter Ehrgeiz. Etwa zwei Drittel der Offiziere der Infanterie und Kavallerie gehen aus dem Unteroffiziersstande hervor; die Beförderung zum Souslieutenant erfolgt nach acht- bis zehnjähriger Dienstzeit. Für das Avancement zum Leutnant wird ein Viertel der Stellen „au choix" besetzt, d. h. ohne Rücksicht auf die Anciennität, beim Avancement zum Kapitän ein Drittel der Stellen au choix. Dabei steht faktisch das Protektionswesen in voller Blüte. Beim Stabsoffizier und darüber hinaus gibt die Anciennität keinerlei Berechtigung zum Avancement, alle vakanten Stellen werden hier au choix besetzt. Durch dieses System wird es ermöglicht, das Offizierkorps in den oberen Chargen jung zu erhalten; es sammeln sich aber in der Charge der Kapitäne allmählich die zum höheren Avancement Ungeeigneten, durch vielfaches Übersprungenwerden und durch die Aussicht auf eine sehr knapp bemessene Pension zur Unzufriedenheit geneigten Elemente an, denen, da sie am Ziele ihrer Laufbahn stehen, das treibende Motiv des Ehrgeizes vollständig abgeht. Da zum regelmäßigen Avancement durch die Leutnantschargen jetzt mindestens zehn Jahre gehören, so erfolgt die Beförderung zum Kapitän bei der großen Masse der Offiziere

[1]) Aus dem Bericht des Verfassers vom 3. Juni 1870.

Digitized by Google

nicht vor dem 40. Lebensjahr, und findet man in der älteren Hälfte der Kapitäne fast nur solche, die das 50. Lebensjahr bereits überschritten haben und körperlich kaum noch imstande sind, den Anforderungen des Dienstes zu genügen. Es repräsentiert daher die wichtigste Charge, die des Kompagniechefs, gerade den mangelhaften Teil des Offizierkorps. Zivilversorgungen, ähnlich wie bei uns, gab es bisher nicht; wer es daher nicht zum Offizier bringen konnte, blieb, solange die Kräfte ausreichten und mit der Aussicht auf eine kümmerliche Pension, im Dienst.

Infolge des Loskaufs rekrutiert sich die Armee ausschließlich aus den niedrigen Klassen, und — da die Zahl junger Leute gebildeter Stände, die sich dem Offizierstande widmen wollen, jährlich geringer wird — steht es mit dem Offizierskorps zum größeren Teile ähnlich. Wenn nicht kriegerische Ereignisse den ganzen Mechanismus neu beleben, so wird eine Abhilfe allein durch die Annahme der allgemeinen Dienstpflicht zu finden sein.

Aus dem Burgenlande[1])

Von

Hugo Piffl, Oberstleutnant a. D.

Zwischen Hangen und Bangen schweben nun schon seit fast drei Jahren jene Deutschen Westungarns, die den Anschluß an das österreichische Stammland herbeisehnen. Wiederholt schon wurden Staatskanzleien über Hals und Kopf geräumt und auf den Bahnhöfen war keine Bank, kein Tisch mehr zu sehen, eine Militärschule übersiedelte binnen wenigen Tagen derart hastig, daß ungeheurer Schaden an den wertvollen Lehrmitteln entstand, dann wurde es wieder still und die madjarischen Beamten traten um so energischer auf. Das Selbstbewußtsein der Ungarn und der madjarisierten Deutschen wuchs, und letztere beeilten sich, ihren germanischen Familiennamen zu ändern, nachdem sie schon längst ihre Muttersprache nur mehr radebrechend sprachen.

Es ist ein schönes Land, dieses Burgenland, wie man es seit dem Umsturze nennt, dessen erste deutschen Bewohner vor 1100 Jahren, nach dem Siegeszuge Kaiser Karls des Großen, hier angesiedelt wurden und ihre

---

[1]) Anmerkung der Redaktion. In den Tagen, da dieses Heft erscheint, soll die endgültige Entscheidung über die Zukunft des Burgenlandes fallen. Bei der Unsicherheit der heutigen politischen Zustände, die noch im letzten Augenblick den für Deutsch-Österreich günstigen Ausgang bedrohen könnte, geben wir den schon vor längerer Zeit geschriebenen vorstehenden Aufsatz unverändert wieder, indem wir hoffen, daß der an sich nur zu begreifliche Pessimismus des Verfassers sich in diesem Fall nicht bestätigen möge.

Digitized by Google

Kolonien bis an die Donau ausdehnten, doch leider nur allzubald, von den Madjaren nach Westen gedrückt, dem Feinde die fruchtbaren Ebenen überließen. Wäre dieses asiatische Reitervolk nicht eingebrochen, würde das ganze römische Pannonien deutsches Land geworden sein.

Das landschaftliche Bild des Burgenlandes zeigt einesteils die Alpen, anderenteils reichgesegnetes Hügelland und Ebenen, von blühenden Städten und Dörfern, von zahlreichen Burgen und Schlössern geziert, waldgeschmückt und rebenumkränzt. Ein braves ehrliches Volk bewohnt es, dessen offenes, ehrliches, jeder Falschheit abholdes Wesen sogar von den Ungarn gerühmt wird. Den Namen erhielt das Land von den vielen Städtenamen, die auf „Burg" endigen. Die Ortschaften liegen oft sehr malerisch und ihre Häuser zeigen altväterische Bauart, doch sind diese erkerreichen Gebäude im Innern meist recht unpraktisch gebaut, stammen ja doch viele noch aus dem Mittelalter. Im großen und ganzen herrscht Wohlhabenheit, und nur die Gebirgsbewohner an der Westgrenze konnten selten von Reichtum sprechen, doch hat der Krieg materiell allen geholfen, was ihnen von Herzen zu gönnen ist, gehörten doch die Söhne des Landes zu den besten Soldaten der Armee. „Wir wollen einen König haben, kein Mensch fragte uns, ob wir Republikaner sein wollen," sagen die Bauern, ein Beweis, daß sie monarchisch und konservativ gesinnt sind.

Die Bewohner des Burgenlandes nennen sich seit Jahrhunderten „Heanzen"; ihre Stammverwandten bewohnen auch noch Teile von Steiermark und Niederösterreich. Im Norden, bis nach Preßburg reichend, sitzen die Heidbauern, deren Mundart sich nur wenig von der heanzischen unterscheidet und gleichfalls das bayerisch-fränkische und schwäbische Deutsch als Stammsprache anerkennt. Die letzte größere Einwanderung geschah während des Dreißigjährigen Krieges, als sich Protestanten aus Lindau, Ravensburg, Isny, Wangen und anderen Orten in der Nähe des Neusiedler Sees niederließen, wo sie unter anderem die Ortschaften Apetlon, Ilmitz, Pamhagen und Walla gründeten, und wegen ihres etwas abweichenden Dialektes den Scherznamen „Graonschla" erhielten. Die Heanzen sollen ihren Namen angeblich von einem Grafen Henzo (Heinrich) von Güssing geerbt haben, der im 13. Jahrhundert eine bedeutende Rolle in Westungarn spielte und wie ein Alleinherrscher auftrat. Seine Untertanen nannte man wahrscheinlich Henzos Leute, woraus dann Heanzen entstanden sein dürfte. Eine scherzhafte Ableitung des Namens ist folgende: Als Anno 1664 die Türkenschlacht bei Sankt Gotthard stattfand, kamen die Ödenburger und Eisenburger zu spät an, als schon der Sieg entschieden war. Ihr Befehlshaber meldete aber schneidig: „hianz sein me do" (jetzt sind wir da), und seither soll die Benennung Heanzen existieren. Daß die Deutschen im Burgenlande in alter Zeit trotz aller Bedrängnis frohen Mutes waren, beweisen die verschiedenen Spitznamen der einzelnen Stammesgruppen. „Kotzenheanzen" heißen die Bewohner der Gegenden um Sankt Gotthard und Güssing herum, weil sie

Digitized by Google

angeblich kotzengrob sind. Im Rosaliengebirge westlich von Ödenburg hausen die „Repetierheanzen", deren Mundart tatsächlich dadurch auffällt, daß sie viele Ausdrücke wiederholen. Im Tale des Pinkaflüßchens und dessen Seitentälern sind die gutmütigen „Geduldheanzen" zu finden. Die Günser Deutschen heißen „Pummheanzen", was so viel bedeutet wie echte Heanzen. Zwischen Ödenburg und Rust wohnen die „Spiegelheanzen", die angeblich ihren Rockärmeln infolge Nichtgebrauches des Taschentuches einen Spiegelglanz verleihen. Es gibt noch viele andere Spitznamen, unter denen „Bohnzüchter" den Ödenburgern, „Taubenzüchter" den Eisenstädtern zuerkannt wurden.

Aus der Zeit der Einwanderung der Deutschen stammen die Ortsnamen Odinpurch (Ödenburg), Kumpoldesdorf (Kobersdorf), Guntio (Güns), Penikaha (Pinkafeld), Keis (Gaas), Mosapurch (Zalavár), Salapingin (Zalabeer) u. a. m. Es haben sich aus jener Epoche Urkunden erhalten, in denen nachstehende Namen erwähnt werden: Wellehelm, Odolrich, Gunther, Helmwin, Megingoz, Erimbert, Albgar, Deotpald, Amalrich, Arfrid, Berchtold u. a. Der Bischof Michael Haas, selbst ein Heanze, schrieb: „Es ist merkwürdig, daß in den Bauerngärten der Heanzerei noch vielfach Spuren vorkommen von den eingehaltenen Vorschriften Kaiser Karls des Großen in bezug auf die Obstbäume, Sträucher, Stauden und Kräuter, die der große Kaiser zu pflegen befohlen." Diese Behauptung trifft unbedingt zu, denn man kann den Bauern keine besondere Sorgfalt in der Pflege der Gärten nachrühmen.

Als die deutschen Kolonisten vor den Madjaren in die Bergwälder flüchteten, schrieb Papst Benedikt VII. an den Prinzen Honoricus von Bayern, daß kein cultor christianus im Lande zurückgeblieben sei, doch die ungarischen Könige Stephan der Heilige, Geza II., Bela IV. u. a. förderten die Einwanderung Deutscher, die namentlich nach dem Einfalle der Mongolen (1241) notwendig geworden war. Dadurch, daß die Gebiete der Heanzen wiederholt, am längsten von 1463 bis 1655, zu Österreich gehört hatten, stärkte sich das Deutschtum, und noch heute sucht mancher Reichsdeutsche oder Österreicher Westungarn als neue Heimat auf und kehrt nicht mehr zurück, denn es läßt sich im Lande noch immer sehr gut leben. Während in Wien Hungersnot herrschte und niemand mehr zum Ersatzkaffee Brot oder Zucker erhielt, war dieses im nahen Preßburg und Ödenburg nach Belieben zu haben, ja man erhielt sogar feines Gebäck. Zu Großvaters Zeit gab es so viel Fleisch im Lande, daß man Ferkeln wie junge Katzen im Wasser ertränkte, um sie nicht unnötigerweise füttern zu müssen.

Die Bauern des Burgenlandes sind, was ihre äußere Erscheinung anbetrifft, feste, stramme Leute, solange sie jung sind, dann aber sehen sie bald sehr abgearbeitet aus, der Blick ist meist müde und sorgenvoll. Übermütiges Gejohle im Wirtshause ist nie zu hören, aber auch nie fröhlicher Gesang in Feld und Garten. Die nicht selten hübschen Mädchen altern infolge der schweren Arbeit sehr rasch. Die Tracht ist eine sehr einfache dunkelfärbige, ohne jeden Schmuck. Die Bauern tragen hohe Stiefel und legen die blaue

Digitized by Google

Arbeitsschürze selbst bei Gängen in die Stadt nicht ab, da sie auf dieses Abzeichen ihres Standes stolz zu sein scheinen. Daß sie ein starkes Selbstbewußtsein haben, zeigen unter anderem folgende Worte, die ein gekränkter Dorfrichter einem Gerichtsbeamten zurief: „Ich bin auch dann noch ein Herr, wenn ich nimmer Dorfrichter bin, aber Er ist ohne Amt nichts." Ein Bauernspruch lautet auch: „Herrendeanst und a Laagl (Faß) Wein rinnen über Nacht aus." Eine andere Regel heißt: „Friah auf und spat nieder, eß gschwind und geh wieder." Die Mundart der burgenländischen Bauern ist nicht so leicht verständlich, wogegen der Städter ein hübsches Deutsch spricht. Viele Familiennamen lauten kroatisch, wie z. B. Adamowitsch, Raditsch, Juritschitsch u. ä. In diesem Falle sind die Träger derselben die Nachkommen der vor 400 Jahren aus Bosnien eingewanderten Kroaten, die hier Wasser-Krowaten (verballhornt aus Bosna-Kroaten) genannt werden, aber freilich in vielen Fällen sich germanisierten oder aber madjarisierten. Dieser hübsche Menschenschlag, unter dessen Frauen sich oft sehr schöne Mädchen vorfinden, zählt im Lande an 30 000 Seelen, bewohnt eine größere Anzahl stattlicher Dörfer und ist den Deutschen viel mehr zugeneigt als den Ungarn, die hier größtenteils aus madjarisierten Angehörigen verschiedener Völker bestehen. Es ist schade, daß es nicht öfter zu Familienverbindungen zwischen jenen intelligenten Slawen und den Heanzen kommt, es würde eine Blutaufbesserung bedeuten, wenn recht viele Kroatinnen in die deutschen Dörfer einziehen würden. Die Kroaten sind viel heitereren Sinnes als ihre deutschen Landsleute uud sprechen in der Regel alle drei Sprachen ihrer Heimat.

Die Städter sind anders geartet als die Dorfbewohner, sie haben große Vorliebe für Belustigungen aller Art und bemühen sich leider auch, die unglaubliche Leichtlebigkeit der Madjaren nachzuahmen und ganze Nächte bei Zigeunermusik durchzuschwelgen. Es wirkt ungemein lächerlich, wenn so ein blonder, blauäugiger Germane, der das Ungarische oft noch nicht einmal gut spricht, sich krampfhaft bemüht, wie ein Wütender ununterbrochen Tschardasch zu tanzen, sich recht wild zu benehmen und die Zigeuner mit Banknoten zu bewerfen. Ansonsten repräsentiert der Deutsche in Ungarn den fortgeschrittensten Teil der Staatsangehörigen, wenn auch in offiziellen ungarischen Werken immer wieder betont wird, daß in dieser oder jener Stadt die Intelligenz ungarisch — der Rest deutsch ist. Es gibt kaum ein Land, in welchem der Deutsche der systematischen Ausrottung seines Volkstums derart selbst Vorschub leistet, wie in Ungarn, wo zumeist nur noch der Bauer und Kleinstädter sich offen zum Deutschtum bekennen. Früher, als noch die Zentralregierung in Wien war, da gab es überall deutsche Volks- und Mittelschulen, und die Städte Preßburg und Odenburg waren die ersten, welche ständige aus Stein gebaute Theater hatten und in sonstigen Fortschritten allen ungarischen Städten weit voraus waren. Die Heanzen gaben der Welt den Klavierkünstler Liszt, die Heidbauern einen Haydn, und noch viele Gelehrte und Künstler stammen aus dem Burgenlande.

Digitized by Google

Zur Zeit des Umsturzes gab es im Burgenlande nicht eine einzige deutsche Schule mehr, dann als die Deutschen durch die Ereignisse aufgerüttelt nach solchen verlangten, wurde alles mögliche versprochen, doch wenig gehalten, und es ist zu wundern, daß man in Ödenburg doch noch auf einem Gebäude die Aufschrift „Deutsches Haus" liest, dagegen z. B. in Eisenstadt der ungarische Verein, der sich die Wiederaufrichtung Ungarns zum Ziele setzt, fast durchgehend aus Deutschen besteht, die sich bei den Versammlungen ausschließlich der ungarischen Sprache bedienen. Während die ungarische Regierung deutsche Beamte in stockmadjarische Nester versetzte, kamen ins Burgenland nur Ungarn, die jetzt gern betonen, daß bei ihrer Ankunft die Stadt noch „serr, serr daitsch" war. Man bearbeitet die Jugend mit allen möglichen Mitteln, so z. B. müssen die Schulbuben ungarische Kappen mit dem Reichswappen tragen, madjarische Lieder singend durch die Straßen marschieren, und dergleichen mehr.

Unter den deutschen Städten Westungarns ist vor allem Preßburg zu erwähnen, wo jetzt die Tschechen die Herren sind, aber die dort befindlichen vier Nationen zur deutschen Sprache greifen müssen, wenn sie sich verständigen wollen. Preßburg war einst eine rein deutsche Stadt, doch durch Verlegung der ungarischen Regierung hierher, als die Türken Ofen eingenommen hatten, kam die Madjarisierung in Gang, und namentlich als die deutschen Schulen vor etwa vierzig Jahren aufgelassen wurden, ging es mit dem Deutschtum rasch bergab.

Niemand im Reiche hat eine Ahnung, mit welchen Mitteln gegen seine Stammesbrüder vorgegangen wird. Daß Ödenburg noch stark deutsch blieb, ist dem regen Verkehr mit Wien zu danken, doch schon begann man statt der doppelsprachigen Straßentafeln nur rein ungarische anzubringen, wie dies z. B. im erzdeutschen Eisenstadt der Fall ist, und man selbst in deutschen Dörfern solches durchsetzte.

Unter den übrigen Städten des Burgenlandes sind es vornehmlich Sankt Gotthard, Altenburg, Eisenburg, Wieselburg und Eisenstadt, die noch deutsch genannt werden können, während das freundliche Güns bereits mehr als zur Hälfte Madjaren zählt, d. h. Renegaten. Es scheint, daß Österreich, nicht die Macht besitzend, seinen Forderungen Nachdruck zu geben, sich mit einer ganz geringen Grenzverschiebung begnügen wird. Seine sogenannte Volkswehr ist eine völlig unverläßliche Wehrmacht, und so konnte auch der günstige Zeitpunkt, als in Ungarn der Kommunismus herrschte, deshalb nicht benützt werden, obwohl damals sogar die Ungarn des Burgenlandes die rasche Besetzung herbeisehnten. Allgemein wird der Befürchtung Ausdruck gegeben, daß im Falle des Nichtanschlusses die Deutschen noch mehr zu leiden haben werden.

Außer vielen landschaftlich sehr bemerkenswerten Gegenden gibt es im Lande auch noch historisch interessante Stätten, unter denen Ödenburg, das „Skarbant" der Kelten, obenansteht, wo sich eine riesige Gräberstätte aus der Hallstätter Periode befindet.

Digitized by Google

Von römischen Erinnerungen ist ein Mithräum am Neusiedler See erwähnenswert, und dieses Gewässer selbst ist eines der merkwürdigsten Naturwunder Ungarns überhaupt.

Man ist noch nicht ganz sicher, ob er bereits zur römischen Zeit bestand, ob der Lacus Peiso nicht vielleicht der östlicher gelegene Hanságsumpf war. Der See hat die Merkwürdigkeit, hie und da einmal fast ganz auszutrocknen und sich nachher wieder, und zwar recht rasch, zu füllen, was man sich noch heute nicht recht erklären kann. Gegen den Willen der Uferbevölkerung hat die Regierung beschlossen, ihn zum größten Teile trockenzulegen; sein Spiegel hat bereits ganz bedeutend an Ausdehnung abgenommen. Für den Verlust der sehr ertragreichen Fischerei, Jagd, Schilfrohrgewinnung und Salzausbeute wird die Landwirtschaft auf dem minder guten Seeboden lange keinen Ersatz bieten können, da der Grundschlamm des an Glaubersalz und Natron reichen Salzsees, von den Heidbauern „Zick" genannt, vorläufig kein Ackerland darstellt.

Über die Entstehung des Sees gibt es eine schöne Sage. Im Dorfe „Mädchental" lebte mit ihrer Mutter ein wunderschönes Mädchen namens Marie, in welches sich der bereits verheiratete Fürst Gyletus von Forchtenstein, einem Schlosse bei Ödenburg, gelegentlich eines Jagdausfluges verliebte und mit dem er sich, verheimlichend, daß er nicht mehr frei sei, trauen ließ. Die Fürstin erfuhr hiervon, und während ihr Gatte im Kriege abwesend war, erschien sie in Mädchental, ließ Marie und ihre Mutter verhaften, erstere im Dorfteiche ertränken, letztere als Hexe verbrennen. Da begann das Wasser des Teiches zu steigen und ein Sarg mit dem Leichnam Maries schwamm auf den Wellen, die nach und nach die ganze Umgebung überschwemmten und die Dörfer in den Fluten begruben. Die flüchtenden Bewohner gründeten an dem neu entstandenen See die Ortschaft Neusiedel. Tatsächlich erzählen erhalten gebliebene Urkunden, daß im Jahre 1300 während eines furchtbaren Unwetters der See derart anschwoll, daß die Dörfer Schwarzteich, Jakobsdorf, Mädchental, Gutenbrunn, Hanftal und Lackendorf versanken. Wer weiß, wie der Untergrund des Seebodens beschaffen sein mag, vielleicht kommt es wieder einmal zu einer Katastrophe.

Der östlich angrenzende „Hanság", eine Moorlandschaft, die von den Deutschen „Wasen" genannt wird, ist eigentlich ein auf dem Wasser schwimmendes Land, so daß die Hirten, wenn sie Wasser trinken wollen, nur den Boden mit dem Stocke durchstoßen, ein Schilfrohr in die Öffnung stecken und daran saugen. Eine größere Anzahl tiefer Seen befindet sich dort, unter denen der stets wellenbewegte Königsee durch ein einzig dastehendes Vorkommnis eine gewisse Berühmtheit erlangte. In den vierziger Jahren des 18. Jahrhunderts legten zwei Fischer Netze aus und gingen dann jagen, als sie aber zurückkamen, erschraken sie nicht wenig, als sie im Netz ein menschliches, tierisch wild dreinblickendes Wesen erblickten. Sie brachten es ins Schloß Kapuvár, von wo es leider nach einjähriger Gefangenschaft entfloh. Die

Digitized by Google

amtlich bescheinigten Protokolle hierüber geben an, daß das Geschöpf fast keine Haare hatte, die Zänge scharf und die Lippen bläulich waren; zwischen stark bekrallten Fingern und Zehen waren deutliche Ansätze von Schwimmhäuten zu sehen und die Haut auf dem Rücken fühlte sich schuppig an. Die unheimliche Kreatur fraß Amphibien und Gräser und sog Fischen das Blut aus. Seine Stimme war ein eigentümliches Pfeifen und nie erlernte es sprechen. Man richtete es zum Wasserholen und zum Bratenwenden ab, doch blieb es sonst ein Tier, das man sogar ganz unnötigerweise auf den Namen Stephan taufte. Wann es diesem Kretin möglich war, sprang er ins Wasser, in welchem er behende wie ein Frosch umherschwamm, während er sonst am liebsten auf allen vieren daherlief. Kleider duldete Stephan nur ungern auf dem Leibe, Schuhe und Hut nie. Nur der Tochter des Schloßverwalters gelang es, auf das unvernünftige Wesen besänftigend einzuwirken, und als sie abreiste, suchte sie der Wassermensch in allen Winkeln. Sein Alter wurde auf höchstens zehn Jahre geschätzt, doch dürfte er wohl älter ausgesehen haben. Als seine zwei Wächter sorgloser wurden, entwich er; nur Kleiderfetzen, die man im Gestrüppe fand, verrieten die Richtung seiner Flucht, und nie mehr sah man ihn wieder. In den Dörfern des Wasens soll es angeblich verhältnismäßig viele Kretins geben, also mag Stephan auch ein solcher gewesen sein.

Jeder Deutsche wird gewiß vom innigsten Wunsche beseelt sein, daß die ungarischen Gebiete der einstigen Ostmark wieder an das alte Stammland kommen, das durch den Anschluß eines so zäh germanischen Volkes nur gewinnen kann. Hoffentlich ist der Zeitpunkt nicht allzu ferne.

Der graue Star und seine Behandlung

Von

Prof. Dr. med. Theod. Meyer-Steineg

Wenn man das Auge mit einer photographischen Kamera vergleicht — ein Vergleich, der in der Tat seine Berechtigung hat —, so entspricht der Sammellinse des Apparates, dem sog. Objektiv, ein ganz ähnliches Gebilde, die Kristallinse des Auges. Sie ist unmittelbar hinter der Pupille gelegen und stellt einen ziemlich derben, aber vollkommen durchsichtigen, von einer feinen Kapsel umschlossenen Körper dar von der Form eines kleinen starken Brennglases. Beide — das photographische Objektiv wie die Kristalllinse — haben auch die gleiche Aufgabe: sie brechen die durch sie hindurchgehenden Lichtstrahlen derart, daß sie auf den lichtempfindlichen Flächen (der Kamera und des Auges) ein getreues, verkleinertes Abbild von den Gegenständen der Außenwelt entwerfen. Im Auge wird dieses Bild von der Netzhaut aufgenommen und durch den Sehnerven dem Gehirn übermittelt.

Digitized by Google

Die Kristallinse ist nun der Sitz jener Erkrankung, die man als „grauen Star" oder „Altersstar" zu bezeichnen pflegt. Und zwar besteht das Leiden darin, daß die normalerweise durchsichtige Linse trüb und für Lichtstrahlen fast undurchlässig wird. Die Ursache dieses Vorgangs ist trotz eingehender und vielseitiger Forschungen, die schon seit langen Zeiten angestellt und auch heute noch fortgesetzt werden, immer noch nicht aufgeklärt. Es steht wohl fest, daß neben dem Alter gewisse allgemeine Störungen des Stoffwechsels eine große Rolle dabei spielen; denn bei Zuckerkranken und Gichtleidenden beobachtet man ganz ähnliche Veränderungen und kann sie außerdem durch Verabreichung von Naphthalin und anderen Stoffen bei ganz gesunden Tieren künstlich hervorrufen. Es handelt sich somit nicht um ein rein örtliches Leiden ohne jeden Zusammenhang mit dem übrigen Organismus, sondern um Störungen, die bei sonst scheinbar vollkommener Gesundheit gerade nur in diesem einen kleinen Bezirke des Körpers in die Erscheinung treten. Daß auch das Licht in besonderer Stärke oder durch die Einwirkung besonderer Strahlenarten nicht ohne Einfluß auf die Starbildung ist, zeigt neben neueren Forschungen vor allem die Tatsache, daß solche Personen, die berufsmäßig ihre Augen dauernd starker Bestrahlung aussetzen, verhältnismäßig oft vom Star befallen werden, wie z. B. die Glasbläser. Schließlich spielt auch die Erblichkeit der Anlage eine erhebliche Rolle; kann man doch ganze Familienstammbäume aufstellen, in denen der Star, oft mit Überspringung einzelner Generationen, sich immer wieder als unerwünschtes Erbteil zeigt.

Weit genauer als über die Ursachen der Starbildung sind wir über die dabei sich abspielenden Veränderungen im Auge unterrichtet. Sie zeigen trotz der Kleinheit des Gebildes, in dem sie vor sich gehen, eine Mannigfaltigkeit, von der ein Laie sich schwer eine Vorstellung machen kann. In der Substanz der Kristallinse bilden sich oft zunächst feine, mit klarer Flüssigkeit gefüllte Spalten, ähnlich wie Sprünge in einem Glasstücke. Die Flüssigkeit in den Rissen trübt sich dann; die Trübung geht auf die angrenzenden Teile der Linsensubstanz über und breitet sich immer weiter aus. Daneben entstehen häufig Bläschen oder schollenförmige Trübungen. Durch immer dichteres Zusammenfließen dehnen sich diese Veränderungen schließlich über die ganze Linse aus, so daß sie zuletzt vollkommen grau getrübt erscheint. Mit dem Augenspiegel und anderen optischen Hilfsmitteln läßt sich dieser Vorgang in seinen Einzelheiten genau verfolgen. Sein letztes Ergebnis ist auch mit bloßem Auge zu erkennen: denn die Pupille erscheint dann infolge der unmittelbar hinter ihr gelegenen trüben Linse nicht mehr schwarz, sondern grau — daher die Bezeichnung „grauer Star".

Diesen sichtbaren Veränderungen entsprechen nun auch gewisse, dem Patienten selbst zum Bewußtsein kommende Störungen. Anfangs, namentlich solange das Pupillengebiet ganz oder größtenteils verschont bleibt, bestehen oft nur ganz unbestimmte Sehbeschwerden, wie sie oft auch die normale Altersichtigkeit mit sich bringt: Erschwerung des Sehens, Verschleierung des

Digitized by Google

Gesichtsfeldes u. ä. Häufig machen sich die oben beschriebenen Spalten durch Doppelt- oder Mehrfachsehen namentlich leuchtender Gegenstände (Laternen, Mond u. a.) bemerkbar. Treten Trübungen in das Pupillengebiet, so entsteht die Empfindung von Schatten vor dem Auge, die als „Flocken", „Fliegen", „Spinngewebe" oder als „Schleier" und „Nebel" beschrieben werden. Diese Erscheinungen nehmen entsprechend dem bald schnelleren, bald langsameren Fortschreiten der Linsentrübungen zu, können oft eine Zeitlang ganz unverändert bleiben, sogar mit zeitweisen Besserungen. Schließlich aber führen sie zu einer immer weiteren Verringerung des Sehvermögens, bis am Ende nur noch die Bewegung von Gegenständen unmittelbar vor dem Auge erkannt, und hell und dunkel unterschieden wird. In diesem Stadium, das der vollkommenen Trübung der Linse entspricht, pflegt man den Star als „reif" zu bezeichnen. Die undurchsichtig gewordene Linse wirkt dann wie ein dickes Milchglas, das nur noch ganz wenige Lichtstrahlen durchläßt.

Man sollte nun meinen, daß erst die genauere Kenntnis von Wesen und Ursache des Stars seine Behandlung ermöglicht hätte. Dem ist aber durchaus nicht so. Vielmehr sind schon in uralten Zeiten, sicher längst vor unserer Zeitrechnung, z. B. von den Babyloniern, Ägyptern und Griechen zwei Wege beschritten worden, um dem Übel, das so häufig bei sonst rüstigem Körper zu vollkommener Erblindung führte, beizukommen: der operative Eingriff und die medikamentöse Behandlung. Und bis in die Neuzeit hinein haben diese beiden Verfahren nebeneinander fortbestanden. Erst im 19. Jahrhundert ist unter dem Einfluß der außerordentlichen Fortschritte auf dem Gesamtgebiete der Chirurgie und insbesondere der operativen Augenheilkunde die medikamentöse Behandlung des Stars immer mehr in den Hintergrund gedrängt worden, da ihre Erfolge mit denen des operativen Eingriffs nicht Schritt zu halten vermochten. Und seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts hat die Staroperation jedes andere Verfahren vollkommen verdrängt — sehr zu Unrecht, wie wir sehen werden.

Die Staroperation — wohl einer der am häufigsten ausgeführten chirurgischen Eingriffe überhaupt — bezweckt in ihrer heutigen Form die möglichst vollkommene Entfernung der getrübten Linse aus dem Auge. Die sogenannte vordere Augenkammer wird durch einen Schnitt eröffnet, die die Linse umschließende Kapsel geritzt, und dann der Linseninhalt durch sanften Druck auf dem Wege durch die (nötigenfalls vorher durch einen Ausschnitt erweiterte) Pupille und den angelegten Schnitt herausbefördert. Damit ist dann, wenn es gelingt, die ganze Linse zu entfernen, das vorher vorhanden gewesene Sehhindernis beseitigt. Der Operierte kann wieder sehen. Freilich nur sehr undeutlich und verschwommen; denn es fehlt nun ja das Gebilde, das — wie oben auseinandergesetzt wurde — die Lichtstrahlen so zusammenfaßt, daß ein scharfes Bild entsteht. Dieses Gebilde muß also ersetzt werden; und da es unmöglich ist, eine neue „Linse" *in* das Auge einzusetzen, so bringt man ein entsprechend geschliffenes Glas (die sogenannte Starbrille) *vor* dem Auge

Digitized by Google

an. Bei glattem Verlauf der Operation und der Heilung ist der Erfolg in den meisten Fällen recht befriedigend, obgleich natürlich das staroperierte Auge dem gesunden keineswegs in jeder Hinsicht ebenbürtig ist. Vor allem fehlt ihm eine außerordentlich wichtige Eigenschaft: die Fähigkeit, sich auf Gegenstände in verschiedener Entfernung selbsttätig einzustellen; eine Funktion, durch die das Auge jedem künstlichen optischen Apparate unendlich überlegen ist. Abgesehen von diesem Mangel bringt die Staroperation wie jeder andere operative Eingriff gewisse Gefahren mit sich, die auch der sorgsamste Arzt nicht ganz vermeiden kann. Und schließlich gibt es Umstände, wie allgemeine schwere Krankheit und anderes, die die Vornahme eines Eingriffs überhaupt ausschließen oder doch sehr erschweren.

Solche Erwägungen haben nun in neuerer Zeit dahin geführt, auch dem zweiten Wege der Starbehandlung wieder mehr Aufmerksamkeit zu widmen. Die Frage, ob es nicht möglich sei, die Starbildung durch vorbeugende Maßnahmen zu verhindern oder, wenn sie bereits begonnen habe, ohne Operation einzuhalten oder gar wieder zurückzubringen, ist von einer ganzen Reihe augenärztlicher Forscher des In- und Auslandes wieder aufgenommen worden. Man hat vor allem auf dem Wege des Experiments am lebenden Tier das Problem zu lösen versucht. Doch sind diese Versuche auf große Schwierigkeiten gestoßen: Die Erkrankung am Altersstar ist bei den zu Versuchszwecken zur Verfügung stehenden Tieren nicht gerade häufig. Nun kann man zwar künstlich eine Trübung der Linse beim Tier erzeugen, beispielsweise durch Verfütterung von Naphthalin, Mutterkorn u. a. Aber diese Form von Star ist keineswegs dem eigentlichen Altersstar gleichzustellen: sie ist ein „Vergiftungsstar". Immerhin haben die Tierversuche mancherlei wertvolle Aufschlüsse gegeben, vor allem den einen, daß es tatsächlich möglich ist, Linsentrübungen zur Auflösung zu bringen. Eine Tatsache, die von der modernen Augenheilkunde unter dem geradezu hypnotischen Einfluß der ausschließlich operativen Starbehandlung gänzlich vergessen worden war.

Trotz des ablehnenden Verhaltens der „herrschenden Meinung" sind nun von verschiedenen Seiten mannigfache Mittel zur nichtoperativen Beeinflussung des Altersstars versucht worden. Am meisten Beachtung in augenärztlichen Kreisen hat ein Verfahren gefunden, das durch innere Darreichung eines Präparates aus tierischen Kristallinsen eine Wirkung auf das menschliche Auge hervorzurufen suchte. Es war von vornherein zur Erfolglosigkeit verurteilt, weil das Medikament durch den Verdauungsvorgang derart verändert wurde, daß die als wirksam angenommenen Eigenschaften auf dem Wege vom Magen bis zum Auge verloren gingen.

Der Verfasser selbst verdankt einer vor etwa zehn Jahren gemachten zufälligen Beobachtung die Anregung zu eigenen Versuchen. Er sah, daß die Linsentrübungen bei einem Patienten, den er wegen ganz anderer krankhafter Veränderungen des inneren Auges mit Einspritzungen u. a. behandelte, in auffallender und nicht erwarteter Weise sich aufhellten. Dies gab den

Digitized by Google

Anlaß dazu, die gleichen Mittel auch in solchen Fällen versuchsweise anzuwenden, in denen nur die Linse erkrankt war, d. h. den Beginn des grauen Stars zeigte. Diese Mittel bestanden in örtlichen Einträufelungen in das befallene Auge und gleichzeitig innerer Darreichung von Medikamenten. Versuche am Tier erzielten keine befriedigenden Ergebnisse, woran wohl vor allem die Tatsache Schuld tragen dürfte, daß — wie oben bereits gesagt wurde — der künstlich erzeugte Star dem natürlichen Altersstar nicht gleichzusetzen ist. Auch die Resultate bei der unmittelbaren Behandlung starkranker Menschen ließen zunächst zu wünschen übrig, besserten sich aber mit der weiteren Ausarbeitung der Methode immer mehr. Der leitende Gesichtspunkt bei den ganzen Versuchen war und blieb, sowohl im erkrankten Auge selbst als auch im ganzen übrigen Körper, diejenigen Kräfte anzuregen, die erfahrungsgemäß die Rückbildung und Aufsaugung derartiger Prozesse unterstützen. Das praktische Ziel war die Beeinflussung der erkrankten Kristallinse im Sinne einer möglichen Wiederaufhellung oder doch Verhinderung weiteren Fortschreitens der Trübungen.

Das Behandlungsverfahren selbst in seiner jetzigen Form setzt sich aus örtlichen und allgemeinen Maßnahmen zusammen. Erstere bestehen in ihrem wichtigsten Teile aus Einspritzungen unter die Bindehaut. Zu diesen wurde bei den ersten Versuchen eine Lösung von Natriumjodid benutzt. Es zeigte sich aber bald, daß von dieser mineralischen Substanz, wenn man sie allein in das Auge einführte, nichts oder nur wenig zu den Teilen hingelangt, wo sie wirksam werden soll. Es wurde deshalb auf Grund längere Zeit hindurch fortgesetzter Versuche gleichsam als Träger für das Jodsalz ein aus tierischer Linsensubstanz mit Zusatz von etwas Chlornatrium gewonnener Auszug benutzt. Und es war ersichtlich, daß durch diese Kombination die Wirkung der Einspritzungen erheblich verstärkt wurde, so daß jetzt ein derart beschaffenes Präparat regelmäßig benutzt wird. Neben der örtlichen Behandlung werden dann vor allem auch Verordnungen gegen etwa vorhandene allgemeine Stoffwechselstörungen (wie Gicht u. ä.) getroffen, bei denen unter anderem der innerlichen Darreichung kleiner Mengen Jod eine wichtige Aufgabe zufällt. Es braucht nicht ausdrücklich betont zu werden, daß das hier kurz geschilderte Verfahren keineswegs der einzig mögliche Weg ist. Vielmehr sind von anderer Seite verschiedene andere Mittel angegeben worden, denen man die Möglichkeit einer Wirkung ebensowenig absprechen kann. Jedenfalls aber liegt hier ein Weg zur nichtoperativen Beeinflussung des beginnenden Altersstars vor, der zweifellos zum Ziele führt.

Es ist mit Absicht vom beginnenden Altersstar geredet worden. Damit soll ausdrücklich darauf hingewiesen werden, daß nur solche Fälle für die nichtoperative Behandlung in Betracht kommen, in denen das Leiden nicht schon zu weit fortgeschritten ist. Der erreichbare Erfolg hängt also vor allem von dem Alter der vorhandenen Linsentrübungen ab: je jünger diese sind, desto eher besteht Aussicht, sie zu beeinflussen. Ist erst einmal eine weitgehende

Digitized by Google

Durchtrübung der Linse eingetreten, so ist es zwecklos, eine medikamentöse Behandlung zu versuchen. Das Alter des Patienten selbst spielt dabei eine weit nebensächlichere Rolle. Viel stärker fällt dagegen ins Gewicht die individuelle Veranlagung des einzelnen sowie mancherlei Besonderheiten in der Beschaffenheit und in dem Sitz der Linsentrübungen. Die Erfolge schwanken dementsprechend zwischen Erzielung eines bloßen Stillstandes und teilweiser oder gar vollkommener Zurückbildung der krankhaften Veränderungen in der Kristallinse. Und wenn man auch durchaus nicht hoffen darf, die Staroperation vollkommen überflüssig zu machen, so darf man doch jedenfalls dem um die Klärung der vorliegenden Frage verdienten Schweizer Augenarzt Senn beipflichten, der auf Grund seiner langjährigen Beobachtungen, Erfahrungen und durch seinen frühen Tod leider unterbrochenen Versuche zu dem Ergebnis kam, daß man „nur die fortgeschrittenen Starfälle noch auf die operative Hilfe vertröstet".

Die nationalen Bestrebungen der Araber, ihre Grundlagen, Ziele und Aussichten

Von

Richard Hartmann

Das Türkische Reich ist niemals ein Nationalstaat gewesen; nie hat es die Mehrzahl der Türken unter seinen Fahnen vereinigt; niemals seit seinen Anfängen sind die Mehrzahl seiner Untertanen Türken gewesen; ja selbst in den Türkisch sprechenden Trägern des Staats fließt weit mehr fremdes als türkisches Blut. Der Name „Türkisches Reich" besteht daher nur sehr uneigentlich zu Recht. Er entspricht auch nicht dem Staatsgefühl, das die von uns meist schlechthin Türken genannten Träger der Staatsgewalt selbst beseelte. Sie bezeichnen ihren Staat als Osmanisches Reich, sich selbst als Osmanli. Sie nennen sich nach dem Ahnherrn der Dynastie und Gründer des Reichs, der um 1300 in der Gegend von Brussa in Bithynien die bescheidenen Grundmauern für den späteren stolzen Bau legte. Osmanli im eigentlichen Sinn ist ursprünglich der Angehörige von Hof und Heer des Fürsten aus dem Hause Osmans, wobei der Einschlag echt türkischen Blutes bald immer kleiner wird. Ja man hat in neuester Zeit, nicht ganz zu Unrecht, das Entstehen des Osmanischen Reiches begreifen wollen als das Werden eines neuen Volkstums aus einer Zusammenschweißung von Elementen ganz verschiedenen Ursprungs, aber gekennzeichnet durch Übernahme türkischer Sprache und islamischer Religion. Wie dem auch sei, die Bedeutung des Namens Osmanli macht allmählich eine tiefgreifende Wandlung durch, und seit der Zeit der Reformen soll er die Zugehörigkeit zum Osmanischen Reich

Digitized by Google

unbeschadet der Unterschiede in Rasse, Religion und Sprache kennzeichnen. Soll das tun: denn in Wahrheit ist dieser Begriff nie ins Bewußtsein der Untertanen des Osmanenpadischah eingedrungen.

Wenn das Türkentum in der Anfangszeit die Kraft besessen hat, fremde Elemente in großem Maße sich einzugliedern, so hörte das jedenfalls seit dem Beginn der Großmachtstellung des Reiches auf. Die übergroße Mehrheit der Angehörigen des Osmanischen Reiches waren seither Nichttürken, die auch nicht türkisiert wurden. Wir wissen, wie diese Verhältnisse die Ursache waren, daß auf europäischem Boden auf den raschen glänzenden Machtaufstieg des Reiches der langsame, aber unaufhaltsame Verfall folgte. Die Entwicklung hat in den beiden letzten Balkankriegen vorläufig ihr Ziel erreicht. Und ebenso kennen wir den Rassenkampf der Armenier gegen die Türken.

Bei all diesen Völkern handelt es sich im wesentlichen um christliche, dem islamischen Osmanenreich unterworfene Nationen. Daß aber auch ein den Türken an Zahl ungefähr gleichstehendes moslimisches Volkselement Türkisch-Asiens mit der osmanischen Herrschaft wenig zufrieden war, das war wohl nicht unbekannt, ist aber in der Öffentlichkeit nicht gebührend beachtet worden. Es sind die Araber.

Tatsächlich ist ja der räumlich größte Teil des bisherigen Türkischen Reiches in Asien, das ganze Gebiet südlich von der kleinasiatischen Halbinsel und ihrem teilweise armenischen und kurdischen Hinterland von Arabisch sprechenden Völkern bewohnt. Auch diese Araber sind eines der von der Entente befreiten oder zu befreienden Völker. Wie steht es nun mit den nationalen Aspirationen der Araber und den Möglichkeiten und Aussichten ihrer Erfüllung?

Werfen wir zunächst einen Blick auf die Gebiete, die von den Arabern bewohnt sind. Die Trennungslinie des arabischen Sprachgebiets gegen das türkische fällt zwar nicht in allen Einzelheiten, aber doch im großen ganzen zusammen mit einer einschneidenden Grenze im tektonischen Aufbau der Länder. Sie folgt im wesentlichen der Scheide zwischen Falten- und Schollenregion. Von dem alten türkischen Besitz gehören in den Bereich des Tafellands Syrien und Mesopotamien sowie ganz Arabien. Wenn das letztere auch großenteils nur in sehr loser Abhängigkeit von der Pforte stand, so wurde die Halbinsel, von den wichtigen, aber räumlich unbedeutenden britischen Vorposten Aden, Maskat, Bahrain abgesehen, im wesentlichen von den Türken wenigstens für sich in Anspruch genommen. Der ganze Komplex Syrien, Mesopotamien, Arabien hat eine Gesamtfläche von über 3½ Millionen Quadratkilometer, wogegen Kleinasien und Türkisch-Armenien etwa 700000 Quadratkilometer umfassen; auch wenn wir den größten Teil von Arabien als in Wahrheit unabhängiges Gebiet ausscheiden, bleibt für den Rest der eigentlich türkischen Länder noch mindestens 1 Million Quadratkilometer, also beträchtlich mehr als für die nördliche, vorwiegend türkische Hälfte des Osmanischen Reichs.

Digitized by Google

Wenn wir also Syrien, Mesopotamien und Arabien als Teil einer riesigen Tafel anzusehen haben, so wird man schon daraus auf eine außerordentliche Gleichartigkeit und Einförmigkeit zu schließen geneigt sein. Das Urteil ist nicht unberechtigt, muß aber doch in wesentlichen Punkten ergänzt werden. Die Tafel ist ja nicht in ihrer ungestörten Ruhelage zu denken. Durch Abbrüche sind zunächst die Küsten entstanden, die den größten Teil des Gebietes abgrenzen; sie sind natürlich auch da festzustellen, wo das Tafelland mit der Faltenregion des Taurus und der iranischen Randgebirge zusammentrifft. Gerade die Ränder sind es, die unter dem Einfluß ihrer Umgebung eine eigenartige Sondergestaltung erhalten haben.

Das vorderasiatische Tafelland, wie wir das besprochene Gebiet kurz nennen können, ist im ganzen von Westen gegen Osten — dazu noch von Süden gegen Norden — geneigt: die höchsten Erhebungen liegen also nahe dem westlichen Rand. Dem nördlichen Teil dieses Westrandes bestimmt das vorgelagerte Mittelmeer mit seinem klimatischen Einfluß den Charakter: so erhalten wir die erste große Sonderlandschaft Syrien, deren südlichstem Drittel wir meist den Namen Palästina geben. Hier ist der Abbruch der großen Tafel aber nicht in einer einzigen Linie erfolgt, sondern wir haben ein doppeltes System von Terrassenbrüchen, indem vor dem einen gewaltigen nordsüdlich verlaufenden Absturz eine schmale Reihe von Schollen in der ganzen nordsüdlichen Ausdehnung in beträchtlicher Höhe stehen geblieben oder wieder in die Höhe gehoben wurde. Diese tektonischen Verhältnisse geben dem Land eine besonders reiche Gliederung und damit unter dem segensreichen klimatischen Einfluß des Mittelmeers eine verhältnismäßig hohe Kulturfähigkeit. Freilich erschweren sie auch den Verkehr unter den einzelnen Teilen des Landes und zerlegen es so in eine Anzahl kleinerer Sonderlandschaften. Gegen Osten verschwimmt die Grenze Syriens in der unendlichen Fläche der Tafel, die hier, vom Mittelmeer nicht mehr ausreichend befeuchtet, unabsehbares Steppenland ist.

Nur im Norden, also da, wo die Meergrenze der Schollenregion sich mit der Grenze gegen das Faltenland berührt, hängt Syrien unmittelbar mit der zweiten großen Sonder- und Randlandschaft der vorderasiatischen Tafel, mit Mesopotamien, zusammen. In nordwestlich-südöstlicher Richtung senken sich hier langsam die großen Teilschollen, bis sie im Persischen Golf unter das Meeresniveau hinabgleiten. Seinen wahren Charakter verdankt es wie den Namen dem mächtigen Strompaar Euphrat und Tigris, die, aus dem unerschöpflichen Wasserreichtum Armeniens gespeist, ihm wenigstens im Süden eigentlich erst Leben geben. Dorthin, wohin die Ströme fließen, dorthin, woher auch der Norden seine Befruchtung erhält, nach Südosten, blickt das ganze Land wie Syrien nach dem Mittelmeer. Wo die Wirkung des südwestlichen der beiden Flüsse auflöst, da ist Babylonien zu Ende. Wie Syrien gegen Südosten, so geht Mesopotamien gegen Südwesten unmerklich über in das große Steppengebiet. Die Steppe aber, die keine

Digitized by Google

dauernde Ansiedlung zuläßt, sondern nur durch die extensive Viehwirtschaft des Nomadentums nutzbar zu machen ist, trennt die Länder mehr als sie sie verbindet.

Was wir bei diesem Überblick über den nördlichsten Teil der vorderasiatischen Schollenregion gefunden haben: nutzbare, ja zum Teil reiche Randgebiete, die sich um einen verkehrs- und kulturfeindlichen Kern legen, das wiederholt sich in riesenhaftem und verhängnisvollem Maß auf der arabischen Halbinsel selbst. Auch diese ungeheure Landmasse, mehr als 3 Millionen Quadratkilometer, ist umsäumt von einzelnen mehr oder weniger kulturfähigen Sonderlandschaften von kleinerer Ausdehnung, die der übergroße innere Kern kaum verbindet, sondern eher scheidet. Auch hier erhalten die Randgebiete ihre Eigenart durch die vor allem klimatische Einwirkung der äußeren Umgebung. Wieder ist das Tafelland von Westen gegen Osten und in zweiter Linie von Süden nach Norden geneigt, d. h. also, die Fläche ist im Westen und Süden eingefaßt von steilen Gebirgsrändern.

Zunächst kommt, um im Nordwesten zu beginnen, in der Fortsetzung des syrischen Randgebirges das dem Großscherif von Mekka unterstehende Gebirgsland des Hedschas, das infolge von Regenmangel äußerst unfruchtbar ist, aber kulturell als das Gebiet der heiligen Städte Medina und Mekka Bedeutung gewonnen hat. Nicht imstande, diese Fremdenstädte selbst zu ernähren, ist es auf Einfuhr von außen, d. h. praktisch von Ägypten angewiesen. Das abgeschlossene Gebirgsland Asir, seit 1907 von dem Abenteurer Sejjid Idrisi beherrscht, bildet in jeder Hinsicht den Übergang zu dem die Südwestecke der Halbinsel einnehmenden Kulturland von Jemen. Von reichlichen, vor allem den sommerlichen Regen des Südwestmonsuns befruchtet, ist Jemen das reichste Land der Halbinsel, das die natürlichen Grundlagen für eine viele Jahrhunderte lange Kultur — im Zusammenhang mit der afrikanischen Gegenküste — geboten hat und sie heute noch bieten könnte: es genügt hier, an das wichtigste Produkt, den Kaffee, zu erinnern. Politisch stellt den bedeutendsten Machtfaktor der Imam der gemäßigt schiitischen Zeiditen dar. An den Segnungen von Boden und Klima Jemens nimmt in allmählich abgeschwächtem Maß der östlich daran grenzende Westteil der Südküste, Hadramaut, das Weihrauchland des Altertums, teil, dessen Verhängnis aber die Zersplitterung in eine Menge kleiner feudaler Herrschaften ist. Ein ostwärts immer ärmer und trostloser werdender Küstenstreifen verbindet es mit dem südöstlichen Vorsprung Arabiens, der Halbinsel von Oman, die wie tektonisch so auch kulturell halb wie ein Fremdkörper in ihrer Umgebung anmutet, übrigens auch außerhalb der türkischen Interessensphäre fällt. Mit dem Nordostrand Arabiens, der Landschaft Hasa, nebst der Halbinsel Katar, die wirtschaftlich durchaus zurücktritt gegenüber den vorgelagerten britischen Bahraininseln, reicht Innerarabien ans Meer. Als Hafenplatz hat eine beträchtliche Gegenwarts- und wohl noch mehr Zukunftsbedeutung das von einem unter englischem Schutz und Einfluß stehenden Scheich beherrschte Kuweit.

Digitized by Google

Der innere, weitaus der größte Teil der arabischen Halbinsel ist von einem gewaltigen Komplex von Steppen und wirklichen Wüsten eingenommen. Während die letzteren im Süden überwiegen, die ganze Omanhalbinsel abschnürend, spielen im mittleren und nördlichen Teil die von Oasen durchsetzten Steppen die Hauptrolle. Hier liegt das Nedschd, das ideale Land des Beduinentums. Noch heute ist es eingenommen von zwei staatlichen Gebilden, die trotz ihrer festen Residenzstädte durchaus als Beduinenstaaten anzusprechen sind, den Wahhabitenemiraten der Dynastie der Ibn Saud in Rijad und der Ibn Raschid in Hajil.

Politisch rechnete man vor dem Krieg unmittelbar zur Türkei Hedschas und Jemen, wo neben den einheimischen Fürsten als Residenten türkische Walis fungierten. Auch in Hasa hatten die Türken zeitweilig Fuß gefaßt, freilich zuletzt vor dem Emir vor Rijad die Segel gestrichen, der zum Dank dafür scheinbar nun die Rolle eines türkischen Statthalters von Nedschd spielte. Da auch sein schwächerer Rivale von Hajil Wert auf Beziehungen zur Pforte legte, konnte man bei gutem Willen tatsächlich den weitaus größten Teil Arabiens als türkisches Gebiet betrachten. Wie wenig die türkische Herrschaft in Wahrheit bedeutete, zeigt freilich die Tatsache, daß jene Herren, von denen wir nur die wichtigsten genannt haben, meist miteinander in erbitterter Fehde lagen, wie es gar nicht anders sein kann, wo das Beduinentum den Ton angibt, oder sich mit der bodenständigen Kultur berührt: denn zwischen Steppe und Kulturland besteht Krieg seit Kain und Abel, und friedliche Kulturbeziehungen haben die arabischen Randländer seit jeher oft mehr über See mit den Gegenküsten verbunden als untereinander.

Dieses ganze große bisher besprochene Gebiet wird also, abgesehen vom höchsten Norden, wo das Türkische und ostwärts besonders noch das Kurdische übergreift, von Arabisch sprechenden Menschen bewohnt. Da das Land in der Tat gewisse gemeinsame Züge aufweist, so kann man es wohl, wie man schon getan hat, ein Großarabien nennen. Aber diese gemeinsamen Züge sind doch teilweise recht eigentümlicher Art. Wohl schließen sich die Randländer durch ein unmerkliches Übergehen in einen inneren Kern, äußerlich zu einem großen Ganzen zusammen. Aber nicht nach ihrem räumlichen Zentrum, das ja mitten in die Steppe fällt, gravitieren sie, sondern nach außen. Und dazu kommt noch die tiefe Verschiedenartigkeit der Einzelländer. Nein, daß das Bauernland Syrien, Mesopotamien, dessen wertvollster südlicher Teil für die Oasenkultur geschaffen erscheint, und das Beduinenland Arabien mit seinen entlegenen kulturell wertvollen Sonderlandschaften an der Peripherie von Natur eine in sich geschlossene Einheit darstellen, wird man nicht behaupten können. Großarabien ist ein Gebilde, das kein Zentrum hat, ein Körper, dessen Glieder nicht zusammen, sondern auseinander streben. Es könnte höchstens sein, daß man in der Bevölkerung ein einigendes Band zu sehen hätte: ist das Land von einem einheitlichen arabischen Volke bewohnt?

Digitized by Google

Die Antwort darauf wird nicht ganz leicht sein. Zunächst hat ja auch Ägypten eine Arabisch sprechende Bevölkerung, das in der Tat auch sonst enge Bande mit dem vorderasiatischen Tafelland verknüpfen. Eine solche hat aber auch ganz Nordafrika bis zum Atlantischen Ozean. Freilich ist sofort einzuräumen, daß das westliche Nordafrika, in gewissem Sinne auch Ägypten — selbst ethnisch betrachtet — Länderindividuen für sich sind. Und es bleibt doch noch möglich, daß das als Großarabien bezeichnete Gebiet trotz aller Unterschiede, die eine lange Entwicklung in kulturell so verschiedenartigen Strichen selbstverständlich mit sich bringt, von einer geschlossenen völkischen Einheit bewohnt wird. Um das klar beurteilen zu können, müssen wir uns einen Augenblick auf den Ursprung und das Wesen des Arabertums besinnen.

Die Araber stammen zunächst aus Arabien, von dem aus sie nach früheren kleineren Vorstößen in der islamischen Eroberung im Anfang des 7. Jahrhunderts Vorderasien und Nordafrika überrannten. Die Bevölkerung der arabischen Halbinsel war aber auch damals, zur Zeit des Auftretens Mohammeds, nicht ganz einheitlich. Arabien hatte damals schon eine viele Jahrhunderte lange Geschichte hinter sich; deren Träger waren Sabäer, Himjaren und wie sich die Stämme alle nennen, die wir unter dem Namen Südaraber zusammenfassen dürfen. Sie schrieben und sprachen eine Sprache, die nicht als Vorfahr des heutigen Arabisch anzusehen ist, sondern als ein Schwesterzweig an dem Baum der semitischen Sprachfamilie. Zur Zeit Mohammeds war allerdings die alte bodenständige südarabische Kultur bereits verfallen. Das Beduinenelement der Mitte und des Nordens der Halbinsel hatte die Oberhand behalten. An den Beduinen haftet im eigentlichen Sinn der Name Arab: noch heute ist im Orient Arab gleichbedeutend mit Beduine. Ihre Sprache wurde die des Korans und damit die spätere Arabijja.

Beduinen waren die Träger der islamischen Flutwelle, die alle Dämme niederreißend, große Teile des byzantinischen und das persische Reich überschwemmten, begünstigt durch beträchtliche stammverwandte Vorposten, die längst allmählich über die Grenzen des Kulturlandes sich vorgeschoben hatten. So wurden Syrien, Mesopotamien, so auch Ägypten den Arabern gewonnen. Aber die alte ansässige Bevölkerung wurde nicht ausgerottet, sondern nur unterworfen. Die Zahl der Eroberer war ja sicher nicht allzu groß, und die Eroberer waren Krieger, die sich nicht in großen Schwärmen im Kulturland niederließen, sondern die weiter, immer weiter strömten und dabei sicher gewaltige Opfer an Blut brachten. Wie es kam, daß die unterworfenen Völker ihre aramäische Muttersprache mit dem verwandten Arabisch vertauschten, können wir nicht im einzelnen feststellen. Wohl aber wissen wir, daß diese Sprache in den folgenden Jahrhunderten vollends zu einem Kulturinstrument ersten Ranges entwickelt wurde. Alles, was die vornehmlich aus den Wurzeln der alten Kultur der überwundenen Völker neuerwachsende, durch das Band des neuen Glaubens zusammengehaltene glänzend aufblühende

Digitized by Google

islamische Kultur an Werten schuf, war in ihr Gewand gekleidet. Arabische Sprache und arabische Literatur einten die Welt des Islam. Aber sie machten sie nicht zu einer arabischen Nation. Wohl hatten zu Beginn die arabischen Eroberer sich mit Stolz als Araber gefühlt: Araber und Nichtaraber war gleichbedeutend mit Herr und Knecht. So konnte es aber doch nur sein, solange die Unterworfenen nicht arabisiert waren. Und schon oder noch damals wurde die gemeinschaftsbildende Tendenz, die dieser Art nationalen Selbstgefühls innewohnte, durchkreuzt durch Zusammengehörigkeitsgefühle anderer Art. Und diese haben sich schließlich stärker erwiesen. Schon wenige Jahrzehnte nach Mohammeds Tod kam es zum Bruderkampf unter der arabischen Herrenschicht selbst. Und der Kampf zwischen Ali und Muawija wurde ausgetragen in Wahrheit unter der Losung „Hie Irak!" — „Hie Syrien!" Das praktische landsmannschaftliche Interesse hatte die Bande der Rasse und des Glaubens zerrissen. Und die zweite Idee, die der nationalen verhängnisvoll werden sollte, war die Stammesidee. Die Araber, die die halbe Welt erobert hatten, waren eben Beduinen geblieben. In ihrem Gefühl blieb die Stammeseinheit das letzte Band, dem sie sich fügten. Mohammed, der selbst einem Gemeinwesen schon höherer Ordnung entsproßt war, der Handelsrepublik Mekka, hatte in dieser Hinsicht tauben Ohren gepredigt. In dem fernen Ostland, in Chorasan, schoß die Saat der Stammesfehden wieder auf. An ihr zum guten Teil zerbrach das Omaijadenreich. Das Beduinentum hatte bewiesen, daß es zur staatenbildenden Kraft nicht reif war. Damit war die Vorherrschaft des rasseechten Arabertums gebrochen. Das Arabertum scheint seine welthistorische Rolle ausgespielt zu haben. Es zieht sich wieder dahin zurück, woher es gekommen war, in das unermeßlich weite Steppenland. Aber es verschwand nicht spurlos. Außer der neuen Religion, dem Islam, der gar nicht so genuinarabisch ist, wie man ihn oft gerne beurteilt, hat dieses kulturarme Steppenvolk der Welt ein Kulturgut ersten Ranges geschenkt, die wunderbar bildungsfähige und reiche arabische Sprache. Jetzt erst, nachdem die echten Araber wieder zurückgetreten, setzt die eigentliche Hochblüte arabischer Kultur ein — wenn man sie so nennen darf: ihr Gewand war arabisch, aber auch nicht viel mehr; die Träger waren größtenteils Nichtaraber, in erster Linie Perser. Von dem Iranier, der in arabischer Sprache den Ruhm seiner vorislamischen Ahnen verkündet, kann man aber kein arabisches Nationalgefühl erwarten.

Die arabisierten Bewohner Syriens und Mesopotamiens gewöhnten sich vollends daran, unter Herrschern anderen Stammes zu stehen. Gewöhnten sich daran — im Grunde genommen waren sie längst daran gewöhnt; denn der Einschlag echt arabischen Blutes war ja hier nie groß gewesen. Die Sprache aber, das echt arabische Erbe, das sich in Syrien und Mesopotamien, wie in Ägypten und darüber hinaus erhielt, trennte die beherrschten Rassen nicht von den Herrschenden. Auch die rassefremden Herrscher lebten ja großenteils, wie die Ejjubiden, in dieser Sprache, sie waren arabisiert, teils, soweit

Digitized by Google

dies nicht der Fall war, wie unter den Mamluken, ließen sie doch ihre alleinige Gültigkeit als selbstverständlich unangetastet.

Nach dem Gesagten wird man es nur als folgerichtig bezeichnen können, daß die arabisierten Völker ein arabisches Nationalbewußtsein zunächst gar nicht entwickeln konnten. Wohl gab es ein Gemeinsamkeitsgefühl, das sie alle verband: das war das islamische Gemeingefühl, das durch die Kreuzzüge und die Mongolenstürme erst recht bestärkt wurde. Das reichte aber noch über die Verbreitung der arabischen Sprache hinaus, seit in Persien die uralte Landessprache in neuer Gestalt wieder aufblühte und bald zur Kultursprache des islamischen Ostens sich entwickelte.

Eine Wendung wurde erst durch die Ereignisse des Jahres 1516 vorbereitet, indem große Teile des Arabisch sprechenden Orients, zunächst Syrien und das nordwestliche Arabien mit Ägypten unter die Herrschaft der türkischen Osmanli gerieten. Herren türkischen Stammes hatten die arabischen Länder ja längst gekannt. Aber erst die osmanischen Türken hatten den großen Schritt getan, daß sie ihre Barbarensprache zu einer eigenen Schrift- und Kultursprache entwickelten. Das war letzten Endes doch ein Ausdruck der Tatsache, daß sie nicht restlos in der arabischen oder, was ihnen noch näher gelegen hätte, in der persischen Kultur aufgehen wollten, daß sie sich als Träger einer besonderen Kultur fühlten, in der nationaltürkische und gemeinislamische Elemente mit solchen aus der griechisch-byzantinischen Sphäre, auf deren Boden sich der Staat gebildet hatte, eine neue Mischung eingingen. Natürlich kam es den Osmanli nicht in den Sinn, diese ihre neue Kultur und Sprache den unterworfenen arabischen Ländern aufzuzwingen, aber sie behielten sie auch als die Herren dieser Länder selbst bei. Und damit hielt Sprache und Kultur die Kluft, die Herren und Beherrschte trennte, weit offen. Damit war erst die Voraussetzung geschaffen für die Entwicklung eines arabischen Nationalbewußtseins, das alle Arabischsprechenden, zunächst einmal innerhalb der Grenzen des Osmanischen Reiches, verbinden konnte. Die Entwicklung selbst freilich brauchte noch Jahrhunderte. Der hemmende Einfluß der scharfen räumlichen Scheidung der zugleich auf so verschiedener Kulturstufe stehenden arabischen Länder machte sich jetzt geltend. Die Berührung mit dem anders gearteten Türkentum, durch die sie erst angeregt werden sollte, war in diesen weiten Gebieten eine sehr verschiedene. Je intensiver sie war, desto stärker machte sich ein Gefühl des Gegensatzes geltend. Türken und Araber konnten sich nicht verstehen. Die Arabisch sprechenden Völker fühlten sich als Träger einer alten Kultur mit einer glänzenden Literatur weit über den jüngeren Türken stehend, die wieder im Bewußtsein ihrer militärischen und politischen Überlegenheit tief auf den arabischen Bauern und vollends den kulturarmen Beduinen herabsahen.

Dieser Gegensatz konnte sich erst voller auswirken, wenn an irgendeinem Punkt des zerrissenen arabischen Sprachgebiets die ungehemmte Entfaltung arabischer Sonderart einmal gewährleistet war. Das geschah in dem Gebiet,

Digitized by Google

das das am stärksten in sich geschlossene Länderindividuum ist, in Ägypten, durch die große Tat Mohammed Alis, der im Anfang des 19. Jahrhunderts Ägypten faktisch selbständig machte. Und diese Neuschöpfung Ägyptens erfolgte auf dem Weg der Befruchtung des Ostens durch die kulturellen Errungenschaften des Westens. Eben diese Errungenschaften gaben die äußeren Mittel, um geistige Wirkungen über die weitesten Entfernungen hin auszuüben. Das stärkste Mittel aber, um ein Band unter allen Menschen einer Zunge herzustellen, ist die Presse. So ist auch das stärkste Instrument zur Entwicklung eines gemeinarabischen Nationalgefühls die arabische Presse geworden.

Das Land der arabischen Presse wurde durch die Tat Mohammed Alis Ägypten und blieb es zunächst bis in die Anfänge unseres Jahrhunderts herein, da die Willkürherrschaft Abd ul Hamids in den türkischen Landen jeder freien Äußerung unüberwindliche Schranken zog. Der Machtbereich der ägyptischen Presse blieb aber nicht auf Ägypten beschränkt. Nicht bloß konnte die arabische Presse Ägyptens trotz aller Schikanen schließlich den entferntesten Winkel der Arabisch sprechenden Länder erreichen; sie zog auch unwiderstehlich die Geister, denen der hamidische Terror die Heimat zu eng machte, an sich. Vor allem die unruhigen Elemente des höchst entwickelten Landes arabischer Zunge unter türkischer Herrschaft, Syrien, strömten ihr in Scharen zu. Bei den internationalen Zusammenhängen der Presse ist es unausbleiblich, daß die die europäische Welt bewegenden Ideen ihr Echo auch in der arabischen Presse finden. Die mächtig aufsteigenden nationalistischen Strömungen des 19. Jahrhunderts senden ihre Wellen schließlich auch in den islamischen Orient. So hat die arabische Presse Ägyptens das Feld bereitet für das bald verblüffend zutage tretende national-arabische Selbstbewußtsein.

Dieses vollends ausgelöst zu haben, ist das freilich nicht beabsichtigte Verdienst der türkischen Revolution des Jahres 1908. Die nächsten Folgen der Revolution waren die Einführung der Verfassung und die Wahl eines Parlaments. Für die selbständige politische Stellungnahme in der Wahl von Abgeordneten war die große Masse der arabischen Bevölkerung natürlich noch viel weniger vorbereitet als das Türkentum selbst. Aber die Wahl war darum doch nicht bloß ein verfrühtes Experiment, sie war auch eine Schulung des politischen Lebens. Als sich die Gewählten in der Hauptstadt des Reiches vereinten, da ergab es sich von selbst, daß sie sich vor allem in nationalen Gruppen zusammenschlossen. So wurden auch die Araber aus allen Teilen des Reiches durch den natürlichen Gang der Dinge zueinander geführt. Man empfand, was bisher vielfach gefehlt hatte, nun deutlich, daß über den Sonderinteressen der einzelnen Länder, Syrien, Irak usw., gemeinsame Interessen aller von Arabisch sprechenden Völkern bewohnten Gebiete standen. Und neben und über die Parole, die erst in Ägypten — freilich mit anders gerichteter Spitze — gelautet hatte „Ägypten den Ägyptern!", die auch im Türkischen Reich ihr Echo gefunden hatte als „Syrien den Syrern!" usw., trat nun immer stärker die andere: „Alle Arabisch sprechenden

Digitized by Google

Länder den Arabern!" So bekam hier das Gemeinsamkeitsgefühl der Araber den mächtigsten Anstoß.

Als sich im Laufe der Tätigkeit des türkischen Parlaments allmählich zwei Hauptgruppen deutlich herauskristallisierten, einmal die stark zentralistisch und nationalistisch denkenden Anhänger des Saloniker Komitees für Einheit und Fortschritt, die die eigentlichen Träger der Revolution gewesen waren, und die sogenannten Liberalen, die, in der Hauptsache von jenen abgesplittert, vielfach auch an Ideen der älteren Reformer anknüpften und sich zu einer weitgehenden Dezentralisation der Verwaltung bekannten, da neigten die Araber als eine durch Sprache und Kultur von den Türken geschiedene Gruppe naturgemäß mehr den zweiten zu. Wenn sich bei ihnen die politischen Gegner auch unter den schönen Decknamen der großen Parteien, der Ittihadis, der Komiteeanhänger, und der Itilafis oder Liberalen gegenüberstanden, so waren das eben meist nur Decknamen, hinter denen sich ganz anders geartete, oft rein örtliche Gegensätze verbargen. Die wirkliche Stimmung weitester Kreise fand deutlichen Ausdruck zunächst in dem kulturell und politisch am weitesten fortgeschrittenen Syrien in dem Beiruter Reformprogramm vom Januar 1913, das bald auch in dem wenig entwickelten Irak, in Basra, ein freilich nicht ganz so geschicktes Echo fand. In diesem Programm werden der Zentralregierung die auswärtigen Angelegenheiten, Militärwesen, Post und Telegraph, Gesetzgebung, Zölle und Verbrauchssteuern vorbehalten, in allem übrigen dagegen wird weitestgehende Selbstverwaltung und Anerkennung des Arabischen als offizielle Sprache gefordert. Wenn sich späterhin auch erwiesen hat, daß die Führung in dem Kampf um die Reformen in den arabischen Ländern vielfach in den Händen von Persönlichkeiten lag, die von Ägypten und zum Teil wohl sicher unter englischer Begünstigung eine großzügige gegen die Türkei gerichtete Propaganda betrieben, so steht doch auch ebenso fest, daß die Mehrzahl der Anhänger des Programms eigentlichen Losreißungsplänen fernstand. Jedenfalls beweist schon die Einigung der verschiedenen Richtungen selbst über die religiösen Gegensätze zwischen Christen und Moslimen hinweg und das Zurücktreten verschiedener Sonderwünsche hinter der Fahne der national-arabischen Idee, daß diese zu einer Macht geworden war.

Es war ein Verhängnis, daß die Partei des Komitees für Einheit und Fortschritt, die nach kurzer Unterbrechung durch die liberale Regierung Kamil-Paschas 1913 dank ihrer bedeutenderen Führer und einer viel geschlosseneren tatkräftigeren Leitung wieder zur Regierung kam, in ihrer stark nationalistischen Tendenz auch den berechtigten Wünschen der arabischen Provinzen keine Rechnung trug und die nationale Bewegung so weiter nach der extremen Seite abtrieb. (Schluß folgt)

Digitized by Google

Crispi und Giolitti

Bruchstücke aus den noch ungedruckten Lebenserinnerungen eines Zeitungsschreibers

Von

Fried. Noack[1])

Crispis letztes Ministerium 1893—1896

Es läßt sich auch von dem überzeugtesten Optimisten nicht in Abrede stellen, daß die allgemeine Lage Italiens bei der Übernahme der Regierung durch Crispi sehr trübe war; sie war es ja schon unter Giolitti gewesen, ohne daß man dafür diesem eine besondere Verantwortung hätte zuschieben können; es waren Unterlassungssünden einer längeren Vergangenheit, die sich jetzt rächten. Gleichwohl verstand es der Anhang Crispis und die von ihm begünstigte Presse, die Meinung zu verbreiten, daß das nunmehr gebildete große Ministerium vor der schweren Aufgabe stehe, die groben Fehler seines unmittelbaren Vorgängers wieder gutzumachen. Das wurde so oft behauptet, bis es die gedankenlose und vergeßliche Welt glaubte. Die dringendste Aufgabe war die Herstellung des Gleichgewichts im Staatshaushalt, die Deckung eines Fehlbetrags von nahezu 200 Millionen Lire. Dazu gesellte sich gleich in den ersten Tagen der Crispischen Regierung die Notwendigkeit, den inneren Frieden in Sizilien und anderen Teilen des Landes herzustellen und eine revoltierende Bevölkerung zu beschwichtigen, denn die Unruhen wegen der drückenden Gemeindesteuern, die schon in den letzten Wochen unter Giolitti sich geregt hatten, loderten seit der Übernahme der Geschäfte durch Crispi in hellen Flammen empor. Die Versicherung der Crispiner, der Name des neuen Ministerpräsidenten werde genügen, um in seiner engeren Heimat Ruhe und Vertrauen wieder zu befestigen, erwies sich nur zu bald als trügerisch. Für die Ordnung der Finanzen sicherte Crispi sich die Mitarbeit des gefürchteten Kritikers Sonnino, des „Vecchio Tassatore", der nun auch nicht zögerte, seinem Spitznamen Ehre zu machen, indem er die Steuerschraube mit aller rücksichtslosen Kraft anzog. Im wesentlichen wälzte Sonninos Finanzplan, der am 21. Februar 1894 vorgelegt und bis 1895 wiederholt abgeändert und ergänzt worden ist, die Lasten auf die Schultern der breiten Massen, indem er die unentbehrlichsten Verbrauchsartikel höher besteuerte; die Getreidezölle, der Salzpreis, die Spiritussteuer wurden erhöht, zugleich auch die Grundsteuer, die Erbschaftssteuer und die Steuer auf bewegliches Vermögen, Gewerbebetrieb usw. Hierin eingeschlossen war auch die Steuer auf Rentenbesitz, die eine verschleierte Form der Zinsverkürzung der Staatsrente war, unter der sogar die ausländischen Gläubiger des italienischen Staats zu leiden hatten, so daß diese letztere Finanzmaßregel einem Anfang von Staatsbankrott recht

[1]) Vgl. „Deutsche Revue", November, Dezember 1920.

Digitized by Google

ähnlich sah. Eine verwässerte Auflage der von Giolitti geplanten progressiven Einkommensteuer hat Sonnino zuerst ebenfalls in seinen Steueromnibus aufgenommen, sie aber vor dem Widerstand der Deputiertenkammer fallen lassen. Am 29. Juni hat die Kammer nach mancherlei Schwierigkeiten dem ersten Steuergesetz der Crispischen Regierung zugestimmt, dem im Jahr darauf ein zweites folgte. Crispi verlangte auch Vollmachten zur Durchführung von gründlichen Ersparnissen in der Staatsverwaltung, hat aber auch auf diese Vorlage wegen des Widerstands der Kammer verzichtet.

Der Gottesfriede, den er bei der Vorstellung seines Kabinetts von der Kammer erbeten hatte, wurde ihm doch nur für kurze Zeit gewährt, und an harten Kämpfen hat es ihm bald nach der Übernahme der Geschäfte schon nicht mehr gefehlt. Zum großen Teil hat er dieselben durch seine innere Politik, die wieder auf den Pugno di ferro gestimmt war, selbst heraufbeschworen. Er gehörte noch zu den veralteten Politikern, die soziale Fragen dadurch glaubten lösen zu können, daß sie die Volksführer ins Gefängnis steckten und die gefährlichen Vereine auflösten; in dieser Hinsicht hat Crispi während seines letzten Ministeriums mehr geleistet als ein halbes Dutzend anderer Ministerien zusammengenommen. Kaum hatte er die Gewalt in Händen, so schickte er Soldaten nach seiner Heimatinsel, verhängte den Belagerungszustand daselbst und ernannte den General Morra di Lavriano zum Diktator mit unbeschränkten Vollmachten. Der Bericht, womit der neue Ministerpräsident die Verhängung des Belagerungszustandes über Sizilien begründete (bald mußte dasselbe auch in dem Marmorgebiet von Massa-Carrara geschehen), redet von den „beklagenswerten Vernachlässigungen der letzten Zeiten". Das wurde in der Öffentlichkeit ohne weiteres als ein Tadel gegen Giolittis Regierung aufgefaßt, war wohl auch so gemeint, schloß jedoch einen Vorwurf gegen alle Ministerien der letzten Jahre ein, die nichts zur Beseitigung der Übelstände getan hatten, gegen die sich die Bauernerhebung unter Anführung der Sozialisten richtete. Mir gab der Ausbruch der Notrevolten 1893—1894 Anlaß zu einer Reihe von Aufsätzen in der „Kölnischen Zeitung", worin ich unter dem Gesamttitel „Kulturaufgaben in Italien" mit Hilfe einer umfangreichen Literatur und Benutzung der Bibliothek des Landwirtschaftsministeriums eine Darstellung der wichtigsten Schäden im wirtschaftlichen und sozialen Leben des Landes gab, deren Heilung durch eine fürsorgliche Gesetzgebung dringend notwendig erschien, wenn die italienische Bevölkerung wirklich der Segnungen der Kultur teilhaftig werden sollte, die das Staatsleben unserer Zeit gewähren kann und soll.

Crispi ging nun zunächst mit der eisernen Faust vor, was bis zu einem gewissen Grade vielleicht auch berechtigt war, aber gewiß nicht in dem von ihm beliebten Umfang. Zahlreiche sozialistische Führer wurden in Sizilien verhaftet, voran De Felice, Barbato, Verro usw.; nach wenigen Monaten schon wurden sie zu schweren Strafen verurteilt, De Felice z. B. zu 18 Jahren Zuchthaus. Daß diese vom Kriegsgericht verhängten Strafen nicht gerecht-

Digitized by Google

fertigt waren, geht schon daraus hervor, daß alle Rädelsführer des sizilischen Aufruhrs nach wenigen Jahren schon begnadigt wurden. Das scharfe Zugreifen in Sizilien und der Lunigiana trug dem Ministerpräsidenten natürlich heftige Gegnerschaft und parlamentarische Kämpfe ein. Als Ende Februar die Kammer auf Anregung der äußersten Linken die innere Politik der Regierung verhandelte, brachte Crispi zum Beweis für den schwer revolutionären Charakter der Bewegung einen Aufruf vor, den er zum Teil verlas und der allerdings eine wildrevolutionäre Sprache führte, mit Tod, Brand, Raub usw. drohte. Als ein Abgeordneter, der an der Echtheit dieser Urkunde zweifelte, den Ministerpräsidenten fragte, ob der Aufruf zur Revolution auch unterzeichnet sei, gab Crispi zur Antwort: „Firmatissimo". (Und wie unterzeichnet!) Dieses seltsame Schriftstück, welches von da an in der Presse nur als der Firmatissimo bezeichnet wurde, stellte sich in der Tat nicht lange danach als Fälschung eines übereifrigen Polizeibeamten heraus. Angesichts solcher Vorfälle ist es begreiflich, daß die Bevölkerung in Italien sehr geringe Achtung vor ihrer Polizei hatte, und daß selbst in einsichtigen Kreisen, die nicht zur blinden Opposition gehörten, dem Leiter der inneren Politik die unglaublichsten Mißbräuche seiner Amtsgewalt zugetraut wurden. Ich habe damals wiederholt von gebildeten Italienern die Meinung aussprechen hören, daß die Bombenanschläge, die in jener Zeit an der Tagesordnung waren, nicht von anarchistischen oder sonstigen politischen Verbrechern, sondern von der Crispischen Polizei selber ausgingen, die der Regierung dadurch einen Vorwand zu scharfem Eingreifen gegen die Umsturzparteien bieten wollte. Diese fürchterliche Beschuldigung der inneren Politik der eisernen Faust wurde mit größtem Gleichmut in Rom ausgesprochen, und ich muß gestehen, daß man aus mancherlei Gründen zu der Ansicht gelangen konnte, sie sei nicht ganz gegenstandslos. Es sind binnen eines einzigen Jahres in der Hauptstadt allein mehr als 20 Bomben an verschiedenen Stellen gelegt worden, und in keinem Falle hat man die Urheber ausfindig gemacht und zur Bestrafung gezogen; also entweder war die römische Polizei ihrer Aufgabe nicht gewachsen oder — sie war selber der Täter. Mag der auf der Polizei lastende Verdacht auch grundlos sein, so ist doch nicht wegzuleugnen, daß die innere Politik Crispis sehr viel zur Verschärfung der Klassenkämpfe und des inneren Unfriedens beigetragen hat; das Rüstzeug, womit er arbeitete, Verweisung politisch Verdächtiger in den Zwangswohnsitz, Auflösung von 271 sozialistischen Vereinen und was dergleichen Polizeimaßregeln mehr waren, mußte im Proletariat unbedingt aufreizend wirken und gewalttätigen Widerstand herausfordern. Dagegen geschah von Crispis Regierung nichts zur Förderung des sozialen Friedens und zur Hebung des wirtschaftlichen Wohls der untersten Schichten. Er scheint, obschon selber Sizilianer, von den wirtschaftlichen und sozialen Nöten seiner Heimatinsel nie eine richtige Vorstellung gehabt zu haben; oder er stand ganz im Bann der Vorstellungen, welche die dortigen grundbesitzenden Klassen beherrschten, deren Vorteil es war, die alten Übelstände weiter bestehen zu lassen. Als ich im Spätherbst 1894

Digitized by Google

nach vieler Mühe eine Unterredung mit dem Ministerpräsidenten erlangt hatte und die Rede auf die brennende sizilianische Agrarfrage lenkte, mußte ich zu meinem höchsten Erstaunen bemerken, daß Crispi nicht im geringsten unterrichtet war und sogar von der zeitgenössischen Literatur darüber, z. B. von einer Schrift seines engeren Landsmanns Marchese Di San Giuliano, gewesenem Unterstaatssekretär im Landwirtschaftsministerium, keinerlei Kenntnis hatte. Ich erinnere mich insbesondere noch, daß er sich eine verblüffende Blöße von Unwissenheit gab, als ich von der „Arboricultura" (Obstbaumzucht) im Ätnagebiet sprach, indem er meinte, es handle sich dabei um Bäume überhaupt, und auf die Waldungen am Abhang des Vulkans hinwies. Auch drückte mir der Ministerpräsident sein Befremden darüber aus, daß ich von diesen inneren Angelegenheiten Siziliens überhaupt redete, für die sich nach seiner Meinung doch niemand in Deutschland ernstlich interessieren könnte! So kann es auch nicht wundernehmen, daß die Vorlage einer Agrarreform für Sizilien, die seine Regierung am 1. Juli 1894 der Kammer unterbreitete, ein Blendwerk und leeres Schaustück war, das von der Regierung selbst ohne ernstlichen Nachdruck behandelt und kaltblütig unter den Tisch geworfen wurde.

Mit der Militärdiktatur in Sizilien und der Verurteilung der Sozialistenführer De Felice und Genossen zu vieljährigem Zuchthaus hat das Ministerium Crispi an den trüben Zuständen der Insel nichts gebessert; es hat weder dem Absentismus der Großgrundbesitzer und dem Brigantentum ein Ende gemacht, noch dem Unfug der hohen Gemeindeabgaben auf jedwedes Nahrungsmittel, nicht dem Mißbrauch der Pachtverträge oder dem Elend der Arbeiter der Schwefelgruben, es hat die Agrarkrisis wie die Schwefelkrisis auf dem Punkt gelassen, wo sie standen. Dagegen hat die Regierung des „Pugno di ferro" die Zuchthäuser und die zum Zwangswohnsitz ausersehenen Inseln mit politisch Verdächtigen angefüllt, die bald danach wieder begnadigt werden mußten, und hat in den Proletarierkreisen Haß und Groll gesät. Seine Nachfolger hatten dann große Mühe, den inneren Frieden einigermaßen wiederherzustellen. Einem großen Teil der bürgerlichen Bevölkerung Italiens, vielleicht der Mehrheit, war jedoch eine solche oberflächliche Politik mit blendenden Wirkungen und lärmenden Augenblickserfolgen gerade recht; man könnte Crispi wohl als den typischen Vertreter der Großmannssucht ansprechen, die in Italien ohne solide Grundlagen im Innern nach Geltendmachung in der Welt strebte und in dem Programm der Nationalisten zu Anfang des 20. Jahrhunderts ihren schärfsten und verhängnisvollen Ausdruck fand.

Man sagt wohl nicht zu viel, wenn man der ganzen auswärtigen Politik Crispis, die doch eigentlich sein Hauptruhm in den Augen seiner Verehrer war, die ruhige Bedachtsamkeit und Stetigkeit abspricht. Sie hatte etwas Sprunghaftes, Launisches, ist voll von Episoden, die der Italiener mit dem Wort „Colpo di testa" bezeichnet, womit unbedachte Streiche, plötzliche Einfälle gemeint sind. In Deutschland hielt man ihn lange für die zuverlässigste Stütze des

Digitized by Google

auf Erhaltung des Friedens gerichteten Dreibunds; aber in seinem ersten Ministerium war seine Haltung gegenüber Frankreich vielfach derart, daß sie den Verdacht rechtfertigt, er habe es zum Bruch mit der Nachbarrepublik treiben wollen, um mit Hilfe der pommerschen Grenadiere Eroberungen auf französische Kosten zu machen. Von dem klugen und scharfsichtigen römischen Mitarbeiter der „Frankfurter Zeitung", Dr. Grunwald, habe ich diese Annahme allen Ernstes aussprechen hören. Nach 1891 hörte man Crispi ganz anders reden. Erwähnt habe ich schon, daß er sich wiederholt eifrig dagegen verwahrt hat, daß er den Dreibund gemacht oder auch nur einmal erneuert habe. Eine merkwürdige Ergänzung zu diesen verschiedenen Kundgebungen desselben Mannes über die Dreibundspolitik wird durch die Kammerdebatte vom Mai 1894 geboten. Der Irredentist und Republikaner Barzilai bekämpfte in einer Rede zum Budget des Auswärtigen am 3. Mai den Dreibund als Ursache des Zollkrieges mit Frankreich, worauf zunächst der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Baron Blanc, antwortete, indem er den durchaus friedlichen Charakter des Bündnisses betonte, das gegen keine andere Macht gerichtet sei. Dann ergriff Crispi das Wort und hielt für nötig, seine Palermitaner Rede von den Wahlen 1892 dahin auszulegen, daß sie sich nicht gegen den Dreibund an sich, sondern gegen die Form und den Zeitpunkt seiner Erneuerung gerichtet habe; er bestätigte alsdann auch seinerseits die völlig friedliche Absicht des Bündnisses und fügte ausdrücklich hinzu: ein Krieg Italiens gegen Frankreich würde ein Bürgerkrieg sein! Solche vor dem Parlament amtlich abgegebene Erklärungen Crispis können doch ernstliche Zweifel erwecken, ob er im Falle eines deutsch-französischen Krieges unbedingt zur Erfüllung des Dreibundvertrags bezüglich der italienischen Waffenhilfe gegen Frankreich bereit gewesen wäre. Diese Äußerungen finden eine merkwürdige Ergänzung in früheren Kundgebungen des Abgeordneten Crispi. Im September 1891 hat das ihm ergebene Blatt „Capitan Fracassa" einen Brief Crispis an seinen Freund Demarest veröffentlicht, worin der Schreiber seine friedlichen und freundschaftlichen Gesinnungen gegen Frankreich versichert und bedauert, daß umgekehrt aus der Nachbarrepublik so oft feindselige Äußerungen kommen. Nur wenige Monate danach benutzte derselbe Crispi die Gelegenheit einer Erörterung über innere und Kirchenpolitik in der Deputiertenkammer, um am 5. Dezember 1891 seine Auffassung des Dreibunds dahin zu bekunden, daß er als Sicherung Italiens gegen Osten wertvoll sei, wenn es einmal nach Westen kämpfen müsse; aber, fügte er ausdrücklich hinzu, an einen Krieg Italiens Schulter an Schulter mit Österreich sei nicht zu denken. Wenn im Jahre 1891 Crispi den Fall der Waffenbrüderschaft mit Österreich-Ungarn so unverblümt abzulehnen für gut gefunden hat, so darf man gewiß glauben, daß er im August 1914, wäre er am Ruder gewesen, nicht anders gehandelt haben würde als Salandra und San Giuliano. Trotzdem sah Deutschland jahrelang in ihm die zuverlässigste Stütze des Bündnisses in Italien. Fürst Bülow hat allerdings in seinem 1913 verfaßten Buch „Deutsche Politik" ganz allgemein, ohne Bezug

Digitized by Google

auf bestimmte Personen, die Beteiligung Italiens an einem Krieg an der Seite seiner Verbündeten als zweifelhaft und von den Umständen abhängig hingestellt. Unser ehemaliger Reichskanzler mochte dabei wohl an die Zeit seiner Botschafterwirksamkeit in Rom denken, während der die oben erwähnte Äußerung Crispis vom Bürgerkrieg zwischen Frankreich und Italien gefallen ist (Mai 1894). Nur einige wenige Wochen zuvor hatte König Humbert in der Unterhaltung mit dem „Figaro"-Mitarbeiter Calmette sich ebenfalls über die friedliche Richtung des Dreibundes ausgesprochen. Es war am 5. April (der Bericht im „Figaro" erschien am 10. April), als König Humbert dem „Figaro"-Mann erklärte, die Gerüchte über kriegerische Absichten des Dreibunds seien böswillige Erfindungen; Italien und Frankreich seien befreundete Nachbarn, und seine bevorstehende Zusammenkunft mit dem Deutschen Kaiser sei rein freundschaftlicher und unpolitischer Natur. Diese Äußerungen waren, auch in der vom Pariser Boulevardblatt veröffentlichten Form, viel vorsichtiger und minder bedenklich als die obigen Erklärungen des Ministerpräsidenten; gleichwohl soll dieser sehr ungehalten darüber gewesen sein, weil die Audienz des Calmette ohne Vorwissen des Ministerpräsidenten durch Vermittlung des Hofmarschalls Gianotti stattgefunden hatte. So sagte mir der damalige deutsche Botschafter v. Bülow, mit dem ich den „Figaro"-Bericht besprach wegen der Wirkung, die derselbe auf den Eindruck des bald darauf erfolgten Kaiserbesuchs in Venedig ausüben konnte. Bülow sagte, auch er würde es sich nicht bieten lassen, wenn er verantwortlicher Staatsmann wäre, daß ein „Hofschranze" hinter seinem Rücken Unterhaltungen des Monarchen mit fremden Zeitungsmenschen vermittelte, das sei eine unzulässige Einmischung in die Politik. Diese Unterhaltung mit Bülow hatte für mich noch eine andere persönliche und berufliche Bedeutung. Ich teilte dem Botschafter nämlich in Anknüpfung an die Audienz Calmette mit, daß sein Vorgänger Graf Solms mir auf meine Frage, ob ich dem König vorgestellt werden könnte, die kurze Antwort gegeben hatte, der König von Italien empfange keine Journalisten; ich deutete auf den Widerspruch mit der jüngsten Tatsache hin und fragte den Botschafter, wie das wohl zu erklären sei. Bülow erwiderte ohne Zögern: „Wenn Sie dem König vorgestellt zu sein wünschen, brauchen Sie es mir nur zu sagen, ich werde es gerne besorgen, auch für Ihre Gattin." Dies beiläufig zur Kennzeichnung der freieren und großzügigeren Anschauungen, die Bernhard v. Bülow im Gegensatz zu den meisten seiner Amtsgenossen über die Bedeutung des Zeitungsberufs hatte.

Man könnte in der unterschiedlichen Behandlung der Journalisten in den obigen Fällen vielleicht auch politische Hintergedanken in dem Sinne suchen, daß in Rom für französische Zeitungsschreiber ein freundlicheres Entgegenkommen vorhanden wäre als für deutsche, was in dem bestimmten Falle allerdings nicht zutrifft. Jedoch liegt der Gedanke mit Rücksicht auf viele andere Erscheinungen nahe genug. Denn während der dreißig Jahre des Bestehens des Bündnisses mit Deutschland und Österreich ist kaum ein Jahr vergangen,

Digitized by Google

in dem nicht von der Parlamentstribüne und in der Tagespresse scharfe Angriffe gegen diese Bündnispolitik gerichtet worden wären, die meist nur eine laue Abwehr fanden. Auch die Politiker, welche öffentlich sich zur Dreibundpolitik bekannten, weil es die Politik der Regierung war, haben zum großen Teil doch immer mit Frankreich geliebäugelt und keinen Zweifel darüber gelassen, daß sie den italienischen Frontwechsel bedauerten und mehr als ein notwendiges Übel denn als ein Glück ansahen. Trotz allen amtlichen Kundgebungen zugunsten des Bündnisses mit den Mittelmächten war eine nie stockende Unterströmung im entgegengesetzten Sinne deutlich wahrnehmbar, die ich selber allerdings Jahre hindurch für belanglos gehalten habe, weil eben unser Wunsch dahin ging. Alle Bemühungen Deutschlands, Italien zu begünstigen und an sich zu fesseln, haben doch die stille Liebe für Frankreich nicht zu ertöten vermocht, welches seinerseits oft genug in schnödester Weise dem romanischen Brudervolk seine Geringschätzung und feindliche Gesinnung zu erkennen gegeben hat. Dann brach wohl in der italienischen Presse und in Straßenkundgebungen ein Entrüstungssturm gegen die übermütige Schwesternation aus, wie z. B. nach der Freisprechung der französischen Mörder von Aigues-Mortes und während des afrikanischen Krieges, als offenbar wurde, daß Italiens äthiopische Feinde von Frankreich und Rußland unterstützt wurden; aber der Groll war immer rasch verraucht und machte der alten Liebe Platz. Immer wieder ist es offenbar geworden, daß Italiens Herz den Franzosen gehörte und daß sein Bündnis mit den Mittelmächten nur ein Notbehelf für eine vorübergehende Zwangslage gewesen ist. Gelegentlich gab sich die Schwärmerei für die große Schwesternation in geräuschvoller Weise kund, wie z. B. beim Besuch Zolas in Rom, der damals noch nicht mit dem Lorbeer seiner Flugschrift „J'accuse" geschmückt, sondern ausschließlich der vielgelesene Romancier war, aber in der italienischen Hauptstadt einen so glänzenden Empfang fand wie kein einziger von den zahlreichen deutschen Gelehrten und Dichtern, die während der Dreibundsjahre an den Tiber gekommen sind. Die Verhimmelungskomödie hatte einen tragikomischen Nachklang; denn als der Roman „Rom" erschienen und von der „Tribuna" in ihrem Feuilleton abgedruckt worden war, überzeugten sich die Verehrer Zolas, daß der Dank für die genossenen Ehrungen den Naturalisten nicht abgehalten hatte, die Zustände des königlichen Roms in recht unfreundlichen Farben zu malen.

In die anstrengende und nicht immer erfreuliche politische Berichterstattung des Jahres brachte der Frühling 1894 einige Abwechslung; zunächst durch den Internationalen Ärztekongreß, der vom 29. März bis 5. April in der Ewigen Stadt tagte und unter 6725 Teilnehmern nicht weniger als 971 Deutsche an den Tiber führte. Kein anderes Volk der Erde war so stark vertreten. In der italienischen Ärztewelt, die ihre Berufsstudien zum großen Teil in Deutschland betrieben hatte, fand die Beteiligung aus dem Reich die gebührende Anerkennung; insbesondere wurde Virchow gefeiert, der sich hier von zahlreichen Schülern aus allen Ländern der Erde umgeben sah. Ich per-

Digitized by Google

sönlich hatte die Freude, unter den deutschen Kongreßteilnehmern den ältesten Sohn meines ehemaligen Lehrers Curschmann, den in Gießen geborenen Leipziger Kliniker Heinrich Curschmann, zu begrüßen. Für Guido Baccelli, den „Divo Guido", der dem Kongreß seine noch unfertige Poliklinik vor Porta Pia mit Stolz vorführte, bot der Kongreß eine willkommene Gelegenheit, seiner Eitelkeit allerlei Befriedigung zu verschaffen; das begann schon bei der Eröffnungsfeier damit, daß er zur staunenden Bewunderung, nicht etwa der fremden Kollegen, aber doch der italienischen Zeitungsschreiber, eine lateinische Begrüßungsrede hielt. Die boshafte Fama wollte nachher wissen, ein ungarischer Arzt habe daraufhin mit dem „Divo Guido" ein lateinisches Gespräch begonnen, welches jedoch einseitig geblieben sei, weil Baccelli nicht imstande gewesen sei, zu folgen. Außer den sachlichen Verhandlungen, von denen ich nicht viel verstand, gab es manche unterhaltende und interessante Festlichkeit: am 2. April einen Empfang beim Königspaar im frühlingsgrünen Garten des Quirinals, am Abend des 4. verschiedene Abschiedsessen der einzelnen Sektionen, von denen ich das im Hotel de Rome besuchte, und am 5. endlich ein von der Stadt Rom dargebotenes Frühstück unter freiem Himmel in den Thermen des Caracalla. Ich hatte das Essen im Hotel de Rome gewählt, weil dort Virchow und Baccelli speisten, und ich hatte Glück damit, denn ich bekam durch Zufall einen guten Platz neben dem Turiner Professor Bizzozzero und gegenüber dem Japaner Yamagiwa, einem langjährigen Assistenten Virchows, mit denen beiden ich mich sehr lebendig unterhielt, mit dem ersteren italienisch, mit dem Japaner deutsch, denn der verstand keinen Brocken von der Sprache Dantes und Morgagnis. Das hinderte ihn aber keineswegs, sich mit einem italienischen Trinkspruch hervorzuwagen, den er sich von einem guten Freund hatte niederschreiben lassen und den er mir vorher noch einmal zur freundlichen Durchsicht gab, vielleicht weil er seinem Gewährsmann nicht traute. Ohne eine Kenntnis von italienischer Aussprache hat der kühne Herr diese von einem anderen verfaßte Tischrede alsdann mit einer beneidenswerten Unbefangenheit heruntergelesen und Beifall damit geerntet, allen Schnitzern zum Trotz, denn er hatte den glücklichen Gedanken gehabt, auf den König und die liebenswürdige Königin zu toasten. Yamagiwa war mit dieser Leistung eine lebendige Illustration zu einem Urteil, das mir einige Jahre später der Mitarbeiter der „Kölnischen Zeitung" in Tokio, Dr. Menge, der mich auf der Durchreise in Rom besuchte, über das japanische Volk im allgemeinen gab. Er sagte, der Japaner sei von einem unglaublichen Selbstbewußtsein erfüllt und bilde sich ein, alles zu können; es genüge ihm, daß er einen modernen Rock sehe, und sofort traue er sich zu, selbst einen zu machen, ohne je das Schneiderhandwerk gelernt zu haben.

Am Vormittag nach diesem medizinischen Festessen ging das Frühstück in den Caracalla-Thermen auf Kosten der Stadt vor sich, die es sich trotz ihrer mißlichen Finanzlage nicht nehmen ließ, prunkvoll als Gastgeber aufzutreten. Wenn es die Absicht des S. P. Q. R. gewesen wäre, den Ärzten der ganzen Welt eine abschreckende Darstellung aus der Verfallzeit des römischen Im-

Digitized by Google

periums in Gestalt einer Pöbelabfütterung durch Caracalla zu bieten, so konnte es den Stadtvätern nicht besser gelingen. Da man nämlich, wie meist bei Festen der Stadtverwaltung, mit der Ausgabe der Zutrittskarten übertrieben freigebig oder nachlässig gewesen war, so fand sich in den majestätischen Räumen der Thermen unter dem sonnigen Himmel ein höchst gemischtes Publikum zusammen, dessen Mehrheit nichts anderes im Sinn zu haben schien, als den „Sbafo" (unentgeltliche Schmarotzerei) gründlichst auszunutzen. Mit wildem Lärm drängte sich das Volk an die Tische, schlug und stieß einander hinweg, als wäre es ein Haufe Verhungernder, die Kalbskoteletts und Schinkenbrote flogen durch die Luft und wurden in den Sand getreten, den Wein- und Sektflaschen wurden kurzerhand die Köpfe abgeschlagen, um keine Zeit mehr mit Entkorken zu verlieren, und nach wenigen Minuten sah die gastliche Stätte aus wie ein Abfallhaufen. Es war für jeden anständigen Zuschauer ein Jammer und Ekel. Ich erinnere mich einer Figur, die sich in dem Kampf um den Fraß durch gewalttätiges Benehmen und lautes Gebrüll besonders hervortat; es war der römische Berichterstatter des „Corriere della Sera", ein vierschrötiger Romagnole, der später Mitarbeiter des römischen „Messaggero" wurde und eine gewisse Rolle als Demagog in städtischen Angelegenheiten der Hauptstadt gespielt hat. Ich konnte mich bei allem Wohlwollen für Italien nicht enthalten, über diesen unwürdigen Abschluß der Kongreßfeste einen scharfen Artikel an meine Zeitung zu schreiben; es sei hierbei sogleich bemerkt, daß römische Kongresse sich oft, wenn nicht regelmäßig, durch grobe Mängel in der Anordnung unvorteilhaft ausgezeichnet haben. (Fortsetzung folgt)

Die Entstehung der Gebirge der Erde

Von

Prof. Dr. Walther Penck (Leipzig)

Könnten menschliche Augen unsere Erde vom Monde aus betrachten, so würden sie einen regelmäßigen Ball sehen ohne jede Erhabenheiten und Eintiefungen, dessen Oberfläche gegliedert erschiene nur durch Flächen verschiedener Farbe oder verschiedener Schattierungen. Würde sich dann der Beschauer der Erde nähern, so würde er erst in geringem Abstand von ihr gewahren, daß Licht und Schatten in Unregelmäßigkeiten der Erdoberfläche ihre Wurzel finden, und würde ferner feststellen können, daß die spiegelnd glatte Oberfläche der Ozeane unterbrochen wird durch mäßige Erhabenheiten von großer Ausdehnung, die Kontinente. Verschwindend klein im Vergleich zum Erdganzen sind die Erhabenheiten der festen Erde, aber immer noch sind sie etwas größer, als jener Beschauer oder der Erdbewohner erkennen können. Denn sie sehen nur, was über den Meeresspiegel aufragt, und überblicken nicht

Digitized by Google

die gesamte vertikale Gliederung der festen Erde, die in den Tiefen der Ozeane ihren Anfang nimmt.

Erst die Lotungen quer über die Weltmeere gaben uns Kenntnis von der Größe und Verteilung der Eintiefungen der Erde wenigstens in großen Umrissen. Es zeigte sich, daß der Boden der Ozeane keine allzugroßen Unregelmäßigkeiten besitzt, sondern sich zum weitaus größten Teil in einer durchschnittlichen Tiefe von 4000 bis 5000 Metern unter dem Meeresspiegel hält. Gegen die Festländer steigt der Meeresboden verhältnismäßig steil an, um dann mit sanfter Böschung in die gleich wenig geneigte Oberfläche des festen Landes überzugehen. Die Kontinente sind also eigentlich Plateaus, die von den Tiefen der Ozeane allenthalben geschieden werden durch einen Steilabfall, der mancherorts bis in die nächste Nähe der Küsten emporleitet, sehr häufig aber weitab vom festen Land schon endet. An solchen Stellen sind die Ränder der Plateaus, der Kontinentaltafel, wie man sie auch nennt, vom Meere überflutet — das sind die sogenannten „Schelfmeere" —, und die Küsten fallen nicht zusammen mit dem wirklichen Rand des Kontinentes. So liegen Großbritannien oder die Sundainseln mit Europa resp. Asien auf dem gleichen Sockel, sie sind Erhebungen der Kontinentaltafel über deren überfluteten Teilen, über dem Schelf, und nicht sind sie gesonderte Erhebungen über dem Ozeanboden. Wie Blöcke steigen die Kontinentalmassen über die mittleren Tiefen der Ozeane empor, und wenn wir von Kontinenten sprechen, so denken wir nicht nur an jene Teile, die zufällig als festes Land über den Meeresspiegel aufragen, sondern an die geschlossenen Massive, die sich über die Sohle der ozeanischen Becken erheben.

Das Relief der Erde wird nun noch bereichert durch weitere Erhebungen und Einsenkungen von ganz anderer Art: gebirgige Aufragungen steigen zum Teil erheblich über die Kontinentaltafel an, und ebenso sind in die Böden der Ozeane besonders tiefe Furchen, Tröge, eingelassen, die gewöhnlich Tiefseegräben genannt werden. Ein rascher Überblick über die Erde schon vergewissert, daß die zuletzt genannten Erhebungen und Einsenkungen nicht regellos verteilt, sondern bestimmt angeordnet sind. Sie sind beschränkt auf zwei verhältnismäßig schmale Gürtel, von denen der eine den Pazifischen Ozean umspannt — wir sprechen vom zirkumpazifischen oder kürzer vom pazifischen Gebirgsgürtel —, der andere an der atlantischen Küste Europas und Nordafrikas beginnt und durch Südeuropa und Südasien bis zum Pazifischen Ozean hinzieht. Das Mittelmeer und seine nördliche Einfassung gehört ihm an, er wird daher der mediterrane Gebirgsgürtel genannt.

Vielgestaltig ist das Relief innerhalb der beiden Gebirgsgürtel, verschieden auch sind sie voneinander hinsichtlich ihrer Anlage. Der mediterrane liegt zwischen zwei Kontinentalmassen: Eurasien (Europa-Asien) im Norden, Afrika, Vorderindien und Australien im Süden, und nur streckenweise grenzt er an den offenen Ozean. Der pazifische Gürtel dagegen ist auf seiner ganzen Erstreckung einerseits fest verwachsen mit Kontinentalmassen — beide Amerika, Asien, Australien — und blickt andererseits gegen das Weltmeer.

Digitized by Google

Beiden Gürteln ist aber der Grundzug ihres Wesens und der Charakter der sie zusammensetzenden Elemente gemeinsam: langgestreckte, schmale Erhebungen, oft von gewundenem oder gebogenem Verlauf sehen wir hier und dort. Die Hochgebirge der Erde, Alpen, Anden, Himalaja usw. sind solche Aufragungen, welche die Grenze ewigen Schnees überschreiten. Nicht alle Gebirge gleicher Art und Zugehörigkeit gewinnen jedoch so große Meereshöhe. Viele von ihnen, wie die Mehrzahl der Gebirgsbögen Ostasiens, steigen nur mäßig über den Meeresspiegel an, andere, wie die Inselgirlanden Ozeaniens, wachsen aus tiefem Meer knapp bis zum Meeresspiegel empor. Sie alle aber unterscheiden sich von den Aufragungen der Kontinente durch ihre langgestreckte, schmale Form und die Steilheit ihrer Flanken. Es sind Aufwölbungen, an die sich ebenso schmale und vergleichsweise steile Eintiefungen von gleich langer Erstreckung anlehnen. So wird der Saum der Anden begleitet von der Atacamatiefe, so schmiegen sich an die ostasiatischen Gebirgsgewölbe und die Bögen Ozeaniens die Tiefseegräben mit den größten bekannten Meerestiefen, so zieht auch dem Antillenbogen ein Tiefseegraben entlang. Gebirgsgewölbe und Tiefseegräben treten also stets räumlich aufs engste miteinander verbunden auf, sie sind gleichwertige, aber entgegengesetzt gerichtete Reliefformen der Gebirgsgürtel, und wir können nicht zweifeln, daß sie auch gleiche Entstehungsursachen haben. Freilich sind die Einsenkungen nicht immer deutlich sichtbar, wie die Tiefseegräben; vielfach füllen sie sich mit festen Stoffen, Sand, Schutt usw., welche die Flüsse von den benachbarten Gebirgen herbeischaffen, und sie können dadurch dem festen Land einverleibt werden. Die Fortsetzung des Adriatischen Meeres: die Poebene, Hindostan mögen als Beispiele von Einsenkungen angeführt werden, die nur darum nicht als Tiefseegräben erscheinen, weil in ihnen die Anhäufung von Gesteinsmassen, von Sedimenten, gleich rasch oder rascher erfolgte, als der Untergrund zur Tiefe sank. Auch hier findet sich somit keine Ausnahme von der Regel, die früher in die Form gekleidet wurde, daß auf der Erde stets die größten Erhebungen den größten Tiefen benachbart seien.

Ein Blick auf eine Erdkarte läßt erkennen, daß die Gebirgsgürtel nicht nur angefüllt sind von Gebirgsgewölben und sie begleitenden Saumtiefen, sondern daß sich zwischen ihnen noch andere Elemente finden. Um weite Meeresbecken schlingen sich die Gebirge des Mittelmeeres. Analoge Becken trennen die Gebirgsbögen Ostasiens und Ozeaniens voneinander ab, und die Antillen schließen solche mit dem Festland ein. Diese Becken haben viele Ähnlichkeit mit den Ozeanen, doch besitzen sie sehr viel kleinere Ausmaße als diese. Sie sind nicht Einsenkungen vom Charakter der Saumtiefen, und in ihrem Raum fehlen schmale Erhebungen vom Wesen der Gebirgsgewölbe. Vielmehr bestimmen sie deren Verlauf, die wie Wälle die Becken umgürten. Darin gleichen ihnen beckenartige, festländische Räume, die jedoch zum Unterschied von den vorgenannten Meeresbecken zum Teil in großer Meereshöhe liegen, wie das Hochland Zentralanatoliens oder Iran. Besitzen sie geringere Meereshöhe, wie die ungarische

Digitized by Google

Tiefebene, das Gobi- oder Tarimbecken (Ostturkestan), so könnte man glauben, daß sie von der Art der vorerwähnten Meeresbecken und nur weniger tief versenkt seien als diese. Doch trennen sie von den letzteren tiefergreifende Unterschiede, die nicht nur auf der mehr zufälligen Lage in bezug auf den Meeresspiegel beruhen.

Diesen mannigfachen Formen der Gebirgsgürtel steht die einförmige Gliederung der übrigen Erde in Kontinentalblöcke und weitgespannte ozeanische Becken gegenüber. Wenn diese Gesamtheit des Reliefs nichts von vornherein Vorhandenes ist, sondern erst im Laufe der Entwicklung der Erde entstanden ist durch Bewegungen der äußeren Schale der Erde, der Erdkruste, so müssen jene Bewegungen im Bereich der Gebirgsgürtel vielgestaltiger und lebhafter verlaufen sein als abseits von ihnen, es müssen die Gebirgsgürtel Erdstreifen größerer Beweglichkeit sein. Daß dem so ist, lernen wir aus der Tatsache, daß in den Gebirgsgürteln mehr als 90 Prozent von den Tausenden jährlicher Erderschütterungen, der Erdbeben, ihren Ursprung nehmen, daß hier auch die überwältigende Mehrzahl aller Vulkane sich findet, der tätigen sowohl wie namentlich der nach Zehntausenden zählenden erloschenen. Die Beweglichkeit der Erdkruste im Bereich der Gebirgsgürtel nennen wir ihre Labilität und können die Gebirgsgürtel auch als Bewegungsgürtel oder labile Zonen bezeichnen, um damit den Wesensunterschied zu betonen, der sie von den stabilen Gebieten, den Kontinenten und Ozeanen, trennt.

Seit langem haben die geschilderten großen Züge im Antlitz unseres Planeten die volle Aufmerksamkeit der Wissenschaft auf sich gelenkt. Die größten und schwierigsten Fragen der Geologie wurzeln hier und harren auch heute noch der Lösung, wiewohl emsige Arbeit auf der ganzen Erde dazu geführt hat, daß wir die Erscheinungen und manche Zusammenhänge weit besser schon überblicken, als dies vor wenigen Jahrzehnten noch der Fall war. So ist die Möglichkeit gegeben, frühere Anschauungen zu überprüfen und neue Wege zu finden, die nach heutiger Kenntnis eher das Erreichen des Zieles verheißen.

Eine der wichtigsten Tatsachen, die als ein Fundament für jede Betrachtung der Erde, ihrer Entstehung und der Ausbildung ihres Reliefs zu gelten hat, ist die, daß die Erde großen Wärmevorrat besitzt und Wärme an den Weltraum abgibt. Hieraus wurde und wird vielfach noch heute gefolgert, daß sie wie jeder wärmeverlierende Körper ihren Umfang verkleinert, daß sie schrumpft. Ist das heiße Erdinnere von einer, wie der Augenschein lehrt, erkalteten Kruste bedeckt, so wird wohl jenes durch Abkühlung schrumpfen, diese aber nicht. Die Kruste wird für den schrumpfenden Kern zu groß, sie legt sich in Falten. Dies ist der Inhalt der Kontraktionshypothese. Sie wollte erklären, warum die Gesteinsschichten vielerorts zu Falten gestaut, in den Faltengebirgen, etwa in den Alpen, im Apennin, in den Karpathen usw., auf engsten Raum zusammengepreßt und zu Paketen übereinandergetürmter Gesteinsfalten zusammengeschoben sind. Indem man sich die Falten wieder glattgestrichen dachte derart, daß die Gesteinsschichten wieder horizontal ausgebreitet erscheinen,

Digitized by Google

so, wie sie bei ihrer Entstehung, bei ihrer Ablagerung gelegen haben, glaubte man ein Maß für die Verkürzung des Erdumfanges gefunden zu haben. So berechnen Schweizer Geologen, daß die Schichten in den Alpen heute auf einen um 200 bis 300 Kilometer engeren Raum zusammengeschoben seien, als sie vor ihrer Faltung einnahmen. Mindestens um so viel müßte die Erde ihren Umfang verkleinert haben allein während der nicht allzuweit zurückliegenden geologischen Zeiträume, da in den Alpen Faltung vor sich ging. Um mehrere Kilometer muß demzufolge der Erdradius kürzer geworden sein infolge Schrumpfung der sich abkühlenden Erde.

Indes, solche Berechnungen geben, auch wenn wir annehmen würden, daß ihre Voraussetzungen zutreffend seien, keinerlei Fundament für die daran geknüpften Schlüsse. Sie machen zwar sinnfällig den Zusammenschub der Gesteinsschichten, ziehen jedoch nicht deren Unterlage in Betracht. Diese Unterlage ist die Erdkruste, deren Dicke nicht unter 40 Kilometer betragen dürfte. Gibt der Zusammenschub der der Erdkruste auflagernden Schichten ein Maß für die Verkürzung des Erdumfanges, so müßte naturgemäß besonders die dicke Kruste und nicht nur ihr vergleichsweise dünner und überaus lückenhafter Schichtmantel zu Runzeln, zu Falten von gewaltigem Ausmaß zusammengestaut worden sein. Nichts dergleichen ist auf der Erde zu beobachten, vielmehr sieht man entweder die Schichtdecke allein oder Teile von ihr oder dazu noch schmächtige periphere Partien der Erdkruste an der Faltung teilnehmen. Die Kruste selbst aber bleibt offensichtlich vom Zusammenschub im ganzen unberührt. Denn anders ist nicht zu begreifen, daß in den Faltengebirgen die Unterlage der gefalteten Gesteinsschichten nicht zu überwältigenden Erhebungen aufgestaut ist, ja sehr häufig gar nicht sichtbar wird. Die Antwort auf die Frage, wohin etwa in den Alpen das Gesteinsmaterial eines 200 bis 300 Kilometer breiten und 40 Kilometer dicken Krustenstreifens von der Länge des Gebirges hingekommen sein soll, sind uns die Anhänger der Kontraktionshypothese schuldig geblieben.

Nun ist zu beachten, daß wir Faltengebirge, die in den letzten Abschnitten der geologischen Geschichte entstanden sind, nur innerhalb der Bewegungsgürtel kennen. Als die Kontraktionshypothese entwickelt wurde, da mußte man annehmen, daß die für den Kern zu groß werdende Erdkruste so starr und fest sei, daß sie über dem schrumpfenden Kern, ohne zu zerbrechen, nachsinken könne, und ihr Raumüberschuß allein in den labilen Zonen durch deren Zusammenschub zur Auswirkung käme. Wie wenn man einen nicht völlig geschlossenen, festen Ring verkleinert, die Lücke zwischen den freien Enden verengt wird, und eine nachgiebige Masse, die jene Lücke etwa ausfüllte, dadurch ausgequetscht würde. Hierbei werden die den Ring verengenden Druckkräfte bis zu der genannten Lücke weitergeleitet. Die Kontraktionshypothese setzt in analoger Weise voraus, daß die Erdkruste die Festigkeit eines sich selbst tragenden Gewölbes besitze, so wie eine Eierschale, die nicht zusammenbricht, wenn ihr Inhalt schwindet, und daß sie demzufolge in der Lage ist, Druckkräfte weiterzuleiten, bis solche in einer Lücke oder einer Zone geringen Widerstandes zur Auslösung kommen können.

Digitized by Google

Die Erdkruste besitzt jedoch eine solche Festigkeit nicht. Schon in geringer Tiefe unter der Erdoberfläche befinden sich die Gesteine der Kruste in einem Zustand, den man plastisch nennen kann, und die Plastizität nimmt nach der Tiefe zu. Maßgebend hierfür ist die mit der Tiefe größer werdende Wärme — im Durchschnitt steigt die Temperatur um 1 Grad Celsius für je 30 Meter Tiefenzunahme — und der in gleicher Richtung wachsende Druck. Denn je tiefer man in die Erde eindringt, desto dicker wird die Gesteinsmasse, die mit ihrem ganzen Gewicht auflastet. Ein plastischer Körper vermag natürlich nicht, Druckkräfte unverändert in sich weiterzuleiten, sondern er reagiert auf sie an Ort und Stelle durch Umlagerung; die Materie trachtet auszuweichen, und sie hat hierzu allerorts nur eine Möglichkeit, nämlich nach oben. Nehmen wir hinzu, daß jener Druck, den die Erdkruste allein durch ihr Gewicht auf sich selbst ausübt, 1700 mal größer ist, als genügen würde, um Granit zu zermalmen, so sehen wir, daß die mechanischen Voraussetzungen für die Kontraktionshypothese, mag sie in welche Form immer gekleidet sein, nicht gegeben sind. Denn niemals vermag die Kruste in ihr entstehenden Druck mehr oder weniger parallel ihrer Oberfläche, also tangentiell, über große Entfernungen oder auch nur über einige hundert Kilometer, geschweige denn um die ganze Erde herum weiterzuleiten, sondern sie würde am Ort, da eine Kraft auf sie einwirkt, reagieren durch Zerbrechen oder Faltung oder durch irgendeine andere Deformation. Schrumpft die Erde, sinkt die nicht mehr schrumpfende Kruste dem schwindenden Kern nach, so muß sie sich allenthalben in Runzeln legen wie die Schale eines austrocknenden Apfels. Auf der Erde ist nichts ähnliches zu bemerken.

Wir werden hier zu der grundlegenden Frage geführt, ob überhaupt an eine Kontraktion der Erde gedacht werden kann. Dies um so mehr, als Erdabkühlung und Kontraktion vielfach miteinander verwechselt werden. Es sind das sehr verschiedene Dinge: Die Abkühlung der Erde ist eine Tatsache, ihre Kontraktion als Folge davon wird angenommen lediglich, weil man weiß, daß kleine, sich abkühlende Körper schrumpfen. Die Physik lehrt aber, daß es nicht statthaft ist, das Verhalten von Körpern von der Größe und den Eigenschaften der Erde bei Wärmeabgabe zu vergleichen mit dem kleiner Körper. Eine schrumpfende Erde erzeugt in sich Ballungswärme, d. h. Wärme, die durch das Näherrücken der Massen aneinander, durch die Verdichtung der Materie hervorgerufen wird. Durch Abkühlung um 1 Grad Celsius würde die Erde $95{,}1 \times 10^{25}$ Grammkalorien Wärme verlieren; nehmen wir an, daß sie wie jeder andere Körper hierbei schrumpft, so würde sie dadurch 126×10^{25} Grammkalorien gewinnen. Eine schrumpfende Erde würde also wärmer werden. Die Regeln der Kalorimetrie gelten somit nicht für Körper von der Größe der Erde, und so kann schon darum nicht an der Vorstellung festgehalten werden, daß sie schrumpft. Hierbei ist ganz abgesehen von der Möglichkeit, daß die Wärmeabgabe der Erde vielleicht zu einem Teil ausgeglichen wird durch die Wärmeerzeugung, die mit dem Zerfall des Radiums verbunden ist. Dieses kostbare Element ist fast in allen Gesteinen der Erdoberfläche nachgewiesen worden,

Digitized by Google

und es fehlt nicht an Stimmen, die da meinen, daß die Wärme, welche beim Zerfall der vorhandenen Radiummengen erzeugt wird, der Abkühlung der Erde gleich ist oder sie sogar übertrifft. Doch sind unsere Kenntnisse von der Rolle, die das Radium auf und in der Erde spielt, noch viel zu gering, um daran irgendwelche Hypothesen zu knüpfen. Namentlich ist nicht bekannt, wie sich das Radium unter dem unter der Erdoberfläche herrschenden Druck verhält. Es ist unwahrscheinlich, daß es auch hier zerfällt; die in ihm wurzelnde Wärmeerzeugung würde hiernach eine Erscheinung der obersten Erdschichten sein und für den Wärmehaushalt der Erde so gut wie ohne Belang bleiben.

Wichtiger als dieses ist, was die neuen geophysikalischen Untersuchungen über die Verdichtung der Materie im Erdinnern dargetan haben. Bekanntlich ist die Dichte der Erde beträchtlich größer als diejenige der an der Erdoberfläche auftretenden Gesteine. Hieraus muß geschlossen werden, daß die Materie im Erdinnern aus sehr viel schwereren Stoffen besteht als die äußere Gesteinshülle. Nun nimmt auch die Temperatur nach der Tiefe hin zu und sie dürfte wohl gegen 5000 bis 6000 Grad Celsius erreichen. Das sind Hitzegrade, bei denen unter normalen Verhältnissen kein Stoff im festen Zustand verharren kann, sondern verflüssigt und schließlich vergast wird. Man könnte, ausgehend von der Temperatur der Erde, meinen, daß unter ihrer festen Schale eine flüssige Zone und im Innern ein gasförmiger Kern sich befinde. Und wenn wir annehmen, daß die enormen Drucke im Erdinnern die Verflüssigung und Vergasung der Materie nicht zu verhindern vermögen — was nicht unwahrscheinlich ist —, so läßt sich vom physikalischen Standpunkt aus gegen eine solche Meinung nichts einwenden. Indes wäre es völlig verfehlt, sich das gasförmige Erdinnere vorzustellen von der Beschaffenheit dessen, was wir im täglichen Leben als Gas zu bezeichnen pflegen, etwa beweglich und dünn wie Luft, oder bei der flüssigen Zone unter der Erdkruste an bewegliche Flüssigkeiten wie Wasser oder den zäheren Teer zu denken. Die Drucke im Erdinnern sind vielmehr so groß, daß die Materie, in welchem Aggregatzustand immer sie sich befinden mag, vollkommen unbeweglich und derart zusammengepreßt ist, daß sie sich in physikalischer Hinsicht verhält wie ein fester Körper. Wäre also das Erdinnere wegen der dort herrschenden Temperatur gasförmig zu nennen und besteht es, wie wegen der hohen Dichte angenommen werden muß, aus Schwermetallen, so sind diese „vergasten" Schwermetalle so verdichtet zu denken, daß sie das kleinste Volumen, die größte Dichte schon besitzen, die jene Stoffe im festen Zustand überhaupt anzunehmen imstande sind. Es ist also fast müßig, sich den Kopf darüber zu zerbrechen, ob das Erdinnere fest, flüssig oder gasförmig ist, denn die Physik der Erdoberfläche macht uns nicht bekannt mit Zuständen, denen die des Erdinnern ähnlich wären, und die Erfahrungen des Alltags reichen nicht aus, um uns von ihnen zutreffende Vorstellungen zu bilden.

Wir knüpfen daher an die Ergebnisse der Geophysik an, die uns lehrt, daß sich die Erde wie ein vollkommen starrer Körper verhält (und zwar ist sie viermal so starr wie Stahl!). Die Materie im Erdinnern befindet sich schon in

Digitized by Google

einem derartigen Zustand der Verdichtung, daß eine weitere Verdichtung, etwa durch Kontraktion, durch Schrumpfen als Folge der Erdabkühlung, ausgeschlossen erscheint.

Mit diesen Verhältnissen hat der Geologe zu rechnen, wenn er daran geht, jenen Kräften und Ursachen nachzuspüren, deren Wirkungen im Relief der Erde sichtbar sind. Und nicht kann er weiterhin, so bequem dies wäre, mit der durch ihre Einfachheit gewiß bestechenden Kontraktionshypothese arbeiten, die früher, als man von der Physik der Erde und ihrer Teile so gut wie nichts wußte, die Entstehung der großen Formen der Erdoberfläche und ihrer Struktur wohl begreiflich zu machen schien, sich heute aber als der physikalischen Voraussetzungen entbehrend herausgestellt hat. Sie hat in der Tat die vielen schwierigen Fragen, die mit der Gebirgsbildung, d. h. der Entstehung der Reliefformen und der Strukturen innerhalb der labilen Zonen, sowie mit der Entstehung der Ozeane und Kontinente in Zusammenhang stehen, als völlig ungelöste Probleme hinterlassen.

Noch eine andere für die Geologie fundamentale Frage ist von den Geophysikern aufgegriffen worden, die Frage nämlich, ob unter der erstarrten Erdkruste eine Zone flüssigen Gesteins, sogenannten Magmas, vorhanden sei, ob also eine Magmazone existiert oder nicht. Die geologischen Beobachtungen auf der Erde zwingen dazu, das Vorhandensein von Magma unter der Kruste anzunehmen. Die Existenz von Vulkanen, von Feuerbergen, aus denen geschmolzenes Gestein, Magma, in verschiedenen Formen austritt, allein würde nicht unbedingt jene Annahme rechtfertigen, denn die heutigen Vulkane wie die der Vorzeit liefern sehr verschieden zusammengesetzte Massen, aus deren Erstarrung sehr verschiedene Eruptivgesteine hervorgehen. Die Vulkane werden nicht direkt gespeist aus der Magmazone, sondern aus zahllosen separaten Herden, Magmakammern, die innerhalb der Erdkruste stecken. Wie solche Magmakammern aussehen, kann man an vielen Stellen der Erde sehen, wo das Magma bis in die Nähe der Oberfläche aufgedrungen ist, hier erstarrte und die Massen durch nachträgliche Abtragung bloßgelegt worden sind. Es sind meist unregelmäßig begrenzte Körper von Eruptivgestein, sogenannte Stöcke, die sehr verschiedene, oft erstaunliche Größe besitzen. Freilich muß das Magma in die Kruste aufgedrungen sein, wenn es in dieser Stöcke, Vulkanherde bilden soll. Seine Herkunft kann nur in größerer Erdtiefe gesucht werden. Jenes Aufdringen nennt man Intrudieren, die Eruptivkörper innerhalb der Erdkruste Intrusionen. Reichen deren Fortsätze bis an die Erdoberfläche, so kommt es zu Magmaergüssen, zur Effusion von Laven, wie wir das an Vulkanen beobachten. Es liegt auf der Hand, daß nicht notwendig jede Intrusion zur Effusion führen muß; die Erfahrung lehrt in der Tat, daß das Magma durchaus nicht immer bis zur Erdoberfläche aufdringt, sondern — man kann sagen: in der Mehrzahl der Fälle — als Intrusion innerhalb der Erdkruste stecken bleibt. Vulkane sitzen also auf Intrusionen auf, das Fehlen von jenen beweist jedoch keineswegs das Fehlen von diesen.

Digitized by Google

Allein die weltweite Verbreitung von Intrusionen, von denen ja nur ein kleiner Bruchteil wirklich sichtbar ist, setzt eine ebenso ausgedehnte Magmazone voraus. Jeder Zweifel aber über ihre Existenz wird beseitigt durch die Erfahrung, daß eisenreiche, spezifisch schwere Eruptivgesteine von der Zusammensetzung etwa des Basaltes auf der ganzen Erde auftreten, unbekümmert um den jeweiligen Aufbau der Erdkruste, die ganz andere Zusammensetzung, nämlich annähernd die des Granites, hat und spezifisch beträchtlich leichter ist als der Basalt. Danach ist es nicht gut möglich, in den basaltischen Eruptivgesteinen, die Fremdlinge auf der Erdoberfläche sind, etwas anderes als Fortsätze einer basaltischen Magmaschicht, der einheitlichen Magmazone, zu erblicken. Bemerkenswerterweise ist es gelungen, die Mehrzahl der anders zusammengesetzten Eruptivgesteine zurückzuführen auf ein basaltisches Stammagma, von dem sich einerseits infolge komplizierter Prozesse verschieden zusammengesetzte Komponenten oder Teilmagmen abgespalten haben, und das andererseits durch Aufnahme von Stoffen der Erdkruste in seinem chemischen Bestand vielerorts der Zusammensetzung der letzteren ähnlich geworden ist.

Wir zweifeln nicht an der Existenz der Magmazone, aber man darf sie sich keineswegs vorstellen flüssig in der Art der Laven, die aus Vulkanen austreten, sondern im höchsten Maße unbeweglich und komprimiert. Die Verdichtung des Magmas unter der Last der Erdkruste ist so groß, daß die von Geophysikern nach überaus feinen und empfindlichen Methoden ausgeführten Untersuchungen das Ergebnis zeitigten, eine Magmazone von irgendeiner Ausdehnung und der flüssigen Beschaffenheit der vulkanischen Laven oder des Teers oder selbst des Fensterglases (das in physikalischer Hinsicht auch eine Flüssigkeit ist) existiere nicht. Die Starrheit der Erde wird nicht merklich gemindert durch die geringere Starrheit, wie sie eine flüssig gedachte Magmamasse besitzen müßte.

In geologischer Hinsicht ist dieses Ergebnis von größter Bedeutung. Es lehrt, daß kein Teil der Erdkruste befähigt ist, infolge seines Gewichtes von selbst in die Magmazone einzusinken. Hieran hindert die Kruste ihr geringeres spezifisches Gewicht — kein Körper kann in eine spezifisch schwerere Unterlage, auf der er schwimmt, tiefer sinken, auch wenn jene Unterlage wirklich flüssig ist —, daran hindert sie weiter die Unnachgiebigkeit der im höchsten Maße verdichteten Magmazone. Es ist darum auch nicht daran zu denken, daß in die Magmazone spontan einsinkende Krustenteile das Magma vorpressen könnten und so, wie vielfach geglaubt wird, die Erscheinungen des Vulkanismus: Intrusion und Effusion erzeugen.

Auf der anderen Seite muß ein Nachlassen des Druckes über der Magmazone in dieser beträchtliche physikalische Veränderungen hervorrufen. Das Magma muß sich zunächst ausdehnen; es wird ferner beweglich, und das um so mehr, je mehr der das Flüssigwerden verhindernde Druck nachläßt. Noch ein anderes muß geschehen: erfahrungsgemäß ist das Magma ein Gemisch der verschiedensten flüssigen Stoffe, in denen große Mengen verschiedener Gase

Digitized by Google

gelöst enthalten sind. Soweit die Elemente dieses Gemischs in der Magmazone Verbindungen bilden, sind es solche, die unter dem dort herrschenden Druck ein kleinstes Volumen besitzen. Läßt nun der Druck nach, so zerfallen jene Verbindungen, es entstehen neue, die ein größeres Volumen besitzen. Dazu werden die Gase befreit, die nur unter hohem Druck im Magma gelöst bleiben können; sie gehen untereinander und mit flüssigen Komponenten solche Verbindungen ein, die entsprechend dem geringer werdenden Druck wieder größeren Raum einnehmen als die Komponenten für sich allein. Es ist mit einem Wort das Volumgesetz in Kraft, welches aussagt, daß die Materie solche Verbindungen bildet, die unter dem gegebenen Druck das kleinste Volumen besitzen. Bei Druckentlastung setzen somit im Magma chemische Reaktionen größten Maßstabes ein, die alle in der Richtung der Vergrößerung des Volumens verlaufen müssen. In der Regel sind solche Reaktionen mit der Erzeugung außerordentlicher Wärmemengen verbunden. Fassen wir zusammen: durch Druckentlastung vergrößert das Magma nachhaltig sein Volumen, es wird heißer und auch dadurch leichter flüssig, es wird eruptionsfähig, wie man sich ausdrückt. Überall dort also, wo der Druck über der Magmazone nachläßt, da muß es ansteigen und dringt gewaltsam, wenn auch langsam, in die Erdkruste ein. Hierzu genügt, daß sich an irgendeiner Stelle ein Riß in den tieferen Teilen der Kruste auftue. Er wird zur Aufstiegsbahn des Magmas, das den Riß gewaltsam erweitert: die Intrusion ist im Gange.

Diese Ergebnisse der Geophysik und physikalischen Chemie lassen sich folgendermaßen zusammenfassen:

Die Erdkruste besitzt nicht die Eigenschaft eines festen Gewölbes, das sich selbst tragen könnte, sondern sie lastet willenlos ihrer Unterlage auf; sie „schwimmt" auf ihr. Diese Unterlage ist die hochkomprimierte Magmazone. Die Kruste ist ferner, das geht aus dem Vorstehenden unmittelbar hervor, nicht befähigt, eigene Bewegungen auszuführen, sich etwa von ihrer Unterlage zu entfernen, wie ein Stück Tuch, das sich, auf ebener Tischplatte zusammengeschoben, von dieser abhebt, oder selbständig in ihre Unterlage einzusinken, diese wie Wasser oder wie eine andere im Sinne des täglichen Lebens bewegliche Flüssigkeit vorpressend.

Damit sind dem Geologen die physikalischen Grundlagen gegeben, auf denen er weiterbauen muß und kann und die bei keiner Erörterung über die möglichen Entstehungsursachen der Gebirge und ihrer Struktur außer acht gelassen werden dürfen. Lehrt die Erfahrung, daß Krustenteile sinken, andere steigen, so kann jenes nur über schwindender, dieses über schwellender Unterlage geschehen, und zwar müssen Schwinden und Schwellen der Unterlage die Ursache, die sichtbare Bewegung der Kruste die Folge sein. Die letztere wird passiv von ihrer Unterlage getragen und spiegelt deren Bewegungen wider.

Es hat sich nun in der Tat gezeigt, daß die Erdkruste sich bewegt, nicht als Ganzes, sondern einzelne Teile von ihr; die Schollen bewegen sich gegeneinander. Die Bewegungen sind so rasch, daß schon innerhalb kurzer Zeiträume

Digitized by Google

beobachtbare Verschiebungen der Krustenteile gegeneinander festzustellen sind. So hat man z. B. in Skandinavien gefunden, daß diese Halbinsel im Durchschnitt um 1 Meter in 100 Jahren emporsteigt. Die Hebung ist landein größer als an der Außenküste; es handelt sich also um eine Aufwölbung. Die Krustenverschiebungen, die sich seit dem klassischen Altertum in den Mittelmeerländern vollzogen haben und die man besonders entlang den Küsten verfolgen kann, an denen hier Bauwerke unter den Meeresspiegel geraten sind, an anderen Orten Hafenanlagen heute unbenützbar landein liegen, erreichen schon größere Beträge. Je weiter wir in der geologischen Geschichte zurückgehen, desto beträchtlicher werden die feststellbaren Krustenverschiebungen. Diese Sachlage ist ganz selbstverständlich, denn je länger eine Bewegung von bestimmter Schnelligkeit andauert, desto größer ist das Resultat, das sie erzielt. Was wir heute an Krustenverschiebungen unmittelbar messend verfolgen, sind eben nur die letzten, überaus kurzen Abschnitte von Bewegungsvorgängen, die seit langem vor sich gehen und noch lange vor sich gehen werden, und wir werden nicht erwarten, daß in der winzigen Spanne Zeit, die menschlicher Beobachtung zur Verfügung steht, große Umwälzungen auf der Erde Platz greifen können. Denn, sind die Krustenbewegungen auch rasch im geologischen Sinn, so sind sie doch unmerklich für den Menschen.

In der Regel wird diese Sachlage mißverstanden und geglaubt, daß — da heute sich scheinbar nichts rührt — die nach menschlichem Ermessen gewaltigen Krustenverschiebungen, die z. B. zur Auftürmung hoher Gebirge geführt haben, ganz der geologischen Vergangenheit angehören, und man stellt diese als eine Zeit der Erdrevolution der bewegungsarmen oder -losen Gegenwart gegenüber. Eine solche Vorstellung ist inkorrekt. Jene großen Krustenverschiebungen sind das Ergebnis von unendlich vielen kleinen Einzelwirkungen, die sich im Laufe sehr langer Zeiträume summieren, und was wir heute an Bewegungen der Kruste beobachten, ist nichts anderes als eine einzige von jenen Einzelwirkungen. Wir haben nicht den leisesten Grund zu der Annahme, daß die Krustenbewegungen heute ruhen oder früher rascher vor sich gingen als heute, daß z. B. die Aufwölbung der Alpen jemals in einem anderen Tempo erfolgte als gegenwärtig, da man feststellen konnte, daß die Fixpunkte des bayerischen Triangulationsnetzes am Rande der Alpen dem Fixpunkt München in den letzten hundert Jahren um 26 Zentimeter nähergerückt sind.

Das Andauern der Krustenbewegungen in der Gegenwart wird angezeigt u. a. auch durch die Erdbeben. Sie treten auf dann, wenn die bewegte Kruste in sich Spannungen ansammelt, die zu örtlichem Zerreißen führen, welches als Erschütterung des Bodens gefühlt wird. Wie wenn ein Stab durch Biegung gespannt wird und zerbrechen kann. Er muß aber nicht zerbrechen. So sind auch die Erdbeben keine regelmäßigen Begleiter der Krustenbewegungen, sondern nur gelegentliche Folgeerscheinungen, die freilich so häufig eintreten, daß die Erde fast ohne Unterlaß zum Erzittern gebracht wird. Wo aber Erdbeben auftreten, da zeigen sie das Vorsichgehen von Krustenbewegungen

Digitized by Google

an, sie sind deren Indikatoren. Andererseits aber spricht das Fehlen der Beben keineswegs für ein Ruhen der Kruste. Naturgemäß treten Erdbeben dort am häufigsten auf, wo die Krustenbewegungen besonders lebhaft sind. Das ist, wie schon erwähnt wurde, in den Gebirgsgürteln der Erde der Fall.

Wir wollen nun die labilen Zonen näher ins Auge fassen. Die Elemente, die sie erfüllen, und deren innerer Bau sind, geologisch gesprochen, jugendliche Schöpfungen. Teilt man die Entwicklungsabschnitte der Erde, aus denen uns Reste von Lebewesen als Versteinerungen erhalten sind, in ein Altertum (Paläozoikum), ein Mittelalter (Mesozoikum) und eine Neuzeit (Känozoikum), so reicht die Entstehung der heutigen Aufwölbungen und Einsenkungen innerhalb der Gebirgsgürtel bis in die Mitte des Mittelalters zurück. Aber erst in den späten Abschnitten ihrer langwierigen Geschichte wurden die Gebirge zu Aufragungen. Hierbei ist folgendes zu beachten: auf der Erdoberfläche sind Kräfte am Werk, die an der Zerstörung der Gesteine arbeiten und durch das Fortführen der Zerstörungsprodukte von den Aufragungen diese zu erniedrigen, durch das Zuführen jener Stoffe nach den Einsenkungen diese zuzuschütten trachten. Je höher die Aufragung, desto lebhafter auch ist ihre Abtragung. Die nivellierenden Kräfte der Abtragung sind folglich den Krustenbewegungen entgegengerichtet, und sie beginnen ihre Arbeit, sobald ein Krustenteil der Atmosphäre ausgesetzt wird. Die Krustenbewegungen müssen also rascher vor sich gehen als die Abtragung und Aufschüttung zu arbeiten vermögen, wenn diesen entgegen Erhebungen und Einsenkungen entstehen sollen. Ein Gebirge erscheint nur darum als Aufragung, weil seine Emporwölbung rascher geschieht, als Verwitterung und Abtransport der aufgelockerten Gesteinsmassen vor sich gehen können, und eine Einsenkung, etwa eine Saumtiefe, kann nur darum als solche sichtbar werden, weil das Sinken der Kruste hier rascher sich vollzieht als die Zuführung von Gesteinstoffen, als ihre Zuschüttung. Aus der Tatsache also, daß die Gebirge und die sie säumenden Einsenkungen erst während der geologischen Neuzeit — und zwar wesentlich während deren späteren Abschnitte — zu heutiger Form sich auswuchsen, entnehmen wir, daß die Krustenbewegungen in den labilen Zonen an Schnelligkeit, wir sagen: an Intensität gewonnen haben. (Schluß folgt)

Digitized by Google

Aus dem Lager der Besiegten

Briefe Franz v. Roggenbachs aus den Herbsttagen der ersten deutschen Einheitsbewegung

Von

Paul Wentzcke

(Fortsetzung)

Lieber Freund! Berlin, 10. Juli 1849

Ich sollte Ihnen eigentlich gar nicht mehr schreiben. Denn Sie verdienen die Ehre meines Briefes wirklich nicht, nachdem Sie 3 lange Wochen vorüber gehen ließen, ohne mir ein Wort zukommen zu lassen.[1]) — Quousque tandem abutere Catharina (!) patientia nostra? Spannen Sie den Bogen meiner Langmuth nicht zu weit, er könnte brechen. — Weil er dies aber noch nicht gethan, so will ich noch einen letzten Versuch machen, Sie zu retten und Ihnen meinerseits das Wenige, was Sie interessiren kann, berichten. — Denn daß es unausstehlich warm ist, werden Sie aus eigener Erfahrung vielleicht schon wissen, und ich kann von dieser mich augenblicklich am meisten afficirenden Erscheinung schweigen.

Mit der Politik geht es aus diesem physischen und hundert andern Gründen gar nicht mehr. Die Erschlaffung ist so groß, daß die Geburt des Kindes der 3 Kronen[2]) dadurch sehr in Frage gestellt wird. — Zwar ist die Gefahr eines allzu raschen Umschlages in der preußischen Politik beseitigt. — Von der Pfordten[3]) hat keine seiner verlangten Modificationen durchgesetzt. — Auch die Abreise von Radowitz dürfen Sie nicht aus einer Ungnade erklären, wobei es mit dem, was ich Ihnen früher schrieb, immerhin seine Richtigkeit hatte. Daß derselbe übrigens jetzt seine Hände von seinem Werke zurückzieht, nachdem er den Ruhm der Aussaat geschnitten, und nicht wartet, daß etwa ein schlechter Erfolg die Richtigkeit seiner Conception Lügen straft, mögen Sie auslegen, wie Sie für gut finden. — Ich fürchte sehr, man hört einen schönen Tag über die Ungeschicklichkeit in der Ausführung klagen und den Beweis führen, daß das Huhn unschuldig sey, wenn es ein Windei gelegt hat. Unterdessen miethet man ein Haus in Erfurt.[4]) Das Gebräu ist jedenfalls auf einer Zwischenstation zwischen Himmel und Hölle gemischt; denn ganz entschieden wahr ist es, daß Sachsen und Hannover ihren endlichen Beitritt abhängig gemacht haben von dem Beitritte **aller** Staaten des deutschen Bundes von 1815. — Die Vertreter beider Kronen springen daher auch auf die wunder-

[1]) Bunsen war selbst am 11. Juni nach London ins elterliche Haus zurückgekehrt.
[2]) Drei-Königs-Bündnis zwischen Preußen, Sachsen und Hannover.
[3]) Bayerischer Ministerpräsident.
[4]) Zur Vorbereitung zum Parlament der Unionsverfassung.

Digitized by Google

lichste Art von der Stange ab, wenn von dem einzigen Bevollmächtigten der 28 Staaten, der über ihre Intriguen erst möglichst spät Zutritt zum Verwaltungsrath erlangte, von Baden, irgend wie die Miene angenommen wird, als sey es ernstlich mit dem Vertrage vom 26ten Mai gemeint. Die Bevollmächtigten von Hessen, Thüringen usw. haben ihren Eintritt gegen den Widerstand der 2 Königreiche, deren Prätentionen von Preußischer Seite nur sehr schwach entgegengetreten wird, noch nicht bewerkstelligen können und es fehlen daher die treibenden Kräfte noch sehr.[1]) — Man sprach, freilich nicht von der Seite, welche nur lächelnd über dem Entwurfe gesehen wird, — der Reichstag solle im October zusammenkommen, und Radowitz selbst machte Dusch Hoffnung auf eine Versorgung bis zu jener Zeit. — Ich meinestheils zweifle zwar keineswegs, daß ein Reichstag bis zu jener Zeit zusammenkömmt. — Nur nicht so bald. — Zwischen gestern und heute sind nun Smidt, Mosle, Seebeck[2]) angekommen. Die Syndici Elder u Banks wie auch Min. Stein[3]) werden erwartet. Von Churhessen ist der Ob. Steu. Dir. Pfeuffer da. — Dieses Armeecorps wird nun die Aufgabe haben in die zähe Masse etwas Fluß zu bringen. — Von der Pfordten hat bei seiner Anwesenheit sich bemüht, Preußen zur Gründung einer neuen Provis. Centralgewalt, die von ihm und Oestreich gemeinsam geführt werden soll, zu bewegen. Man wollte sich hier aber nur dann darauf einlassen, wenn man zugleich Garantien über ein künftiges Definitivum bekommen konnte. — Diese wollte begreiflich Bayern u Oestreich nicht geben, denen an der Verhinderung dieses Definitivums alles gelegen ist. — Die Stimmung zwischen beiden Regierungen ist daher sehr gereizt und das Armeecorps, das bei Erfurt zusammengezogen wird, soll vorherrschend die Bestimmung haben, etwaigen Bayerischen Ansprüchen (die, wie man gewiß weiß, nach Beendigung des ungarischen Krieges grade von ihm in umfassendster Weise erhoben werden sollen), zu begegnen.

Indessen unterhandelt man hier immerwährend am schleswigschen Frieden. — Schleinitz äußerte neulich triumphirend gegen die Prinzessin v. Preußen, sie möge nur ihrem Manne schreiben, in ein paar Tagen sey der Friede abgeschlossen, zu dessen Herbeiführung Hr. v. Heintze nun auch anwesend ist. — Tags darauf kam die Nachricht der Calamität von Fridericia. — Man sieht übrigens holst. Seits die Sache jezt so an, daß jede definitive Entscheid(un)g der Streitfrage ungünstig für die Herzogthümer wäre und nur ein erträglicher Status quo bis zur Erledigung der Thronfolge in Dänemark mit geeigneter Personalbesetzung angestrebt werden müsse. Dies ist gewiß das vernünftigste. — In der russischen Gesandtschaft ist großer Verschmach, daß Bar. Budberg so jung an Jahren berufen ward Meyendorff temporär zu ersetzen. Letzterer, der eine russische Diplomaten-Badereise antrat, übrigens ernstlich

[1]) Vgl. dazu auch die von mir 1917 herausgegebenen Briefe des thüringischen Bevollmächtigten Moritz Seebeck: Thüringische Einigungsbestrebungen im Jahre 1848.

[2]) Die Bevollmächtigten Bremens, Oldenburgs und Thüringens.

[3]) Vertreter Lübecks, Hamburgs und Koburg-Gothas.

Digitized by Google

an dem holst. Frieden arbeitete, war selbst darüber piquirt, die beiden Gesandtschaftsräthe Vegesack u Glinka aber nahmen alsbald Urlaub. Budberg machte die Conquête des Kaisers. —

Meinhardt Hotel ist Stand und Hauptquartier der Bevollmächtigten. Daher ist der Aufenthalt ganz angenehm. Sonst ist mir alles, was ich mit Baden zusammenbringen konnte, ziemlich fatal. Die Geschichte dort ist zu ekelhaft — und ich wäre immer noch eher geneigt in preußischen Geschäften zu wühlen als in Badischen. — Das Interesse der Stellung muß man aber mitnehmen. Von der Gothaer Versammlung hätte ich gewunschen, daß sie einen kleinen Anstoß zu neuer Agitation auf Berufung des Reichstages gegeben hätte. — Es war viel mehr daran gelegen, hinter die schläfrige Thätigkeit des Verwaltungsrath als hinter die einzeln Regierung ein bewegendes Feuer zu machen. — Letztere treten doch bei, wohl oder übel. Die Schwierigkeiten, welche ein Widerstreben der Stände macht, mußten mit oder gegen den unpatriotischen Willen der letztern geräumt werden. Das Wahlgesez, das der Zustimmung der letztern nicht entzogen werden kann, nachdem man sich einmal vor dem durchgreifenden Octroyiren der Verfassung scheute, ist glücklicherweise so unpraktisch, daß der Verwaltungsrath, der dasselbe formell festhält, um nicht die Möglichkeit zuzugeben, durch Zulassung dieser einen Infraction des Entwurfes auch andern, namentlich bayrischen Modifikationen Thür und Thor zu öffnen — nichts gegen die Veränderungen einwenden wird, zu welchen sich eine Regierung in der Anwendung, sey es aus Rücksicht für ihre Stände oder die speziellen Verhältnisse ihres Landes, veranlaßt sieht. — Wenn daher nun der Reichstag einmal zusammengekommen ist, dann macht die Sache der deutschen Einheit, vorläufig noch identisch mit der Destruktion der Einzelstaaten, jedenfalls einen Schritt weiter. Preußen hat außerdem mit großem Takte bei Abschluß des Bündnisses sich die Sicherung seines Einflusses zu wahren verstanden. — Auch das ist ein Schritt, und zwar der beste, zur Verwirklichung der deutschen Einheit. — Wollte der Himmel nur, daß es diese Positionen ebenso gut gebrauche als es geschickt dieselben zu wählen verstanden hat. Daß die Verfassung vom 28 Mai wirklich ins Leben trete, glaube und hoffe ich kaum; ich wüßte auch wirklich nicht, was mit anfangen. — Ist denn das Machwerk viel besser, als das vom 28ten März. Täuschen wir uns doch darüber nicht, daß nicht alles, was mit gutem Willen und leidigem Verstande angestrebt wird im Interesse der Einheit, dieselbe auch sichere. — Zu Stande wird sie kommen und mit jedem Tage thun wir einen Schritt zu der Realisation derselben. — Nur erreichen wir sie nie auf dem vorausüberlegten, ins Kleine ausgespitzten Wege, nie auf dem Wege der Legislation, ehe das harte zähe Leben unsere Zustände sie voraus darstellt. — Dann mag der Ausdruck, die Codification, des geltenden Rechts hinzukommen . . .[1])

[1]) Es folgen wieder Einzelanweisungen über die Nachsendung der in Frankfurt zurückgebliebenen Sachen Roggenbachs.

Digitized by Google

Adieu. — Grüßen Sie Eichmann vielmals — der kleine Mann soll machen, daß er hierherkommt. Verlorene Posten muß man aufgeben ...

Schreiben Sie mir doch bald; ich sehne mich etwas von Ihnen zu hören. — Mayern und Stedmann viele Grüße, — ebenso Empfelungen ihrem Bruder und seiner Frau. — Vor andern aber Helferich, dem ich nächstens schreiben werde. Dusch wird Ihnen erzählen, was hier vorgeht. —

*

(Berlin 16. Juli 1849)

Meinen besten Dank, bester Junge, für Ihre beiden Briefe und alle Mühen, die Sie sich für meine parva domestica cura gegeben haben. Ich werde nächster Tage das Weitere besorgen, für heute will ich Ihnen nur, um daß Sie sehen, daß ich kein Formalist bin, in formlosester Weise mittheilen, was Sie interessiren kann. — Ich habe ziemlich viel zu thun und voraussichtlich werden die Geschäfte, da mich das Interesse an dem, was vorgeht, in eine dauernde Stellung bei Mayn(en)bug brachten, nur noch zunehmen, wenn z. B. der Preußische Landtag zusammentritt und dann wahrscheinlich mir die ganze Sorge für das Referat, was nicht den Verwaltungsrath angeht, obliegen wird. Ich bin nur mit äußerstem Widerstreben in d(en) Badischen Nachen gestiegen und habe es grade zu in einem Anfalle von Verzweiflung über die preußische Diplomatie gethan, die sich mit dem dänischen Frieden einen neuen Schandstein gesetzt hat. — Da ließ ich alle sichern Pläne, in die preußische Diplomatie zu gehen, fahren und werde fortfahren mich von dem Schicksale, das mich bisher so wunderbar bedient hat, schaukeln zu lassen. —

Der Aufenthalt hier ist einstweilen ganz angenehm, da im Hause hier das Hauptquartier sämmtlicher Bevollmächtigter ist und man daher nicht nur über sein eignes Land, sondern über die Stimmung in ganz Deutschland sehr au courant bleibt. — Den Vertrag vom 26ten Mai haben Sie gelesen. Die Institution des Verwaltungsrathes wird vorläufig aus 4 Mitgliedern (bestehen), von denen 3 — Kanitz und Zeschau-Wangenheim[1]) — in lebhaftem Streite liegen, da die oestr. Sympathien beider letztgenannten Herrn, die die albernsten Vorschläge erneuren, um Oestreich nicht nur in d(en) Bund, sondern zum Vorsitz in dem Bund zu bringen, das preußische Herz des Verfassers der Signatur[2]) kränkten. —

Anscheinend steht man daher immer noch fest auf dem Boden der Vereinbarungen und Radowitz rechnet binnen kurzem auf Zusammentritt des Reichstags. Die Accessionen der kleinern Staaten, die nun alle angemeldet sind, stocken an Formalitäten. —

---

[1]) Die Vertreter Preußens, Sachsens und Hannovers.

[2]) Verfasser der Anfang 1849 herausgegebenen „Signatura temporis" war in der Tat Heinrich Leo: Vgl. meine Kritische Bibliographie der Flugschriften zur deutschen Verfassungsfrage 1848/51 nr. 574.

Digitized by Google

Ich fürchte, die dänische Geschichte macht es gradezu unmöglich sich anzuschließen, wo die Ehre Deutschlands nicht besser gewahrt wird. — So soll in Lübeck, Bremen u(nd) Hamburg die Stimmung über den Waffenstillstand fürchterlich gereizt sein. — Heintze, der hier war, erträgt die Catastrophe mit der verklärten Ruhe, die ihm eigen ist — Harbou war außer sich; auch Adolph Moltke u. Reventlov Altenhof waren hier. — Ich hatte von dem Preußischen Muth nie viel erwartet, zu solcher Feigheit hatte ich aber die Nachkommen Friedrich des Großen nicht verdammt geglaubt — denn daß sie Frieden machten, wo ihnen der Krieg lästig ist, finde ich natürlich; daß aber die Verblendung zu der Stipulirung odioser Bestimmungen führen konnte, über ein Land, das der freien eignen Verfügung nicht unterliegt, hatte ich nie geglaubt. — Und man handelt obendrein als negotiator gesto(rum) für Bayern!!! und invito der Centralgewalt. — Wer das in Frankfurt u(nd) München zu benutzen versteht!! Der Vertrag enthält Friedensbedingungen als Präliminarartikel u(nd) eine Waffenstillstandsconvention. Darnach wird für Schleswig eine gesonderte Administrationcommission eingesetzt, bestehend aus 1 Dänen u 1 Preußen, sub arbitrio eines Engländers in Streitfällen. — Innerhalb des Landes wird eine Demarcationslinie südlich von Flensburg bis Tondern gezogen, oberhalb welcher schwedische, unterhalb der preußische Truppen das Land besetzen. — Alsen bleibt von den Dänen besetzt. — Die Friedenspräliminarien setzen administrative u. legislative Selbstständigkeit „unbeschadet der politischen Verbindung mit der Krone Dänemark" fest und lassen mit Holstein „die nicht politischen Bande der materiellen Interessen" bestehen. — Die Erbfolgefrage soll der Entscheidung der Großmächte unterlegt werden. Bemerken Sie: Preußen unterwirft Oldenburgs Erbrecht willkürlich der Entscheidung Dritter. — Der definitive Frieden steht unter d(er) Garantie d(er) Großmächte!!! — Die Herzogthümer werden jedenfalls gegen den Frieden protestiren. — Heintze sagte nur, daß auf der Basis der Selbstständigkeit unterhandelt würde. — Die übrigen Deutschen Staaten würden aufgefordert dem Arrangement beizutreten. — Man hat hier jetzt schon wieder alle Zustände über seine eignen Thaten. — Kamptz sagte mir, wir möchten ihnen doch das odium tragen helfen. Gf. Bülow ist außer sich. — Ich kann keinem Deutschen Staate rathen sich beifällig zu äußern, wenn auch die Rücksicht auf Preußen ein beredtes Schweigen in einem Fall, wo man zu einer weitern Äußerung als Rückziehung der Truppen gar nicht veranlaßt ist, einem scharfen Tadel vorziehen lassen. — Die Ursache des schnellen Abschlusses liegt in dem ausdrücklichen Befehl des Königs, es möge die Nachricht von dem geschehenen Abschlusse schon vor dem morgigen Wahltage behufs des guten Eindruckes verbreitet werden, während man die schmachvollen Bedingungen erst nach der Wahl erfahren sollte. —

Des Königs Gesundheit giebt wenigstens nicht zu Gerede Anlaß. — Ich sah ihn noch nicht — dagegen machte ich Brandenburg's Bekanntschaft, der mir sehr wohl gefiel. Ueber des Unterhändlers Schleinitz Person ist die Anectodte

Digitized by Google

bezeichnend, daß er eines Tages laut seufzend im Salon der Pssn. von Preußen erzählte, einen größern Schrecken als bei der Nachricht des Seesieges von Eckernförde habe er lange nicht empfunden, da ihm gleich die Schwierigkeiten in den Sinn gekommen, die ein Sieg dem künftigen Frieden in den Weg legen müßte!! — Vae victoribus!!

Adieu — Grüßen Sie Stemann und sagen Sie ihm, daß er hoffentlich heute einsehen würde, warum ich so oft durch meine Prophezeiungen, die Schleswiger würden am Ende gar **nichts** erreichen, gelangweilt habe. Grüßen Sie auch Peucker, die gute Seele; ich hätte ihm längst geschrieben, wenn ich Zeit fände. Er wird wissen, daß mich Jochmus des Reichsdienstes entließ, „weil ich meine Stellung wenig dienstlich auffasse". Hier sehe ich außer Schlözer, der sehr viel arbeitet und sich um Politik gar nicht mehr kümmert,[1]) niemanden. — Er läßt Ihnen sagen, daß dies der einzige Grund seines Schweigens war. —

Schreiben Sie mir so oft wie möglich, — namentlich wie es ihrem Bruder, ihrem Vater, ihren Augen und ihrem Augapfel, ihrer Schwägerin, geht. Indessen leben Sie wohl. Ich rechne, daß Sie noch ein paar Tage in Frankfurt bleiben. — In einigen Tagen erhalten Sie daher wieder 1 Brief — dann die Antwort auf ihre andern Fragen. — Glauben Sie mir, daß Ihre Nähe mir sehr mangelt. — Ersetzen Sie mir diesen Mangel wenigstens so viel an Ihnen liegt, daß Sie manchmal in Gedanken zu mir kommen.

*

(23. Juli 1849)

Lieber Freund!

Vielen Dank für die freundliche Besorgung meiner häuslichen Angelegenheiten . . .[2])

Die Entwicklung der deutschen Angelegenheiten geht hier einen so langsamen Gang, daß man sich bedenken muß, ob man nicht eher das Wort „Stillstand" statt Gang gebrauchen sollte. — Ich schrieb Ihnen neulich meine Ansicht, daß ich fürchte, über die dänische Angelegenheit ginge der ganze künstliche Bau hier auseinander. — Nun kann man einen zweiten Grund der Befürchtung aus den dynastischen Eifersüchteleien, welche — bei Gott nicht etwa die Liebe zur deutschen Sache oder zur Frankfurter Verfassung — den Beitritt der einzeln Regierungen verzögert, weil keine im Fürstenkollegium unter oder neben sicheren Curiengenossen stehen will, hernehmen. — Zeit verloren, ist aber in dieser Sache recht eigentlich alles verloren. — Tritt keine dieser Befürchtungen in die Wirklichkeit, so hofft man auf baldigen Zusammentritt des Reichstags. — Die Bayr. Oestr. Pläne für einen gleichen Schritt fürchtet man nicht,

---

[1]) Vgl. dazu auch die Jugendbriefe von Kurd v. Schlözer 1841—1856. Herausgegeben von L. v. Schlözer. Stuttgart und Berlin 1920, die Roggenbach nie, Bunsen nur gelegentlich erwähnen.

[2]) Es folgen wieder nähere Angaben über die Nachsendung einzelner Sachen.

Digitized by Google

obgleich die Centralgewalt sich eine neue Bedeutung geben kann in Folge der dänischen Geschichte. — Der Held der Tragoedie, Schleinitz, wird, wie man bestimmt versichert, das Ministerium der ausw. (Angelegenheiten) übernehmen. — Unt. St. Sec. Bülow ginge in diesem Falle als Gesandter nach Hannover. — Von den Bevollmächtigten sind viele, nachdem sie den Beitritt erklärt haben, nach Hause gereist, um die Ratification zu betreiben, darunter Mosle, der sehr eingenommen gegen das hiesige Treiben hierherkam und ebenso sehr dafür gestimmt Berlin verließ. — Ueberhaupt zeigt sich dieselbe Wirkung hier, wie man sie in Frankfurt bemerkte: Auch der Sprödeste ward in den Ideenkreis hineingezogen und keiner, der nicht dabei zusah, versteht ihn. Trotz allem dem wird aus der Sache hier ganz und gar nichts. Bemerken Sie nur die Erbärmlichkeit. — Zuerst will man die Centralgewalt tödten, läßt ihr aber doch noch Leben genug, um in kritischen Momenten einem zu schaden, und schließlich schämt man sich nicht in der dänischen Sache sich hinter derselben zu verkriechen und ihr die Verantwortung einer unerhörten Schmach aufzubürden, welche sie hoffentlich noch Kraft genug hat, von sich abzuwälzen. — In Stettin ist die Aufregung über das Seegefecht so groß, daß die Bewohner die Marineofficiere prügeln wollten. — Gewählt hat lange nicht die Hälfte der Stettiner Urwähler. —

Der ganze Triumpf der Regierung scheint mir, falls sie auch durchweg conservative Abgeordnete bekommt, sehr inhaltlos, denn mit einer Chambre introuvable wird sie schwerlich viel Boden gewonnen haben. —

Die Truppenmärsche nach Erfurt dauern fort; fast täglich marschiert ein Bataillon durch. —

Das(s) Syndikus Banks hier ist, werden Sie wissen; er hängt noch mit Leib und Seele an der Centralgewalt, die ihre Hamburger Ausmeublirung so wenig verläugnet, daß sie die Schiffe der deutschen Marine zu Paketbooten zwischen Hamburg u(nd) New York gebrauchen will, um bei dem Mangel von Sustentationsgelder diesselben nutzbringend zu verwenden. Der Verwaltungsrath nahm indessen die Sache in die Hand. — Badens Stellung in demselben ist —, nachdem Sie die Aktenstücke alle gelesen (Geheime Artikel giebt es keine, sondern nur die Protokolle der Vorverhandlungen, welche aber auf Rechtliche Wirkung keinen Anspruch haben —) kann ich den Ausdruck gebrauchen — die verfassungsmäßige. —

Es verwendet seine Stimme, Preußen gegen Sachsen und Hannover in Schutz zu nehmen. — Canitz spielt fortwährend, weil er guter Preuße ist, die durch die oestr. bayr. Intriguen ihm angewiesene deutsche Rolle. — Es fehlt den guten Leuten vorläufig an nichts als an Muth — diese Muthlosigkeit ist größer als ihre Einsicht. — Für den Augenblick haben sie den besten Willen und wegen dieser Eigenschaft müßte man einen Wechsel des Ministeriums sehr beklagen — da nur eines aus der Parthei der neupreußischen Zeitung[1])

[1]) Die 1848 gegründete „Kreuzzeitung".

Digitized by Google

oder ein schwächliches ohne alle consequente Politik folgen könnte. — Der deutschen Sache dient aber nur der, welcher Preußen möglichst im Innern stärkt. —

Kamptz ist im Hauptquartier, (Meinhardt H.)[1]) eingetroffen; er scheint über seine Hamburger Stellung nicht sehr vergnügt. — Fischer[2]) dagegen hat sich gut gebettet. — Sein Zögling soll sehr gut gerathen, und er in Sanssouci wie in Babelsberg in gleichem Ansehen stehen. — Er ist auf alle Fälle ein sehr verständiger Mann. — Die Prinzessin von Preußen, von welcher Dusch viel wird zu erzählen wissen, lebt auf sehr gespanntem Fuße mit dem Hofe ihres Schwagers. Sie ist sehr unglücklich über den Untergang ihrer Hoffnungen, denn sie hat — und deshalb gefällt sie uns — noch Ehrgeiz und Leidenschaften. Dabei ist sie aber auch Frau durch und durch. Schlözer geht ziemlich viel hin und ist sehr enthusiasmirt von ihr — sonst sieht er schwärzer wie schwarz und vergräbt sich immer tiefer in Letten und Esthen. —

Schreiben Sie mir etwas über Sievekings jetzige Stellung! Bismark ist hier, er scheint auf der Passe nach einer Stelle. — Ich meinentheils gebe es immer weniger auf in preußische Dienste zu treten, je mehr ich sehe, von wie unbedeutenden Menschen die Welt regiert wird. Ich habe gestern bei einem Diner in Sanssouci 4—8 der preußischen Diplomatengrößen in schönster Uniform bewundern können, — bilde mir aber doch ein, daß ich trotz meines einfachen bürgerlichen Frackes die Sachen etwas besser treiben würde. Adieu. — Ich will den Brief nicht der Gefahr einer nochmaligen Verzögerung aussetzen, sonst würde ich Ihnen schreiben, welchen Eindruck mir die P. v. Preußen machte, zu der ich diesen Abend gehe. — Somit muß ich dies auf ein andermal versparen. Gehen Sie mir nur nicht durch in Frankfurt, bevor ich Ihnen die lange versprochne Epistel geschmiedet habe. — Sie können sich ja immer nützlich beschäftigen, wenn Sie mir viel und oft schreiben, vor allem, wie es Ihnen und den Ihrigen geht. — Die Gefahr, von der sie sprachen in Betreff der Stellung ihres Vaters, scheint nun vorübergezogen zu sein. — Adieu mein lieber Junger; Grüßen Sie Peuker und Stemman. Daß Meyern hinter den Akten sitzt habe ich von Min. Stein erfahren. — (Schluß folgt)

---

[1]) Meinhardts Hotel in Berlin.

[2]) Oberst Fischer, Militärgouverneur des Prinzen Friedrich Wilhelm, war auch in Frankfurt eine Zeitlang tätig gewesen. Roggenbach hat über diese seine erste Bekanntschaft mit dem späteren Kaiser Friedrich in einer Niederschrift berichtet, die Heinrich v. Poschinger, Franz v. Roggenbach und Kaiser Friedrich in der „Deutschen Revue", Jahrg. 35, März 1910, mitteilt.

Digitized by Google

Literarische Berichte

Die Sonnenjungfrau. Roman aus dem Kaiserreich Tahuantinsuyu. Von Otfrid v. Hanstein. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Geb. M. 22.—.

Der vorliegende Band bildet in gewissem Sinne ein Gegenstück zu des gleichen Verfassers früher erschienenem Roman: „Die Feuer von Tenochtitlan". Führte uns dieser in das Mexiko der vorspanischen Zeit, so versetzt uns die „Sonnenjungfrau" in das Reich der Inkas von Peru, einige Jahrhunderte vor der Eroberung durch die Spanier, in eine zwar entlegene und verschollene Kulturepoche, die aber für uns Europäer immer etwas eigentümlich Fesselndes, den Reiz des Geheimnisvollen und ganz Andersartigen hat. Mit dem Fleiß des Gelehrten hat Otfrid v. Hanstein auch diesmal alles gesammelt, was von jener Kultur noch erhalten und was über sie überliefert ist; dieses Material aber hat er mit dem Blick des Dichters gesichtet und mit sicherer Hand gestaltet zu einem Bild voll unmittelbaren Lebens. Auf dem farbenprächtigen Hintergrund der fremdartigen, aber in vielem doch sehr anziehenden Kultur und großartiger Landschaftsbilder spielt sich die Handlung ab, die durch mannigfache Verwicklung und immer sich steigerndes dramatisches Tempo den Leser aufs stärkste fesselt.

Goethe. Geschichte eines Menschen. Von Emil Ludwig. Drei Bände. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf.

Wenn Goethes Leben unter dem „Gesetz der Polarität" stand, so scheint dies Gesetz auch noch über seinen Tod hinaus die Nachwelt zu beherrschen, wenn sie seine Persönlichkeit und sein Wirken zu ergründen und darzustellen sucht. Es sind wirklich Gegenpole der Auffassung und des Stils, die durch zwei Werke, wie den schon vor mehreren Jahren erschienenen „Goethe" Friedrich Gundolfs und das uns jetzt vorliegende Werk Emil Ludwigs bezeichnet werden — Gegenpole, die einerseits durch die eigentlich jede Vergleichung ausschließende Verschiedenheit der Verfasser bedingt sind, andererseits aber eben doch auch durch die ungeheure Weite des gleichsam einen ganzen Weltkörper umspannenden Phänomens Goethe. „Die" Goethe-Biographie wird nie geschrieben werden; jede Zeit wird Goethe wieder anders als eine frühere oder spätere, jede ihn aber auch von zwei und mehr verschiedenen Standpunkten aus sehen. Jede dieser Ansichten kann richtig, keine wird erschöpfend sein. Auch Ludwigs „Geschichte eines Menschen" erschöpft ihren Gegenstand nicht; sie gibt von Goethes Leben den „farbigen Abglanz", aber am Reichtum und Spiel der Farben läßt sie uns die Stärke und Reinheit des Lichtes erkennen, das von Goethes Innerstem ausstrahlt, sich über all sein Erleben und Wirken ausbreitet. — Ludwig ist das Weltkind neben dem Propheten Gundolf; sein Werk, um es kurz und scheinbar hart zu sagen, ein Feuilleton in drei Bänden. Aber dies „Feuilleton" ist nicht nur mit Beweglichkeit und ein wenig Koketterie, sondern auch mit künstlerischem Takt, der den einmal gewählten Stil sicher festhält, und mit wirklicher, ehrfürchtiger Liebe zu dem Menschen, dessen Geschichte es erzählen will, geschrieben; immer wieder gewinnt es neue Wärme und Schwungkraft nicht bloß aus dem erstaunlichen schriftstellerischen Elan des Verfassers, sondern aus der Größe und Herrlichkeit seines Gegenstandes. Und einen besonderen Vorzug hat das Buch: es ist induktiv, nicht deduktiv; es will keine „Auffassung", sondern Anschauung Goethes geben. Man mag über Einzelheiten, viele oder wenige, mit dem Verfasser rechten, so ist die Wichtigkeit der Kinderjahre, „für die es an echten inneren Dokumenten fehlt" — und „Wahrheit und Dichtung?" — ganz unbegreiflich unterschätzt; so ist Karl August in einer Weise „klein" gesehen, die heute, da wir die neue große Ausgabe des Briefwechsels zwischen Goethe und seinem Herzog haben, doch eigentlich unerlaubt ist, doppelt unerlaubt, *weil* heute in Kreisen, denen Ludwig nahesteht, alles, was mit Monarchie zusammenhängt, tief unter pari gehandelt wird; so ist Goethes Mutter und das Verhältnis des Sohnes zu ihr ganz schief aufgefaßt, weil hier Ludwig Mangel an Sentimentalität für Mangel an Wärme hält; und ganz im allgemeinen hat Ludwig überhaupt die bedenkliche Neigung, Aeußerungen und Stimmungsausbrüche Goethes zu sehr einzeln zu betrachten und darum nach der einen oder anderen Seite zu sehr als absolut gültig zu nehmen, statt sie gegeneinander abzuwägen. Sein Buch verlangt also — wie jedes stark persönliche Buch — kritische Leser; aber der kritische Leser wird dann auch neben dem Anfechtbaren das fraglos Gelungene, das Anregende und oft Fortreißende doppelt gern anerkennen und genießen. Was die eigentlich sachliche Grundlage der Darstellung betrifft, so wird auch der anspruchsvollste Goethe-„Philologe" die Garantie der Zuverlässigkeit als gegeben ansehen, wenn er im Vorwort liest, daß

Digitized by Google

Eduard v. d. Hellen, heute wohl der gründlichste und liebevollste Kenner Goethes, sich des Werkes durch „hingebende Mitarbeit und Nachprüfung" angenommen hat.

—y—

Der Untergang der Donau-Monarchie. Diplomatische Erinnerungen von Baron J. v. Szilláſſy. Berlin, Verlag Neues Vaterland, E. Berger & Co.

Ein interessanter, sehr lesenswerter Beitrag zu der immer höher anschwellenden Zusammenbruchliteratur. Der Verfasser, vor dem Kriege Botschaftsrat, später k. u. k. Gesandter in Athen, hat im Laufe seiner diplomatischen Karriere, die ihn u. a. nach Tokio, Petersburg und Konstantinopel führte, reichlich Gelegenheit gehabt, die Welt und die Menschen kennen zu lernen, und besitzt auch, was man keineswegs allen Diplomaten nachsagen kann, ein offenes, scharfes Auge und einen vorurteilsfreien, hellen Kopf. Ein Ungar, der die Erkenntnis hat — und schon vor der Katastrophe hatte! —, in der madjarischen Nationalpolitik die Hauptursache für Ungarns Zusammenbruch zu erkennen, und den Freimut, dies auch zu sagen: ein solcher Ungar ist allein schon eine Rarität. So sehr wir dem Autor im allgemeinen beipflichten müssen, so können wir aber doch nicht umhin, sein Urteil über Feldmarschall Conrad als zu hart zu bezeichnen, zumal im Hinblick auf die unbegreifliche Nachsicht, mit der er den Catilina Ungarns, Michael Károlyi, als einen „Idealisten" hinstellt; ein Urteil, mit dem er ziemlich allein stehen dürfte. Th. v. S.

Helmolts Weltgeschichte. Herausgegeben von Dr. Armin Tille. Zweite, neubearbeitete und vermehrte Auflage. 5., 6. und 7. Band. Leipzig und Wien, Verlag des Bibliographischen Instituts.

Wir freuen uns, von diesem Werke, dessen Anlage und allgemeinen Plan wir wiederholt an dieser Stelle besprochen haben, nunmehr den 5., 6. und 7. Band anzeigen zu können. Der 5. Band umfaßt, rein historisch betrachtet, die Geschichte der Römer und Italiens, sowie die der Franzosen und Deutschen bis zur Renaissance. Dabei werden größere Zusammenhänge, wie die Entstehung der Weltreiche, die Bildung der romanischen Völker, das Verhältnis zu Staat und Kirche in besonderen zusammenfassenden Aufsätzen gewürdigt, die eine allgemeine Grundlage für die reine Geschichtserzählung abgeben. Dagegen führt der 6. Band uns nach Ost- und Nordeuropa. Die zusammenhängende Darstellung der Geschichte von Böhmen und Mähren, Polen und Litauen, der ostdeutschen Kolonisationsgründungen, von Rußland und der Ukraine, der Ostsee als geschlossenen Kulturgebiets hat gerade mit Rücksicht auf die jetzige Umgestaltung der Weltkarte besonderes Interesse. Daneben enthält der Band die ältere Geschichte Englands, Schottlands und Irlands. Der 7. Band leitet nach Westeuropa zurück. Er enthält die Geschichte von Italien, Deutschland, Frankreich und England von 1350 bis 1860. Die Darstellung in diesem Bande ist besonders lebendig und fesselnd. Die Kürze und Gedrängtheit der Darstellung ist hier zum Vorteil des Werkes mit Anschaulichkeit und Frische gepaart, die selbst denjenigen fesseln muß, der der Beurteilung mancher Ereignisse, insbesondere der großen Revolutionen und Umwälzungen, nicht überall zustimmen kann. Der reiche Bilderschmuck verdient bei allen drei Bänden auch jetzt uneingeschränktes Lob. Das Kartenmaterial ist reichlicher als früher und macht beim Studium des Werkes die Benutzung des Atlas fast gänzlich überflüssig. Hoffentlich schreitet das Werk nun rasch seiner Vollendung zu. Dr. A. L.

Sie sollen ihn nicht haben! Tatsachen und Stimmungen aus dem Jahre 1840. Eine Studie von Prof. Dr. W. Deetjen. Weimar, H. Böhlaus Nachf.

In der vorliegenden Schrift handelt es sich um N. Beckers bekanntes Rheinlied „Sie sollen ihn nicht haben" usw. Wir lernen darin die Entstehung des Liedes, seine Wirkung auf Freund und Feind und sein allmähliches Verhallen kennen. Die streng wissenschaftliche literarhistorische Untersuchung kommt gerade in der heutigen Zeit einem ganz besonderen Interesse entgegen. Sie verdient daher alle Beachtung.

Dr. E. Müller.

Entscheidende Jahre. 1859. 1866. 1870. Aus meiner Kindheit und Mädchenzeit. Von Fürstin Marie zu Erbach-Schönberg, Prinzessin von Battenberg. Braunschweig, Hellmuth Wollermann (Wilh. Maus). — Geb. M. 30.—, Vorzugsausgabe M. 40.—.

Den Lesern dieser Zeitschrift werden die Bruchstücke aus den Kindheits- und Jugenderinnerungen der Fürstin Erbach-Schönberg, die wir seinerzeit veröffentlichen konnten, noch in guter Erinnerung sein; so bedarf es für sie keiner weitläufigen Empfehlung des vorliegenden Buches. Das menschlich Anziehende, die feine seelische Kultur und der schlichte Adel der Gesinnung, die aus jenen einzelnen Kapiteln sprechen, durchwärmen das ganze Buch und machen es zu einer Lektüre, die den vielen Freunden autobiographischer Literatur um ihrer

Digitized by Google

selbst willen ebensoviel Genuß bietet, wie sie für den geschichtlich Interessierten Belehrendes enthält. Nach dem überstrengen deutschen Fürstenrecht den herrschenden Dynastien nicht „ebenbürtig", steht die Battenberger Linie des hessischen Hauses doch mit den meisten europäischen Fürstenhäusern in verwandtschaftlich zum Teil sehr engen Beziehungen, und so hat die Verfasserin dieser Erinnerungen schon als Kind und Mädchen viele von jenen, die damals „Geschichte" machten, menschlich intim kennengelernt, an den Stimmungen, mit denen diese Kreise das historische Geschehen jener „entscheidenden Jahre" begleiteten, teilweise auch leiteten, selbst erlebend teilgenommen, ohne alle Frühreife, jedoch von zarter Jugend an mit klarem Blick und offenem Herzen. Es ist Geschichte „hinter den Kulissen", völlig frei von Sensationellem, aber rein menschlich aufschlußreich, historisch wichtig auch als Kulturdokument von Kindererziehung und täglichem Leben in einem deutschen Fürstenhause des 19. Jahrhunderts. —y—

Die Schuld am Weltkriege. Von Hermann Martin. Leipzig, Grunow. M. 29.—.

Das Buch ist aufgebaut auf guter Beherrschung des bei seinem Erscheinen vorliegenden, inzwischen allerdings wesentlich erweiterten Materials. Vielfach wird man ihm zustimmen können. Gänzlich ablehnen möchte ich aber die Behauptung, daß England nicht in den Krieg eingetreten sein würde, falls Deutschland die belgische Neutralität respektiert hätte. Die Haltung Greys in den Gesprächen mit Lichnowsky ist mit dieser Auffassung unvereinbar. Im ganzen aber kann Martins Darstellung als Einführung in die Fragen des Kriegsausbruchs empfohlen werden; es kann als Hilfsmittel dienen bei der Aufgabe, die ja gerade um ihrer praktischen Folgerungen willen eine der notwendigsten für uns ist, dem Schlagwort von der alleinigen Schuld Deutschlands entgegenzutreten. W. W.

Das Volk wacht auf. Dritter Roman der Trilogie „Ein Volk wacht auf". Von Walter v. Molo. Verlag von Albert Langen in München. Geh. M. 15.—, geb. M. 23.—.

Molo gibt uns hier ein Bild des deutschen Volkes in der Zeit der Schmach vor mehr als hundert Jahren. Blutvoll lebendig stellt der Dichter dar, wie dieses Volk lebt, denkt und fühlt, wie es aus dumpfer Gedrücktheit erwacht, aus quälender Zerrüttung zu sich selber findet und langsam für die Tat der Befreiung reift, bis endlich der Sturm der einigen Volkserhebung mächtig durch das Land braust. Erstaunlich ist die Fülle scharf umrissener Gestalten, unter denen markante Persönlichkeiten, wie Jahn, Fichte, Schleiermacher, Schill, Scharnhorst, Hardenberg, Gneisenau, Stein, Blücher und andere Männer des Volkes hervorragen. Molos mitreißende Begeisterung zwingt uns in seinen Bann; der aufrüttelnden Gewalt dieser kühnen, von heißem Leben durchglühten Dichtung wird keiner widerstehen.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Bauch, Prof. Dr. Bruno, Immanuel Kant. (Sammlung Göschen, 5. Band.) Berlin und Leipzig, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger, Walter de Gruyter & Co. M. 2.10.

Berendsohn, Dr. phil. Walter A., Der Impressionismus Hofmannsthals als Zeiterscheinung. Eine stilkritische Studie. Hamburg 8, Wissenschaftlicher Verlag, W. Gente. M. 3.60.

Bley, Fritz, Von nordischem Urwilde. Geschichten von Wild, Steinen und Menschenherzen. Leipzig, R. Voigtländers Verlag. Geh. M. 13.—, geb. M. 20.—.

Frobenius, Leo, Paideuma. Umrisse einer Kultur- und Seelenlehre. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. M. 17.—.

Kirchhoff, Prof. Dr. J., Die sexuellen Anomalien, ihr Wesen und Entstehen, nebst Grundzügen einer Diagnose, Prognose und Therapie unter besonderer Berücksichtigung der Steinachschen Forschungen. Frankfurt a. M., Verlag Oswald Quaß. M. 9.50.

Kranz, Otto, Der Tod im Brokat. Zwei Dichtungen aus der Renaissancezeit. München, Drei-Masken-Verlag.

Nickel, Dr. Karl Eugen, Grundriß zu einer Uebersicht-Einführungs-Vorlesung über die gesamte Wirtschafts- und Finanzwissenschaft, zugleich Wiederholungs-, Lern- und Vorprüfungsbuch zur Vor-

Digitized by Google

bereitung für das Doktorexamen u. ä. Mit einer Anleitung zum Selbststudium. Fraustadt i. Schl., Buchvertrieb von Nickel. M. 28.—.

Nötzel, Karl, Das Schicksal der Armen. Ein soziales Brevier aus russischen Schriftstellern. Einführung in den russischen Roman. Versuch einer Deutung der russischen Geistigkeit und der russischen Formgebung. München, Musarion-Verlag.

Revue de Genève, La. No. 7—11. Janvier—Mars 1921. Genève, Société Anonyme des Editions Sonor. Prix du Numéro: Suisse Fr. 4.—, Etranger Fr. 4.50.

Schmalz, Dr. Friedrich, Hauptmann a. D. Großrumänien, wirtschaftlich, politisch und kulturell. Band I der Sammlung „Auslandskunde". Gotha, Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G. M. 10.—.

Scholz, DDr. Heinrich, Professor der Philosophie, Zum „Untergang" des Abendlandes. Eine Auseinandersetzung mit Oswald Spengler. Berlin, Verlag Reuther & Reichard. M. 4.—.

Schrott-Fiechtl, Hans, Der Bauer als Wurzel der Volkskraft. Eine Plauderei. M.-Gladbach, Volksvereins-Verlag.

Schulz, Prof. Dr. O. Th., Der Sinn der Antike und Spenglers neue Lehre. Gotha, Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G. Geh. M. 3.—.

Schwartze, Karl, Wahre und abenteuerliche Lebensgeschichte eines Berliners, der in den Kriegsjahren 1807 bis 1815 in Spanien, Frankreich und Italien sich befand. Herausgegeben mit Nachwort und Anmerkungen versehen von Alexander v. Gleichen-Rußwurm. Mit alten Stichen. München, Drei-Masken-Verlag.

Schwertfeger, Bernhard, Oberst, Der Fehlspruch von Versailles. Abschließende Prüfung der Brüsseler Aktenstücke. Berlin W 8, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte m. b. H. M. 20.—.

Sieveking, Heinrich, Grundzüge der neueren Wirtschaftsgeschichte vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart. (Grundriß der Geschichtswissenschaft Reihe II, Abt. 2.) Leipzig-Berlin, Verlag B. G. Teubner. Kart. M. 7.—.

Sinclair, Upton, Der Sündenlohn. Eine Studie über den Journalismus. Eingeleitet und nach der 8. Aufl. von „The Brass Check", übersetzt von Prof. Dr. J. Singer. Leipzig, Verlag der Neue Geist Dr. Peter Reinhold. M. 28.—.

Straßers Taschenbuch der Wiener Börse 1921. Herausgegeben von Straßer & Co. Wien I, Graben Nr. 17. Kr. 40.—.

Strindbergs Werke, August. Deutsche Gesamtausgabe. Briefe ans Intime Theater. Aus dem Schwedischen übertragen von Emil Schering. Brosch. M. 23.—. Das Inselmeer. Drei Novellenkreise. Verdeutscht von Emil Schering. Brosch. M. 38.—. Ein drittes Blaubuch nebst dem nachgelassenen Blaubuch. Uebertragen von Emil Schering. Brosch. M. 38.—. München, Georg Müller Verlag.

Tappen, Generalleutnant z. D. Bis zur Marne 1914. Beiträge zur Beurteilung der Kriegführung bis zum Abschluß der Marneschlacht. Oldenburg i. O.-Berlin, Verlag von Gerhard Stalling. M. 5.—.

Waerland, Are, Die Diktatur des Proletariats. Berechtigte Uebertragung der dritten schwedischen Auflage von Fritz Arnheim. Gotha, Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G. M. 12.—.

Walther, Prof. Dr. Andreas, Das Kulturproblem der Gegenwart. Drei Vorträge. Gotha, Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G. M. 4.—.

Weil, M.-H., Commandant. D'Ulm à Jéna. Correspondance Inédite du Chevalier de Gentz avec Francis James Jackson Ministre de la Grande-Bretagne à Berlin (1804—1806). Paris, Payot & Cie.

Wendel, Hermann, Von Marburg bis Monastir. Eine südslawische Reise. Frankfurt a. M., Verlag der Frankfurter Sozietäts-Druckerei G. m. b. H. M. 15.—.

Zöllner, Rud., Die hohe Handlung. Eine Technik der dramatischen Dichtung auf organischer Grundlage. Leipzig, Xenien-Verlag.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Sechsundvierzigster Jahrgang
Jährlich 12 Hefte

Juli 1921

Preis vierteljährl. M. 15.—
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

Seite

Aus den Erinnerungen des Generalfeldmarschalls Grafen Waldersee. Kaiser und Kaiserin Friedrich. Mitgeteilt von Heinrich Otto Meisner 1

Wirkl. Geh. Rat Friedrich Edler v. Braun, Präsident des Reichswirtschaftsrates, M. d. R.: Wort und Tat in der Politik 9

Dr. h. c. **Freiherr v. Freytag-Loringhoven,** General der Infanterie a. D.: Das Glück im Kriege 11

Universitätsprofessor Dr. **J. Grober** (Jena): Die Wissenschaft der arzneilosen Krankheitsbehandlung 17

Professor Dr. **Richard Meyer** (Braunschweig): Alchemie und Alchemisten 24

Paul Wentzcke: Aus dem Lager der Besiegten. Briefe Franz v. Roggenbachs aus den Herbsttagen der ersten deutschen Einheitsbewegung 34

Geheimrat Professor Dr. **Ludwig Klein** (Karlsruhe): Über die Bedeutung der Pilze für die Volksernährung und die „restlose Erfassung" der Pilzschätze unserer Heimat 45

Professor Dr. **Otto Münch** (Darmstadt): Jugoslawien 55

Briefe von Friedr. Engels an Mutter und Geschwister. Mitgeteilt von Gustav Mayer (Fortsetzung) 59

Professor Dr. **Gerhard Budde** (Hannover): Das höhere Schulwesen im Lichte der Wandlung des Bildungsideals 72

Arnold Winkler, Professor der neueren Geschichte an der Universität Freiburg in der Schweiz: Österreich. Ein Geheimbericht an die k. k. Regierung über die kritische Lage der Habsburger Monarchie um die Jahreswende 1866/67 (Fortsetzung) 79

Literarische Berichte 90

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 95

Stuttgart **Deutsche Verlags-Anstalt** Leipzig

1921

Preis des Jahrgangs 60 Mark

Digitized by Google

Karlsruher Lebensversicherung
auf Gegenseitigkeit.
Versicherungsbestand Ende 1920:
1 Milliarde 340 Millionen Mark.
Zugang 1920: 411 Millionen Mark.
Aufnahme vom 10.—60. Lebensjahr.

UniversitätsprofessorDr. med. K., Leiter des Pharmakologischen Instituts in ... sagt u. a.: „Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer ist ein ***natürliches,*** *kohlensaures* ***Mineralwasser*** *von besonders günstiger Zusammensetzung. — Seine Heilanzeigen sind nervöse Beschwerden. Es ist ein*

seit Jahrzehnten erprobtes, ***wissenschaftlich durchaus anerkanntes,*** *heute immer noch beliebtes und gern angewandtes Heilwasser, ohne üble Nebenwirkung, etwa wie Angewöhnung, Magenverstimmung u. s. w. Der Preis ist angemessen, sogar billig zu nennen ..."*

Wildbad
Schwarzwald, 430 m ü. M.
Weltbekannter Kur- und Badeort.

Thermalbäder
Glänzend bewährt bei: Nervenleiden, Gicht, Rheumatismus, Kriegsbeschädigungen. Dampf-, Kohlensäure- und andere Bäder. Radiumemanatorium. Schwed. Heilgymnastik. Badverwaltung.

Stimmen der Zeit
Katholische Monatschrift für das Geistesleben der Gegenwart 51. Jahrgang: 1920/1921
Preis für den Jahrgang 1920/1921 *M* 48.— (und Zuschläge)
Die Bestellung kann durch die Post oder den Buchhandel erfolgen

Zeitgemässer Inhalt des neuesten (Juni-) Heftes:

Hermann Keyserlings metaphysischer Reiseroman. (S. Stang.)
Die Bekehrung. (P. Lippert.)
Kant und Schiller. Über das Verhältnis von Pflicht und Neigung. (M. Pribilla.)
Die staatskirchlichen weiblichen Anstalten Rußlands. (F. Wiercinski.)
Besprechungen über deutsche Literatur, Bildende Kunst und Nachschlagewerke.
Umschau: Eine holländische pädagogische Bibliothek. (J. Schröteler.) — Eine wissenschaftliche ästetische Zeitschrift. (O. Zimmermann.) — Die Örtlichkeit von Goethes Faustburg im Zwischenspiel Helena. (A. Stockmann.)

Herder & Co. G.m.b.H. zu Freiburg i. Br.

Digitized by Google

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT IN STUTTGART

Soeben wurde ausgegeben:

ALBERT VON HOFMANN

Das Land Italien

und seine Geschichte

Eine historisch-topographische Darstellung

Mit 14 Kartenskizzen.

458 Seiten. In Halbleinen gebunden M 54.—

Wie in seinen früheren Werken, „Das deutsche Land und die deutsche Geschichte" und die „Politische Geschichte der Deutschen", geht der Verfasser von der Topographie des Landes aus und zeigt uns, wie Gebirge und Pässe, Flußläufe und Küstenbildung bestimmend auf die geschichtlichen Begebenheiten eingewirkt haben. Wohl die Geschichte keines anderen Landes ist so sehr wie die Italiens von seiner geographischen Struktur beeinflußt worden. Alle Phasen der Entwicklung, von den ersten Anfängen bis zur Einigung unter der Herrschaft Roms, und dann wieder vom Zusammenbruch des römischen Reiches bis zur Neuzeit, werden uns an der Hand der Geographie verständlich; wo es die Örtlichkeit erfordert, erzählt Hofmann die historischen Vorgänge. Die Kunst des Verfassers, lebendig zu schildern, packend zu erzählen und überraschende Parallelen zu finden, bewährt sich in diesem Werke aufs neue.

Von A. von Hofmann sind früher in unserem Verlage erschienen:

Das deutsche Land und die deutsche Geschichte. 4.—6. Tausend. In Halbleinen gebunden M 40.—

Politische Geschichte der Deutschen. I. Band. In Halbleinen gebunden M 40.—
Das ganze Werk ist auf 4 Bände geplant.

DURCH ALLE BUCHHANDLUNGEN ZU BEZIEHEN

Unentbehrlich sind in heutiger Zeit

ZEITUNGS-NACHRICHTEN

für Großindustrielle, Industrielle jeder Art, Politiker, Schriftsteller, Künstler, Gelehrte, Verleger und sonstige Interessenten

Diese liefert aus rund 800 in- und ausländischen Zeitungen und Zeitschriften das älteste Nachrichten-Büro Deutschlands

„ARGUS"-NACHRICHTENBÜRO G. m. b. H.,

Redakteur P. Schmidt. **BERLIN SW 48,** Wilhelmstr. 118. Tel.: Lützow 6797.

Geschäftliche Mitteilung

In der Presse wird vielfach darüber geklagt, daß es gegenwärtig sehr schwer fällt, für die einzelnen Kurorte über die Preise sichere Auskunft zu erhalten, und daß auch aus den einverlangten Prospekten die heutigen Preise nicht zu entnehmen seien, weil diese meist auf dem Titelblatt die Bemerkung tragen „Preise veraltet". — Dieser Tadel trifft für **Wildbad** (Württ.) nicht zu. Der Kurverein hat mit Unterstützung des Hoteliers- und Wirtsvereins einen Prospekt aufgestellt, der sämtliche Gasthöfe und größere Privatpensionen enthält, ihre Lage, die Zahl der vorhandenen Betten und die diesjährigen Pensionspreise in ganz zuverlässiger Weise nennt. Aus diesem Prospekt geht auch hervor, daß die Pensionspreise Wildbads nicht hoch sind, denn in einem gut bürgerlichen Gasthof oder einer Privatpension ist schon für 30 Mark pro Tag ein Zimmer mit voller Pension zu bekommen. Die Notiz in der Vossischen Zeitung, „Wildbad ist teuer", trifft also nicht zu. Der Prospekt wird auf Verlangen vom Kurverein kostenlos versandt.

Digitized by Google

Dresden — Hotel Bellevue

R. RONNEFELD, Vorstand und Leiter

Weltbekanntes vornehmes Haus in unvergleichlicher Lage an der Elbe und Theaterplatz; gegenüber dem Schloß, Hofkirche, Opernhaus, Gemäldegalerie usw. **Umgebaut, vergrößert und mit allen zeitgemäßen Einrichtungen versehen.**

Großer Garten, Terrassen u. Terrassensaal a. d. Elbe.

Verträumte Städte

Deutsche Kleinstadtbilder von **Fritz Mielert.** Mit 32 Zeichnungen von Willy Neuhaus. Kart. M. 20.—, geb. M. 25.— / „Ein reizendes Buch, das den Zauber der kleinen deutschen Stadt in Text und Bild wundervoll zum Ausdruck bringt". (Halberstädter Tageblatt.)

Ferd. Dümmlers Verlag, Berlin SW 68 (Postscheck Berlin 145).

Einer der wichtigsten Beiträge zur Vorgeschichte des Krieges

erschien soeben unter dem Titel:

ERLEBTES

von

Freiherrn von Schoen

vormaligem Staatssekretär und Botschafter

In vornehmem Halbleinenband M 30.—

Von den deutschen Diplomaten, die bei Ausbruch des Weltkrieges an entscheidenden Stellen im Ausland tätig waren, ergreift nun auch Freiherr von Schoen das Wort. In seinem Buch schildert er zunächst die früheren Etappen seiner diplomatischen Laufbahn, die ihn über die Posten eines Militärattachés in Madrid, eines Botschaftsrates in Paris, des Gesandten in Kopenhagen und des Botschafters in Petersburg auf die leitende Stellung im Auswärtigen Amt führte. Mit der politischen Bedeutung der ihm anvertrauten Ämter erwuchs auch im Lauf der Jahre der Ernst der gesamteuropäischen Situation, und so war es ihm beschieden, die letzten Jahre vor dem Weltkrieg als deutscher Botschafter in Paris zu erleben. Es ist also selbstverständlich, daß Frhr. von Schoen viel und Wichtiges zu erzählen hat; und die Art, wie er erzählt, ist durchaus geeignet, uns diesen Diplomaten nicht nur als sympathischen Menschen, sondern auch als Politiker von ruhigem, klarem Blick erscheinen zu lassen. Das Buch des Frhrn. von Schoen ist als eine Veröffentlichung zu begrüßen, die zur Widerlegung der Tendenzlüge von Deutschlands Kriegsschuld sowohl als Ganzes wie in vielen Einzelheiten ein neues, wertvolles Material bedeutet.

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT IN STUTTGART

Hotel Pension Steinplatz

G. m. b. H.

BERLIN-**CHARLOTTENBURG,** AM ZOO

Haus I. Ranges in vornehmster und ruhigster Lage

Verantwortlich für den Anzeigenteil: Richard Neff in Stuttgart
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Sechsundvierzigster Jahrgang
Jährlich 12 Hefte

August 1921

Preis vierteljährl. M. 15.—
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

2 A

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

Seite

Prinz Max von Baden: Die moralische Offensive 97

Wie die Deutschen als Sieger handelten. Bericht des Generaladjutanten v. Boyen an König Wilhelm 130

Dr. Th. Arendt: Gewitter in verschiedenen Klimaten 141

Briefe von Friedr. Engels an Mutter und Geschwister. Mitgeteilt von Gustav Mayer (Schluß) 150

Paul Wentzcke: Aus dem Lager der Besiegten. Briefe Franz v. Roggenbachs aus den Herbsttagen der ersten deutschen Einheitsbewegung (Fortsetzung) 162

Universitätsprofessor D. Dr. Aufhauser: Die wichtigsten Kulturaufgaben der Mission in Ostasien 170

Arnold Winkler, Professor der neueren Geschichte an der Universität Freiburg in der Schweiz: Österreich. Ein Geheimbericht an die k. k. Regierung über die kritische Lage der Habsburger Monarchie um die Jahreswende 1866/67 (Schluß) 182

Literarische Berichte 193

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 196

Stuttgart Deutsche Verlags-Anstalt Leipzig

1921

Preis des Jahrgangs 60 Mark

Digitized by Google

Karlsruher Lebensversicherung
auf Gegenseitigkeit.
Versicherungsbestand Ende 1920:
1 Milliarde 340 Millionen Mark.
Zugang 1920: 411 Millionen Mark.
Aufnahme vom 10.—60. Lebensjahr.

Universitätsprofessor Dr. med. K., Leiter des Pharmakologischen Instituts in ... sagt u. a.: „Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer ist ein ***natürliches,*** *kohlensaures* ***Mineralwasser*** *von besonders günstiger Zusammensetzung. — Seine Heilanzeigen sind nervöse Beschwerden. Es ist ein*

seit Jahrzehnten erprobtes, ***wissenschaftlich durchaus anerkanntes,*** *heute immer noch beliebtes und gern angewandtes Heilwasser, ohne üble Nebenwirkung, etwa wie Angewöhnung, Magenverstimmung u. s. w. Der Preis ist angemessen, sogar billig zu nennen ...“*

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT IN STUTTGART

Unlängst wurde ausgegeben

Wolfgang Windelband

HERBERT BISMARCK

als Mitarbeiter seines Vaters

Geheftet M 2.75

In knapper, aber überaus anziehender Form wird hier der Anteil Herbert Bismarcks an der politischen Tätigkeit des Fürsten geschildert. Auf Grund des von ihm durchforschten ungeahnt reichen Materials kann Windelband zeigen, daß Herbert Bismarck, über den viele wegen so mancher Schroffheiten im äußeren Auftreten so ungünstig urteilten, ein ebenso reich und innerlich veranlagter Mensch, wie bedeutender Politiker von scharfem Blick und klaren Zielen war. Daß er das Tragische in dem Schicksal, der „Sohn eines großen Vaters“ zu sein, gar wohl empfunden hat, wie er es aber aus verehrungsvoller Liebe eben zu diesem großen Vater überwand, das weiß Windelband besonders anschaulich und menschlich anziehend zu schildern.

DURCH ALLE BUCHHANDLUNGEN ZU BEZIEHEN

Digitized by Google

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT IN STUTTGART

Soeben wurde ausgegeben:

Matthias Gelzer

CÄSAR

Der Politiker und Staatsmann

In Halbleinen gebunden M 32.—

Der Verfasser behandelt die Wirksamkeit des grössten und erfolgreichsten Politikers einer politisch reichbewegten Epoche und bringt sie zu lebendiger Darstellung. Cäsars Politik ist eine Kette von Wagnissen, die nach menschlicher Berechnung durchaus nicht gelingen mußten, und wir erhalten aus seinem Leben einen tiefen Einblick in die Rolle, welche in der Politik dem Glück zufällt. Die Kehrseite dieser Wahrheit lernen wir kennen in der schließlichen Katastrophe. Sie zeigt, wie die starke Einzelpersönlichkeit im Kampf mit großen allgemeinen Tendenzen unterliegt. Andererseits beweisen aber die Folgen der Katastrophe, daß Cäsars Genie die großen politischen Notwendigkeiten der Zeit richtig erkannt und ihnen für die Zukunft die Bahn gewiesen hat gegenüber dem Überlebten der feindlichen Tendenzen.

DURCH ALLE BUCHHANDLUNGEN ZU BEZIEHEN

Geschäftliche Mitteilung

Steuerersparnis durch die Lebensversicherung. Nach dem Reichseinkommensteuergesetz können am steuerbaren Einkommen abgezogen werden: „Versicherungsprämien, welche für Versicherungen des Steuerpflichtigen oder eines seiner nicht selbständig veranlagten Haushaltungsangehörigen auf den Todes- oder Lebensfall gezahlt werden, soweit sie den Betrag von 1000 Mark jährlich nicht übersteigen." Wer also eine Lebensversicherung abgeschlossen hat, spart Steuer durch Abzug der Prämie am steuerbaren Einkommen. Die Ersparnis ist bei den heutigen Steuersätzen sehr erheblich. Wenn zum Beispiel ein steuerbares Einkommen von 25000 Mark vorhanden ist, beträgt bei einer Jahresprämie von 1000 Mark die Steuerersparnis jährlich 200 Mark = 20 Prozent der Jahresprämie, also in 30 Versicherungsjahren 6000 Mark.

Durch die Steuerersparnis ermäßigen sich die Kosten der Lebensversicherung. Diese wird dadurch eine besonders günstige Geldanlage. Das ist einer der Gründe für den großen Aufschwung, den die Lebensversicherung besonders im Jahre 1920 genommen hat. So wurden zum Beispiel bei der Karlsruher Lebensversicherung auf Gegenseitigkeit im Jahre 1920: 37342 Anträge über 502 Millionen Mark gestellt. Der Gesamtversicherungsbestand der Anstalt betrug Ende 1920 1 Milliarde 342 Millionen Mark.

Digitized by Google

Dresden — Hotel Bellevue

R. RONNEFELD, Vorstand und Leiter

Weltbekanntes vornehmes Haus in unvergleichlicher Lage an der Elbe und Theaterplatz; gegenüber dem Schloß, Hofkirche, Opernhaus, Gemäldegalerie usw. **Umgebaut, vergrößert und mit allen zeitgemäßen Einrichtungen versehen.**

Großer Garten, Terrassen u. Terrassensaal a. d. Elbe.

Soeben erschien:

Worte von Friedrich Wilhelm Foerster

gesammelt und herausgegeben von **H. Peine.** Fein gebunden M. 7.50.

Dies Büchlein stellt sich die Aufgabe, die Suchenden unseres Volkes auf die Überlieferung deutscher Innerlichkeit hinzuweisen. Es möchte Lebenskräfte wecken und Lesern, die mit leichter Last und ruhiger Seele freudig die Lebensbahn ziehen wollen, ein Freund und Wegweiser zur Heimat sein.

Ferd. Dümmlers Verlag, Berlin SW 68 (Postscheck Berlin 145).

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT IN STUTTGART

Unlängst erschien:

WALTER EUCKEN

Die Stickstoffversorgung der Welt

Geheftet M 28.—, in Halbleinen gebunden M 35.—

Das vorliegende Werk ist die erste zusammenfassende Darstellung des gesamten großen Komplexes von Tatsachen und Fragen, die wir kurz als das Stickstoffproblem bezeichnen. Während vor dem Kriege nur wenige Fachleute sich mit diesen Dingen befaßten, weiß heute jeder, welch ungeheure Bedeutung dem Stickstoffproblem für unsere nationale Wirtschaft ebenso wie für die gesamte Weltwirtschaft zukommt. Der Kreis der Interessenten für das Werk ist also im In- und Ausland groß.

DURCH ALLE BUCHHANDLUNGEN ZU BEZIEHEN

Hotel Pension Steinplatz

G. m. b. H.

BERLIN-**CHARLOTTENBURG,** AM ZOO

Haus I. Ranges in vornehmster und ruhigster Lage

Verantwortlich für den Anzeigenteil: Richard Neff in Stuttgart
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Sechsundvierzigster Jahrgang
Jährlich 12 Hefte

September 1921

Preis vierteljährl. M. 15.—
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

Seite

C. v. Weizsäcker: Zum Marokkostreit 197
Dr. Erwin Respondek: Konfiskationssteuern und die Kunst, neue produktive Steuern zu schaffen 211
Cornelius Gurlitt: Mode und Kunstrichtung 214
Aus den Erinnerungen des Generalfeldmarschalls Grafen Waldersee. Als Militärattaché im Paris von 1870. Mitgeteilt von Heinrich Otto Meisner 219
Hugo Piffl, Oberstleutnant a. D.: Aus dem Burgenlande 236
Prof. Dr. med. Theod. Meyer-Steineg: Der graue Star und seine Behandlung 242
Richard Hartmann: Die nationalen Bestrebungen der Araber, ihre Grundlagen, Ziele und Aussichten 247
Fried. Noack: Crispi und Giolitti. Bruchstücke aus den noch ungedruckten Lebenserinnerungen eines Zeitungsschreibers 257
Prof. Dr. Walther Penck (Leipzig): Die Entstehung der Gebirge der Erde .. 265
Paul Wentzcke: Aus dem Lager der Besiegten. Briefe Franz v. Roggenbachs aus den Herbsttagen der ersten deutschen Einheitsbewegung (Fortsetzung) 277
Literarische Berichte 285
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 287

Stuttgart Deutsche Verlags-Anstalt Leipzig
1921

Preis des Jahrgangs 60 Mark

Digitized by Google

Karlsruher Lebensversicherung
auf Gegenseitigkeit.
Versicherungsbestand Ende 1920:
1 Milliarde 340 Millionen Mark.
Zugang 1920: 411 Millionen Mark.
Aufnahme vom 10.—60. Lebensjahr.

Universitätsprofessor Dr. med. K., Leiter des Pharmakologischen Instituts in ... sagt u. a.: „Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer ist ein ***natürliches,*** *kohlensaures* ***Mineralwasser*** *von besonders günstiger Zusammensetzung. — Seine Heilanzeigen sind nervöse Beschwerden. Es ist ein*

seit Jahrzehnten erprobtes, ***wissenschaftlich durchaus anerkanntes,*** *heute immer noch beliebtes und gern angewandtes Heilwasser, ohne üble Nebenwirkung, etwa wie Angewöhnung, Magenverstimmung u. s. w. Der Preis ist angemessen, sogar billig zu nennen ...“*

Im Hinblick auf die bevorstehende Abrüstungs-Konferenz in Washington
bringen wir in empfehlende Erinnerung:

Die internationale Beschränkung der Rüstungen

Von Dr. HANS WEHBERG

In Halbleinen gebunden M 34.40

„Ein Pazifistenbrevier möchte man dieses Werk nennen. Ein Buch, das jeder Friedensfreund — und gibt es heute nach den entsetzlichen Erfahrungen dieses Weltringens noch Menschen irgendwo auf der Welt, die keine Friedensfreunde sind? — lesen und besitzen sollte. In der Völkerrechtswissenschaft wird dieses neueste Werk Wehbergs als Grundpfeiler des Abrüstungsproblems fortleben.“
(Dr. Albert Leser in der „Umschau“, Frankfurt a. M.)

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT IN STUTTGART

Digitized by Google

DRESDNER BANK

Aktiva. **Bilanz per 31. Dezember 1920.** **Passiva.**

	ℳ	₰	ℳ	₰
Kasse, fremde Geldsorten, Zinsscheine und Guthaben bei Noten- und Abrechnungsbanken			665 017 849	60
Wechsel und unverzinsliche Schatzanweisungen			6 767 932 223	95
a) Wechsel und unverzinsliche Schatzanweisungen des Reichs und der Bundesstaaten	6 767 932 223	95		
b) eigene Akzepte	—			
c) eigene Ziehungen	—			
d) Solawechsel der Kunden an die Order der Bank	—			
Nostroguthaben bei Banken und Bankfirmen			894 573 333	85
Reports und Lombards gegen börsengängige Wertpapiere			235 061 336	85
Vorschüsse auf Waren und Warenverschiffungen			456 789 660	05
davon am Bilanztage gedeckt				
a) durch Waren, Fracht- oder Lagerscheine	288 389 634	10		
b) durch andere Sicherheiten	93 227 351	55		
Verzinsliche Schatzanweisungen des Reichs und der Bundesstaaten			53 789 477	65
			9 073 163 881	95
Eigene Wertpapiere			121 205 391	80
a) Anleihen des Reichs und der Bundesstaaten	11 918 267	05		
b) sonstige bei der Reichsbank und anderen Zentralnoten-banken beleihbare Wertpapiere	9 450 343	20		
c) sonstige börsengängige Wertpapiere	93 500 785	70		
d) sonstige Wertpapiere	6 335 995	85		
Konsortialbeteiligungen			71 577 149	30
Dauernde Beteiligungen bei anderen Banken und Bankfirmen			77 211 035	85
Schuldner in laufender Rechnung			2 741 231 530	70
a) gedeckte	1 671 739 030	60		
b) ungedeckte	1 069 492 500	10		
außerdem Aval- und Bürgschaftsschuldner ℳ 1 847 187 090.—				
hierunter Aval-Forderungen an Reich und Reichsbank ℳ 257 721 450.—				
Bankgebäude			61 585 415	95
Sonstige Immobilien			4 192 324	95
Mobilien-Konto			11 140 475	35
Pensions-Fonds-Effekten-Konto			9 220 473	25
Effekten-Konto der König-Friedrich-August-Stiftung			95 205	—
Effekten-Konto der Georg-Arnstaedt-Stiftung			122 250	—
Saldo der Zentrale und auswärtigen Abteilungen mit unserer Niederlassung in London			20 030 784	60
			12 190 775 918	70

	ℳ	₰	ℳ	₰
Aktien-Kapital-Konto			260 000 000	—
Rücklage A			51 000 000	—
Rücklage B			29 000 000	—
Talonsteuer-Rücklage-Konto			1 444 536	—
Gläubiger			11 582 010 352	95
a) Nostroverpflichtungen	22 674 190	30		
b) seitens der Kundschaft bei Dritten benutzte Kredite einschließlich der für Reich und Reichsbank übernommenen	140 702 666	70		
c) Guthaben deutscher Banken und Bankfirmen	640 044 966	—		
d) Einlagen auf provisionsfreier Rechnung				
1. innerhalb sieben Tagen fällig	1 467 041 095	75		
2. darüber hinaus bis zu drei Monaten fällig	542 737 322	25		
3. nach drei Monaten fällig	431 343 648	60		
e) sonstige Gläubiger				
1. innerhalb sieben Tagen fällig	6 973 031 349	15		
2. darüber hinaus bis zu drei Monaten fällig	971 747 215	30		
3. nach drei Monaten fällig	392 687 898	90		
Akzepte			108 928 259	65
Außerdem				
Aval- und Bürgschaftsverpflichtungen (einschl. der für Reich und Reichsbank übernommenen) ℳ 1 847 187 090.—				
Eigene Ziehungen „ —				
davon für Rechnung Dritter „ —				
Weiterbegebene Solawechsel d. Kunden an die Order der Bank „ —				
Dividenden-Konto			1 292 988	—
Pensions-Fonds-Konto			9 747 841	05
König-Friedrich-August-Stiftung			107 294	85
Georg-Arnstaedt-Stiftung			153 362	35
Eugen Gutmann-Fonds			2 065 377	10
Übergangsposten der Zentrale und Filialen untereinander			799 780	75
Reingewinn			144 226 126	—
			12 190 775 918	70

Digitized by Google

Dresden - Hotel Bellevue

R. RONNEFELD, Vorstand und Leiter

Weltbekanntes vornehmes Haus in unvergleichlicher Lage an der Elbe und Theaterplatz; gegenüber dem Schloß, Hofkirche, Opernhaus, Gemäldegalerie usw. **Umgebaut, vergrößert und mit allen zeitgemäßen Einrichtungen versehen.**

Großer Garten, Terrassen u. Terrassensaal a. d. Elbe.

KLASSIKER DER KUNST

IN AUSWAHLBÄNDEN

Sieben Meister der deutschen Malerei des 19. Jahrhunderts: Schwind, Rethel, Feuerbach, Thoma, Liebermann, Uhde, Trübner sind in der Sammlung »Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben« vertreten, leider aber schon längere Zeit vergriffen. Da die Herstellung unverkürzter Neudrucke unter den heutigen Verhältnissen zu hohe Kosten verursachen würde, geben wir von diesen Meistern Auswahlbände aus, von denen jeder auf 100 Bildseiten auf einseitig bedrucktem Kunstdruckpapier die für die Entwicklung des Künstlers wie für die allgemeine Kunstgeschichte wichtigsten Werke in chronologischer Reihenfolge vorführt.

Bis jetzt sind ausgegeben worden:

SCHWIND. Mit 114 Abbildungen.
FEUERBACH. Mit 108 Abbildungen.
THOMA. Mit 117 Abbildungen.
UHDE. Mit 101 Abbildungen.
TRÜBNER. Mit 101 Abbildungen.

Preis jedes Bandes in Halbleinen gebunden M 45.—

Diese Auswahlbände geben ein einheitliches, keines wesentlichen Zuges entbehrendes Bild vom Schaffen der Künstler, ein Bild, das durch Konzentration aufs Wesentlichste und durch Berücksichtigung des besonders Volkstümlichen in erhöhtem Maße dazu beitragen kann und wird, für die Persönlichkeiten der betreffenden Meister in immer weiteren Kreisen Verständnis und Liebe zu wecken.

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT STUTTGART

Hotel Pension Steinplatz

G. m. b. H.

BERLIN-**CHARLOTTENBURG,** AM ZOO

Haus I. Ranges in vornehmster und ruhigster Lage

Verantwortlich für den Anzeigenteil: Richard Neff in Stuttgart
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Diesem Heft ist ein Prospekt der Verlagsbuchhandlung **Felix Meiner** in **Leipzig** beigegeben, der gefl. Beachtung hiermit angelegentlich empfohlen wird.

Digitized by Google

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von .....

Richard Fleischer

Sechsundvierzigster Jahrgang. Vierter Band

Oktober bis Dezember 1921

Stuttgart und Leipzig 1921 Deutsche Verlags-Anstalt

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt

des

Vierten Quartal-Bandes des Jahrgangs XLVI

(Oktober bis Dezember 1921)

Seite

Prof. Dr. **Walther Hoch** (Stuttgart): Deutsche und englische Politik bis zum Versailler Frieden 1

Dr. **August Müller**, Staatssekretär a. D.: Parlamentarismus und Volksgemeinschaft 12

Aus den Erinnerungen des Generalfeldmarschalls Grafen Waldersee. Ems und Paris im Juli 1870. Mitgeteilt von Heinrich Otto Meisner 19

Prof. Dr. **Walther Penck** (Leipzig): Die Entstehung der Gebirge der Erde (Schluß) 30

Fried. Noack: Crispi und Giolitti. Bruchstücke aus den noch ungedruckten Lebenserinnerungen eines Zeitungsschreibers 45. 182

Richard Hartmann: Die nationalen Bestrebungen der Araber, ihre Grundlagen, Ziele und Aussichten (Schluß) 53

Kurd v. Schlözer: Katharina II. und ihre Denkwürdigkeiten 63

Prof. Dr. **A. Schmauß:** Wetterkunde und Wirtschaft 70

Paul Wentzcke: Aus dem Lager der Besiegten. Briefe Franz v. Roggenbachs aus den Herbsttagen der ersten deutschen Einheitsbewegung (Schluß) 74

Dr. **J. Palisa:** Von Stern zu Stern 83

Otto Wiener: Hermann Helmholtz 97

Fürstin Marie v. Erbach-Schönberg: Erinnerungen an Königin Viktoria von England 114

Dr. **J. K. Ratislav** (Wien): Paul Heyse und das Burgtheater. Zum Teil nach unveröffentlichten Briefen 122

Dr. **F. E. A. Krause** (Heidelberg): Die Gedankensysteme des alten China. Eine Darstellung der altchinesischen Philosophie 135

Robert Kohlrausch: Aus Alt-Salerno 161

Dr. **Philipp Losch:** Der Zopf und seine Renaissance 170

Franz Wichmann: Dr. Aloys Dreyer 189

Digitized by Google

Seite

Wirkl. Geh.-Rat Friedrich Edler v. Braun, Präsident des Reichswirtschaftsrates, M. d. R.: Welthandel und Weltverkehr 193
Friedrich Poske (Berlin-Dahlem): Die Naturwissenschaft als Erzieherin zum Wirklichkeitsdenken 199
Philipp Zorn: Erinnerungen an den deutschen Kronprinzen 206
Geh. Medizinalrat Prof. Dr. **Meyer**, Direktor der Psychiatrischen und Nervenklinik der Universität Königsberg i. Pr.: Was macht nervös und was beruhigt die Nerven? 219
Dr. **A. Dreyer**: Richard Wagner und das schöngeistige München 1864/65 224
Professor **Hans Haefcke**: Das „Kontinentalsystem" Napoleons. Ein Versuch, das Napoleonproblem zu lösen 234
Julius Hirschberg: Albrecht von Graefe. Eine Fest-Rede 251
Alfred Hillebrandt: Neuere Forschungen über das altindische Drama 267

Kleine Revuen

Literarische Berichte 89. 190. 277
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 95. 192. 283

Digitized by Google

Deutsche und englische Politik bis zum Versailler Frieden

Von

Prof. Dr. Walther Hoch (Stuttgart)

Es ist sicher ein sehr erfreuliches Zeichen, wenn nach der Flut von militärtechnischen Schriften über die Marneschlacht, die nach der Meinung vieler auch den Krieg entschied, nun mehr und mehr auch tiefer schürfende Schriften folgen, die nach den Gründen fragen, die die heillose Konstellation des Jahres 1914 verschuldet haben. „Der mißverstandene Bismarck, Zwanzig Jahre deutscher Weltpolitik," von Otto Hammann, faßt seine früheren drei Bände Erinnerungen, „Der deutsche Kurs," „Zur Vorgeschichte des Weltkrieges" und „Um den Kaiser" unter Heranziehung der seither erschienenen einschlägigen in- und ausländischen Literatur zusammen. Den Hauptfehler der kaiserlichen Weltpolitik erblickt Hammann in der falschen Behandlung Englands, der westlichen Flügelmacht Europas; in dem unaufhaltsamen Bau einer großen deutschen Schlachtflotte den Hauptgrund der Verfeindung mit England.

Diese Auffassung dürfte für uns Deutsche zu egozentrisch sein, sie dürfte vor allem nicht genügen, um das gemeinsame Interesse unserer Gegner an einer Niederringung Deutschlands zu erklären. Es fehlt das einigende Band, das sie alle umschließt. Die prinzipielle Wendung, die die deutsche Politik nach Bismarck nimmt, machen wir uns am besten klar, wenn wir zwei Worte Bismarcks der Haltung Bülows gegenüberstellen. „Die Vorkommnisse, welche sich auf der Balkanhalbinsel ereignen können, gehen Deutschland nichts an; berührt werden nur Rußland, Italien, Österreich und England. Es war stets meine Ansicht, daß wir davon bleiben sollen; auch haben wir in unserem Vertrag mit Österreich festgesetzt, daß uns jene Angelegenheit zu nichts verpflichtet." (Poschinger, Tischgespräche, Bd. I, S. 309 [28. 4. 1890].) Und über die Türkei: „Für die deutsche Politik empfiehlt es sich, in dem türkischen Spiel der Mächte ruhig in der Hinterhand zu bleiben und abzuwarten, was die Vorderhand tut." (Ebenda, Bd. II, S. 314 [30. 1. 1898].) Dagegen Bülow: „Sehr sorgsam haben wir die Beziehungen zur Türkei und zum Islam, namentlich seit der Orientreise unseres Kaiserpaares, gepflegt. Diese

Copyright 1921 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Beziehungen waren nicht sentimentaler Natur, sondern wir hatten am Fortbestand der Türkei ein erhebliches wirtschaftliches, militärisches und auch politisches Interesse. Was meine Politik gegenüber der Türkei anbelangt, so möchte ich sie dahin zusammenfassen, daß es mein Bestreben war, durch eine innerlich gut organisierte und unabhängige Türkei uns eine Stütze im Orient zu schaffen." (Fürst v. Bülow, Deutsche Politik, S. 73 f.) Ihren schärfsten Ausdruck findet diese neue deutsche Politik in der Tischrede, die Kaiser Wilhelm II. am 8. November 1898 zu Damaskus hielt: „Möge der Sultan und mögen die 300 Millionen Mohammedaner, die, auf der Erde zerstreut lebend, in ihm ihren Khalifen verehren, dessen versichert sein, daß zu allen Zeiten der deutsche Kaiser ihr Freund sein wird!" Es läßt sich kein schärferer Gegensatz denken, als der zwischen der Politik Bismarcks, der Zug um Zug arbeitete, und der kaiserlichen Politik, die einen solchen Blankowechsel ausstellte. Es ist eine mißliche Sache, sich in der Politik auf das religiöse Bekenntnis als einziges Moment zu stützen; in der Geschichte tritt es fast stets verquickt mit anderen auf oder wird von diesen völlig erdrückt, wie der Weltkrieg gezeigt hat. Mit souveräner Nichtachtung setzt sich Bülow aber auch über die schweren Risse hinweg, die den türkischen Staatsbau durchzogen. Das Nationalitätenproblem, wie das armenische, und der Gegensatz der Araber, die sich für das auserwählte Volk des Propheten halten, gegen die politisch führenden Türken machten ihn trotz aller soldatischen und moralischen Vorzüge der osmanischen Rasse zu schwach für die furchtbare Belastungsprobe eines Zweifrontenkrieges. Das Bedenklichste an dieser Wendung der Politik aber war, daß sich unsere Staatsmänner keine Rechenschaft darüber gaben, wie sich die anderen Staaten mit dem neuen Kurs abfinden sollten. In seinen Denkwürdigkeiten vom Hubertusburger bis zum Teschener Frieden klagt Friedrich II.: „Mit den Russen zu verhandeln war schwer (bei der Teilung Polens). Sie denken nur an ihren Vorteil und fragen wenig nach dem der anderen." Diesen Eindruck einer Politik à la russe machen auch die Ausführungen Bülows, in denen von den Interessen der anderen überhaupt nicht mehr die Rede ist.

Wie sollte sich unser Nachbar Rußland, der seit Katharina II. den Schlüssel zu seinem Haus in die Hand zu bekommen sucht, mit einer mit deutscher Hilfe gut organisierten und unabhängigen Türkei abfinden? Hier liegt der schwerste Bruch mit guter alter preußisch-deutscher Politik. Ich habe seinerzeit in einer Schrift „Friedrich der Große und Bismarck im Kampfe gegen die Koalitionen" (Karlsruhe 1917) nachgewiesen, wie stark die Haltung Bismarcks Rußland gegenüber durch Erinnerungen an Friedrich den Großen beeinflußt ist, wie sehr seine Auslassungen an die des Hohenzollern bis auf den Wortlaut erinnern. Aber während des Weltkrieges konnte die damals maßgebende Regierung und Publizistik den Gedankengängen dieser Großen keinen Geschmack abgewinnen. „Es gehört zu den Grundregeln der Staatskunst, ein Bündnis mit dem unter seinen Nachbarn

Digitized by Google

zu suchen, der dem Staate die gefährlichsten Schläge versetzen kann. Deshalb hat Preußen mit Rußland eine Allianz geschlossen." Mit diesem lapidaren Satz begründet der große König in seinem Grundriß der preußischen Regierung eine Politik, die dann fast ununterbrochen vom Jahre 1764 bis zum Jahre 1890 der Eckpfeiler der preußisch-deutschen Politik geblieben ist. Die wichtigste Folge dieser Allianz war die sehr starke Zurückhaltung Friedrichs der Türkei gegenüber. „Bei allen Euren Schritten," schrieb er Dezember 1782 an seinen Geschäftsträger Gaffron bei der Pforte, „habt Ihr ein gemäßigtes und so berechnetes Benehmen einzuhalten, daß der russische Gesandte in keiner Weise davon beleidigt werden könnte; Ihr sollt durchaus neutral erscheinen, nichts tun, um die Türken gegen Rußland aufzureizen, und auch nicht einmal das Benehmen von St. Petersburg mißbilligen." Und ein andermal: „Meine Allianz mit Rußland gestattet mir nicht, mit dem Diwan abzuschließen. Vorbedingung zu einem preußisch-türkischen Bündnis ist, daß Rußland seine Verpflichtungen mir gegenüber bricht." Als sich die russische Regierung beklagt, Gaffron habe der Pforte den tätigen Beistand Friedrichs verheißen, wird er „sakrifiziert", und seinem Nachfolger Diez gibt der König folgende Verhaltungsmaßregeln: „Ihr werdet Euch wohl hüten, Euch über einen so delikaten Vorschlag, wie der der Allianz ist, zu erklären, ohne meine positiven Befehle darüber erhalten zu haben, und immer gut tun, Euch durch unbestimmte Antworten, welche weder etwas dafür noch dagegen entscheiden, aus der Sache zu ziehen." Und als ihm Diez schrieb: „Bei alledem scheinen die Ruhe Europas und das Interesse Eurer Majestät zu verlangen, daß man sich der Vernichtung des osmanischen Reiches durch seine Nachbarn aus allen Kräften widersetze," da lehnt der König ein Einschreiten zugunsten der Pforte ab und weist seinen Gesandten an, sich vorläufig darauf zu beschränken, d'observer ce qui se passe à Constantinople, surtout de la part des deux cours impériales, eine Anweisung, die sich inhaltlich voll deckt mit dem oben angeführten Rat Bismarcks, in der Hinterhand zu bleiben.

Als im Jahre 1758 dem König die ersten kriegsgefangenen Kosaken vorgeführt wurden, da rief er dem Gardemajor Wedel zu: „Sehe er hier! mit solchem Gesindel muß ich mich herumschlagen." Bittere Erfahrung ließ ihn die benachbarte Macht in ihrer Bedeutung für den eigenen Staat anders einschätzen. Um so fester hielt er an der einmal gewonnenen Allianz fest und hütete sich, Rußland bei seiner Expansion im Orient entgegenzutreten. Diese Politik lohnte sich glänzend, man denke nur an die Rückendeckung Ostpreußens, den Schutz gegen einen schwedischen Einfall in Pommern, die Erwerbung Westpreußens. An sie knüpfte Bismarck wieder an, daher sein energisches Eintreten für die Neutralität Preußens im Krimkrieg, die Unterstützung Rußlands im Jahre 1863, deren Frucht die Neutralität Rußlands im Jahre 1870/71 war.

Hatte aber Friedrich im Jahre 1771, als wegen Moldau und Walachei zwischen Österreich und Rußland der Krieg drohte, nicht etwa eine cha-

Digitized by Google

rakterlose Neutralität eingenommen, sondern sich stramm für seine Verbündete erklärt, so daß seine entschlossene Haltung doch einen mäßigenden Einfluß ausüben konnte, so schloß dagegen Bismarck nach dem Zusammenbruch des Dreikaiserbündnisses das Defensivbündnis mit Österreich-Ungarn. Was ihn zu dieser von Friedrich abweichenden Haltung veranlaßte, war einmal die Ansicht, daß die an Stelle der österreichischen Monarchie tretenden neuen Bildungen nur dauernd revolutionärer Natur sein könnten, sodann aber, und das war ausschlaggebend, die Überzeugung, daß die russische Politik in den Abgrund führen müsse, in den Deutschland als der schwächere Partner bei einer engen Allianz mitgerissen werden könnte (vgl. das Schreiben Bismarcks an den König von Bayern vom 10. September 1879). Was aber das wichtigste an der Politik Friedrichs gewesen war, behielt Bismarck bei, der gefahrdrohenden russischen Expansion den Weg nach Süden freizulassen. In seinen „Gedanken und Erinnerungen" wirft Bismarck die Frage auf, ob Österreich und England, wenn sie sich dem Vorgehen Rußlands, sich in den Besitz seines Hausschlüssels zu bringen, kriegerisch widersetzten, auf die Unterstützung Deutschlands rechnen könnten. „Diese Frage würde meiner Überzeugung nach unbedingt zu verneinen sein. Ich glaube, daß es für Deutschland nützlich sein würde, wenn die Russen auf dem einen oder anderen Wege, physisch oder diplomatisch, sich in Konstantinopel festgesetzt und dasselbe zu verteidigen hätten. Wir würden dann nicht mehr in der Lage sein, von England und gelegentlich auch von Österreich als Hetzhund gegen russische Bosporusgelüste ausgebeutet zu werden, sondern abwarten können, ob Österreich angegriffen wird und damit unser casus belli eintritt." (Gedanken und Erinnerungen, Bd. II, S. 302.)

Warum, so fragen wir uns heute, wurde diese mehr als hundertjährige gute preußisch-deutsche Politik abgerissen? Die Fürsprecher der kaiserlichen Politik haben wohl versucht, das Hinausgreifen des Interesses der deutschen Politik über Österreich nach dem Orient als ein naturhaftes Geschehen hinzustellen, ähnlich wie Kjellén für das Werden von Staaten wesentlich geophysikalische Gesichtspunkte zugrunde legt. Aber die Erfahrung lehrt, daß, wenn nur noch blinde Triebe und nicht mehr der starke Wille abwägender, unter Umständen auch hemmender Staatsmänner die Geschicke der Völker leiten, die Staaten zugrunde gehen. Jene verstiegenen, jedes Augenmaß verlierenden Geister hat es schon zu Bismarcks Zeiten gegeben, aber er beruhigte sie durch die kalte Dusche seines Wirklichkeitssinnes, so im Reichstag am 19. Februar 1878: „Der Herr Vorredner sagt ferner: Wer den Dardanellenschlüssel habe, der habe die Weltherrschaft. Er belehrt uns damit, daß der Sultan bisher die Welt beherrscht hat." Warum hat nun aber Bülow gerade das Gegenteil von dem getan, was ihm Bismarck Ende der achtziger Jahre geraten hat: „In dem russischen Faß gärt und rumort es ja ganz bedenklich, das könnte einmal zu einer Explosion führen. Am besten für den Weltfrieden wäre es wohl, wenn die Explosion nicht in Europa, sondern in

Digitized by Google

Asien erfolgte. Wir müssen uns dann nur nicht gerade vor das Spundloch stellen, damit der Zapfen nicht uns in den Bauch fährt" (Deutsche Politik, S. 52). Daß für die verhängnisvolle Wendung nicht politische, sondern andere Beweggründe maßgebend waren, sagt Bülow selbst. „Die Türkei ist für uns in wirtschaftlicher und finanzieller Hinsicht ein ergiebiges und fruchtbares Betätigungsfeld..., das wir mit Vorteil bestellt haben" (a. a. O. S. 74). Da wir heute in Deutschland gegen den Vorwurf der Verquickung von Politik und Geschäft empfindlich geworden sind, so möchte ich auf diese Frage nicht näher eingehen, wenn überhaupt je einmal volles Licht darauf fällt. Ganz sicher aber ist, daß der Gewinn einzelner Interessengruppen nicht im Verhältnis stand zu der schweren Kompromittierung unserer Volkswirtschaft im ganzen, die eine Folge der politischen Gesamtkonstellation war. Die militärische Seite, von der Bülow ebenda auch spricht, hat Friedrich seinerzeit sicher richtiger beurteilt. Schon früh suchen die Russen auf gütlichem Wege eine Verständigung mit der deutschen Regierung. In einem Briefe vom März 1901 schreibt Holstein an Eckardstein: „Wenn ich lese, daß er (Salisbury) den Engländern Aussicht auf einen russisch-deutschen Konflikt wegen Kleinasien usw. eröffnet, dann tut es mir fast leid, daß ich eine gerade darauf zielende Abmachung, welche die Russen im Sommer und Herbst 1899 monatelang zu erreichen strebten, verhindert habe." Auch hier fehlt leider jede Angabe der Gründe. Ob bei den Beziehungen zum Islam gar keine „sentimentalen" Momente hereinspielten, wie Bülow will, dürfte sehr fraglich sein. Die ganze Aufmachung verrät ein gewisses Prestigebedürfnis. Die Etikette der „Weltpolitik" wird die Hauptsache, der sachliche Wert wird vernachlässigt, die Sprache selbst, die in mittelalterlichen Erinnerungen an Saladin und Karl den Großen und die Nibelungentreue schwelgt, wird romantisch, bis dies von dem krassen Realismus des Weltkriegs und seiner Folgen abgelöst wird.

Wenn ich von der für den Forscher wertlosen Etikette Weltpolitik absehe und in der Aufgabe des früheren preußisch-deutschen Desinteressements im Orient den Ursprung des Weltkriegs erblicke, so stimme ich hier mit der englischen Geschichtschreibung überein. In dem Werk „Why we are at war", das die Mitglieder der Oxforder Fakultät der neueren Geschichte im Jahre 1914 veröffentlichten, geben sie folgenden Abriß: „Bis zum Jahre 1890 waren Rußland und Deutschland in enger Berührung gestanden. Dynastische Beziehungen verbanden die beiden Kaiserhäuser, und die gemeinsame Politik der Unterdrückung der polnischen Nationalität — das verhängnisvolle Erbe der Tage Friedrichs des Großen und Katharinas II. — schloß die beiden Reiche zusammen. Das Nationalgefühl in Rußland war jedoch immer deutschfeindlich, und schon im Jahr 1885 begannen Balkanfragen die russische Regierung von Deutschland abzuziehen. Im Jahre 1890 fiel Bismarck; und unter Wilhelm II. gab die deutsche Politik die Verbindung mit Rußland auf und ließ sich in enger Verbindung mit Österreich in Balkanabenteuer ein, die russischen Zielen zuwiderliefen, während sich Rußland seinerseits neuen

Digitized by Google

Verbündeten zuwandte. Die neue Richtung der russischen Politik, die die Ziele der russischen Regierung in enge Übereinstimmung mit den Wünschen des slawischen Nationalgefühls brachten, wurde durch die Verhältnisse auf dem Balkan bestimmt. Bismarck hatte keinerlei ehrgeizigen Balkanpläne gehegt: er hatte sich damit begnügt, auf dem Berliner Kongreß die Rolle eines ehrlichen Maklers zu spielen, und von der bulgarischen Frage im Jahre 1885 hatte er gesagt, ‚sie sei nicht die Knochen eines pommerschen Grenadiers wert'. Wilhelm II. war offenbar anderer Meinung. Auf jeden Fall scheint Deutschland seit vielen Jahren eine Politik zu verfolgen, um seinen Einfluß neben dem von Österreich-Ungarn in Südosteuropa geltend zu machen. Und diese Politik ist fons et origo des gegenwärtigen Kampfes; denn es ist eine Politik, die Rußland nicht duldet und nicht dulden kann, solange es seinem eigenen slawischen Blut und Jahrhunderte alten Traditionen treu bleibt" (a. a. O. S. 53).

Wir haben es hier mit einem Tendenzwerk zu tun, aber die Tendenz zeigt sich mehr in dem, was es verschweigt, als in dem, was es feststellt. Die eine Frage, die sich uns aufdrängt, ist: Wie kommt England, früher der Todfeind aller Expansionsbestrebungen Rußlands im nahen Osten, hier dazu, sich zum Anwalt des Panslawismus aufzuwerfen? Damit rühren wir an das Zentralproblem, das meines Erachtens von der deutschen Forschung immer noch nicht richtig gewürdigt wird trotz aller akademischen Einführung in britische Kulturkraft und anderes. Als während des Weltkrieges unsere Regierung noch von einer Verständigung mit England träumte und andererseits einer unserer ersten Bismarckkenner dessen Wort von der Saturiertheit Deutschlands als Dogma bezeichnete, wies ich in einer Kritik der Schrift von Erich Marcks „Vom Erbe Bismarcks" (Vergangenheit und Gegenwart 1916, Heft 4 S. 201 ff.) darauf hin, daß die Bülowsche Politik uns in tödlichen Gegensatz zum englischen Imperium gebracht hatte. Doch darf man sich hier nicht auf das Studium der offiziellen Akten beschränken, da die englische Regierung aus Gründen der Klugheit programmatische Festlegungen meidet. Ich habe seinerzeit aus einem Werk, das die kompetentesten Sachkenner zu Mitarbeitern hatte, „the British Empire, its past, its present and its future," herausgegeben von A. F. Pollard, M. A., im Auftrag der League of the Empire, 1909, folgende Stellen zitiert: „Die östliche Frage. Die einzige Frage von Dringlichkeit in Europa ist die der Türkei und der Balkanstaaten. Großbritannien, obgleich seit Generationen der Verbündete der Pforte, hatte unter Gladstones Vorbild und Einfluß dem Sultan gegenüber eine kritische Stellung eingenommen wegen einer andauernd schlechten Verwaltung und der Christenmorde durch die Mohammedaner, die er von Zeit zu Zeit zugelassen hatte. Nichtsdestoweniger blieb die traditionelle britische Politik, die Unversehrtheit des ottomanischen Reiches zu erhalten, unverändert. Die Türkei unter schwacher ottomanischer Herrschaft bedrohte die Sicherheit des östlichen Mittelmeeres nicht und bleibt ein freies und erträgliches Feld für den eng-

Digitized by Google

lischen Handel. Die Lage änderte sich jedoch. Deutschland verfolgte beharrlich die Politik, das Ansehen des Sultans zu stärken und sein Reich zu modernisieren; deutsche Offiziere reorganisierten das türkische Heer, deutsche Ingenieure und Unternehmer bauten eine Eisenbahn vom Marmarameer, gegenüber Konstantinopel, durch Anatolien bis an den Fuß der ciliciſchen Tore, und wollten sie nach Mesopotamien weiterführen... Die allmähliche Erstarkung der türkischen Militärmacht durch die neue anatolische Eisenbahn und die Hedschasbahn von Damaskus nach Mekka wird offenkundig, und notwendigerweise muß sich England als diejenige Macht, die in Ägypten einerseits und dem Persischen Golf andererseits hauptsächlich interessiert ist, mit der Zukunft Arabiens und Mesopotamiens unter türkischer Herrschaft befassen... Wäre die Türkei richtig regiert, so könnte sie eine bedeutende Rolle im nahen Osten spielen und könnte sich bemühen, ihre Ansprüche auf Bosnien, Kreta, Cypern und Ägypten wieder geltend zu machen" (a. a. O. S. 217 f.).

Konnte die englische Regierung die zuletzt angedeutete Gefahr, die ihr von einer „innerlich gut organisierten und unabhängigen Türkei", wie sie Bülow wünschte, drohen mußte, tatenlos, ohne eine Gegenmine zu legen, abwarten? Hatte es doch nach Bismarcks Ausspruch Ägypten so nötig wie das liebe Brot wegen des Suezkanals, der nächsten Verbindungslinie zwischen der östlichen Hälfte des Reiches mit der westlichen. Erst versuchte England den Weg einer gütlichen Verständigung mit Deutschland. Der Vorschlag einer Teilung der Türkei zwischen den beiden Mächten, wie sie Salisbury 1895 dem Kaiser vorschlug, zeigt deutlich, daß die deutsche Regierung damals schon die frühere Politik des Desinteressements im Orient aufgegeben hatte. Zu Bismarcks Zeiten wäre ein derartiger Vorschlag sinnlos gewesen. Die Annahme des Vorschlages hätte uns direkt und sofort in offenen Gegensatz zu den russischen Bosporusgelüsten gebracht, wir hatten die Rolle übernehmen sollen, die nach dem Weltkrieg den Amerikanern mit dem Mandat über Armenien zugedacht war. Wie die Verbindung über die slawischen Zwischenstaaten gedacht war, darüber erfahren wir nichts. Immerhin wäre bei dieser Art der Türkeipolitik unser Rücken gedeckt gewesen. Die kaiserliche Regierung glaubte aber unter Höflichkeitsbezeugungen Zeit zu gewinnen, um ihr Ziel zu erreichen ähnlich wie beim Flottenbau, überzeugt, daß die anderen, die Hände im Schoß, einer ihnen gefahrdrohenden Entwicklung zusehen würden. Es war eine üble Politik, die ins Verderben führen mußte, charakterisiert durch den von Herrn v. Mühlberg geprägten Satz: „Mit einer Verbeugung vor dem britischen Löwen und einem Knicks vor dem russischen Bären werden wir uns allmählich bis zum Persischen Golf hinabschlängeln." Alle Vorstellungen von Diplomaten, wie Eckardstein, über die Gefährlichkeit dieser Diplomatie waren erfolglos. Seine Warnung, der britische Löwe und der russische Bär würden sich eines Tages noch über unsere Köpfe hinweg die Hände reichen, und wir würden aus ganz Kleinasien im Hechtsprung herausfliegen, prallte an dem festen Glauben Holsteins ab, es sei „naiv", zu meinen, daß diese beiden Tod-

Digitized by Google

feinde sich je zusammenfinden würden, obschon ihn die geschichtliche Erinnerung an eine parallele Konstellation im Siebenjährigen Krieg eines Besseren hätte belehren können (v. Eckardstein, Lebenserinnerungen Bd. II, S. 177). Als gegen Ende des Jahrhunderts das britische Weltreich an allen Peripherien in die schwersten Gefahren geriet, am oberen Nil, in Südafrika, im fernen Osten, suchte England noch einmal durch jahrelang fortgesetzte Verhandlungen mit Deutschland die seiner empfindlichsten Stelle drohende Gefahr zu bannen. Wieder umsonst. Die Darstellung des Fehlschlags des englischen Bündnisantrags vom Jahre 1901 hat bei Eckardstein und auch bei Hammann etwas Unbefriedigendes. Die Differenzen in Ostasien allein können den Abbruch nicht veranlaßt haben. Der tiefere Grund ist wohl darin zu suchen, daß die deutsche Türkei- und Islampolitik mit den Interessen des englischen Imperiums schlechterdings auf die Dauer nicht zu vereinigen war. Einen Fingerzeig gibt wohl auch der gelegentlich gefallene echt Bülowsche Ausspruch: „Wenn wir uns mit England stellen wollten, so müßten wir auf unsere ‚Weltpolitik' verzichten." Wie sich der Kaiser die Entwicklung dachte, setzte er in seiner Ansprache an die deutsche Kolonie in Tanger am 31. März 1905 auseinander: „Deutschland hat große Handelsinteressen daselbst (in Marokko). Den Handel, der einen erfreulichen Aufschwung zeigt, werde Ich fördern und schützen und deshalb für die volle Gleichberechtigung mit allen Mächten sorgen, was nur bei der Souveränität und Unabhängigkeit des Landes möglich ist." Diese Politik der „offenen Türe" entbehrte nicht nur der materiellen Voraussetzungen der Islammacht, sondern bedeutete auch einen Anachronismus; während die Ambitionen sämtlicher Ententestaaten, Italien eingeschlossen, auf die Beschleunigung des Auflösungsprozesses, der etwa seit 1700 eingesetzt hat, gerichtet waren, glaubte die deutsche Regierung um bestimmter Handelsinteressen willen im Vertrauen auf ihre zweiundzwanzig deutschen Armeekorps sich der geschichtlichen Entwicklung entgegenstemmen zu dürfen. Vom weltgeschichtlichen Standpunkt aus betrachtet ist Deutschland so mit in eine katastrophale Auflösung hineingerissen worden, die im Frieden von Sèvres ihr Ende erreicht hat. Vielleicht hat schon die rückläufige Entwicklung wieder eingesetzt. Wie Ebbe und Flut folgen ja in der Weltgeschichte die Stöße und Gegenstöße von Orient und Okzident aufeinander. Altes ist zusammengebrochen, die Bahn ist frei für neue lebenskräftige Bildungen.

Daß die Engländer mit ihrer feinen Empfindung für das Lebensfähige und Werdende der deutschen Politik sich nicht anschließen konnten und wollten, geht aus den Verhandlungen über Marokko, dessen langsamem Aufsaugen durch Frankreich sie nicht tatenlos zusehen wollten, hervor. Sie bewegten sich nicht in der Richtung der „offenen Türe", sondern der Abgrenzung von Interessensphären. Es darf wohl angenommen werden, daß unsere Festsetzung in Marokko entsprechende Äquivalente in Mesopotamien für England nötig gemacht hätte, wie später beim Marokkoabkommen Frankreich solche in Ägypten, beim Abkommen in Persien Rußland in Südpersien gewähren mußte.

Digitized by Google

Ein Zurückgehen auf die friderizianisch-bismarcksche Stellung war unserer Regierung aus Prestigegründen nicht möglich, nachdem sie einmal so laut zur „Weltpolitik" übergegangen war. Ein Zusammengehen mit Rußland war ebenso im Grunde ausgeschlossen, da ihm die Berlin-Bagdad-Politik seine am meisten gehegten Ambitionen abschnitt. So blieb nur ein Zusammengehen mit England, wenn man nicht in eine verhängnisvolle Isolierung geraten wollte. Immerhin dürfen wir nicht vergessen, daß wir bei dieser Politik nicht den Reiter, sondern das Pferd gemacht hätten. Der von Bismarck 1887 vorgeschlagene Vertrag war ein reiner Defensivvertrag zur Sicherung des europäischen Friedens mit vielen Paragraphen, während es sich nunmehr darum handelte, dem dem englischen Imperium gefährlichen Expansionsdrang des Zweibundes einen Damm zu setzen. Hatte Bismarck die französische Kolonialpolitik unterstützt, um den Drang nach dem Rhein abzulenken, so mußten wir auch beim Zusammengehen mit England diesen Rückschlag in Kauf nehmen. Für den Bestand von Österreich-Ungarn wollte England offenbar keine Garantie übernehmen, es war das eine empfindliche Lücke. So scheint es fraglich, ob sich der Zweibund ohne kriegerischen Austrag bei der Aufteilung der Islamstaaten hätte ausscheiden lassen. Die Hauptlast aber hätte, wie immer, uns getroffen. Die „Studiengesellschaft für soziale Folgen des Krieges" in Kopenhagen gibt folgende Verlustziffern für die europäischen Staaten: Deutschland 2 Millionen Kriegsgefallene, Österreich-Ungarn 1,5, Europäisches Rußland mit Polen 2,5, Frankreich 1,4, Großbritannien und Irland 0,8, Italien 0,6 usw. Es hätte sich auch da gezeigt, daß unsere Interessen in Marokko eine derartige Schädigung unserer Volkskraft nicht gelohnt hätten. England mußte sich allerdings entscheiden, wenn es sich nicht doch noch einem gefährlichen Krieg zum mindesten nach zwei Fronten aussetzen wollte. Daß eine Verständigung mit Frankreich und Rußland das europäische Gleichgewicht in katastrophaler Weise stören würde, dessen waren sich die englischen Staatsmänner klar bewußt und sie haben auch die kaiserliche Regierung gewarnt, aber die Hybris ließ sie in ihrem Vertrauen auf „Roß und Wagen" die Warnung in den Wind schlagen. In zäher Arbeit unter schweren Opfern, an denen die Alldeutschen studieren können, was man Do-ut-des-Politik nennt, ist es den Engländern gelungen, die früheren Todfeinde auf dem kolonialen Gebiet für sich zu gewinnen.

Unsere Lage wurde dadurch nicht gebessert, daß Bülow erst erklärte, wir hätten gegen den Marokkovertrag nichts einzuwenden, dann aber umschwenkte, sei es auf Marschalls Rat, der erklärte, die Aufrechterhaltung unserer Freundschaft mit der Pforte verlange unser Eintreten für Marokko, sei es unter dem Druck der Alldeutschen. England dagegen hatte allen Anlaß, Marokko den Franzosen zu sichern, um seinerseits Ägypten in festen Händen halten zu können. Die Konferenz von Algeciras zeigte, daß sich Deutschland mit seiner Islampolitik auf eine Bahn begeben hatte, auf der es alle die zu Feinden hatte, die ihm im Weltkrieg mit der Waffe in der Hand gegenübertraten. Der

Digitized by Google

diplomatische Kampf hatte schon begonnen, hier läßt sich das Clausewitzsche Wort mit Fug und Recht anwenden.

Der Björkövertrag vom 24. Juli 1905 war ein Versuch mit unzureichenden Mitteln, den Fehltritt von 1890 wieder gutzumachen. Der Versuch Hammanns, diesen in milderem Lichte erscheinen zu lassen, dürfte kaum gelungen sein. Es wurde hier ohne Not mutwillig ein Jahrhunderte altes Band zerrissen, um eine rein gefühlsmäßige, jeder materiellen Unterlage entbehrenden Wendung gegen England zu nehmen, worauf schon Egelhaaf hingewiesen hat. Das Bonmot von den fünf Bällen verrät den Offizier, für den es nur Freunde gibt, für die man sich opfert, und Feinde, die es zu vernichten gilt, aber nicht den Staatsmann, dessen Leitstern die Interessen seines Landes sind. Es war nicht Caprivis Verdienst, daß uns der faux pas von 1890 nicht früher in einen Zweifrontenkrieg verwickelt hat. Es war aber nicht bloß für uns, sondern für den europäischen Frieden eine Gefahr, daß eine Macht, deren heißer Drang war, das Ergebnis von 1870 wieder rückgängig zu machen, sich mit einer anderen von explosivem Expansionsdrang zusammenfand. Mit dieser Allianz hatten die Engländer bei ihrer verhängnisvollen Option um die Wende des Jahrhunderts zu rechnen, sie verhinderte jetzt das Wiederanknüpfen des Drahtes von 1890. Dazu kam aber, daß wir Rußland infolge unserer Bagdadpolitik nichts zu bieten hatten. Anders die Engländer in ihrem Abkommen mit Rußland über Persien.

Das Gleichgewicht der Mächte war damit heillos gestört. Und diese Störung weckte nach der Heterogonie der Zwecke bisher latente Tendenzen. Seitdem die Schuldfrage ein Druckmittel geworden ist, hat die Ententeseite immer erst nach der Mordtat von Serajewo mit ihren Beschuldigungen eingesetzt; die Geschichte wird aber immer fragen, wie es möglich war, daß das damals kleine Serbien den großen Nachbar in dieser Weise herauszufordern wagte, die in früheren Zeiten reiner Selbstmord gewesen wäre. Für die richtige Beurteilung dessen, was nachher geschah, wird der Historiker an die Worte Bismarcks denken, der ähnliche Situationen mehr als einmal durchlebt hat: „Wenn wir einmal das gegenseitige Mißtrauen erwecken, dann geht es auch, wenn keiner von beiden sich blamieren will, unaufhaltsam vorwärts. Die Politik zweier Großstaaten nebeneinander kann man vergleichen mit der Lage zweier Reisenden, die einander nicht kennen, in einem wüsten Walde, von denen keiner dem anderen vollständig traut; wenn der eine die Hand in die Tasche streckt, dann spannt der andere schon seinen Revolver, und wenn er den Hahn des ersten knacken hört, feuert er schon“ (Reichstag, 11. Januar 1887). Gegenüber dem Vorwurf der anfänglichen Ablehnung der Mittelmächte einer Intervention von dritter Seite wird man daran erinnern dürfen, daß 1878 erst nach dem Frieden von San Stefano, 1895 erst nach dem Frieden von Shimonoseki die interessierten Mächte intervenierten. Daß es sich für Rußland damals nicht nur um eine Prestige-, sondern um eine Machtfrage handelte, haben im Jahre 1914 die englischen Gelehrten offen anerkannt. „Was für

Digitized by Google

Rußland auf dem Spiele steht, ist nicht nur die Unabhängigkeit Serbiens, es ist sein Prestige bei den slawischen Völkern, deren Haupt es ist; und hinter all dem liegt die Frage, ob Südosteuropa unter deutscher Herrschaft sein soll und dem russischen Einfluß verloren." (Why we are at war S. 55.) Bismarck hatte Rußland vor Balkanabenteuern gewarnt, da sie zur Revolution und zur sozialistischen Republik führen würden. (Gedanken und Erinnerungen, Bd. II, S. 265.) Für England waren die russischen Ambitionen auf dem Balkan ein wertvolles Mittel, um die ihnen gefährlich erscheinende Linie Berlin—Bagdad zu unterbrechen. Schon Karl von Rumänien hatte darauf hingewiesen, daß das Abkommen von 1907 die Stoßkraft Rußlands nach Konstantinopel kehre.

Wenn wir aber das Fazit des Weltkrieges ziehen und vom „mißverstandenen" Bismarck reden, dann darf die Feststellung nicht fehlen, daß der schwerste Bruch mit bismarckschem Geist unsere Kriegszielpolitik gewesen ist. Manchen ist ja sein Wort vom „saturierten" Deutschland ein Stein des Anstoßes gewesen, und so wurde gerade von kompetentester Seite behauptet, es sei dies nur ein „Dogma". In Wirklichkeit stellte Bismarck stets bewußt die deutsche Politik in scharfen Gegensatz zur französischen Annexionspolitik, und diese lehnt er ab, weil sie dem deutschen Charakter widerspricht, was unsere ganze Geschichte kennzeichnet (vgl. meine Ausführungen in Vergangenheit 1916, S. 201 ff. und 1917, S. 270 ff.). Nach seinem Ausscheiden aus dem Amt sieht Bismarck die Gefahr heraufziehen: „Wenn die Deutschen unter sich zusammenhalten, dann ist das ein Körper von so starker Eisen- und Muskelkraft, daß er, von mehreren Seiten angegriffen, sich doch seiner Feinde wird erwehren können" — aber er fügt wie in banger Vorahnung hinzu — „solange er — wie wir in germanischer Ruhe und Zurückhaltung doch immer gestimmt sind — sich nur seiner Abhängigkeit erwehren will, sich defensiv verhält. Aggressive Kriege, ehrgeizige Kriege, Eroberungskriege werden wir ja niemals führen." (An die Rheinländer 18. Mai 1895.) Es sollte anders kommen. Als die Opfer, die unser Übergang zur Weltpolitik uns kostete, ins Riesenhafte wuchsen, da kam die Furcht vor der Rechenschaftsablegung. Das Militär, das 1848 die Monarchie gerettet hatte, glaubte durch einen „Siegfrieden" die Nemesis abwenden zu können. Es war der Ruin unseres Staates. Noch nie ist ein Volk für den Abfall von seiner Bestimmung so hart gezüchtigt worden. Für denjenigen, der an sein Volk glaubt, mag es ein Fingerzeig nach oben sein.

Dem geschichtlich rückschauenden Blick zeigt sich das Hauptübel nicht in der falschen Behandlung der westlichen Flügelmacht Europas, sondern in drei Brüchen mit der bismarckschen Politik, von denen jeweils der folgende verhängnisvoller sein sollte als der frühere: 1. die Lossagung von Rußland, 2. die Lossagung von dem Desinteressement im Orient, 3. die Lossagung von der Saturiertheit des Deutschen Reiches. Die Geschichte des eigenen Volkes und sein darin offenbarter Charakter waren Bismarcks Leitstern; möge uns

Digitized by Google

heute der Geist beschieden sein, der 1807 alle Kräfte, auch die früher abseits stehenden, zu fruchtbarem Wiederaufbau sammelte! Es ist nun das drittemal, daß wir, obwohl nur am Rande weltgeschichtlicher Kämpfe stehend, doch in diese hineingezogen und bis in das Mark getroffen werden. Das siebenjährige Ringen des großen Friedrich war nur ein Ausfluß des Kampfes der großen Kolonialmächte Frankreich und England um die Vorherrschaft, und als der große Korse das Ergebnis des Friedens von Versailles vom Jahre 1763 wieder rückgängig machen wollte, sah er, da die französische Flotte versagte, das einzige Mittel zur Niederringung Englands in der Unterwerfung Europas, um die Kontinentalsperre wirksam durchführen zu können. Und wieder ist es ein weltgeschichtlicher Auflösungsprozeß, in dessen letzte Phase wir hineingezogen worden sind; denn Sèvres, nicht Versailles bietet den Schlüssel zum Verständnis des Weltkrieges. Das Geheimnis des Schaffens eines Bismarck war sein feines Empfinden für die in der Geschichte wirkenden Kräfte. Sollte es unserem Volke nicht vergönnt sein, hier wirklich sein vielberufenes Erbe anzutreten?

Parlamentarismus und Volksgemeinschaft

Von

Dr. August Müller, Staatssekretär a. D.

Der Friedensvertrag hat die Quellen der deutschen Wirtschaftskraft zum Teil verschüttet und die Befriedigung von Lebensnotwendigkeiten unseres Volkes aufs äußerste gefährdet. Ungeheuere Entschädigungsverpflichtungen belasten obendrein den siechen Wirtschaftskörper. So bietet Deutschland das Beispiel eines großen Volkes, das aufgehört hat, Subjekt der Weltgeschichte zu sein und darum von beutegierigen Siegern als Objekt mißbraucht wird. Der unsicheren Grundlage der nationalen und wirtschaftlichen Existenz des deutschen Volkes entsprechen die Wirkungen, die dieser Zustand auf das deutsche Geistesleben, auf das Verhalten der Gesellschaftsklassen zueinander und auf die politischen Verhältnisse ausübt. Überall gewahrt man Zersetzungserscheinungen, Klassen- und Berufsegoismus, Einschränkung der Macht moralischer Faktoren und Schwinden des nationalen Zusammengehörigkeitsgefühls.

So trost- und hoffnungslos das alles nun auch erscheint, den Glauben an sich selbst hat trotzdem das deutsche Volk noch nicht verloren. Hinter all der Gedankenlosigkeit, der Selbstsucht und dem Zuwiderhandeln gegen elementare Notwendigkeiten, die wir täglich erleben, steckt doch auch ein Gefühl für die Unverwüstlichkeit deutscher Volkskraft, deutscher Arbeitsenergie und deutsche Unentbehrlichkeit für die Kulturwelt. Bewußter als in Deutschland selbst lebt dieser Glaube an die deutsche Zukunft im Aus-

Digitized by Google

lande. Die grundsätzlich optimistische Beurteilung der deutschen Zukunft, an die zu glauben manchmal schwer wird, wenn man Deutscher ist, gewinnt im Ausland immer mehr Boden. Auch wir Deutsche haben keinen Grund zur Selbstaufgabe. So verzweifelt die Situation auch scheint, rettungslos ist sie darum nicht. Manches, was uns in der inneren Entwicklung Deutschlands so unerfreulich dünkt, entspringt diesem Gefühl, daß die deutsche Krisis überwindbar ist; sehnsüchtig harren wir nur des Retters, der uns den Weg aus der Bedrängnis unserer Tage weist. Wir sehnen uns nach Führern. Die materiellen Daseinsbedingungen des deutschen Volkes sind naturnotwendig für einige Zeit hart, und den hier vorhandenen Zwangsläufigkeiten ist fürs erste nicht zu entrinnen. Zwar kann auch hier manches geändert und gebessert werden, den Anfang muß aber die geistige Erneuerung und die nationale Selbstbesinnung, der Wille zur Selbstbehauptung und die Erweckung nationalen Gemeinsamkeitsgefühls machen. Hier liegt die Aufgabe der nationalen Führer, und die drängendste Frage der Gegenwart ist die: woher kommen die Persönlichkeiten, denen es gelingt, aus den sich bekämpfenden, sich selbst zerfleischenden Volkssplittern eine deutsche Volks- und Schicksalsgemeinschaft zusammenzuschweißen?

Die hier gestellte Aufgabe ist im wesentlichen politischer Art. Wo auch die Erwecker wirken mögen, die im deutschen Volk jene Gesinnung wachrufen sollen, die die Voraussetzung des Neuaufbaus Deutschlands ist: an Universitäten und Schulen, in Kirchen und weltlichen Versammlungshäusern, in der Presse und im sonstigen Schrifttum; was sie uns lehren können, führt immer auf das politische Gebiet. Politik kann aber des Parteiwesens nicht entraten, und stärker als je zuvor beeinflussen die Parteien im Augenblick das innerpolitische Handeln in Deutschland. So wird die Frage der politischen Neugeburt Deutschlands nahezu ausschließlich zu einer Frage des politischen Parteiwesens. Im Deutschland der Vorkriegszeit war eine starke Monarchie vorhanden, die sich auf die Armee und auf eine verwaltungstechnisch geschulte, moralisch intakte Bureaukratie stützte. In jahrhundertelanger Entwicklung, die zusammenfiel mit dem Aufstieg Preußens und Deutschlands zum Gipfel seiner Macht, war die Monarchie zum entscheidenden politischen Faktor in Deutschland geworden. Sie konnte es wagen, den Gedanken der Volkssouveränität abzulehnen und den Souveränitätsbegriff mit der Monarchie zu verbinden, weil ihre Leistungen ein stärkeres Gewicht ausübten als demokratische Ideen, die trotz aller Ausbreitung bis zum Kriege die Festigkeit der monarchischen Stellung in Deutschland nicht wesentlich erschüttern konnten. Das führte von selbst zu einer Einschränkung der Bedeutung und der Macht des politischen Parteiwesens. Mit dem 9. November 1918 trat hierin aber eine grundsätzliche Wandlung ein. Die Monarchie verlor mit dem allgemeinen Zusammenbruch gleichfalls den Boden unter den Füßen, und damit ist das zerstört worden, was für die monarchische Entwicklung in Deutschland das Wesentlichste war: die Kontinuität der Entwicklung und die Jahrhunderte

Digitized by Google

alte monarchische Tradition. Damit fiel der monarchische Souveränitätsbegriff, und da außer ihm nur noch der Begriff der Volkssouveränität denkbar ist, ist seit dem 9. November 1918 der letztere auch zur Herrschaft gelangt. Selbst den Fall einer monarchischen Restauration vorausgesetzt, würde an diesem Zustand der Dinge nichts geändert werden. Die Erneuerung der Monarchie könnte nur auf Grund des Volkswillens erfolgen; die Vorstellung, daß alle Macht im Volke ruht und alle übrigen staatlichen Faktoren eine nur vom Volk delegierte Macht ausüben, bliebe auch in einem wieder monarchisch gewordenen Deutschland bestehen. Das bedingt eine demokratische Grundlage der Verfassung, und wie diese auch immer sonst gestaltet sein mag, in ihr hat der Wille des Volkes, den es durch die Wahlen zum Parlament ausdrückt, eine ausschlaggebende Bedeutung. Die ganze Art des Zusammenbruchs des alten kaiserlichen Deutschlands hat für den Augenblick nur eine Quelle politischer Moral in Deutschland am Leben gelassen, und diese ist das Volk oder vielmehr, da das Volk nur durch Repräsentanten seinen Willen ausdrücken kann, das Parlament. Es kann sich darum nicht etwa um die Frage handeln, ob eine andere moralische Kraftquelle erschlossen werden kann, die Fragestellung lautet vielmehr so: Was ist zu tun, damit aus der Wirksamkeit des Parlaments ein Höchstmaß von Beeinflussung des nationalen und wirtschaftlichen Gesundungsprozesses in Deutschland entspringt?

Zum Parlamentarismus gehört das Parteiensystem. Es macht erst die parlamentarische Maschinerie gebrauchsfähig und ist daher aus rein technischen Gründen unentbehrlich. Aber wichtiger als diese formale Seite des Parteiwesens sind die inneren Gründe, die zu seiner Ausbildung geführt haben. Es ist unmöglich, alle die Dinge, die Objekt der Politik sind, aus einem Gesichtswinkel zu sehen. Das verbietet schon die Tatsache, daß politische Maßnahmen, Gesetze und Verordnungen des Parlamentes oft tief in die Sphäre der materiellen Interessen der Staatsbürger eingreifen. Gewaltig sind die politischen Probleme, vor denen die Völker stehen; wir verspüren das ja tagtäglich am eigenen Leibe. Über sie macht sich der politisch tätige Teil des Volksganzen seine Gedanken, und der Niederschlag dieser Gedanken, die Schaffung einer Form zu ihrer Verwirklichung, führt zur Entstehung des Parteienapparates. Rein objektiv, wie der Mathematiker Geschwindigkeiten im Weltraume mißt, lassen sich die unser Schicksal bestimmenden Fragen der Tagespolitik nicht beurteilen und nicht lösen. Sie rühren allzusehr an unser Vermögen, unser Einkommen, unser Wohlbefinden oder unser Mißbehagen, an Weltanschauungen und subjektivste Überzeugungen. Weil dem so ist, deshalb steckt in den Parteien so viel Leidenschaft, so viel Kampfesmut, und darum ist auch Parteinahme Pflicht für jeden Staatsbürger. Wirklich unparteiisch, so sagte der alte Mommsen einmal, ist nur eine Null oder ein Lump! Und ein ganz Großer, dessen 600jährigen Todestag soeben die Kulturwelt feiert, Dante, läßt die elenden Seelen jener, „die ohne Lob und ohne Schande lebten", vermischt mit dem „feigen Chor der Engel, die Nicht-

Digitized by Google

empörer waren, noch Gott getreu" das Schrecklichste erleiden, was vorstellbar ist: „des Todes haben diese keine Hoffnung, und so verächtlich ist ihr dunkles Leben, daß jedes andere Schicksal sie beneiden."

Dieses Verdammungsurteils, das der große Florentiner über die Parteilosen ausspricht, sollten wir Deutsche uns ganz besonders erinnern, seitdem bei uns der Parlamentarismus in der Form der parlamentarisch regierten Republik eingeführt worden ist. Denn viel unmittelbarer als in früheren Zeiten beeinflußt heute die Parteimaschinerie das politische Geschehen. Den Parteien werden die Minister entnommen, ihr Votum enthebt sie auch wieder ihres Amtes. Da die Minister nicht nur Gesetze vorzubereiten, sondern auch Verwaltungsaufgaben zu erfüllen haben, wirkt das Parlament auch auf die Anwendung der Gesetze und alle übrigen Obliegenheiten der Verwaltung ein, seine nunmehrige zentrale Stellung im Staatsorganismus also auch durch Ausdehnung seiner Befugnisse betonend. Das alles sollte für jeden Deutschen eine Mahnung zu intensivster parteipolitischer Betätigung sein, mehr denn jemals zuvor schmiedet er dadurch an seinem Schicksal.

Damit ist aber nur die eine Seite der Frage betont, nämlich die, die den Staatsbürger angeht. Die andere Seite, die die Parteien berührt, ist aber genau so wichtig. Wenn das parlamentarische Regiment dem Staatsbürger die Pflicht zur Beteiligung am Parteikampf auferlegt, so erweitert und vertieft es auch zugleich den Pflichtenkreis, den auszufüllen der Parteien Aufgabe ist. Und das ist der Punkt, an dem immer stärker die Kritik einsetzt. Selbst bei der wohlwollendsten Beurteilung des deutschen Parlamentarismus kann man nicht behaupten, daß der Deutsche Reichstag sich zunehmender Beliebtheit und Achtung erfreue. Zum Teil hat er sich dieses selbst zuzuschreiben. Prügeleien im Parlament kann man vielleicht entschuldigen, wenn sie dem Aufwallen tiefer Leidenschaften entspringen. Aber die Prügelszene, die sich vor kurzem der Deutsche Reichstag leistete, war keineswegs der Ausdruck solcher Leidenschaften, sie hinterließ vielmehr den Eindruck des Beabsichtigten und Gewollten und muß darum als Musterbeispiel parlamentarischer Sittenverwilderung eingeschätzt werden. Die Vielrederei, die geradezu unwürdige Form der Beratungen im Plenum, wo nach parlamentarischem Brauch nur die Parteifreunde des jeweils sprechenden Parlamentariers im Saale anwesend bleiben, während alle übrigen Fraktionen nur durch Horchposten vertreten sind, und ähnliches mehr tragen dazu bei, die Achtung vor dem Parlament zu vermindern.

In erschreckender Weise entartet und verroht der Parteienkampf. Die Achtung vor jeder ehrlichen Überzeugung war in Deutschland nie sonderlich stark entwickelt, sie ist jetzt auf den denkbar tiefsten Stand herabgesunken. Man scheint ganz vergessen zu haben, daß politische Meinungskämpfe mit persönlicher Achtung des politischen Gegners zu verbinden eine Voraussetzung für die sachliche Verständigung ist. Die Verwilderung im Parteileben hat bereits zum politischen Mord, zum persönlichen Attentat auf Parteigegner

Digitized by Google

geführt. Persönliche Verunglimpfungen von Ministern und anderen Funktionären gehören zu den Alltäglichkeiten. Es ist gewiß erklärlich, daß die Auseinandersetzungen über die Steuerfragen und über die Frage, ob das Ultimatum der Entente anzunehmen oder abzulehnen war, die Gemüter erhitzen und die Leidenschaften erregen mußten. Damit sind aber die Formen, in denen diese Auseinandersetzungen geführt werden, nicht entschuldigt, insbesondere ist es unzulässig, bei jeder passenden oder unpassenden Gelegenheit die Vertreter gegnerischer Anschauungen als national minderwertig zu bezeichnen. Wenn man diese Erscheinungen berücksichtigt, begreift man es, weshalb wirklich vornehm denkende Menschen die Berührung mit der Politik vermeiden.

Auch für diese parteipolitischen Entartungserscheinungen gibt es ja Erklärungsgründe. Die Gegenwart ist mit Zündstoff angefüllt und die Fragen, um die gekämpft wird, sind Schicksalsfragen in des Wortes tiefster Bedeutung. Dazu kommt die Eigenart der historischen Entwicklung unseres Parteiwesens. Aus einem wenig bedeutenden, nicht sehr hoch eingeschätzten Hilfsmittel des bureaukratischen Regierungssystems ist das Parlament auf einmal zum absoluten Herrscher geworden. Die Parteien haben sich noch nicht an die hieraus entspringenden Pflichten gewöhnen und die Formen der Parteibetätigung ausbilden können, die für die erfolgreiche Durchführung des parlamentarischen Systems erforderlich sind. Nimmt man dazu die deutsche Neigung zum Doktrinarismus, die Achtung vor Schlagworten, die Bedeutung der Parteiprogramme und das Grundübel der Deutschen: ihre Intoleranz, so hat man Erklärungsgründe genug für das unerfreuliche Bild des deutschen Parteilebens. Die Zeit wird hier ja wohl einen Wandel zum Besseren bringen, indem die Parteien lernen, was sie nunmehr, nachdem das parlamentarische Regiment eingeführt worden ist, sind und was sie deshalb auch zu scheinen wagen müssen.

Andere Übelstände wurzeln in dem Mangel an Persönlichkeiten, der das deutsche Parteileben ganz besonders auszeichnet. Das unglückselige Listenwahlsystem, dessen wir uns erfreuen, legt die Entscheidung über die Kandidaten und damit zum guten Teil über die Abgeordneten ganz in die Hand der Parteibureaukraten. Jede Partei hat eine vielköpfige, unvermeidbare und notwendige Parteibeamtenschaft ausgebildet, die, wie jede Bureaukratie, schon längst vom Mittel zum Zweck zum Selbstzweck geworden ist. Im Grunde genommen ist es natürlich eine recht subalterne Tätigkeit, die diese Parteisekretäre auszuüben haben, und bedeutende Menschen werden durch sie nicht angezogen. Da sie aber bestimmen, wer auf die Kandidatenliste gesetzt wird, und vor allen Dingen an welche Stelle er auf dieser kommt, was bei dem jetzigen Wahlrecht so gut wie entscheidend für die Wahl ist, so braucht man sich über den bedauernswert tiefen Geistesstand, der unser Parlament auszeichnet, nicht zu wundern. Die Mittelmäßigkeit zieht immer weitere Mittelmäßigkeit nach sich. Das System der gebundenen Listen kann kein anderes

Digitized by Google

Ergebnis haben, als das einer Auslese der mäßig Begabten. Das ist die Hauptursache für den Mangel an Persönlichkeiten im Parlament, zu der allerdings noch die Abneigung gegen die Anteilnahme am Parteienkampf hinzugezählt werden muß, die mehr als bei anderen Völkern in Deutschland wirklich hervorragende Persönlichkeiten beherrscht.

Auch die Zahl der Parteien, deren wir uns in Deutschland erfreuen, ist viel zu groß, als daß der Parteienapparat ein bequemes Instrument für das parlamentarische Regierungssystem abgeben könnte. Das Ideal des Zweiparteiensystems, das die angelsächsischen Länder so lange beherrscht hat, wird in Deutschland nie erfüllbar sein. So werden die dem Parlament entstammenden Regierungen immer den Charakter der Koalitionsregierung tragen müssen, aber ihre Bildung würde wesentlich erleichtert, wenn die Zahl der Parteien kleiner wäre. Die Mannigfaltigkeit des deutschen Parteiwesens ist zum guten Teil auf die Neigung zurückzuführen, theoretische Überzeugungen zum Ausgangspunkt zu nehmen, anstatt die Gruppierung der Wähler von den unmittelbaren Erfordernissen der Tagespolitik bestimmen zu lassen. Ganz unheilvoll ist die Scheidung der Parteien in Besitzende und Besitzlose und die Verwendung der an sich richtigen Vorstellung von einem durch die Besitzverhältnisse diktierten Gegensatz als parteibildendes Element. Der Klassenkampfgedanke führt zur Ablehnung von Kompromissen und damit eigentlich zur Aufhebung des Parlamentarismus, dessen Wesen das ständige Schaffen von Kompromissen ist. Konsequenter ist da der Bolschewismus, der den kapitalistischen Gegner nicht überzeugen oder sich auf Grund parlamentarischer Machtverhältnisse und sachlich politischer Erfordernisse mit ihm über Einzelfragen verständigen will, sondern ihn einfach vernichtet. Auch Arbeiter und Arbeitgeber müssen sich daran gewöhnen, daß die Parteien, die ihre Interessen vertreten, im heutigen politischen System einen Ausgleich der einander gegenüberstehenden Anschauungen herbeiführen müssen.

So fehlt es nicht an vielen sachlichen Schwierigkeiten, die das unbefriedigende Funktionieren des deutschen Parlamentarismus begreiflich erscheinen lassen. Nimmt man hinzu, daß der deutsche Parlamentarismus von seinen westlichen Vorbildern am schnellsten die Untugenden gelernt hat, die diese auszeichnen, so wird das Bild erst abgerundet. Ämterpatronage, Sesseljägerei, Couloirintrigen der Karrieremacher sind heute schon so gebräuchlich, als sei unser Parlamentarismus nicht zwei Jahre, sondern zwei Jahrzehnte an der Macht. Auch das demagogische Geschick, mit dem diese „Menschlichkeiten" im parlamentarischen Leben zu staatlichen Notwendigkeiten umgedichtet werden, läßt wenigstens auf diesem Gebiete eine überraschende Anpassungsfähigkeit und Lernfreudigkeit der deutschen Parteien erkennen. Die Nachteile dieses Systems werden immer am deutlichsten erkennbar, wenn es sich um Bildung neuer Ministerien handelt. Dann wird die Parteizugehörigkeit oft auch in solchen Fällen ausschlaggebend, in denen fachliches Wissen und Können in Frage kommt. Keine Regierung kann natürlich ohne rein

Digitized by Google

politische Ministerien auskommen, deren Leiter den durch die Abstimmungen dokumentierten politischen Willen des Parlaments repräsentieren. Es hat aber seine guten Gründe, daß immer dringender der Ruf ertönt, daneben auch sogenannte Fachministerien einzurichten, deren Besetzung nicht von der Zugehörigkeit zu einer Partei, sondern von den sachlichen Qualifikationen des zu Berufenden abhängig gemacht werden solle. Wenn einmal der ganze Behördenapparat besser an das parlamentarische System angepaßt ist als wie heute, und wenn außerdem hervorragende Persönlichkeiten aus allen Berufen den Weg ins Parlament gefunden haben, wird man auch Minister für diese Ämter dem Parlament entnehmen können; bei dem heutigen Zustand der Dinge ist es aber begreiflich, wenn weite Kreise keinen Vorzug des parlamentarischen Systems darin erblicken, daß es dazu neigt, die richtige politische Gesinnung als wertvolleres Attribut der Minister anzuerkennen, als ihre Verwaltungstalente, ihre Kunst der Menschenbehandlung und ihr fachliches Wissen.

So fehlt es nicht an Tatsachen, die die bedauerlich geringe Schätzung des deutschen Parlamentes erklären. Aber es tritt noch eines hinzu. In weiten Volkskreisen lebt das Gefühl dafür, daß uns schwere Nöte bedrängen, die nur überwindbar sind, wenn das Volk sich zu einer Notgemeinschaft zusammenschließt. Eine Art von Gottesfrieden zwischen den Parteien wird für notwendig gehalten, der Parteigrundsätze und programmatische Festlegungen hinter den augenblicklichen Tageserfordernissen zurücktreten läßt. Im Parlament merkt man von dieser Erkenntnis nichts. Unmittelbare Parteiinteressen werden höher eingeschätzt als die Verständigung über die Wege, die uns gemeinsam aus der Not der Zeit herausführen. Als der Krieg ausbrach, fand sich das deutsche Volk zu einer Notgemeinschaft zusammen. Der Geist von 1914 war aus der Erkenntnis entstanden, daß in Zeiten, in denen das Schicksal der Nation auf dem Spiele steht, die Parteistimmen schweigen müssen. Heute ist die Not ebenso groß, wie in jener Zeit, aber die Parteizerklüftung ist größer als je zuvor im deutschen Volke. Wir sollten uns ein Beispiel an unseren ehemaligen Feinden nehmen. Frankreich ist heute noch politisch viel einheitlicher und national geschlossener als Deutschland, England in wirklich nationalen Dingen ebenfalls. Es leistet sich deshalb wieder eine größere Schärfe im Parteienkampf, weil es als Sieger nicht vor den Gefahren steht, die uns als Unterlegene bedrohen. So ist es kein Wunder, daß namentlich deshalb die Achtung vor dem Parlamente sinkt, weil es nicht die Kraft aufbringt, wenigstens für die mit dem Ultimatum und dem Friedensvertrag im Zusammenhang stehenden Fragen eine parteifreie Sphäre zu schaffen, in der nicht Parteiinteressen und Parteidoktrinen, sondern sachliche Notwendigkeiten den Ausschlag geben.

Alle Parteien in Deutschland sind Sklaven ihrer Tradition und Unterworfene des Parteidogmas und des seelenlosen Parteienmechanismus. Selbst die höchste Not des Vaterlandes hat sie nicht dazu bewegen können, eine Notgemeinschaft zu bilden, die das deutsche Schicksal über das Parteiinteresse

Digitized by Google

stellt. Das ist der Punkt, auf den alles ankommt. Wenn nicht noch in letzter Stunde die Einsicht bei den Parteien erwacht, daß es so wie bisher nicht fortdauern kann, wird man die Hoffnung darauf, daß der politische Gesundungsprozeß von den Parteien eingeleitet werden könnte, aufgeben müssen. Dann erwächst dem deutschen Volke die schwere Aufgabe, seinen wirtschaftlichen Wiederaufbau und seine nationale Neugestaltung mit der Erneuerung seines Parteiwesens zu verbinden; das heißt: zugleich mit dem Werke auch das Werkzeug neu schaffen! Auch das ist nicht unerfüllbar, aber die an sich schon riesengroßen Schwierigkeiten werden noch größer durch diese Entwicklung der Dinge, und besser wäre dem deutschen Volke jedenfalls gedient, wenn für die schwierigen Übergangsjahre die sachlichen Erfordernisse sich stärker erweisen würden als der Parteiegoismus.

Aus den Erinnerungen des Generalfeldmarschalls Grafen Waldersee

Ems und Paris im Juli 1870.[1])

Mitgeteilt von

Heinrich Otto Meisner

Am 2. Mai hatte mich der König zum Flügeladjutanten ernannt und mir dabei sagen lassen, ich solle zur Meldung nicht nach Berlin, sondern nach Ems kommen, wohin er sich in einigen Wochen begeben würde. In der Politik sah es zu dieser Zeit durchaus friedlich aus. Ich machte mich also am 28. Juni auf den Weg.[2]) Auf dem Straßburger Münster überwältigte mich das Gefühl, wie jämmerlich es war, daß der Rhein und nicht der sich lang vor mir hinziehende Vogesenrücken die Grenze mit Gallien bildete. Es durchzuckte mich der Gedanke, daß das anders werden könnte, und ich hatte die Überzeugung, daß ich es noch erleben würde. Am 3. Juli traf ich in Ems ein.

Ems, 3. Juli 1870.

Der König war schon einige Zeit dort. Mit ihm Treskow,[3]) Albedyll,[4]) Lehndorff,[4]) Radziwill,[4]) Perponcher,[5]) Wilmowski.[6]) Seitens des Auswärtigen Amtes war wie gewöhnlich der Geheimrat Abeken anwesend. Der König empfing mich außerordentlich gnädig und sagte mir sehr anerkennende Worte

---

[1]) Aus den bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart und Berlin demnächst erscheinenden Denkwürdigkeiten des Generalfeldmarschalls Grafen Waldersee.

[2]) Aus Paris, wo Vf. sich als Militärattaché bei der preußischen Botschaft befand (vgl. September-Heft).

[3]) Chef des Militärkabinetts.

[4]) Flügeladjutant.

[5]) Hofmarschall.

[6]) Geheimer Kabinettsrat des Zivilkabinetts.

Digitized by Google

über meine Berichte aus Paris. Nach Erkundigungen über die kaiserliche Familie und verschiedene militärische Verhältnisse äußerte er: „Sagen Sie dem Botschafter,[1]) daß er Ihnen die Depeschen zu lesen gibt, ich wünsche, daß Sie in diese Dinge eingeweiht werden.“ Um 2 Uhr kam die Königin aus Koblenz herüber.

4. Juli.

Vormittag kam das Regiment Augusta auf einem Übungsmarsche, wie alljährlich, hier durch und wurde von meinem Bruder Georg dem König vorbeigeführt.

5. Juli.

Ich war in Koblenz und dinierte mit meinem Bruder bei der Königin. Spät abends waren die ersten Telegramme über die hohenzollernsche Thronkandidatur von Paris hier angelangt; ich hatte bisher von der Sache nichts gewußt.

6. Juli.

Werther hatte sich zu heute früh angemeldet. Ich empfing ihn am Bahnhofe. Seine ersten Worte waren: „In Paris ist der Teufel los; es sieht sehr nach Krieg aus.“ Er war gestern morgen zu Gramont[2]) gegangen, um ihm seine Urlaubsreise mitzuteilen und hatte ihn in höchster Aufregung gefunden. Ein Telegramm aus Madrid besagte, daß der Prinz Leopold Hohenzollern den Cortes als Kandidat für den erledigten Thron in Vorschlag gebracht werden sollte. Gramont war außer sich gewesen, hatte über Rücksichtslosigkeit und Arglist von uns geklagt und rund heraus erklärt, die Sache sei unmöglich. Frankreich könne es nicht zugeben, das Ministerium würde noch heute in der Kammer interpelliert werden. Werther war insofern in einer sehr unbequemen Lage, als er faktisch von der ganzen Angelegenheit auch nicht ein Wort gewußt hat. Er konnte also bloß lavieren und wird froh gewesen sein, die Abreise nach Ems bereits angekündigt zu haben. Daß er sie antrat, war nach meiner Überzeugung nicht richtig. Der König empfing ihn bald nach der Ankunft in längerer Audienz. Es war sehr unbequem, daß Bismarck in Varzin weilte. Alle Verständigungen wurden natürlich sehr erschwert. In Berlin vertrat ihn Thile.[3]) Am Abend kamen Telegramme aus Paris über die Kammersitzung. Gramont hatte eine ganz tolle Erklärung abgegeben, die mit stürmischem Beifall begrüßt wurde. Etwas von der Ehre Frankreichs konnte natürlich auch nicht dabei fehlen; kurz, es war klar, daß, wenn der Prinz Hohenzollern wirklich König von Spanien wurde, ein Krieg sich eigentlich nicht vermeiden ließ.

7. Juli.

Solms[4]) berichtete auch aus Paris, daß er die Lage der Dinge sehr ernst ansähe. Werther und Abeken waren lange beim König. Bismarck wollte

[1]) Freiherr v. Werther.
[2]) Herzog v. G., französischer Minister des Auswärtigen.
[3]) Unterstaatssekretär im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten.
[4]) Botschaftsrat Graf Solms-Sonnenwalde, Vertreter des Freiherrn v. Werther.

Digitized by Google

durchaus noch an keine nahende Gefahr glauben und beabsichtigte, ruhig in Varzin zu bleiben, wo er Brunnen trank. Die ganz überraschende Aussicht eines Krieges mit Frankreich erregte natürlich den König sehr, er hatte den dringenden Wunsch, daß alles beigelegt werde.

Das Unglück wollte nun, daß der Prinz Leopold Hohenzollern nicht in Sigmaringen war, sondern einen Ausflug in die Alpen gemacht hatte, und daß niemand genau wußte, wo er sich befand. Bei der Art aber, wie die Franzosen die Sache anfaßten, war höchste Eile nötig. Werther und Abeken kamen mit dem König dahin überein, daß es erwünscht wäre, wenn der Prinz Hohenzollern verzichtete; er mußte das aber ohne Druck seitens des Königs aus eigenem Entschluß tun.

8. Juli.

Zu heute abend war die Ankunft von Benedetti angemeldet, der von seiner Regierung den Befehl hat, von Wildbad sofort nach Ems zu gehen. Alle Nachrichten stimmten darin überein, daß die Lage der Dinge immer ernster wurde. Von allen unbeteiligten Mächten scheinen gute Ratschläge und Warnungen zu kommen. Wie die Sachen nun lagen, war meines Bleibens hier nicht länger.

Ich ging früh zum König und bat um Erlaubnis, nach Paris abreisen zu können. Er sah sehr ernst aus und sagte etwa folgendes: „Wir befinden uns mit einem Male inmitten einer sehr ernsten Situation. Der Anfang dieser hohenzollernschen Thronkandidatur datiert von der Zeit vor etwa einem Jahre.“ Es wurde von Prim[1]) durch einen Unterhändler[2]) dem Fürsten Hohenzollern der spanische Thron für einen seiner Söhne angeboten. Die Unterhandlungen gingen durch Bismarck, wurden aber natürlich sehr geheim betrieben. Von vornherein habe ich mich als König von Preußen von der ganzen Sache ferngehalten und ist auch Bismarck als Ratgeber des Fürsten Hohenzollern und nicht als Minister des Auswärtigen aufgetreten. Wenn das spanische Volk seinen König wegjagt und sich dafür einen neuen sucht, so ist dies seine Sache und eine innere Frage, in die sich heutzutage fremde Mächte nicht mehr mischen.[3]) Als Chef des Hauses Hohenzollern bin ich nun aber natürlich in die Angelegenheit hineingezogen worden. Ich habe sowohl dem Vater wie den Söhnen — zuerst sollte es Fritz, nachher aber Leopold sein — wiederholt gesagt, daß ich ihnen niemals zureden würde. Glaubten sie indes, daß es ihre Pflicht sei, das Anerbieten nicht von der Hand zu weisen, so würde ich als Chef des Hauses meine Einwilligung geben. Der gute Erbprinz[4]) traute sich aber entschieden eine so schwierige Aufgabe nicht zu, und nach langem Hin- und Herreden und Zögern schien die ganze Angelegenheit wieder einzuschlafen, was mir ganz

---

[1]) Spanischer Marschall, Ministerpräsident und Kriegsminister.

[2]) Salazar; trifft September 1869 bei den auf Schloß Weinburg (Schweiz) sich aufhaltenden Hohenzollern ein.

[3]) Randbemerkung des Verfassers zu diesem Satze: „Völlig wortgetreu.“

[4]) Leopold.

Digitized by Google

recht war. Vor einigen Monaten ist von seiten Spaniens wieder angepocht worden, und nun waren mit einem Male Vater und Sohn Hohenzollern zu meinem größten Erstaunen ebenso passioniert für die Sache, wie sie vorher unschlüssig gewesen waren. Sie haben sich hierzu durch Bismarck überreden lassen, und der Erbprinz, der früher der Ansicht war, nicht das Zeug zu einem König von Spanien zu haben, fühlt mit einem Male die Mission in sich, Spanien glücklich zu machen. Ich habe ihn dringend gebeten, auf das ernsthafteste mit sich zu Rate zu gehen, und als er dann bei seinem Entschluß beharrte, ihm meine Einwilligung als Familienoberhaupt gegeben. Sehr weit bin ich davon entfernt gewesen, rücksichtslos gegen die französische Regierung auftreten zu wollen. Es war darauf gerechnet worden, die Sache könne zunächst geheim bleiben. Im Herbst sollten dann Erbprinz und Erbprinzeß nach Frankreich reisen, um am kaiserlichen Hofe einen Besuch zu machen. Hierbei sollte die Sache in aller Freundschaft zur Sprache gebracht werden. Der Erbprinz ist katholisch und den Bonapartes näher verwandt als meinem Hause;[1]) man gab sich daher der Hoffnung hin, daß die Kandidatur dem Kaiser sogar angenehm und schmeichelhaft sein würde. Daß wir nun so mit einem Schlag vor einer ernsten Verwicklung stehen, ist mir im hohen Grade unangenehm. Ich verdanke das jedenfalls Bismarck, der die Sache auf die leichte Achsel genommen hat, wie schon manche andere.[2]) Zunächst kann ich mich gar nicht einmischen; ich halte meinen anfänglichen und allein korrekten Standpunkt fest. Ich leugne nicht, daß ich da zwei Rollen spiele, aber ich kann sie völlig auseinanderhalten.[3]) Niemals habe ich mit jemandem direkt oder offiziell verhandelt und mich auch zu nichts verpflichtet. Ich kann die französische Regierung nur an den Fürsten Hohenzollern weisen und werde auf diesen keinerlei Einfluß üben. Sollte aber Frankreich einen Vorwand zum Kriege suchen — nun, dann soll es uns bereit finden! (Diese Worte wurden mit großem Nachdruck gesagt.) Daß ich in meinem hohen Alter nicht den Wunsch habe, noch einen großen Krieg zu führen, und so ernste Verwicklungen nicht leichtfertig herbeigeführt habe, das wird die Welt mir wohl glauben. Wird mir aber ein Krieg aufgedrängt, so werde ich ihn führen im festen Vertrauen auf meine ausgezeichnete Armee."

Das waren teils die Worte, teils der Sinn der Worte des Königs; einzelne Punkte führte er mehr aus, so daß er wohl eine Viertelstunde sprach. Es war das erstemal, daß ich den König über ein ernsthaftes Kapitel so zusammenhängend sprechen hörte. Er entwickelte alles mit größter Klarheit und sprach, ohne zu stocken.

Hiernach ging er auf die Verhältnisse der französischen Armee über. Da er mir mehrere Male auch Fragen vorlegte, ergriff ich die Gelegenheit

[1]) Durch seine Mutter, eine Tochter der Stephanie Beauharnais, die Napoleon I. adoptierte.

[2]) Randbemerkung des Verfassers: „Wörtlich".

[3]) Vgl. Marcks, Kaiser Wilhelm[8], S. 301.

Digitized by Google

zu sagen, daß wir nach meiner vollsten Überzeugung den Franzosen in der Schnelligkeit der Mobilmachung erheblich überlegen wären und, wenn wir die ganze Armee mit einem Schlage mobil machten und sofort die Offensive ergriffen, sehr vorteilhafte Chancen auf unserer Seite hätten. Der König schien das auch zu wissen; er sagte mir: „Ich habe Ihre Berichte mit großem Interesse gelesen und bin erstaunt, wie überraschend schnell Sie sich in die französischen Verhältnisse hineingefunden haben. Fahren Sie fort, aufmerksam zu beobachten. Sogar Bismarck hat sich sehr anerkennend über Ihre Auffassungen ausgesprochen. Nun reisen Sie mit Gott; sagen Sie auch Solms, daß er, solange der Botschafter nicht wieder da ist, Sie in allem au fait hält." Dann gab er mir die Hand und entließ mich.

*

In Ems fing man schon an, etwas aufgeregt zu werden, doch ahnte außer den wenigen Eingeweihten noch niemand, wie ernst es aussah. Ich war viel mit Werther zusammen gewesen, der mir alles mitteilte, und überzeugt, daß, wenn der Erbprinz nicht schnell verzichtete, der Krieg unvermeidlich würde.

Infolge Bismarcks Fernsein herrschte doch wohl etwas Ratlosigkeit. Abeken ist kein selbständiger Charakter und Werther auch kein Mann der Initiative. Treskow wollte durchaus nicht daran glauben, daß die Franzosen Ernst machten.

Oberst v. Stranz, der sich zufällig in Ems befand, wurde in Ermangelung anderer Persönlichkeiten heimlich nach Sigmaringen geschickt und ihm aufgegeben, den Hohenzollern den Ernst der Situation klarzumachen. Er ist wohl dahin instruiert gewesen, ihnen zu raten, möglichst schnell zu renoncieren. Ich kannte den Erbprinzen recht gut und sagte mir, er würde wahrscheinlich froh sein, aus der Sache herauszukommen. Er ist ein sehr weicher Charakter.

*

Ich reiste am 8. nachmittags über Köln nach Paris ab, wo ich am 9. früh eintraf. Sobald ich nach Frankreich hineinkam, merkte ich, daß hier eine ganz besondere Luft wehte. Die Leute waren sämtlich unnatürlich aufgeregt, und diese Aufregung steigerte sich, je mehr man sich Paris näherte. Auf dem Bahnhof traf ich Leontiew, russischen Hauptmann und Gehilfen des Militärattachés Prinzen Wittgenstein. Sein erstes Wort war: „Sie haben Krieg; glauben Sie mir, es ist nicht mehr abzuwenden."

Ich fuhr einen Augenblick nach meiner Wohnung und dann in die Botschaft. Die mir beigegebenen Generalstabshauptleute v. Bülow, Lenke und v. Stückradt waren glücklicherweise sämtlich in Paris. Da ich nur zwei Agenten bei der Hand hatte, telegraphierte ich sogleich nach Berlin an Oberstleutnant v. Brandt [1]) und bat um sofortige Hersendung brauchbarer Leute.

*

[1]) Im Generalstabe.

Digitized by Google

Sodann orientierte ich mich. Alles, was ich sah und hörte, deutete darauf hin, daß in Frankreich der Krieg beschlossene Sache sei. Die ganze Presse war außer Rand und Band und sagte uns die größten Injurien und Unverschämtheiten. Im Kriegs- und Marineministerium sah schon ein Unbefangener ein fürchterliches Gelaufe und Getriebe. Die Truppen — die sonst überwiegend faulenzten — waren sehr tätig. Unaufhörlich ritten Ordonnanzen in scharfem Trabe durch die Stadt. Französische Offiziere, die ich kannte, machten sehr ernste Gesichter. Die hier wohnenden Militärattachés glaubten alle an Krieg; jeder hatte einiges erfahren.

Die Diplomaten waren in höchster Aufregung. Der italienische Gesandte Nigra war bei Solms gewesen. Schon früher hatte er ihn vertraulich vor Gramont gewarnt, als dieser Minister wurde, und gesagt: „Es bedeutet nichts Gutes, seien Sie auf Ihrer Hut." Nigra ist früher in Wien mit Gramont zusammen gewesen. Jetzt sagte er: „Sie haben den Krieg; ich halte ihn für unvermeidlich und — es wird mir schwer, Ihnen zu sagen — wir gehen nicht mit Ihnen. Ich will sehr froh sein, wenn wir unsere Undankbarkeit nicht soweit treiben, daß wir uns mit den Franzosen alliieren."

Solms hatte den Eindruck, daß man sich im Auswärtigen Amt ihm gegenüber ziemlich ungeschliffen betrüge, was ein leidlich sicheres Zeichen ist, daß man ernste Absichten verfolgt. Abends sandte ich, natürlich chiffriert, folgendes Telegramm an Bismarck, das Kriegsministerium und nach Ems: „Im Kriegs- und Marineministerium sind umfangreiche Vorbereitungen zur Führung eines großen Krieges im Gange. Reserven sind noch nicht einbeordert, doch hat es den Anschein, als wenn Truppenbewegungen bereits morgen beginnen werden. Eisenbahnen sind davon avertiert. Es scheint Neigung vorhanden, mit unmobilen Truppen loszuschlagen."

Ich überlegte mir jedes Wort genau; es kam sehr darauf an, nicht ohne Not alarmierende Nachrichten zu geben, vor allem aber auch die Sache nicht leicht zu nehmen. Daß in mehreren Kasernen die Truppen sich marschfertig machten, hatte R.[1]) festgestellt. Die Neigung, mit unmobilen Truppen loszuschlagen, war unverkennbar. Französische Generale verlangten es laut in ihren Klubs — aus dem „Cercle Impérial", in dem viele Generale verkehrten, hatte ich gute Nachrichten; die Truppen waren zum Abmarsch eingerichtet, man ist in Frankreich überhaupt mehr daran gewöhnt, Truppen auf dem Friedensetat zu bewegen.

10. Juli.

Die beiden englischen Militärattachés, die schon sehr lange hier leben und am besten eingeweiht sind, glauben unbedingt an Krieg. Claremont ist Mitglied des „Cercle Impérial", hat den Krimkrieg bei der französischen Armee mitgemacht und ist mit vielen hohen Offizieren sehr intim. Er be-

[1]) Ein Agent Rahn.

Digitized by Google

hauptet, es würde viel von einer Operation gegen den Unterrhein, also durch Belgien, gesprochen. Im Auge haben mußte ich die Sache jedenfalls.

Es kam durchaus darauf an zu wissen, was außerhalb Paris passierte. Ich sandte dementsprechend meine Agenten aus. Eine gute Hilfe hatte ich an einem Herrn B., agent de change. Er kam ungerufen zu mir und bot mir unentgeltlich seine Hilfe an. Er war in Bankierkreisen sehr bekannt, ein Umstand, der hier von ungleich größerer Bedeutung als irgendwo anders ist. Jeder Staatsmann, die meisten hohen Beamten und Offiziere spekulieren und spielen an der Börse. Es ist dies nach meiner Ansicht eine der Hauptursachen des Verfalles und der Demoralisation der höheren Klassen. Naturgemäß gibt es für Finanzgrößen kein Staatsgeheimnis; hier wird alles zuerst bekannt. B., der früher im Rothschildschen Dienst gewesen, hat mir jedenfalls sehr genützt. Am 14. ist mittags 3 Uhr im Ministerkonseil unter des Kaisers Vorsitz die Einbeorderung der Reserven beschlossen worden — nach drei Stunden wußte ich es.

*

Schon am 11. oder 12. machte ich die Beobachtung, daß ich in meiner Wohnung, Rue de Faubourg St. Honoré, polizeilich überwacht wurde. Es waren also meinerseits besondere Vorsichtsmaßregeln geboten. Die gewöhnlichste Methode der Polizei, ein Haus zu überwachen, ist die Besoldung des Concierge und dann die Aufstellung eines Kohlenfuhrwerks vor der Tür. Solche Wagen sieht man zu allen Tageszeiten in allen Straßen, sie haben nichts Auffallendes. Der Fuhrmann ist Polizeiagent und beobachtet, auf seinem Wagen sitzend, jeden, der aus und ein geht. Die Botschaft wurde natürlich besonders beaufsichtigt.

Es lag bei mir zu beurteilen, ob die Franzosen losschlagen wollten oder nicht. Jedes Wort meiner Depeschen mußte da auf die Wagschale gelegt werden. Sandte ich ohne Not alarmierende Nachrichten, so wäre ich künftig als Schwarzseher und ungewandter Agent verschrien worden; sandte ich wichtige Nachrichten zu spät — wie großes Unglück konnte daraus erwachsen.

Ich kannte unsere und die französischen Verhältnisse genau genug — auf Grund besonderer Beobachtung —, um zu wissen, daß durch die Schnelligkeit der Rüstungen der erste Erfolg im wesentlichen bestimmt war. Die wichtigste Frage war also die, den Moment der Mobilmachung zu erkennen und ferner zu erfahren, ob die Franzosen frühzeitig offensiv werden wollten. Ersteres gelang mir vollkommen. Drei Stunden nach dem Beschluß kannte ich ihn, wie gesagt; aber nun festzustellen, ob meine Nachricht richtig wäre oder nicht, machte Schwierigkeiten. Aus meiner Stellung nach Berlin melden: „Die Franzosen machen mobil," das bedeutete als Antwort unsererseits ohne Besinnen die totale Mobilmachung. Entschloß man sich dazu, und meine Meldung erwies sich als falsch, so waren viele Millionen vergeudet; aber das war vielleicht noch der kleinere Schaden. Gab ich die Nachricht nicht,

Digitized by Google

und es gingen nur ein paar Tage verloren — konnten schwerwiegende Nachteile die Folge sein. Ich telegraphierte aber auf Grund vollster Überzeugung und, Gott sei Dank, hatte ich recht.

Eine andere große Sorge entstand, als wir am 17. dahinter kamen, daß unsere Telegramme nicht mehr oder mindestens nur teilweise befördert wurden, obwohl die Telegraphenbureaus sie annahmen (eine unerhörte Perfidie, die gegen das Völkerrecht verstieß). Vielleicht waren also meine Telegramme vom 14. abends und 15. früh wegen der Mobilmachung gar nicht in Berlin angelangt, und man war dort über die hiesigen Ereignisse nicht unterrichtet. Mir lag das zentnerschwer auf der Seele. Ich versuchte über England, über Malta zu telegraphieren, sogar schließlich per Kabel an die Gesandtschaft in Washington — man nahm die Telegramme nicht an. In meiner Bedrängnis sandte ich nun mit jedem Schnellzuge, der nach Belgien ging, einen sicheren Boten ab und ließ die Telegramme in Aachen aufgeben. Niemals habe ich, bis ich selbst die Grenze überschritt, erfahren, was bei uns geschehen war, ob wir mobil gemacht hatten, an welchem Tage und in welchem Umfange. Das waren bei Gott keine leichten Stunden.

Dazu kam das tolle Treiben der Franzosen. Die Bevölkerung war von einem förmlichen Kriegstaumel erfaßt und wurde darin von den Behörden bestärkt. Kolossale Menschenmassen durchzogen die Straßen und schrien à Berlin, au Rhin, à bas Guillaume, à bas Bismarck usw. Sehr viele Truppen marschierten durch die Stadt und zu den Bahnhöfen, von brüllenden und betrunkenen Menschenmassen begleitet. Dazu die jämmerlichen Renommagen mit Überschreiten des Rheins, falsche Gerüchte usw.

Bis zum 16. ging ich noch täglich in meinen Klub — „Cercle de l'Union". Die Franzosen zogen uns aber schon schreckliche Gesichter. Die deutschen Diplomaten Graf Quadt von Bayern, die Freiherrn Wächter von Württemberg und Schweitzer von Baden hielten übrigens, wie ich anerkennen muß, gut zu uns. Sie waren aber natürlich sehr ängstlich. Ich blieb voller Zuversicht und flößte ihnen damit bald Vertrauen ein. Von den fremden Attachés sah ich nur Uexküll, den Österreicher, nicht; er wich mir auch wohl aus. Den anderen sagte ich meine Meinung, daß wir die Franzosen gründlich schlagen würden, öfters. Die übrigen Diplomaten mißfielen mir mit Ausnahme Nigras stark. Ich hatte das Gefühl, sie gönnten uns alle eine tüchtige Niederlage. Sogar den russischen Geschäftsträger Okuniew kann ich hiervon nicht ausnehmen. Ein mir gut bekannter Österreicher, Montgelas,[1]) sagte mir beim Adieu ehrlich: „Ich hoffe, Sie kommen gesund wieder; daß Ihr aber ordentlich geklopft werdet, wünsche ich von Herzen." Mein sicheres und zuversichtliches Auftreten hat sie schwer geärgert.

Vom verrückten Taumel in Frankreich muß ich die Armee ausnehmen. Sie benahm sich in all dem wüsten Geschrei würdig und ruhig. Fast zu

[1]) Botschaftsattaché.

Digitized by Google

ruhig; die gehobene Stimmung einer in den Krieg ziehenden Truppe habe ich nur selten wahrgenommen. Mir bekannte Offiziere waren sogar recht ernst gestimmt, namentlich von dem Moment ab, als Bayern sich offen für uns erklärt hatte.

*

Am 12. Juli morgens kam Baron Werther aus Ems zurück, sehr ermüdet infolge der Hitze. Gleich nach seiner Ankunft erschien ein Herr des Auswärtigen Amtes[1]) und fragte, ob Werther nicht baldigst Gramont aufsuchen könne. Werther erwiderte, er werde sofort kommen. Als er von der bekannten Unterredung wiederkehrte, erwarteten Solms und ich ihn in der Botschaft. Nachdem wir ihn angehört, erklärten wir ihm beide, daß nun der Krieg ganz zweifellos sei. Er dagegen wollte sich noch nicht zu dieser Ansicht bekennen. „Ein Krieg zwischen Preußen und Frankreich," sagte er, „ist ein Ereignis von so riesiger Tragweite, ein so furchtbares Elend für zahllose Menschen, die Veranlassung ist außerdem eine so geringfügige, daß es die Pflicht eines jeden Ehrenmannes ist, zur Abwehr alles zu versuchen, was in seinen Kräften steht. Das hat mich geleitet und deswegen habe ich mich entschlossen, dem König zu schreiben." Vom allgemein menschlichen Standpunkte aus hatte er gewiß recht; als preußischer Botschafter mußte er aber Herrn v. Gramont anders dienen. Daß es für unseren König unmöglich war, den bewußten Brief zu schreiben, leuchtete ihm noch nicht ein. Ich kann sein Verhalten nur auf seinen entschieden sehr fatigierten Zustand und auf die in Ems empfangenen Eindrücke zurückführen, wo man durchaus den Krieg vermeiden wollte und die hiesige Luft nicht genügend kannte. Bismarcks Telegramm, das dem Botschafter sofort abzureisen befahl, war so grob, wie ich es kaum für möglich gehalten hatte. Als Werther sich vom Herzog v. Gramont verabschiedete, begleitete ich ihn ins Auswärtige Ministerium; sobald er ins Vorzimmer zurückkam, sagte er: „Mit diesem Gang ist meine Laufbahn zu Ende." Er täuschte sich nicht. Nie wieder hat Bismarck mit ihm ein Wort gewechselt.

*

Am 15. sagte Ollivier in der Kammer, daß alle Versuche zu einer Aussöhnung gescheitert seien. Von diesem Moment an war der Krieg so gut wie verkündet, obwohl die offizielle Erklärung erst am 19. erfolgte. Wahrhaftig prompte Bedienung! Neun Tage nach Beginn einer diplomatischen Verwicklung schon der Ausbruch eines Krieges, so etwas ist wohl noch nie dagewesen. Die Ursache dieser Übereilung, namentlich da man noch nicht losschlagen wollte, ist mir niemals klar geworden. Eine Lesart ist die, daß man dem altersschwachen, entschlußlosen Kaiser, dem ein Krieg höchst unsympathisch war, die Brücken zum Rückzuge abbrechen wollte, und das scheint mir die wahrscheinlichste Lösung.

[1]) Es war der Kabinettschef des Herzogs v. Gramont, Graf Faverney.

Digitized by Google

Ruhige Leute, die die Verhältnisse kannten, waren mir gegenüber der Ansicht, wenn Werther direkt zum Kaiser gegangen wäre und energisch mit ihm gesprochen hätte, würde die ganze Sache wahrscheinlich in Ordnung, unbedingt aber in einen ruhigeren Lauf zu bringen gewesen sein. Es herrschte nun aber in Paris eine ziemlich starke Pockenepidemie, und man war vor Ansteckung außerordentlich ängstlich. Werther hatte kurz vor seiner Reise nach Ems selbst die Pocken gehabt, auch lag ein Kanzleidiener mit Familie noch daran krank. Der Botschafter glaubte, unter solchen Umständen, namentlich mit Rücksicht auf den kaiserlichen Prinzen, sich nicht in St. Cloud zeigen zu dürfen, und sah davon ab, sich beim Kaiser persönlich zu verabschieden, wie es sich ja eigentlich gehörte.[1]) Da nun damals gerade die spanische Thronfolge eklatierte, so hätte er gleich mit dem Kaiser darüber sprechen können, zweifellos wäre, namentlich da der Monarch ja ein sehr verständiger Mann ist, die Behandlung der Frage eine ruhigere geworden.[1])

Der Kaiserin hat in jenen Tagen ihr spanisches Temperament wohl einen schlechten Gefallen getan. Sehr verständig soll die Prinzeß Mathilde[2]) gewesen sein. Nachdem sie von nichts ahnend den ganzen Ernst der Sache erfahren hatte, ist sie von Enghien sofort zum Kaiser gefahren und hat ihm rund heraus erklärt, er renne Hals über Kopf ins Unglück. Sie begegnete ihm, als er, wie gewöhnlich vom General Béville geführt, langsam spazieren ging, und redete ihn etwa folgendermaßen an: „Mit den Beinen wollen Sie Krieg gegen Preußen führen?“ — Der Prinz Plon-Plon[3]) befand sich auf einer Reise an der norwegischen Küste und war natürlich ahnungslos. Als er das Telegramm erhielt, in welchem den Krieg unvermeidlich genannt wurde, hat er sofort telegraphische Order gegeben, seine ämtlichen Wertsachen nach der Schweiz zu senden.

Eine große Last erwuchs uns natürlich durch die vielen in Paris wohnenden Deutschen, die in ihrer Besorgnis sich an uns wandten. Man taxierte die Zahl der hier anwesenden auf etwa 200 000. Da sie zum großen Teil Arbeiter waren, darunter viele bei der Straßenreinigung beschäftigte Pfälzer und Rheinhessen, so befand sich natürlich eine verhältnismäßig hohe Zahl reserve- und landwehrpflichtiger Leute in ihrer Mitte. Ein erhebender Anblick, wie sich in ihnen das Pflichtgefühl und auch das Nationalgefühl regte! Alles wollte nach Haus; wer irgend Geld hatte, reiste auch sofort ab, und das waren große Mengen, es blieben aber noch sehr viele, die das Geld zu der teuren Reise nicht besaßen. Nach den Instruktionen darf eine Gesandtschaft Reisegeld nicht geben; hier lag doch aber ein ganz besonderer Fall vor, indem wir mit Frankreich selbst Krieg führen sollten. Jeder Mann, der zurückblieb, war ein Soldat für uns

---

[1]) Durch diese Mitteilung wird die von R. Fester, Die Genesis der Emser Depesche, S. 131 konstatierte „Lücke in Überlieferung der Mission Werthers“ zum Teil ausgefüllt.

[2]) Cousine des Kaisers, Tochter Jérômes.

[3]) Der Prinz Napoleon, Bruder der Prinzessin Mathilde.

Digitized by Google

weniger. Solms entschloß sich daher dazu, das Reisegeld zu bewilligen, und die Maßregel ist auch später gutgeheißen worden.

Ich ordnete nun an, daß jeden Abend vom Nordbahnhofe ein Schub fortgeschickt werden sollte, versah Bülow mit Geld und beauftragte ihn, die Billette zu lösen. Der chef de gare war uns als vernünftiger Mann bekannt und versprach auch zu tun, was in seinen Kräften stand. Ich bestellte im Laufe des 16. alle Leute, die sich meldeten, zum Abend nach dem Nordbahnhof. Auf 100—150 Mann hatte ich etwa gerechnet. Als Bülow sich hinbegab, waren Tausende von Menschen auf dem Platze vor dem Bahnhofe in erregter Stimmung versammelt, um der Abfahrt von Truppen beizuwohnen. Er drängte sich nach dem zum Glück durch ein Eisengitter von der Straße getrennten Nebenbahnhof durch und fand dort zu seinem Erstaunen eine lange Linie Zivilisten in zwei Gliedern aufgestellt. Ein Landwehroffizier führte das Kommando, hatte die Unteroffiziere vor der Front, kommandierte: „Stillgestanden!“ und meldete Bülow militärisch die Anwesenheit von etwa 300 Mann. Die Mehrzahl wohl etwas angetrunken, alle aber patriotisch gehoben und in bester Stimmung, den Franzosen gleich hier die erste Schlacht zu liefern. Schließlich glückte es, sie alle ohne Zwischenfälle abzutransportieren.

Am Abend vor der Abreise der Baronin v. Werther — ihr Gatte war schon fort — kam Gramont, mit dem sie noch vor kurzem in Wien viel verkehrt hatte, um Adieu zu sagen; ich war zugegen. Der Schlingel tat so, als ob eigentlich gar nichts Besonderes los sei, und sagte zum Schluß, indem er die Hoffnung aussprach, sie bald wieder zu sehen: „Après quelques coups de pistolet à la frontière, tout est fini et on se serre les mains.“

Ich erhielt sehr bald gute Nachrichten, daß es mit den französischen Rüstungen nicht recht stimmte. Auf den Eisenbahnen waren schon große Konfusionen festgestellt, auf der Ostbahn mußte ein voller Tag ausgesetzt werden, um nur erst das Material wieder etwas zu rangieren. Wie völlig unkomplett die Truppen von hier abrückten, wurde mir täglich gemeldet. Etwa am 17. kam der russische Militärattaché Prinz Wittgenstein über Belgien und Metz hierher. Er bestätigte, daß in Metz heillose Unordnung herrschte.

Gewaltiges Aufsehen machte das Verhalten Bayerns. Es war ein Donnerschlag für die Franzosen und eigentlich ihre erste verlorene Schlacht. Ich sagte meiner Hauswirtin, der guten Marquise Beaumont, beim Abschiede, bei dem sie sich übrigens sehr nett benahm: „Wir können Herrn Ollivier nicht dankbar genug sein; er hat mit einem Schlage das erreicht, woran wir seit Jahren arbeiten; er hat Deutschland einig gemacht.“

Am Nachmittag des 19. kam endlich von Berlin das Telegramm, das der Botschaft befahl, da der Krieg nunmehr offiziell erklärt sei, die Pässe zu verlangen. Später habe ich erfahren, daß man in Ems gar nicht an Krieg glauben wollte und meine Meldungen für ein Produkt der Übereilung und Schwarzseherei hielt. Der alte Feldmarschall Herwarth sagte u. a. zu meinem Bruder Georg: „Ihr Bruder ist ein Schwarzseher; er beunruhigt den König ganz ohne Not.“

Digitized by Google

Am Abend dinierte ich mit Solms bei Ledoyen in den Champs-Elysées, wo uns die meist etwas elegische Stimmung der Franzosen — soeben waren die ersten Nachrichten über ein Vorpostengefecht bei Saarbrücken eingetroffen — auffiel.

*

Solms sollte die amerikanische Gesandtschaft um Schutz für die Deutschen und die Botschaft bitten. Es war merkwürdig, daß Herr Washburne keineswegs glatt annahm, sondern erst bei seiner Regierung anfragte. Dadurch ging natürlich viel Zeit verloren, wodurch Solms verhindert wurde, am 20. früh abzureisen. Wir überlegten, ob es nicht das Beste sei, die ganzen Akten zu verbrennen; schließlich wurde aber beschlossen, die unwichtigen Dinge nur zu versiegeln und die wichtigeren in Kisten verpackt den Amerikanern zu übergeben. Meine letzte Tätigkeit war noch, den Kundschaftsdienst für die Folge zu organisieren.

*

Am 20. Juli früh begab ich mich auf den Nordbahnhof. Die Truppeneinschiffungen hatten aufgehört, es herrschte Ruhe und Ordnung. Man war von meiner Abreise unterrichtet und behandelte mich sehr höflich, gab mir auch ein besonderes Coupé. Auf der ganzen Strecke bis zur Grenze war nichts von Truppen oder militärischem Treiben zu sehen. Ich reiste voll Vertrauen ab; daß ich aber schon zwei Monate später inmitten einer siegreichen Armee wieder vor den Toren von Paris stehen würde, hatte ich allerdings nicht zu hoffen gewagt.

Die Entstehung der Gebirge der Erde

Von

Prof. Dr. Walther Penck (Leipzig)

(Schluß)

Ein Teil der Gebirgsketten besteht aus Schichtgesteinen, die während des Meso- und Känozoikums abgelagert worden sind, und diese Schichten sind nachträglich aufs engste zusammengepreßt, gefaltet worden. Wir sprechen von Faltengebirgen. In der Regel ist die Faltung der Schichten im großen und ganzen beendet gewesen, ehe die Aufwölbung zur Gebirgskette, man kann nicht sagen: begann, aber ehe sie heutige Ausmaße erreichte. Faltung und Hebung der Faltengebirge sind verschiedene Vorgänge, die sich zeitlich nicht ganz decken, sondern zum Teil nacheinander liegen. Man kann darum nicht von einer Auffaltung der Gebirge sprechen, wenn man damit meint, daß die Gebirge ihre Höhe durch die Faltung gewonnen hätten. Daß dies ganz und

Digitized by Google

gar nicht der Fall ist, geht schon daraus hervor, daß durchaus nicht alle Gebirgsketten der Bewegungsgürtel Faltengebirge im obigen Sinn sind, sondern (wie der größere Teil der Kordilleren beider Amerika, die Gebirge Zentralasiens, ein Teil der Bögen Ostasiens und Ozeaniens u. a.) Aufwölbungen der Kruste darstellen, die der gefalteten Schichtdecke so gut wie ganz entbehren. Wir stellen also unter den Gebirgen der labilen Zonen, die alle dem gleichen Vorgang der Hebung oder Aufwölbung ihre äußere Gestalt verdanken, beträchtliche Unterschiede hinsichtlich ihres inneren Baues, ihrer Struktur fest. Faltung ist beschränkt auf jene schmalen Streifen innerhalb der Gebirgsgürtel der Erde, in denen vor der Faltung mächtige Pakete von Schichtgesteinen zur Ablagerung gekommen waren.

Es wurzeln die genannten Unterschiede der Struktur in den Vorgängen, die vor den Ereignissen der Gebirgsbildung, zu denen auch die Schichtfaltung gehört, zum Absatz mächtiger Gesteinsschichten entlang schmalen und langgestreckten Zonen innerhalb der labilen Gürtel geführt haben. Prüft man den Charakter jener Schichten, die Tausende von Metern Mächtigkeit erreichen, so findet man, daß sie nicht oder nur zum Teil in tieferem Meer entstanden sind. Ja, der Ablagerungsraum, welchem die Festlandströme Gesteinsschutt, Sand, Schlamm usw. zuführten und hier zu Schichten anhäuften, lag gelegentlich sogar trocken und mag dann das Aussehen gehabt haben wie etwa heute die Poebene. Die große Dicke der Gesteinsschichten, welche heute die Faltengebirge zusammensetzen, gibt somit kein Maß von der Tiefe des Meeres, in dem sie entstanden; sie können nicht betrachtet werden als die Ausfüllung eines vorher gebildeten tiefen Troges, sondern sie wurden offensichtlich abgelagert auf sinkender Unterlage. Während ein schmaler Krustenstreifen mählich zur Tiefe sank, wurde der Senkungsraum mit Schichtgesteinen aufgefüllt. So wie heute das Adriatische Meer und seine geologische Fortsetzung, die Poebene, tiefer sinken und mit Sedimenten erfüllt werden, so daß Teile dieser großen Mulde — eben die Poebene — sogar festländischen Charakter besitzen. Solche sinkende Ablagerungsräume nennt man Geosynklinalen. In der adriatischen Mulde lernen wir eine heutige Geosynklinale kennen; sie ist eine Randtiefe und lehnt sich, wie alle Gebilde gleicher Art und Entstehung — die Tiefseegräben gehören ebenfalls hierher —, unmittelbar an ein Gebirgsgewölbe an.

Die Faltengebirge der Erde nehmen die Stelle von Geosynklinalen ein, die in der Vorzeit, und zwar im Mittelalter der Erde, sanken und sich demzufolge mit mesozoischen Schichten füllten. Deren Dicke gibt den erreichten Betrag des Einsinkens der Mulde an. Da der sinkende Raum während und nach der Faltung seiner Schichtfüllung zu einem Gebirge anstieg, so kann sein Sinken nicht, wie man früher annahm, hervorgerufen worden sein durch das Gewicht der in ihm sich sammelnden Gesteinsschichten, die ihre Unterlage, die Kruste, zur Tiefe drückten, sondern muß tieferliegende Ursachen haben. Die Erdkruste sank und darum zog sie die Flüsse an sich, die das Material der Schichtgesteine herbeischafften, und nicht ist es umgekehrt!

Digitized by Google

Vergleichen wir nun den Werdegang verschieden gebauter Gebirgsketten der labilen Zonen miteinander, so ist die Reihenfolge des Geschehens auf der einen Seite (Faltengebirge): geosynklinales Sinken der Kruste, dann Schichtfaltung und begleitende Aufwölbung, auf der anderen Seite (nicht gefaltete Ketten): nur Aufwölbung der Kruste. Der wesentliche Unterschied besteht also im Sinken der Kruste vor der Gebirgsbildung an der einen und dem Fehlen dieser Vorläuferbewegung an anderen Stellen. Würde eine Geosynklinale nicht mit Schichten erfüllt werden, so würde die Gebirgsbildung hier auch keine Faltung hervorbringen können, sondern ebenfalls nicht gefaltete Gebirgsketten erzeugen. Faltung ist geknüpft an das Vorhandensein von faltbarem Material, wie es mächtige Ablagerungen in Geosynklinalen sind. Die Faltung der Schichten ist, wie wir sehen, eine sehr wichtige Begleiterscheinung, aber nicht die Haupterscheinung der Gebirgsbildung. Wir verstehen nun auch die von den Geologen schon seit langem festgestellte Tatsache, daß — wie man sich ausdrückte — die Faltengebirge aus den Geosynklinalen aufsteigen. Richtiger wäre zu sagen: aus den Geosynklinalen werden Faltungszonen, weil jene faltbares Material enthalten. Die Aufwölbung des Faltenstranges zu einem Gebirge ist das Ergebnis schon weiterer Entwicklung und ist nicht verschieden von der Aufwölbung der Erdkruste außerhalb der mesozoischen Geosynklinalen, also von der Bildung der nicht gefalteten Gebirgsketten der labilen Gürtel. Mit anderen Worten heißt das:

Die Geosynklinalen verhalten sich, nachdem ihre Schichtfüllung gefaltet ist, gegenüber den Vorgängen der Gebirgsbildung wie jedes andere außerhalb von ihnen gelegene Stück der Erdkruste im Bereich der labilen Zonen. Nennt man die Schichtdecke, welche sich über die Erdkruste als überaus lückenhafter Mantel ausbreitet, der nur in den sinkenden Räumen, in den Geosynklinalen, größere Dicke erreicht, den Oberbau, seine Unterlage, die eigentliche Erdkruste, den Unterbau, so können wir sagen, daß der Oberbau durch Schichtfaltung dem Unterbau einverleibt wird.

Das Verhältnis von Oberbau und Unterbau ist auf der ganzen Erde übereinstimmend, doch im Laufe geologischer Entwicklung in höchst bemerkenswerter Weise verschoben worden. Wo immer man die der Beobachtung zugänglichen Teile der Erdkruste prüft, da besteht sie aus Intrusivmassen und aufs engste zusammengepreßten Gesteinsschichten, die freilich ihre ursprünglichen Charaktere zum guten Teil weitgehend verloren haben. Auf der ganzen Erde haben also im Laufe der Zeit Bedingungen geherrscht, die zur Schichtfaltung führten. Doch sind diese zu sehr verschiedenen Zeiten eingetreten, und in weiten Gebieten kehrten sie nach erfolgter Faltung nicht wieder. Der Oberbau, der dem Unterbau eingegliedert wurde, hat demnach sehr verschiedenes Alter. Je weiter man in der geologischen Geschichte zurückgeht, desto größer findet man die Räume der Faltung. In den entlegenen Epochen, die dem Altertum der Erde, dem Paläozoikum, vorangingen, ist nahezu die ganze Erde den Geschicken ausgesetzt gewesen, welche die mesozoischen Geosynklinalen betroffen

Digitized by Google

haben: auf sinkender Kruste häuften sich mächtige Schichtgesteine, die intensiv gefaltet wurden. Die Faltungsstruktur ist uns überliefert. Allerdings hat man hierbei zu berücksichtigen, daß wir über die Dauer jener Epoche gar nichts wissen und nur in ganz großen Umrissen annehmen können, daß die Bildung der Schichten auf sinkendem Boden und ihr nachfolgender Zusammenschub nicht überall gleichzeitig, sondern nach und nach innerhalb sehr langer Zeiträume vor sich gegangen sein dürfte. Das für uns Wichtige ist, daß damals diese Entwicklung in der Tat allenthalben möglich war und eintrat, mit anderen Worten, daß die Erdkruste damals in ihrer Gesamtheit die Labilität besaß, die heute nur noch die beiden Gebirgsgürtel auszeichnet.

Das ist schon im Paläozoikum anders gewesen. Reichte vor und während seines Beginnes z. B. in Europa die faltbare Zone von den Hebriden bis in den Sudan, so traten in den älteren Abschnitten des Altertums der Erde die Bedingungen der Faltung nur noch ein in dem Gebiet von Schottland bis etwa an den Südrand der Sahara. Außerhalb dieser Zone liegen dieselben Schichten, die in ihr selbst gefaltet wurden, wenig gestört der ältergefalteten Kruste auf. Scharf ist dort die Grenze zwischen Ober- und Unterbau; sie verschwindet in der Faltungszone. Demselben Verhältnis begegnen wir im jüngeren Paläozoikum, aber die betreffenden Schichten wurden gefaltet nur noch zwischen Südengland bis in die Sahara hinein, und die Faltung der Neuzeit erstreckt sich im großen und ganzen nur noch vom Schweizer Jura bis nach Nordafrika (Hoher Atlas). Die Faltungsräume werden im Laufe der Zeit eingeengt. Und das beobachten wir auf der ganzen Erde, wenn auch nicht überall die Einengung von beiden Seiten her geschah wie im angeführten Beispiel.

Natürlich darf man sich nicht vorstellen, daß der ganze Raum zwischen den oben in groben Umrissen skizzierten äußeren Grenzen von Faltengebirgen erfüllt war. Das ist auch in den heutigen labilen Gürteln nicht der Fall. Von entscheidendem Belang ist, daß die Eigenschaften, welche die letzteren auszeichnen und zu denen das geosynklinale Sinken der Kruste samt der nachfolgenden Schichtfaltung gehört, früher beträchtlich weiteren Gebieten eigentümlich waren, daß sie im Laufe der Zeit bis auf die beiden Gebirgsgürtel der Erde eingeengt worden sind. Wie die Schichten, die in den heutigen Faltengebirgen gefaltet und damit dem Unterbau einverleibt worden sind, außerhalb der labilen Zonen wenig gestört, scharf geschieden vom Unterbau, diesem aufruhen, so lösen sich auch aus den älteren, immer breiteren Faltungszonen die entsprechenden Schichtformationen ab und bilden außerhalb von ihnen einen auch heute noch wenig gestörten Oberbau über dem jeweils ältergefalteten Unterbau. Im großen und ganzen gilt also die Regel, daß die Grenze zwischen Ober- und Unterbau unter um so älteren Formationen liegt, je weiter wir uns von den heutigen Faltungszonen entfernen. Diese Grenze verschwindet jeweils in den gefalteten Regionen gleicher Zeit.

Seit dem Beginn des geologischen Altertums wird demnach auf der Erde die Scheidung von zwei verschieden gearteten Zonen der Erdkruste deutlich

Digitized by Google

sichtbar. Die einen sind ausgezeichnet durch große Beweglichkeit, die im Sinken der Kruste, Faltung der die sinkenden Räume erfüllenden Schichten und Bildung von Gebirgsgewölben besteht. Die anderen verlieren diese Labilität, sie sind unbeweglich geworden; fürderhin blieben ihnen die Vorgänge der Gebirgsbildung fremd. Sie sind zu starren Massiven geworden. Das sind die Kontinente, auf denen die Grenze zwischen Ober- und Unterbau mit Schärfe erhalten geblieben ist. Man sieht: die Kontinente wachsen auf Kosten der labilen Zonen; ihre Erstarrung ist nichts von vornherein Vorhandenes, sondern schreitet auf Kosten der Beweglichkeit der Kruste vor. Die heutigen Gebirgsgürtel sind also Restzonen der Labilität.

Gewöhnlich wird die Faltbarkeit der Schichten als der Inbegriff der Labilität betrachtet, und man pflegt daher die Erstarrung der Kontinente aufzufassen als das Ergebnis des Schichtzusammenschubs. Man sagt, die Kontinente erstarren und wachsen dadurch, daß ihnen im Laufe der Zeit immer neue Schichtfalten angegliedert werden und die Faltbarkeit verloren geht. Wir sehen auf den ersten Blick, daß hier zwei sehr verschiedene Dinge miteinander verwechselt werden. Die Faltbarkeit der Schichten ist eine Eigenschaft des Oberbaus und nicht der darunterliegenden Kruste. Die Labilität der Bewegungsgürtel ist aber eine Eigenschaft der Kruste selbst, des Unterbaus. Gewiß verlieren Schichten dadurch, daß sie gefaltet werden, ihre Faltbarkeit. Sie werden damit dem Unterbau einverleibt. Aber die Labilität desselben geht darum keineswegs verloren, sie wird gar nicht berührt durch das, was mit dem Oberbau geschieht. Hiervon kann man sich überzeugen an den zahlreichen Stellen, an denen innerhalb der Faltengebirge, auch innerhalb der Alpen, der Untergrund der gefalteten Schichten entblößt ist. Stets zeigt er hier die Struktur älterer Schichtfaltung. Die letztere verhinderte nicht, daß die Kruste an gleicher Stelle zur Geosynklinale sank und die in ihr angereicherten Schichten am gleichen Ort neuerdings gefaltet wurden. Labilität und Stabilität der Erdkruste beruhen nicht auf Eigenschaften ihrer oberflächlichen, mehr oder weniger schmächtigen Sedimenthaut, sondern auf Vorgängen innerhalb und namentlich unterhalb von ihr.

Kein Krustenstreifen kann als Geosynklinale sinken, ohne daß seine Unterlage schwindet, kein Stück der Kruste kann zum Gebirgsgewölbe ansteigen, ohne daß die Unterlage schwillt. Die Unterlage ist die Magmazone. Massenverlagerungen in ihr spiegeln sich in den Krustenbewegungen wider. Da drängt sich sofort die Frage auf, warum — wenn das richtig ist — die Bewegungen des Magmas nicht auf der ganzen Erde gleich sind und gleichartige Krustenbewegungen auslösen.

Dieser Frage können wir näher kommen, wenn wir Art und Verteilung der magmatischen Massen, der Eruptivgesteine, näher betrachten. In den Vulkanen und Intrusionen aus allen Zeiten der Erdgeschichte haben wir hierzu reichlich Gelegenheit. Es wurde gesagt, daß sich die Mehrzahl der Eruptivgesteine der Erde zurückführen läßt auf ein Stammagma von basaltartiger Zu-

Digitized by Google

sammensetzung. Hierbei ist aber von feineren Unterschieden abgesehen worden. Ziehen wir nur die ursprüngliche Zusammensetzung des Magmas in Betracht, aus dem die vielgestaltigen Eruptivgesteine sich herleiten, so zeigt sich, daß es drei Magmaarten gibt, die ursprünglich weltweit verbreitet gewesen sein müssen, daher unter der Erdkruste nicht neben-, sondern untereinander angeordnet waren und noch sind, wiewohl ihre Abkömmlinge, die Eruptivgesteine, heute nebeneinander auftreten. Diese drei Stammagmen unterscheiden sich voneinander durch das Mengenverhältnis der sie aufbauenden Elemente. Kalzium und Magnesium in besonderer Menge zeichnen das eine aus; wir nennen es das pazifische, weil es in der Umrandung des Pazifischen Ozeans eine große Rolle spielt. Das andere erweist sich reich an Natrium und Kalium, es ist das atlantische Magma. Vom dritten Magma weiß man nicht viel mehr, als daß es weder pazifisch noch atlantisch ist, aber es scheint, daß es vergleichsweise hohen Gehalt an Eisen besitzt. Wir wollen es das arktische nennen, weil es im Norden Europas und Asiens größte Verbreitung besitzt. Große Monotonie der Zusammensetzung zeichnet die zugehörigen basaltischen Eruptivgesteine aus. Das pazifische Magma ist spezifisch leichter als das atlantische und dieses wieder scheint leichter zu sein als das arktische. Diese Unterschiede sind zwar merklich, doch gering.

Pazifisches Magma herrscht in den heutigen Gebirgsgürteln. Die ausgedehnten Intrusionen, die zahllosen Vulkane hier leiten sich von ihm her. Und zwar zeigt die Verteilung der letzteren, daß die Intrusionen, auch wo sie noch nicht sichtbar sind, in der Regel in den Gebirgsgewölben stecken und den Einsenkungen so gut wie ganz fehlen. Seltene Ausnahmen sind bekannt. Atlantische Gesteine finden sich daneben überaus sporadisch nur und als große Seltenheit. Die unteritalienischen Vulkane seien als ein Beispiel für eine atlantische Enklave in pazifischer Umgebung genannt. In allen Fällen ist in den labilen Gürteln das atlantische Magma jünger als das pazifische. Das spezifisch schwerere, in größerer Tiefe liegende Magma erscheint erst, wenn das leichtere, pazifische erschöpft ist.

Atlantische Gesteine zeichnen den überwiegenden Teil der Ozeane und Kontinente aus. Wie das pazifische Magma für die labilen Zonen der Erde kennzeichnend ist, so daß atlantische für die stabilen Gebiete. In diesen auch begegnen wir Abkömmlingen des arktischen Magmas. Sie treten auf im Norden Asiens und Europas, in Vorderindien; sie sind ferner bekannt im Osten der Vereinigten Staaten, in Uruguay und Brasilien. In den zuletzt genannten Gebieten erfolgten die vulkanischen Ergüsse allerdings schon im Mesozoikum, seither nicht wieder. Es sind das alles Gebiete, in denen schon in sehr alter Zeit nur atlantische Eruptivgesteine zur Bildung kamen, keine pazifischen. Das arktische Magma gelangt also sichtlich zur Eruption, d. h. zum Aufdringen in und durch die Erdkruste, wenn das atlantische Magma schon erschöpft ist.

Das heutige Nebeneinander von Abkömmlingen der drei Magmaarten auf der Erdoberfläche ist das Ergebnis einer langen Entwicklung. Wie war

Digitized by Google

das früher? Soweit wir in der geologischen Geschichte zurückgehen, stets finden wir das pazifische Magma aufs engste gebunden an die labilen Zonen. Und wie diese im Laufe der Zeit eingeengt worden sind, so engt sich auch der Bereich des pazifischen Magmas ein. Und wie die Erstarrung der Kontinente wuchs auf Kosten der labilen Zonen, so wuchs auch das Gebiet des atlantischen Vulkanismus. Dieser dehnt sich auf Kosten des pazifischen aus. Stets ist jener diesem gegenüber jünger. Er beginnt, sobald das pazifische Magma erschöpft ist. Das kann nur bedeuten, daß nach Erstarren einer oberen Magmaschicht die darunter folgende, spezifisch schwerere zur Eruption gelangt. In den Zeiten, die dem geologischen Altertum der Erde voraufgingen, war fast noch die ganze Erde pazifisch, heute ist sie atlantisch und arktisch geworden bis auf die beiden schmalen Bewegungsgürtel. Die letzteren fallen demnach zusammen mit Restzonen des pazifischen Magmas. Unter den Ozeanen und Kontinenten ist es in flüssigem Zustand nicht mehr vorhanden. Die Labilität der Gebirgsgürtel muß also irgendwie in Zusammenhang stehen mit dem Vorhandensein des pazifischen Magmas. Und man darf vermuten, daß sie außer auf den später zu erörternden Verhältnissen darauf beruht, daß hier die Kruste dünner ist als außerhalb der labilen Zonen, dünner nämlich um die Mächtigkeit der hier noch flüssigen pazifischen Magmaschicht.

Andererseits ist der Schluß nicht von der Hand zu weisen, daß zum mindesten die Kontinente Krustenteile sind, deren Unbeweglichkeit oder Stabilität hervorgerufen wird durch die vollzogene Erstarrung der pazifischen Magmaschicht. Um deren Dicke sind sie versteift. Wir können noch weitergehen und annehmen, daß die Kontinente nicht überall gleich dick sein dürften. Mehr und weniger weitgehend erstarrte Teile sind zu erkennen. Die ältesten Stücke von ihnen, die am frühesten die Labilität eingebüßt haben, in denen also seit den dem Paläozoikum vorangegangenen Epochen keine Gebirgsbildung, keine Faltung auch, mehr stattgefunden haben, sind schon in uralter Zeit der Schauplatz von atlantischem Vulkanismus gewesen. Das atlantische Magma ist hier nunmehr ebenfalls schon erschöpft, das spezifisch schwerere, aus größerer Tiefe stammende arktische kommt in diesen Gebieten nachfolgend zur Eruption. An solchen Stellen ist die Erdkruste sichtlich versteift auch noch durch die Erstarrung der atlantischen Magmazone.

Diese Erfahrungen vereinigen sich zu einer einheitlichen Vorstellung: wie die Materie im großen in der Erde bei deren Entstehung nach der Dichte sich anordnete, so auch im einzelnen. Die Magmazone unter der Erdkruste erscheint von vornherein gegliedert in Schichten von verschiedener Dichte. Nach ihren Lebensäußerungen können wir bis heute drei solcher Schichten unterscheiden, von denen die jeweils tiefere, spezifisch schwerere zur Eruption gelangt, sobald die leichteren, darüberliegenden erstarrt oder erschöpft sind. Diese Schichten sind gewiß nicht scharf voneinander gesondert, weder früher, als sie noch intakt unter der Kruste der ganzen Erde vorhanden waren (das war der Fall, als noch die ganze Erde pazifischen Vulkanismus zeigte) noch heute, da offen-

Digitized by Google

sichtlich die oberste Magmaschicht zum überwiegenden Teil, die darunterfolgende in kleinem Umfang, die unterste noch gar nicht erstarrt ist. Die Erstarrung geht also durchaus nicht gleichmäßig vor sich. Demzufolge besitzt die Kruste sehr verschiedene Dicke. Je dicker sie ist, desto schwerer beweglich, desto stabiler wird sie auch sein. Wir führen also die Stabilität der Kontinente und Ozeane mit guten Gründen auf die fortschreitende Erstarrung des Magmas zurück und erkennen in der Labilität der Gebirgsgürtel die Folge des Vorhandenseins von pazifischem Magma unter vergleichsweise dünnen Zonen der Erdkruste.

Der Erstarrungsprozeß des Magmas besteht nun offenbar nicht in einem einfachen Festwerden des Schmelzflusses an der Unterseite der Erdkruste. Es wäre sonst nicht zu verstehen, warum das Erstarren nicht gleichmäßig an allen Stellen der Erde geschieht, sondern augenscheinlich an bestimmten Stellen beginnt und von hier weiter schreitet, so daß wir heute Zonen geringerer und weiter gediehener Vollendung des Erstarrens auf der Erde nebeneinander beobachten können. Die Vorgänge befolgen zweifellos eine Gesetzmäßigkeit, und das findet seinen Ausdruck in der Reihenfolge des Geschehens: an bestimmten Stellen der Erde beginnt in weit zurückliegender Zeit die Erschöpfung der pazifischen Magmaschicht. Die Erstarrung greift um sich und ist heute so weit gediehen, daß pazifisches Magma nur noch in zwei schmalen Gürteln, man könnte sagen: in zwei Kanälen, vorhanden ist. Ihr Schicksal wird, wie man vermuten darf, sein, daß auch sie zuwachsen werden. An den gleichen Stellen scheint auch die Erschöpfung der atlantischen Magmaschicht begonnen zu haben. „Arktische Inseln" erscheinen dort heute inmitten der atlantischen Umgebung. Auf Kosten der letzteren werden jene wachsen, und es liegt die Vorstellung nahe, daß, wie bis zur Gegenwart aus der pazifischen Erde eine atlantische geworden ist, so später aus der atlantischen eine arktische wird.

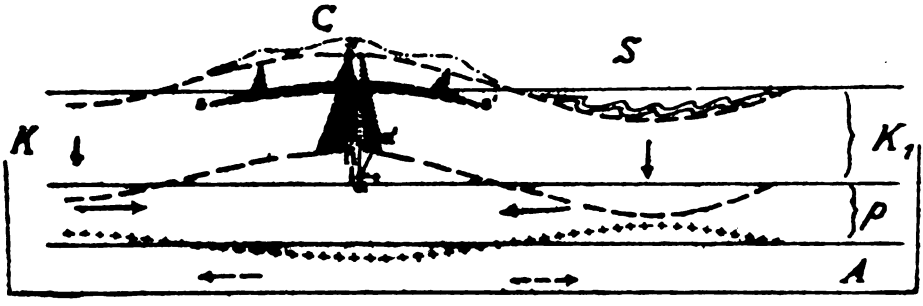
Einen Fingerzeig, in welcher Richtung die Lösung dieser schwierigen und belangreichen Fragen gesucht werden könnte, finden wir in Beobachtungen, die in den heutigen Gebirgsgürteln angestellt werden können, und ihrer Ausdeutung. Es wurde schon gesagt, daß hier die Mehrzahl von Vulkanen angetroffen wird. In der Regel sitzen diese auf den Gebirgsgewölben. Hier auch sind Intrusionen von erstaunlichen Ausmaßen aufgeschlossen. Stets handelt es sich um pazifische Massen. In den sinkenden Räumen sind vulkanische Eruptionen mit verschwindenden Ausnahmen nicht eingetreten. Eine solche Ausnahme sind beispielsweise die vulkanischen Inseln der Liparen. Ursprünglich lieferten diese pazifisches, heute atlantisches Magma. Und das ist bezeichnend. Kam es im Bereich sinkender Krustenteile überhaupt zum Ansteigen von Magma in und durch die Kruste, so ist es entweder von vornherein von atlantischem Charakter oder erreichte solchen zu einer Zeit schon, als in den steigenden Gebieten nichts anderes als pazifisches Magma zur Gestaltung kam. Dort geriet die sinkende Kruste augenscheinlich in Kontakt mit der atlantischen Magmaschicht, hier ruht sie nach wie vor pazifischen Massen auf. Daraus folgern wir, daß das pazifische Magma unter der Kruste in Bewegung ist, und zwar unter

Digitized by Google

den nachsinkenden Schollen abströmt, nach den steigenden Gebieten zuströmt und unter die Gebirgsgewölbe eintritt.

Die letzteren haben wir nun kennen gelernt als Krustenzonen, in welche das Magma intrudiert ist. Die außerordentliche Zahl von pazifischen Vulkanen setzt außerordentliche Intrusion voraus. Dringt aber Magma in, wie man unmittelbar beobachtet, überwältigender Menge in die feste Kruste ein, so erfährt diese nicht nur Massenzuwachs, sondern ganz bedeutende Raumvermehrung. Sie wird größer als sie vor der Intrusion war.

Die notwendigen Folgeerscheinungen des durch magmatische Intrusion bewirkten Raumzuwachses lassen sich am besten an der Hand einer schematischen Skizze erläutern (Figur). Gehen wir aus von einem Krustenstück $K K_1$, das von pazifischer Magmaschicht (p) unterlagert ist. An irgendeiner Stelle entstehe in der Tiefe der Kruste ein Riß (R). Das entlastete Magma dringt in ihn ein; es steigt senkrecht nach oben, drängt aber gleichzeitig die Kluftwände auseinander, und zwar am stärksten am Unterrand der Kruste, gar nicht am oberen Ende des Risses. Dessen Wände weichen in der Richtung der resultierenden Bewegung (a-a') aus: das Magma schafft sich dergestalt den benötigten Raum. Wird hierdurch irgendein Massenteilchen (a), das in der festen Kruste mit seiner Umgebung und mit dem Massenteilchen b senkrecht über ihm natürlich fest verbunden ist, durch die Intrusion nach a' gedrängt, so muß der Punkt b, der nicht seitwärts, sondern nur nach oben ausweichen kann, nach b' gehoben werden, wobei die Entfernung a'—b' unverändert gleichbleiben muß der Entfernung a—b vor der Intrusion. Gleiches geschieht mit jedem Massenteilchen der Kruste: die Oberfläche der Erdkruste wird gehoben, sie bildet eine Aufwölbung, deren Höhe und Ausdehnung entspricht der Größe der Intrusion. Indem diese wächst und das Volumen der Kruste nachhaltig vergrößert, steigt diese zu einem Gebirgsgewölbe an.



——— Begrenzung der Erdkruste und der pazifischen Magmaschicht vor der Gebirgsbildung.
– – – – Die durch Intrusion des Magmas und der Folgeerscheinungen deformierte Kruste.
—·—·— Oberfläche der Erdkruste nach der Großfaltung.
+ + + + + Deformierte Oberfläche der atlantischen Magmaschicht.
Schraffiert: Intrudiertes Magma innerhalb der Erdkruste.
Ausgezogene Pfeile: Bewegungsrichtung des pazifischen Magmas und der ihm nachfolgenden Kruste.
Gestrichelte Pfeile: Bewegungsrichtung des atlantischen Magmas.

Digitized by Google

Die Kruſtenoberfläche kann aber nicht für ſich allein gehoben werden, ſondern es ſteigt die ganze Kruſte empor, in der ja alle Teile feſt miteinander verbunden ſind. Es muß ſich daher auch die Unterfläche der Kruſte heben. Dadurch wird das Magma weiter entlaſtet, weitergehend wird es eruptionsfähig, mit größerer Vehemenz ſteigt es in die Kruſte empor, ſei es dem alten erweiterten Riß folgend, ſei es neue Bahnen ſich öffnend. Nachhaltiger wird die Kruſte emporgetragen: Aufwölbung durch Intruſion und die letztere verſtärken ſich gegenſeitig.

Die Volumausdehnung des Magmas infolge von Druckentlaſtung hat aber ihre Grenzen. In einem beſtimmten Moment reicht jene nicht mehr aus, um den unter der ſteigenden Kruſte entſtehenden Raum zu erfüllen. Eine Leere kann ſich hier jedoch weder bilden noch halten, ſondern die ſteigende Kruſte ſaugt gleichſam das Magma an, das — wenn die andere Möglichkeit der Raumerfüllung erſchöpft iſt — von den Seiten her zuſtrömen und unter die Aufwölbung eintreten muß. In deren Nachbarſchaft muß die Kruſte über dem abſtrömenden Magma nachſinken. Neben dem Gebirgsgewölbe (G) ſinkt die Saumtiefe, die Geoſynklinale (S). In ihr ſammeln ſich Geſteinsſchichten an. Dadurch, daß deren Bildungsraum ſinkt, wird er eingeengt; vor allem aber ſind die begleitenden Aufwölbungen Zonen, die durch weitergehende Intruſion anſchwellen. Und ſo begreifen wir, daß in einem beſtimmten Stadium der Kruſtenbewegung die eingeengten Füllmaſſen der Geoſynklinalen gefaltet und dem Unterbau einverleibt werden müſſen.

Verſchiedenartige Folgen dieſer Vorgänge ſtehen zu erwarten. Zunächſt ſolche innerhalb der bewegten Kruſte ſelbſt. Die Intruſion verbreitert nicht nur den Riß, ſondern ſie verlängert ihn auch. Mit ſeiner Länge und ſeinem Verlauf geht die Anordnung der Gebirgsgewölbe naturgemäß ſtreng parallel, und dieſe wachſen mit der Intruſionsſpalte. Die letztere kann auch unter Umſtänden ſenkrecht nach oben bis an die Erdoberfläche oder bis in deren nächſte Nähe fortgeſetzt werden. Ein mit Eruptivmaſſen erfüllter Spalt muß dann im Bereich des Gebirgsgewölbes ſichtbar werden. Solches iſt in der Tat an manchen Stellen der Erde zu ſehen. Man kennt in Patagonien oder in den Anden Nordamerikas außerordentliche Intruſivmaſſen, die ſich anſcheinend nach der Tiefe noch verbreitern. Sie haben langgeſtreckte Geſtalt und laſſen ſich bei einer Breite, die 100 Kilometer gelegentlich überſchreitet, weit über 1000 Kilometer verfolgen. Man nennt derartige Rieſenintruſionen Batholite. Die aus Amerika erwähnten Batholite ſind im Laufe des jüngeren Meſozoikums und des Känozoikums, alſo gleichzeitig mit der Entſtehung der Kordilleren zur Bildung gekommen. Wir erblicken in ihnen die oberſten Fortſätze der die Gebirgsaufwölbung erzeugenden Magmaintruſion.

In der Regel werden aber dieſe Intruſionen nicht ſichtbar, ſondern ſie ſtecken in größerer Tiefe der Kruſte. Ihre Anweſenheit wird häufig — durchaus nicht immer — verraten durch Vulkane, die wohl in der Mehrzahl der Fälle nicht unmittelbar aus dem Batholiten, ſondern aus von dieſem abge-

Digitized by Google

zweigten, höher in die Kruste vorgetriebenen Fortsätzen kleineren Umfanges, den schon genannten Vulkanherden, gespeist werden.

Der Grund für dieses Verhalten dürfte darin zu suchen sein, daß sich dem Magma als Folge der durch seine Injektion hervorgerufenen Krustenaufwölbung neue Bahnen öffnen, die es benützt. Wenn die tiefen Teile der Erdkruste durch intrudierendes Magma gewaltsam auseinandergedrängt werden, die höheren Teile dagegen nicht, so muß sie in einem bestimmten Stadium der Krafteinwirkung das tun, was jeder nicht beliebig dehnbare Körper tut: sie zerreißt. Die Zerreißungsflächen haben nicht irgendeine, sondern eine durch die Richtung der Krafteinwirkung bestimmte Lage. Sie müssen der Erdoberfläche mehr oder weniger parallel verlaufen und zudem in um so größerer Tiefe liegen, je tiefer die Intrusion, die Kraftquelle sitzt. Es zerreißt gleichsam die Verbindungslinie zwischen den Punkten a' und b' der Skizze, und a' vermag nun unbehinderter im Sinne der seitwärts drängenden Kraft des Magmas auszuweichen. Die Zerreißungsfläche trennt eine obere Schale der Erdkruste von deren tieferen Teilen ab; man sagt, jene ist von diesen abgeschert, und bezeichnet die Zerreißungsfläche als Scherfläche. In sie tritt das Magma ein und bildet eine immer stärker anschwellende Schicht (ss') innerhalb der Erdkruste.

Verfolgen wir kurz, was hieraus entstehen muß: die abgescherte obere Krustenschale wird für sich aufgewölbt, sie ist über der anschwellenden Magmaschicht gespannt, und es wird einen Augenblick geben, in dem sie, wieder in einem durch die Richtung der Krafteinwirkung bestimmten Sinn, nämlich in diesem Fall senkrecht zur Erdoberfläche, zerreißt. Intrusion in sie hinein ist die Folge, und diese vermehrt notwendig das Volumen der Krustenschale. Über den Intrusionen, die wir zum Unterschied vom Batholiten Sekundärintrusionen nennen wollen, entstehen Aufwölbungen, zwischen ihnen Einsenkungen, die aber entsprechend dem kleineren Umfang der eindringenden Magmamassen auch sehr viel kleinere Spannweite besitzen als die Gebirgsgewölbe und die Saumtiefen. Es entstehen durch Sekundärintrusion die nicht gefalteten Gebirgsketten, welche Großfalten genannt worden sind und in enger Reihung die Gebirgsgürtel der Erde erfüllen; sie gliedern die Gebirgsgewölbe im einzelnen. Es ist klar, daß die Großfaltung erst einsetzen kann, wenn die Aufwölbung der Kruste ein bestimmtes Maß erreicht hat, denn diese ist die Folge batholitischer Intrusion und betrifft die ganze Kruste, jene wird erst möglich durch den Magmaeintritt in die Scherfläche und gestaltet nur die äußere, abgescherte Krustenschale. Wenn aber die Großfaltung begonnen hat, dann geht sie gleichzeitig neben der Aufwölbung des ganzen Gebirges einher. Die geologische Untersuchung der Gebirge der Erde, namentlich der argentinischen Anden, hat das Ergebnis gezeitigt, daß ihr Werdegang streng den Forderungen der Theorie entspricht.[1])

[1]) Die einschlägigen Untersuchungen über diese Vorgänge finden sich in einem Werk: „Der Südrand der Puna de Atacama", das den 37. Band der Abhandlungen der Sächsischen Akademie der Wissenschaften bildet (Math.-Phys. Kl. Leipzig 1920).

Digitized by Google

Wir finden nun auch eine Antwort auf die viel erörterte und der Deutung die größte Schwierigkeit bereitende Frage, warum die ehemaligen (mesozoischen) Geosynklinalen mit ihrem gefalteten Schichtinhalt in die Gebirgsaufwölbung mit einbezogen werden und dafür neue Krustenstreifen unmittelbar daneben zu Saumtiefen versinken. Es wurde bereits betont, daß die durch beginnende Intrusion erzeugte Krustenaufwölbung die Intrusion verstärkt. Unter dem steigenden Gewölbe entstehen Gebiete sehr nachhaltiger und ständig sich verstärkender Druckentlastung, welche die Eruptionsfähigkeit des Magmas immer weiter um sich greifen läßt. Der Batholit schwillt gewaltig an und neben ihm können und werden neue gleichartige Magmakörper in die Kruste eintreten. Das Gebirgsgewölbe muß hierbei immer breiter werden, und die Aufwölbung muß schließlich die alten, in frühem Stadium der Vorgänge nur schmal angelegten Geosynklinalen erfassen. Zur Erfüllung der unter der aufgewölbten Kruste wachsenden Räume muß das Magma nun von weiterher zuströmen, und über den Gebieten des Abströmens sinkt die Kruste zu neuen Tiefen ein. Es wandern also die Geosynklinalen, die Zonen des Sinkens, mit ihnen wandert die Faltung der sie füllenden Schichten von dem Gebiet frühester Aufwölbung nach außen. Trefflich zu beobachten ist das im nordamerikanischen Felsengebirge, in den Anden Südamerikas, in den Gebirgen, die sich von den Alpen ablösen und in Bögen zu den Ketten Südasiens hinziehen, und auch in den Alpen selbst, in denen allerdings besondere Verhältnisse vorliegen, die hier zu erörtern zu weit führen würde.

Auch die Abscherung innerhalb der Kruste muß sich mit deren Aufwölbung ausbreiten. Und die in die Scherflächen eintretende Magmamasse wird nicht nur anschwellen, sondern nach entfernteren Räumen vordringen. Die Voraussetzungen für die Großfaltung sind somit in immer weiteren Gebieten gegeben. Es überrascht daher nicht, daß auch die zusammengeschobenen Gesteinsschichten der ehemaligen Geosynklinalen von ihr betroffen werden, wie vor kurzem erst für einige Teile der Gebirgsumrandung des Mittelmeeres gezeigt worden ist. Wird aber die abgescherte Krustenschale durch umfangreiche Sekundärintrusion immer nachhaltiger vergrößert, so wird sie schließlich für ihre durch Magma gebildete Unterlage zu groß und sie wird dem nur dadurch Rechnung tragen können, daß sie sich selbständig in sich selbst zusammenschiebt; ähnlich wie sich ein Tuch, das für seine Unterlage zu groß ist, in Falten legt, nur daß die Erdkruste wegen ihrer ganz anders gearteten physikalischen Beschaffenheit nicht wie ein Stück Tuch einen einfachen Faltenwurf annehmen kann. Vielmehr ist zu erwarten, daß die emporsteigenden Teile der Großfalten, die Sättel, über die im Verhältnis zu ihnen sinkenden Streifen, die Mulden, hinweggeschoben werden, ein Vorgang, der z. B. in den argentinischen Kordilleren tatsächlich zu beobachten ist, wo man an einer Stelle sieht, wie ein Sattel mehrere Kilometer weit über die benachbarte Mulde hinweggeschritten ist. Es bereiten sich hier komplizierte Strukturen vor, wie sie die Alpen auszeichnen. Auf weite Strecken hin sind in diesem Gebirge mächtige Gesteinsdecken über die angren-

Digitized by Google

zenden Räume hinweggeschoben worden, und zwar nicht nur solche, die aus gefalteten Schichten des mesozoischen Oberbaus bestehen, sondern auch Teile von dessen Unterlage. Der Umstand, daß einige dieser Decken nach den Untersuchungen von Schweizer Geologen aus Aufwölbungen, aus Sätteln hervorgegangen sind, die über die benachbarten Einmuldungen hinweggeschoben wurden, scheint uns anzudeuten, daß die außerordentlich starke Zusammenpressung der Materie im Bereich der Alpen das Ergebnis selbständigen Sich-Zusammenschiebens ist, das die oberen Teile der Erdkruste vollführen müssen, wenn sie durch Sekundärintrusion übermäßige Raumvermehrung erfahren haben.

Noch aber haben wir nicht die Gesamtheit der Folgeerscheinungen magmatischer Intrusion in Betracht gezogen. Kehren wir noch einen Augenblick zurück zu unserer Skizze, in welcher der größeren Übersichtlichkeit halber von den Wirkungen vergrößerter Intrusion, von der Verbreiterung des Gebirgsgewölbes, der Einbeziehung der alten Geosynklinale in jenes, der Bildung einer neuen Saumtiefe und ihren Folgen, abgesehen worden ist. Die aufgewölbte Kruste hat durch die Intrusionen ihre Masse und daher ihr Gewicht vermehrt. Dazu kommen noch diejenigen Magmamassen, die unter die Aufwölbung von den Seiten her eingetreten sind. Über der Unterlage, auf der sich die Massenbewegungen, vornehmlich die des pazifischen Magmas vollziehen, wird die Druckverteilung, die ursprünglich gleichmäßig war, in erheblichem Maße gestört. Im Bereich des Gebirges vermehrt sich der Druck um das Gewicht des zugeströmten pazifischen Magmas, im Bereich der Absenkung tritt eine entsprechende Entlastung ein.

Die Unterlage ist das atlantische Magma (A der Skizze). Und wenn dieses auch unter ungestört gleichem Belastungsdruck völlig unbeweglich komprimiert ist, so muß es in Bewegung geraten, sobald Überlastung hier, Entlastung in der Nachbarschaft eintritt, mögen die Drucke an sich noch so hoch sein. Die Druckunterschiede sind es, welche die Bewegung auslösen. Diese muß in der Richtung aus dem Bereich gesteigerten Druckes nach dem verminderten Druckes vor sich gehen. Unter dem Gebirgsgewölbe muß atlantisches Magma abströmen und unter die sinkenden Krustenteile einwandern. Seine Bewegung ist somit gerade umgekehrt wie die des pazifischen Magmas. Die über dem abströmenden atlantischen Magma liegenden Massen müssen sinken, die über der Zone des Zuströmens befindlichen dagegen steigen. Man könnte daher meinen, daß sich die Wirkungen der entgegengesetzt gerichteten Massenverlagerungen gegenseitig aufheben, daß etwa das Gebirgsgewölbe um soviel über dem schwindenden atlantischen Magma sinkt, als es durch das zuströmende pazifische Magma emporgetragen wird. Da beide Bewegungen nicht nacheinander, sondern gleichzeitig eintreten (die beginnende Bewegung des pazifischen Magmas erzeugt sofort die Druckdifferenzen, welche das Strömen des atlantischen Magmas veranlassen), so wird, könnte man sagen, an der Erdoberfläche weder eine Erhebung noch eine Einsenkung sichtbar.

Digitized by Google

Eine solche Vorstellung wäre nicht korrekt. Zunächst muß die durch Intrusion erzeugte Raumvermehrung der Erdkruste unter allen Umständen deren Aufwölbung bewirken. Die Frage betrifft also nur die Folgeerscheinungen davon, nämlich die Bewegung des pazifischen Magmas unter der Kruste, sein Zuströmen unter die Aufwölbung, sein Abströmen aus der Nachbarschaft, welche zur Geosynklinale einsinkt. Kann das Sinken der Saumtiefen, so müssen wir fragen, durch das Zuströmen von atlantischem Magma unter sie verhindert werden? Nein. Es geschieht vielmehr nichts anderes, als daß hier das Abwandern des pazifischen Magmas befördert und dieses ersetzt wird durch atlantisches, während umgekehrt mehr pazifisches Magma unter das Krustengewölbe eintreten muß, um den Platz der abströmenden atlantischen Massen einzunehmen. Da nun, wie früher erwähnt wurde, das pazifische Magma geringere Dichte besitzt als das atlantische, so haben kleinere Raummengen von diesem das gleiche Gewicht als größere Mengen von jenem (das Gewicht oder die Masse ist gleich dem Produkt aus Volumen mal Dichte). Die Bewegung des atlantischen Magmas wird hervorgerufen durch Unterschiede des ihm auflastenden Druckes. Druck ist aber nichts anderes als Gewicht. Gleiche Gewichte von pazifischem und atlantischem Magma also sind es, die unter der Erdkruste in entgegengesetzter Richtung wandern, so daß die durch jenes erzeugten Druckunterschiede durch dieses gleich wieder ausgeglichen werden.

Größere Raummengen von pazifischem Magma wandern unter den Saumtiefen ab und werden durch kleinere Mengen des spezifisch schwereren Magmas ersetzt. Die Einsenkungen sinken wirklich. Und ebenso steigen die Gebirgsgewölbe wirklich an, weil unter sie größere Mengen des spezifisch leichten pazifischen Magmas eintreten, als vom darunter befindlichen schweren Magma abströmen. An der Erdoberfläche gewahrt man nur das Resultat beider gleichzeitiger Magmaumsätze. Könnte man jedoch in die Erde hineinschauen, so würde man sehen, daß die Oberfläche der atlantischen Magmaschicht verbogen ist, und zwar gerade umgekehrt wie die der Erdkruste (Kreuzlinie der Skizze), daß sie gesunken ist dort, wo das voluminösere pazifische Magma das abströmende schwerere atlantische ersetzt, daß sie aufgebogen ist, wo das Umgekehrte der Fall ist. Hier, unter den sinkenden Krustenteilen muß die Unterfläche der Erdkruste schließlich in Kontakt geraten mit dem atlantischen Magma. Finden sich dann Bedingungen, die sein Ansteigen in und durch die Erdkruste herbeiführen, so erscheinen in den sinkenden Räumen atlantische Vulkane. Das ist das, was wir auf der Erde beobachten.

Im Ganzen erwarten wir, daß die Aufragungen, in deren Bereich spezifisch leichte Massen (Erdkruste und pazifisches Magma) angereichert sind, und die Einsenkungen, in denen sich dichtere Materie findet (Erdkruste und atlantisches Magma), gleiche Masse, gleiches Gewicht besitzen. Die Verschiedenheit des Rauminhaltes hier und dort ist nach der Theorie ausgeglichen durch die Verschiedenheit der Dichte der sie aufbauenden Materie. Eine glänzende Bestätigung liefern die Ergebnisse der Schweremessung auf der Erde. Bekannt-

Digitized by Google

lich übt die Erde Massenanziehung aus, die es unter anderem bewirkt, daß ein Stein zu Boden fällt. Je größer die Masse ist, desto größer muß auch die Anziehung sein, die wir als Schwerkraft direkt bestimmen können. Man sollte also erwarten, daß auf Gebirgen die Schwerkraft größer sei als über Einsenkungen, auf den Kontinenten größer als im Raum der Ozeane, daß überhaupt dem augenfälligen größeren Gesteinsvolumen der Aufragungen der Erde eine entsprechend größere Massenanziehung entspreche. Das ist nun keineswegs der Fall, sondern man hat gefunden, daß die Schwerkraft auf Ozeanen und Kontinenten, auf Gebirgen und über Einsenkungen der Kruste nahezu gleich groß oder über den Erhebungen des Landes nur unwesentlich, bei weitem nicht um soviel größer ist, als ihrem größeren Volumen entspricht. Man sagt, daß Aufragungen und Einsenkungen kompensiert sind, und versteht darunter die Tatsache, daß sie sich im Massengleichgewicht befinden. Einsenkungen und Aufragungen haben mit anderen Worten gleiche Masse, gleiches Gewicht, sie sind gleich schwer. Und da die Masse gleich ist dem Produkt aus Volumen mal spezifischem Gewicht (Dichte), so muß das größere Volumen der Aufragungen durch ihre kleinere Dichte wettgemacht sein und umgekehrt. Gebirge und sinkende Räume befinden sich, wie hieraus hervorgeht, in der Tat in dem Zustand, den die Theorie der Gebirgsbildung fordert. Nach ihr sind Intrusion und anschließende Bewegung des pazifischen Magmas die Vorgänge, welche das Massengleichgewicht stören, die Bewegungen des atlantischen Magmas diejenigen, welche den Gleichgewichtszustand wieder herstellen. Das Ergebnis sind Anschwellungen, die aus aufgewölbter Erdkruste und darunter angereichertem pazifischem Magma bestehen (die Gebirge), und Einsenkungen, unter denen das abgewanderte pazifische durch zuströmendes atlantisches Magma ersetzt wird. Die Erscheinungen der Gebirgsbildung und des Vulkanismus finden ihre volle Erklärung.

So erheben sich denn schwerwiegende Gründe für die Annahme, daß die fortschreitende Erstarrung der Magmaschichten, welche das Erstarren der Erdkruste zu kontinentaler Festigkeit bewirkt, auf dem Wege der Intrusion in die Kruste geschieht. In ihr gerät das Magma in Zonen geringerer Temperatur und muß daher, wenn auch überaus langsam, erstarren. Die Folgeerscheinung dieses Werdeganges, soweit er die pazifische Magmaschicht betrifft, sind die Bewegungen der Erdkruste, die wir unter den Begriff der Gebirgsbildung zusammenfassen. Die Wirkungen des Eindringens atlantischen und arktischen Magmas in die Kruste sind nicht grundsätzlich anderer Art, doch sollen sie hier unerörtert bleiben. Die Frage, warum über dem Magma erstmalig eine Druckentlastung, etwa — wie wir annahmen — in der Tiefe der Erdkruste ein Riß entsteht, können wir im Rahmen heutiger Erkenntnis und Vorstellungen noch nicht beantworten, doch zweifeln wir nicht, daß es sich um Folgen der Abkühlung der Erde handelt.

Digitized by Google

Crispi und Giolitti

Bruchstücke aus den noch ungedruckten Lebenserinnerungen eines Zeitungsschreibers

Von

Fried. Noack

(Fortsetzung)

Crispi, Giolitti und die moralische Frage

Das letzte Ministerium Crispi hatte mit heftigen Anfeindungen gegen sein Oberhaupt zu tun, die ihre Wurzel in dem Bankskandal und der feindseligen Haltung hatten, die Crispi bei diesem Anlaß gegen seinen ehemaligen Schatzminister Giolitti einnahm. Ich gehe hier auf diese Dinge etwas genauer ein, nicht aus Freude am Skandal, sondern weil einmal die Einzelheiten des Falles äußerst kennzeichnend für die Kampfesweise der parlamentarischen Welt in Italien sind, und dann, weil die sogenannte moralische Frage und ihre Behandlung in der Presse den Anlaß zu einer langwierigen Reibung zwischen meiner Redaktion und mir gegeben hat, die mir zeitweilig die Arbeit erschwerte und verbitterte. Die Redaktion stand nämlich auf dem Standpunkt, daß deutsche Blätter den Ministerpräsidenten Crispi als einen unbedingt dreibundfreundlichen Staatsmann mit größter Schonung und Sympathie behandeln und über seine Fehler den Mantel christlicher Liebe breiten müssen, da man nur das Spiel unserer eigenen Feinde treibe, wenn man sich auf die von seinen italienischen Gegnern gegen ihn gerichteten Angriffe näher einlasse. Ich hatte nicht politischen Sinn genug, um diese Weisheit zu meiner eigenen zu machen; bei mir überwog die einfache Ehrlichkeit des Historikers. Doch sei in diesem Zusammenhang sogleich bemerkt, daß Bülow, der gerade während dieser Zeit Botschafter in Rom war, niemals einen Versuch gemacht hat, die Art meiner Berichterstattung über Crispi zu beeinflussen und mir vielmehr, wie sein Kanzleichef mir einmal verriet, das Zeugnis ausstellte, ich behandle alles von selbst taktvoll und man brauche daher mir nicht wie anderen Zeitungsschreibern Verhaltungsmaßregeln zu geben.

Daß man Crispi seit seinem Besuch in Friedrichsruh bei uns sehr hoch schätzte, habe ich schon oben erwähnt. Der Verkehr mit Bismarck hat ihn gewissermaßen geadelt. Wenn man dagegen eine Weile in Italien gelebt und Menschen und Dinge beobachtet hatte, so zerfloß der Heiligenschein, den die Beziehungen zu unserem großen Kanzler um Crispis Haupt gewoben hatten, gar bald, denn man hörte und sah so manches, was Flecken auf das in Deutschland geschaffene Phantasiebild warf. Da ist vor allen Dingen zu sagen, daß in der italienischen Gesellschaft trotz der Bewunderung Crispis als Staatsmann gar manches von ihm erzählt wurde, was wenig ehrenvoll war. Zwar hatte der von seinem ehemaligen Parteigenossen Nicotera ihm angehängte Bigamieprozeß zu keiner Verurteilung Crispis geführt, aber die drei Ehen oder ehe-

Digitized by Google

ähnlichen Verhältnisse des Mannes waren nicht geeignet, die persönliche Hochachtung vor ihm zu erhöhen. Gerade seine letzte, wenn ich so sagen soll, endgültige Ehe mag die wenigst erfreuliche gewesen sein. Donna Lina, wie Frau Crispi, geborene Barbagallo, nach der Verleihung des Annunziatenordens an ihren Gemahl kurzweg genannt wurde, galt in Rom keineswegs als das Muster edler Weiblichkeit, und es ist leicht begreiflich, daß eine feinerzogene Dame wie Königin Margherita sich dagegen gesträubt hatte, sie mit der den „Collaresse dell' Annunziata" gebührenden Auszeichnung zu empfangen. Ein eigentümlicher Widerspruch liegt darin, daß ein Mann von so hochfahrendem und auf äußere Würde erpichtem Wesen eine Lebensgefährtin wählen konnte, die entschieden etwas Vulgäres hatte. Selbst die Bewunderer Crispis gaben das zu und suchten viele Ungehörigkeiten, die im Bereich des Mannes vorkamen, mit dem Einfluß dieser Frau zu entschuldigen; sie versuchten auch gar nicht zu bestreiten, daß der Anhang von Donna Lina sich nicht scheute, den Einfluß des Ministerpräsidenten im eigenen Interesse zu mißbrauchen, wie es z. B. bei Gelegenheit von Maultierlieferungen nach Erythräa 1895—1896 geschehen ist, an denen sich Frau Crispi und ihre Freunde auf Kosten des Staates bereichert haben. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß es für Crispi selber doch nur eine magere Entschuldigung war, wenn man nicht wegzuleugnende Unregelmäßigkeiten auf Rechnung seiner Frau setzte. Die durch den persönlichen Kampf zwischen Crispi und Giolitti bekannt gewordenen Briefe der Donna Lina an den Hausmeister Achille Lanti, der, beiläufig erwähnt, ein rätselhaftes Ende genommen hat, wirft kein vorteilhaftes Licht auf diese Frau; ebensowenig der Umstand, daß der einzige Sohn dieser Ehe, Luigi Crispi, wegen übler Streiche nach Amerika auswandern mußte. Die Tochter Giuseppina war durch ihren Hochmut unvorteilhaft bekannt; sie hat im Januar 1895 den Fürsten Bonanno di Linguaglossa geheiratet, von dem sie sich nach wenigen Jahren getrennt hat. Ihre Vermählung hatte noch die seltsame Nebenwirkung, daß Vater Crispi auf den Wunsch der fürstlichen Verwandtschaft in seinem fünfundsiebzigsten Lebensjahre sich entschloß, nachträglich seine Zivilehe mit Donna Lina kirchlich einsegnen zu lassen; daß hierzu ein päpstlicher Dispens nötig war, lag daran, daß die vorhergehende Ehe mit einer gewissen Montmasson nur kirchlich abgeschlossen worden war. Die Lücken in der italienischen Ehegesetzgebung machten es unternehmenden Männern nicht schwer, eine zweite Ehe bei Lebzeiten der ersten Frau einzugehen, und man war in Italien solchen Fällen gegenüber nachsichtiger und weitherziger als bei uns. Das persönliche Auftreten Crispis hatte, wie schon erwähnt, etwas vom „Spagnolismo", der posenhaften Großtuerei, die man im übrigen Italien als ein Erbe der spanischen Herrschaft über Sizilien ansah. Er legte großen Wert auf vornehmes Äußere, war immer sehr gut gekleidet, zeigte sich außer dem Hause fast nur mit dem Zylinderhut und konnte sehr würdevoll aussehen und reden. Die großen Worte und großen Gesten beherrschte er vollkommen und erreichte bei den empfänglichen italienischen Hörern manchen Erfolg damit. Die Witzpresse klammerte sich mit Vorliebe

Digitized by Google

an diese Neigung des Mannes zur großartigen Pose und verspottete ihn oft mit seinen Reden „an ganz Europa“ oder mit seinem Anspruch, daß er Italien gemacht habe; sie stellte ihn gerne in Vergleich mit dem „Padre Eterno“ (Gottvater), dem Crispi zurechtweisend zuruft: „Die Welt magst du ja geschaffen haben, aber Italien habe ich gemacht.“ Es muß dem alten Verschwörer, der mit Garibaldi zusammen an der Befreiung Siziliens von der Bourbonenherrschaft gearbeitet hat, besonders kränkend gewesen sein, daß während seines letzten Ministeriums in der Tagespresse darüber gestritten wurde, ob er bei Calatafimi dabei gewesen wäre oder nicht, und daß schließlich ein Augenzeuge die Frage in der Weise bejahte, er habe selbst Crispi am Tage der Schlacht von Calatafimi gesehen, wie er im schwarzen Rock mit einem anderen Genossen Garibaldis die öffentliche Kasse eines Nachbarortes beschlagnahmt habe. Selbstverständlich ließ sich die gegnerische Witzpresse diese Enthüllung eines wohlmeinenden Freundes nicht entgehen, um von neuem ihren Spott über „Don Ciccio“, wie er mit der Verkleinerung seines Vornamens genannt wurde, zu ergießen. Das vornehme Gebaren, welches Crispi auch im Parlament zur Schau trug, wurde in erregten Augenblicken nicht selten von seinem leidenschaftlichen Temperament durchbrochen, und dann konnte er sich mit einer rücksichtslosen Derbheit geben, die an seine albanische Abstammung gemahnte. Ich habe einmal in der Kammer einem bezeichnenden Vorfall beigewohnt; die äußerste Linke griff ihn nach ihrer Gewohnheit scharf an, und Crispi, der als Abgeordneter seinen altgewohnten Platz unmittelbar unter diesen seinen grimmigsten Widersachern hatte, drehte sich nach ihnen um und schrie ihnen mit Donnerstimme zu: „Carogne, carogne, io sono pronto anche a fare a rivolverate!“ (Schindäser, ich bin auch bereit, mit dem Revolver zu schießen!). Ich habe diese kleinen Züge und Geschichten hier erzählt, um zu zeigen, daß Francesco Crispi aus der Nähe betrachtet doch ein wenig anders aussah, als der deutsche Zeitungsleser und Bismarckverehrer sich den italienischen Gast im Sachsenwalde vorzustellen pflegte. Durch den Kampf mit Giolitti und die moralische Frage wurde das Bild noch um ein gut Teil mehr verzerrt.

Es ist oben schon berichtet worden, daß Crispi im Januar 1893 die Fehde gegen Giolitti in Angelegenheiten der Banca Romana eröffnet und daß dieser sich in den Besitz gewisser, damals nicht näher bezeichneter Papiere gesetzt hat, die irgendwelche Beziehung zu dem Bankskandal haben sollten. Während der Prozeßverhandlung gegen Tanlongo vor dem römischen Schwurgericht, die am 2. Mai 1894 begann und am 28. Juli mit der Freisprechung des vormaligen Direktors der Banca Romana endigte, haben die Verteidiger des unbestreitbar schuldigen Mannes sehr geschickt mit den Gerüchten über Beseitigung von Aktenstücken, die Giolitti vorgenommen habe, operiert; dadurch kamen die Anschuldigungen gegen diesen in der Presse wie im Parlament von neuem in Fluß. Die einen meinten es vielleicht ehrlich, wenn sie sagten, es sei zur vollen Aufklärung der Bankskandale und im Interesse der Gerechtigkeit notwendig, daß diese geheimnisvoll verschwundenen und auch nach ihrem Inhalt geheimnis-

Digitized by Google

vollen Papiere der Justiz wieder zugänglich gemacht würden; andere dagegen benutzten die Anschuldigung gegen den vorhergehenden Ministerpräsidenten nur als eine willkommene Waffe im Kampf der Parteien um die Macht. Am 7. Dezember 1894 fragte der sozialistische Abgeordnete Napoleone Colajanni in der Kammer an, ob es nicht erforderlich sei, gegen Staatsbürger einzuschreiten, die auf die Justizverwaltung bezügliche Schriftstücke in Händen haben. Infolge dieser ganz offenbar gegen ihn gerichteten Anregung beriet sich Giolitti mit einigen hervorragenden Parlamentariern und legte danach zu seiner Rechtfertigung am 11. Dezember der Kammer die von ihm aus Tanlongos Besitz erworbenen Aktenstücke vor, um die Kammer zu überzeugen, daß sie für den Prozeß gegen den Bankdirektor keine Bedeutung hatten. Mit gewaltiger Spannung sah in diesen verdachtsschwangeren Tagen die Deputiertenkammer das Aktenbündel (Plico) auf dem Tisch des Präsidiums erscheinen, und sofort begann eine Erörterung darüber, was damit geschehen solle. Auf Antrag der Abgeordneten Cavallotti (äußerste Linke) und Coppino (Crispiner) wurde der Plico einem Ausschuß von fünf Mitgliedern überwiesen, die darüber berichten sollten. Sie prüften den Inhalt des geheimnisvollen Bündels und verkündeten, daß in der Tat nichts darin war, was für den Talongoprozeß Bedeutung haben konnte, aber mancherlei, was dem Ministerpräsidenten Crispi höchst unangenehm sein mußte, nämlich einige Schuldverschreibungen Crispis und seiner Frau an Zettelbanken, sowie 110 Briefe Crispis und der Donna Lina an ihren ehemaligen Hausmeister Achille Lanti. Mit der Vorlegung dieses für den Gegner sehr unbequemen Schriftenmaterials übte Giolitti Vergeltung für die von Crispi gegen ihn gerichteten Feindseligkeiten. Als nun die Kammer Miene machte, in eine Erörterung des Plico Giolitti einzutreten, vertagte der Ministerpräsident plötzlich am 15. Dezember die Kammer und erhob sofort gegen Giolitti Klage wegen Verleumdung und Fälschung. Dieser Entschluß Crispis kann nur als ein unüberlegter Streich beurteilt werden, denn es hat sich bald herausgestellt, daß die Anklage keine Berechtigung hatte, da weder eine Verleumdung noch eine Fälschung verübt worden war. Allerdings wurde Giolittis Handlungsweise von manchen Parlamentariern scharf verurteilt als eine unnoble Rache. Dem Herzog von Sermoneta schreibt man außer dem sarkastischen Wort, Giolitti sei wie eine Mortadella di Bologna „halb Esel, halb Schwein", auch noch die an Giolitti persönlich gerichtete beleidigende Antwort zu: „A Lei non si da la mano" (Ihnen reicht man die Hand nicht). Aber die Wirkung des Plico ging über einen gewöhnlichen und persönlichen Racheakt weit hinaus; denn die von Crispi verfügte Vertagung der Kammer wurde von seinen Gegnern als eine Flucht vor der Verantwortung und als Eingeständnis der Schuld betrachtet, wohl auch mit einigem Recht, und die angesehensten Führer im Parlament Rudini, Brin, Zanardelli und Cavallotti einigten sich zu einer gemeinsamen Opposition gegen die Kammervertagung, während Giolitti, um sich zunächst der Rache des mächtigen Widersachers zu entziehen, eine Reise zu seinem in Berlin wohnenden Schwiegersohn

Digitized by Google

antrat. Die Crispi-Presse nannte ihrerseits diese Reise eine Flucht, obgleich Giolitti nach wenigen Wochen in die Heimat zurückkehrte. Die Waffen, mit denen Crispi und sein Anhang Giolitti bekämpft hatten, wandten sich nun gegen jenen selbst; die „moralische Frage", d. h. die Frage nach den unstatthaften Handlungen des Ministerpräsidenten Crispi, trat jetzt in den Vordergrund. Cavallotti zögerte nicht, in einem Brief an seine Wähler Anklagen gegen Crispi wegen seiner Wechselschuld bei Banken und wegen des angeblichen Ordensschachers mit dem berüchtigten Cornelius Herz zu erheben, dem Crispi kurz vor seinem Rücktritt 1891 um 50 000 Franken das Komturkreuz des Mauritius- und Lazarusordens verkauft habe. Der Ministerpräsident sah sich von allen Seiten erbarmungslos angegriffen, Rudini bot alles auf, um seinen Rücktritt zu erzwingen, er versammelte die Führer der Opposition in seinem Hause, um gemeinsame Maßregeln zu vereinbaren, und auch so maßvolle und ernste Blätter wie die Mailänder „Perseveranza" erklärten den Rücktritt des schwer belasteten Ministerpräsidenten für notwendig. Im Schoß des Kabinetts selber gab es Stimmen, die der Meinung waren, Crispi dürfe nicht wegen der gegen ihn erhobenen Anschuldigungen die Kammer auflösen und Neuwahlen ausschreiben; es war der Senator Saracco, Minister der öffentlichen Arbeiten, der sich dem Vorhaben Crispis, durch Verabschiedung des Parlaments über die Schwierigkeiten hinwegzukommen, entschieden widersetzte und von da an wiederholt in Reibungen mit dem Ministerpräsidenten geriet. Dieser ließ sich jedoch nicht irre machen. Während in der Tagespresse die ehrenrührigen Beschuldigungen gegen Crispi sich mehrten, setzte er am 21. Januar den Schluß der Tagung und nach einem parlamentslosen Vierteljahr die Auflösung der Kammer durch. Er wollte sich eine Volksvertretung schaffen, die über seine eigenen Verfehlungen den Mantel der christlichen Liebe breitete und ihm mehr zu Willen war als die durch Giolitti 1892 berufene. Der Wahlkampf, der nun entbrannte, hatte keine sachliche, sondern eine ausschließlich persönliche Parole, es ging für oder wider Crispi. Italienische Regierungen haben stets die Wahlbeeinflussung mit allen Mitteln des amtlichen Drucks und der persönlichen Begünstigung für etwas ganz Selbstverständliches gehalten, wogegen sich nur die unterlegenen Gegner aufzulehnen pflegten. Da es sich diesmal für Crispi um Sein oder Nichtsein handelte, so wurden erst recht Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, um seinen Sieg herbeizuführen und eine durchaus gefügige Kammer zu schaffen. Geld wurde mit vollen Händen ausgegeben, und die Regierung nahm es für diesen Zweck unbekümmert, wo sie es fand; sogar die für die Erdbebengeschädigten in Kalabrien und Sizilien gespendeten Summen (Deutschland hatte über 120 000 Mark aufgebracht) wurden zum Teil für die Wahlmache in Anspruch genommen, wie später amtlich nachgewiesen worden ist. Die Auflösung der alten Kammer erfolgte zu Anfang Mai ohne irgendeine programmatische Begründung, die ja auch der geschickteste Wortkünstler nicht mit einiger Aussicht auf Erfolg hätte ersinnen können.

Digitized by Google

Der Erfolg der Wahlen vom 26. Mai war eine Zweidrittelmehrheit für die Regierung, Crispi selbst wurde nicht weniger als neunmal gewählt. Aber ein Schatten lag doch auf diesem Wahlsieg: die Zahl der Sozialisten wuchs an, ein Erfolg, den sie teils der moralischen Frage, teils der Unterdrückungspolitik der eisernen Faust verdankten. In den Urteilen der Presse tauchte daher der Gedanke auf, die eigentlichen Sieger im Wahlkampf seien die Sozialisten. Die ersten Sitzungen der am 10. Juni eröffneten Kammer machten keinen erfreulichen Eindruck; zu einem der Vizepräsidenten wurde der wegen der Bankskandale vom Siebenerausschuß gerügte (deplorato) Abgeordnete Chimirri gewählt; der Präsident Villa, der am 13. Juni den Wahlprüfungsausschuß zu ernennen hatte, ging in der Unparteilichkeit weiter, als dem Ministerpräsidenten lieb war, indem er die sämtlichen Führer der Opposition, Rudini, Brin, Zanardelli und gar Cavallotti, dazu erkor. Crispi schnaubte vor Zorn über diesen Streich und rief im Vorbeigehen unter dem Präsidentensitz dem rücksichtslosen Freund ein grimmig-höhnisches „Grazie" zu. Man glaubte ein paar Tage lang an eine Präsidentenkrise infolge dieses Zwischenfalls, aber die Wogen glätteten sich wieder. Jedoch am 16. Juni bereits platzten bei der Beratung der Antwort auf die Thronrede die Geister derart aufeinander, daß es mit einer regelrechten Keilerei endete, wobei Crispis getreuer Knappe Gaetani di Laurenzana, genannt Bambino, ein derber Bursche, weidlich auf die Radikalen losschlug. Villa war nicht imstande, den Tumult zu verhindern oder zu beschwichtigen. Aber es sollte noch schlimmer kommen. Am 23. Juni veröffentlichte Cavallotti im „Don Chisciotte" eine schwere Anklage gegen Crispi, worin er ihm Mißbrauch seines politischen Einflusses bei den Zettelbanken, Fälschung, Verleumdung, Bestechlichkeit, falsches Zeugnis und Ordensschacher vorwarf. Die moralische Frage, der Crispi durch die Auflösung der alten Kammer die Tür gewiesen zu haben hoffte, kam durchs Fenster wieder herein, und schlimmer als zuvor.

Inzwischen war nämlich die Angelegenheit des Plico Giolitti durchaus nicht nach den Wünschen Crispis weitergegangen. Wenn etwas Wahres an dem Vorwurf war, daß Giolitti Akten des Banca-Romana-Prozesses unterschlagen hatte, so mußte der Staatsanwalt gegen ihn einschreiten, oder der Untersuchungsrichter, der den Prozeß gegen die in die Sache verwickelten Polizeibeamten vorbereitete, mußte zum mindesten den ehemaligen Ministerpräsidenten und angeblichen Auftraggeber der Aktenhinterziehung über die Angelegenheit verhören. Aber nichts dergleichen geschah, obgleich durch die Vertagung und Auflösung der Kammer die Immunität Giolittis als Abgeordneten aufgehoben war. Nur wegen der Crispischen Privatklage auf Fälschung und Verleumdung infolge des Plico wurde Giolitti vom Untersuchungsrichter vorgeladen und erschien vor ihm am 28. Februar mit der Erklärung, das gewöhnliche Gericht sei in seiner Sache nicht zuständig, da es sich um Handlungen, die er als Minister vorgenommen habe, handelte, er könne daher nur vom Senat als höchstem Staatsgerichtshof abgeurteilt werden. Dieser Verwahrung des Beklagten gegen

Digitized by Google

die Zuständigkeit des gewöhnlichen Gerichts pflichtete die höchste Instanz, der römische Kassationshof, am 24. April bei, indem er entschied, daß sowohl wegen der angeblichen Aktenhinterziehung wie wegen des Plico ein gerichtliches Einschreiten gegen Giolitti nur auf Antrag der Kammer und vor dem Gerichtshof des Senats möglich sei, da die ihm zur Last gelegten Verbrechen in sein Ministeramt zurückreichten und politischer Natur sein könnten. Damit war die Angelegenheit wieder auf demselben Punkt angelangt, wo sie am 15. Dezember 1894 gestanden: entweder mußte Crispi zulassen, daß die Kammer sich mit dem Plico befaßte, oder er mußte auf Verfolgung seines Gegners verzichten. Die Entwicklung der Sache kam einer Niederlage Crispis gleich. Aber dabei blieb es nicht. Da die der Aktenunterschlagung bezichtigten Polizeibeamten in Untersuchungshaft saßen und vergebens auf Fortgang ihres Prozesses warteten, erfolgten in der Kammer und im Senat Anfragen über den Stand der Giolitti-Angelegenheit im Lauf des Juli 1895, und der Justizminister war mit seinen Antworten nichts weniger als glücklich, indem er sich in Widersprüche verwickelte und im Grunde nur zu erkennen gab, daß die Regierung Crispis von der Sache nichts mehr wissen wollte. Am 1. Juli hatte er erklärt: nachdem der Kassationshof entschieden habe, nur die Kammer sei befugt, Giolitti vor den Senat als politischen Gerichtshof zu stellen, habe die Regierung keinen Anlaß mehr, sich mit der Angelegenheit zu befassen; dann brachte Crispi selbst in Beantwortung einer Anfrage im Senat vor, hohe politische Gründe verböten es gegenwärtig, sich mit der Sache zu beschäftigen. Auf Wunsch der Regierung wurden darauf alle Anträge zurückgezogen, die einen Austrag des schwebenden Prozesses forderten. Noch peinlicher war nun die Lage Crispis durch die Anklagen geworden, die Cavallotti im „Don Chisciotte" veröffentlichte. Cavallotti erhielt bald eine Bestätigung seiner Anklagen, soweit sie sich auf den an den Schwindler Cornelius Herz verschacherten Mauritiusorden bezogen, durch den Marchese Di Rudini, der als Nachfolger Crispis 1891 die Ordensverleihung rückgängig gemacht hatte. Gegen Cavallotti wurde keine Verleumdungsklage eingereicht, obwohl seine Anschuldigungen weit schwerwiegender waren als der Inhalt jenes Plico, um dessen willen Giolitti verklagt und die Kammer aufgelöst worden war. Die moralische Frage kehrte vor die Kammer zurück. Am 24. Juni schon fragte der Abgeordnete Bovio, der Philosoph der äußersten Linken und ein Mann von großem Ansehen, wegen der Cavallottischen Enthüllungen in der Kammer an, er wollte festgestellt haben, ob ein Verleumder unter den Onorevoli sei. Der Ministerpräsident nahm die Anfrage nicht an, worauf ein heftiger Tumult entstand. Die auf Crispis Namen gewählte Mehrheit der Kammer hielt zwar mit dem Ministerpräsidenten aus und lehnte am 25. eine Erörterung der moralischen Frage ab, indem sie einen dahingehenden Antrag auf sechs Monate vertagte; aber wenn Crispi geglaubt hatte, er könnte mit hartnäckiger verächtlicher Ablehnung die moralische Frage totmachen, weil er eben der große Staatsmann war, so hatte er sein Ansehen beträchtlich überschätzt. Diese wiederholten und von ihm nicht

Digitized by Google

widerlegten Beschuldigungen ehrenrühriger Art untergruben doch seine Stellung; es blieb nicht ohne Wirkung im Lande, daß bei der Abstimmung über den letztgenannten Antrag unter den 115 gegnerischen Stimmen nicht weniger als 73 von der rechten Seite des Hauses waren, daß man also nicht die ewigen Friedenstörer von der äußersten Linken allein dafür verantwortlich machen konnte, wenn Sturm gegen die Person des Ministerpräsidenten gelaufen wurde. Auch verhallten die niederschmetternden Worte Imbrianis nicht ungehört im Lande, die er am 25. Juli dem Ministerpräsidenten in der Kammer zurief: „Con questo signore non posso discutere!" (Mit diesem Herrn kann ich nicht verhandeln). Daß der „Corrierre di Napoli" auf einmal von Crispi abfiel und entschieden seinen Rücktritt verlangte, bekundete eine Abwendung der öffentlichen Meinung in Unteritalien von dem bisher verehrten Diktator. Nach dem vergeblichen Versuch, die Anklagen gegen Crispi vor der Kammer zum Austrag zu bringen, erstattete Cavallotti Anzeige bei der Staatsanwaltschaft; infolgedessen mußte die Justiz zu der Angelegenheit Stellung nehmen. Am 12. August entschied die Anklagekammer des römischen Gerichtshofs, daß das gewöhnliche Gericht in dem Falle nicht zuständig sei, sondern nur der Senat, weil es sich um Vergehen im Ministeramt handelte. So wollte es die Ironie des Schicksals, daß Crispi durch dieselbe Hintertür vor Cavallottis Anschuldigungen entschlüpfte, durch die zu seinem großen Ärger Giolitti sich vor seinen Anklagen gerettet hatte. Solange die unter Crispis Ägide gewählte Deputiertenkammer bestand, war er nun in der Tat sicher vor den persönlichen Angriffen seiner Gegner. Noch einmal wurde sie auf die Probe gestellt, als am 21. November 1895 Giolitti in der Kammer erklärte, er wünsche die an seinen Namen geknüpfte Angelegenheit der Banca-Romana-Akten erledigt zu sehen und stelle sich der Kammer zur Verfügung, d. h. um von ihr vor dem Staatsgerichtshof des Senats angeklagt zu werden. Zugleich legte der Justizminister die Prozeßakten dieses Falles vor. Ein Ausschuß, dem die Sache zur Vorberatung überwiesen wurde, handelte ganz nach den Wünschen der Regierung, indem er die Angelegenheit zu begraben suchte. Er verzichtete darauf, Giolitti selber zu verhören, und legte am 12. Dezember einen Bericht vor, worin er beantragte, Giolitti wegen der Anklage der Aktenhinterziehung dem gewöhnlichen Gericht zu überweisen und auf Grund der Crispischen Privatklagen ihn nicht zu verfolgen. Da der Kassationshof bereits die Unzuständigkeit des gewöhnlichen Gerichts erklärt hatte, so lag die Absicht dieses Ausschußantrages klar zutage: es sollte Gras über die Sache wachsen und keine richterliche Entscheidung erfolgen. Das gab Giolitti Gelegenheit, in der folgenden Sitzung der Kammer eine sehr eindrucksvolle Rede zu halten, worin er das gesamte Verhalten der Justiz und des Justizministers in der Angelegenheit einer scharfen Kritik unterzog, gegen die dieser unter dem Lärm des Hauses sich recht schwach und unglücklich zu verteidigen suchte. So unglücklich, daß nach seiner Rede mehrere Minister vor den Augen der Kammer ihm heftige Vorwürfe machten. Giolitti blieb in dieser Verhandlung entschieden der Sieger, obgleich sein Ver-

Digitized by Google

langen, die Kammer möge ihn vor seinen Richter stellen, nicht erfüllt wurde. Ein Antrag des Abgeordneten Gianturco, die Angelegenheit an den Ausschuß zurückzuverweisen, damit derselbe eine andere Entschließung fasse, wurde abgelehnt, erhielt aber, was bezeichnend für die unter der Opposition herrschende Stimmung ist, doch 145 günstige gegen 167 ablehnende Stimmen. Alsdann ging die Kammer auf Wunsch der Regierung zur Tagesordnung über, Giolittis Forderung, daß man der Gerechtigkeit freien Lauf lasse, blieb unerfüllt. Der Anklagekammer des Appellhofs blieb nun nichts übrig als der am 20. Januar 1896 gefaßte Beschluß, das Verfahren gegen Giolitti und Genossen wegen Hinterziehung von Akten des Banca-Romana-Prozesses nicht wieder aufzunehmen und die Akten dem Archiv einzuverleiben. Dort schlummern sie seitdem als ein Zeugnis der Unfreiheit und Abhängigkeit der Gerichte Italiens von der Willkür der jeweiligen Machthaber. Erreicht hat Crispi seinen Zweck schließlich doch nicht, denn wenige Jahre später ist er dennoch durch die moralische Frage als politischer Faktor abgetan worden. (Schluß folgt)

Die nationalen Bestrebungen der Araber, ihre Grundlagen, Ziele und Aussichten

Von

Richard Hartmann

(Schluß)

Noch überraschender als die bisher erwähnten zeigen uns andere Tatsachen das Vordringen eines arabischen Nationalgefühls selbst in Gegenden, in denen man es noch lange nicht erwartet hätte. Man liest in der Presse in den letzten Jahren vor dem Weltkrieg viel von sogenannten arabischen Kongressen. Der Wunsch lief oft den Tatsachen weit voraus, aber schon daß er hervortrat, zeigt, daß der Gedanke zeitgemäß zu werden begann. Ein arabischer Kongreß fand tatsächlich im Mai 1913 in Paris statt: er war natürlich das Zerrbild eines solchen und nahm ein klägliches Ende. Aber als Symptom ist er doch zu werten. Und dasselbe gilt meines Erachtens von dem Plane, der Ende 1913 auftauchte, die mehr oder weniger selbstherrlichen Machthaber der arabischen Halbinsel zu einem Kongreß zusammenzubringen, der ihre Staaten, wie — etwas unklar — formuliert wurde, gegen außen sichern und der Durchführung von Reformen dienen sollte. Es ist ganz selbstverständlich, daß es diesen Herren, dem Scheich von Kuweit, dem Scherif von Mekka, den Emiren von Rijad und Hajil und dem zweifelhaftesten von allen, anscheinend dem Vater des Gedankens, dem in Basra allmächtigen Talib en Nakib, nicht in den Sinn kommen konnte, die Stimme des arabischen Volkes hier zu Worte kommen zu lassen. Für sie besteht

Digitized by Google

eine solche ja nicht und bei ihren Anhängern, die zum größten Teil Beduinen sind, ist natürlich ein so weiter Horizont noch weniger vorauszusetzen. Aber es ist doch bezeichnend, daß sie es angezeigt finden, ihren gewiß ganz anders gerichteten Plänen ein solches Mäntelchen umzuhängen; und schon daß der Gedanke eines Zusammenschlusses unter ihnen erörtert werden konnte, bedeutet einen wesentlichen Fortschritt.

Überblicken wir die Lage beim Ausbruch des Weltkrieges, so finden wir in allen arabischen Provinzen des Osmanischen Reiches im Gegensatz gegen die zentralisierende Praxis der Türken eine lebhafte Bewegung nach Selbstverwaltung in weitestem Maß. Die Ziele sind, wie bei der kulturellen Verschiedenheit der Länder von vornherein zu erwarten, nicht überall gleich formuliert, ja auch nicht überall klar erfaßt. Die Motive sind recht mannigfaltiger Art: persönlicher Ehrgeiz spielt eine bedenklich große Rolle, ja selbst käufliche Abhängigkeit von einem lachenden Dritten scheint nicht ausgeschlossen; aber alles läuft doch nicht bloß unter der Flagge, sondern schließt sich wirklich zusammen zu dem großen Strom einer nationalen Sache. Die Bewegung ist vielfach noch provinzial getrennt. Aber sie sucht auch überall, die Cliquen und Gruppen zunächst einmal innerhalb der Einzelländer zu gemeinsamem Ziel zu vereinigen. In Syrien hat sich ein geschlossenes Vorgehen in der syrischen Frage schon ziemlich durchgesetzt; aber auch das Irak regt sich und selbst das politisch ganz unreife Arabien bleibt nicht unberührt. Ja über der syrischen usw. Frage tritt die Interessengemeinschaft, die alle Länder arabischer Zunge verbindet, klar erkennbar in den Vordergrund. Wir sehen also ein wirkliches arabisches Nationalbewußtsein deutlich im Entstehen begriffen, dessen Endwirkungen für das Osmanische Reich freilich noch nicht klar erkennbar sind.

Der Weltkrieg schien zunächst die Stellung der Stambuler Zentralregierung zu stärken und der arabischen Frage die für die Türkei bedrohliche Spitze abzubrechen. Zwar waren früh verschiedene der arabischen Kleinfürsten ihren alten Beziehungen treu, aber auch, dem Zwang der Verhältnisse folgend, zu den Feinden der Türkei übergegangen. Aber es gelang den Türken auf der anderen Seite, die unlauteren Motive einiger Hauptführer der Bewegung bloßzulegen und damit eine klare Scheidung herbeizuführen. Vor allem schlossen sich andere arabische Kreise in dem Gefühl des gemeinsamen Bandes des Islam um so entschiedener an die Türken an. Und wenn diese nun gegenüber der unglücklichen nationalistischen Politik der Komiteepartei um so offener für ihre arabischen Forderungen eintreten konnten, so waren diese eben keine Bedrohung mehr für das Reich.

Aber der Verlauf des Krieges änderte das Bild. Es ist klar, daß die schweren Leiden, die der Krieg über Syrien erst als Etappe, dann als Kriegsschauplatz brachte, die Stimmung der Bevölkerung verbittern mußte. Und nicht besser stand es naturgemäß in Mesopotamien. Als dann der Scherif Husain von Mekka 1916 vollends die Maske abwarf und offen ins englische

Digitized by Google

Lager überging, da übernahm er in kluger Weise das Losungswort der arabischen Sache. Der Erfolg war zunächst nicht glänzend. Denn noch standen die türkischen Armeen. Und es gab wohl keinen Araber, der nicht wußte, daß nicht so sehr die arabische als seine eigene Sache ihm am Herzen lag. Doch der Gang der Ereignisse schien ihm recht zu geben; seine Sache schien die arabische Sache zu werden. Und es kann kaum ein Zweifel sein, daß nach dem Zusammenbruch 1918 die Truppen der Entente und ihre arabischen Bundesgenossen in Syrien als Befreier begrüßt wurden.

War die Freude berechtigt? Zwei Ziele schwebten den Vertretern des arabischen Nationalgedankens vor Augen: die Unabhängigkeit ihres Volkstums und die Einheit. Eines steht wohl fest: von der türkischen Herrschaft, die — leider muß das gesagt werden — im wesentlichen doch als Unterdrückung empfunden werden mußte und empfunden wurde, sind die Araber nun wirklich befreit. Im übrigen hatte die Entente ja mit lautester Stimme das Recht der Selbstbestimmung der Völker verkündet. Wie sehen seine Ergebnisse für die arabischen Völker voraussichtlich aus? Noch ist die Lage nicht geklärt, aber die Pläne der Entente sind ja längst bekannt. Von vornherein sind sie festgelegt durch zwei Verträge aus den Jahren 1915 und 1916. Am 24. Oktober 1915 verpflichtete sich England gegenüber dem Großscherifen Husain von Mekka als Lohn für den Übergang zu den Alliierten die Unabhängigkeit der Araber — gemeint war wohl natürlich unter seiner Herrschaft — anzuerkennen, und zwar nordwärts bis zum 37. Breitegrad. Nur einige Punkte waren vorbehalten. England behielt freie Hand hinsichtlich des Gebietes von Bagdad und Basra, also des Irak; es weigerte sich, eine Verpflichtung einzugehen betreffs der Gebiete, in denen es die französischen Interessen schonen mußte, und schließlich wurde, was zum Teil ja damit sich deckt, die ganze syrische und zilizische Küste ausgenommen. Und am 16. Mai 1916 wurde zwischen England und Frankreich ein Abkommen geschlossen, das die Interessensphären beider im arabischen Orient abgrenzte. Danach sollte Frankreich das Recht erhalten, in einer Zone, die besonders Zilizien und das syrische Küstengebiet umfaßte, eine mittelbare oder unmittelbare Verwaltung einzurichten; und im Hinterland, zu dem die großen syrischen Binnenstädte Damaskus, Hims, Hama, Haleb gehören, hat es einen oder mehrere unabhängige arabische Staaten anzuerkennen und zu schützen. Entsprechende Zonen hat sich England im Osten des Arabisch sprechenden Gebiets gesichert.

Auf Grund dieser Verträge soll also das Los der arabischen Länder der Türkei entschieden werden. Dabei ist ergänzend zu bemerken, daß Palästina als Grenzmark Ägyptens der britischen Interessensphäre zufällt. Wir sollen also im Süden Syriens ein Palästina unter britischer Oberhoheit bekommen, das sich irgendwie noch mit den zionistischen Wünschen auseinandersetzen muß. Die syrische Küste mit den wichtigen Hafenstädten fällt an Frankreich, das ganz im Norden — von Zilizien abgesehen — seine unmittelbare Herrschaft

Digitized by Google

weit in das nördliche Mesopotamien hinein ausdehnt. Im Südosten, im Irak, ist England unbestrittener Herr. Was dazwischen liegt, soll unabhängiges arabisches Gebiet sein, d. h. es ist den Scherifen von Mekka zugedacht. Aber über den selbstverständlichen Einfluß ihrer europäischen Gönner, besonders Englands hinaus, sind große Teile dieses „unabhängigen" Gebietes, eben das Hinterland der unmittelbar französischen und englischen Zone, offiziell der Aufsicht der Großmächte unterstellt.

In dieser Weise also wird das Selbstbestimmungsrecht der arabischen Völker in Wirklichkeit umgesetzt. In diesem Sinn sind schon die vorbereitenden Schritte zur Lösung der arabischen Frage getan. Nachdem die militärischen Ereignisse das ganze Gebiet — mit Ausnahme natürlich des unzugänglichen Arabien — in die Hand der britischen Heere gebracht, ist erst im letzten Winter mit der Ablösung der englischen durch französische Truppen Ernst gemacht worden in der französischen Zone, was natürlich auch nicht ohne Reibungen abging, die aber hier nicht erörtert zu werden brauchen.

Wie stellen sich nun die Araber selbst zu der geplanten bzw. schon durchgeführten Befreiung? Man sollte denken, daß wenigstens die regierende Familie der Scherife von Mekka mit der geschaffenen Lage wohl zufrieden wäre. Sind sie es doch, denen der Umschwung zugute kommt; sind sie doch als Herrscher der arabischen Gebiete ausersehen, denen eben durch die engen Verwandtschaftsbande der Fürsten eine gewisse Einheit gewährleistet ist. Da ist zunächst der wichtigste Mann, Emil Faisal, offenbar der rührigste Sohn des schon 1918 totgesagten Großscherif Husain: er, dem das ganze Binnenland des syrischen Kulturgebietes zugefallen ist, hätte, so dachte man, allen Grund, sich des Wechsels der Dinge zu freuen. Aber das hieße den Ehrgeiz dieses alidischen Vorkämpfers der arabischen Sache gewaltig unterschätzen. Schon zweimal ist er inzwischen in Europa gewesen, um in Paris und London seine Wünsche vorzubringen. Denn einmal ist ihm, dem Sohn des alten Schützlings Englands, die Vormundschaft Frankreichs in seinem syrischen Reich sehr unbequem. Und dann macht ihm die Trennung der syrischen Küste vom Hinterland schwere Sorgen. Er hat sich freilich zunächst dem Zwange beugen müssen, hat aber doch immer klar gezeigt, daß er seine Ansprüche im Grunde nicht aufgebe.

Faisal ist aber doch nicht der einzige Araber, dem ein Selbstbestimmungsrecht zusteht. Es sind in Syrien doch noch mehr Menschen als gerade der eine Nichtsyrer, der Mekkaner Faisal. Es hat unter der Entente und ihren Bundesgenossen Leute gegeben, die meinten, zur Feststellung der Selbstbestimmung der Araber diese selber befragen zu müssen. Eine amerikanische Mission ist in diesem Sinn in Palästina und dem übrigen Syrien tätig gewesen. Da stellte sich nun heraus, daß die Mehrheit der Bewohner Palästinas kein eigenes Palästina will — Christen und Mohammedaner scheinen tatsächlich vielfach gegenüber den zionistischen Ansprüchen Hand in Hand zu gehen —. Sie wollen, daß ihr Land einen Teil eines geeinten Syrien

Digitized by Google

ausmache. Und der gleichen Meinung sind auch die meisten anderen arabischen Bewohner Syriens, einschließlich der Küste. Sie alle fordern in erster Linie wirkliche volle Unabhängigkeit. Und wenn sie schon ein fremdes Mandat über sich ergehen lassen müßten, so wäre ihnen — so verlautet — das Amerikas am liebsten; schließlich würden sie sich auch einem Mandat Englands fügen. Und fast nur die Maroniten des Libanon und andere katholische Kreise wünschen Frankreichs Protektorat. Wie weit bei solchen und ähnlichen Äußerungen die Hand der britischen Besatzungsbehörde im Spiele war, wie man in Frankreich meinte, mag für uns dahingestellt bleiben. Uns ist vielleicht wahrscheinlicher, daß der Gedanke einer Vereinigung mit dem arabischen Ägypten eine Rolle spielte.

Und nun die arabische Halbinsel selbst, auf der der Vertrag mit England Husain offenbar freie Hand gelassen hatte! Wie stehen seine Chancen hier, wo keine fremde Großmacht sich tiefer einzumischen Lust zeigt? Nun, vorläufig regiert der Großscherif eben nach wie vor über das trostlose Hedschas. Im übrigen aber herrschen hier noch immer die alten einheimischen Machthaber. Und sie bezeugten wenig Lust, sich seinen Plänen zu fügen. Von dem Imam Jahja in Jemen wissen wir, daß er, solange es irgend möglich war, treu auf der Seite der Türken gegen deren Feinde gekämpft hatte; und aus amerikanischen Quellen erfahren wir, daß er 1919 noch oder wieder den Engländern recht zu schaffen machte. Im Kerne der Halbinsel bestehen noch immer die beiden Wahhabitenstaaten der Ibn Saud in Rijad und der Ibn Reschid in Hajil; bestehen — oder bestanden bisher, wenn es nämlich wahr ist, daß jüngst der letzte erwachsene Sproß aus dem Hause Ibn Reschid durch Mörderhand fiel. Durch ihre Lage und ihre Traditionen aus der Vorkriegszeit war dem Ibn Reschid der Anschluß an die Türken, dem Ibn Saud der an England nahegelegt. Natürlich war ihre Haltung aber in erster Linie durch ihre Sonderinteressen bestimmt. Daraus erklären sich wohl die widersprechenden Berichte, die wir über ihre Parteinahme gleich bei Beginn des Krieges erhalten haben. Tatsache ist jedenfalls, daß der tapfere und kluge Abd ul Asis Ibn Saud, der Wiederbegründer des Reiches seiner Ahnen, diese echteste Verkörperung arabischer Rittertugend und vielleicht die bedeutendste Persönlichkeit ganz Arabiens, Ende 1915 in Basra von den englischen Behörden als Freund des britischen Reiches feierlich empfangen wurde. Musil, einer der besten Kenner innerarabischer Verhältnisse, hat aber recht gehabt, wenn er meinte, daß dieser kluge Mann England viel zu gut kenne, um sich ihm völlig zu verschreiben. Denn er, der alte Freund Englands, soll 1919 im Einvernehmen mit seinem alten Gegner, dem Ibn Reschid, und sogar dem Sproß des England sonst so treu ergebenen Hauses des Scheich von Kuweit (?) scharf gegen den Scherif Stellung genommen haben, der den Herd des Islam an die Ungläubigen verkauft und die arabischen Länder dadurch ins Unglück gestürzt habe. Es ist klar, daß hier die Eifersucht gegen den glücklicheren Rivalen im Hedschas spricht, aber es ist auch deutlich, daß diese

Digitized by Google

arabischen Herren hinter ihm die starke Faust Englands sahen, der sie sich nicht ohne Not zu fügen geneigt waren. Und man denkt an das echt arabische kluge Wort, mit dem sich der Ibn Saud nach der zu seinen Ehren abgehaltenen Parade in Basra verabschiedet haben soll: „Es war gut für uns, eure Macht zu sehen." Als König von Arabien von Englands Gnaden würde der Großscherif vorerst und wohl noch lange ein König in partibus bleiben.

Und wie steht es endlich in Mesopotamien, der eigentlichen Beute Englands? Talib en Nakib, der ungekrönte König von Basra, hat wohl für Englands Sache seine Schuldigkeit getan. Aber — er war nie unbestrittener Herr im Irak. Er hatte vor dem Krieg seinen größten Gegner in Adschemi aus dem alten Häuptlingsgeschlecht Al Sadun des großen Stammes der Muntefik. Wenn Talib sich einst zu den türkischen „Liberalen" hielt, so war Adschemi der Parteigänger der Komiteepartei. Und auch im Kriege hat er sich auf die Seite der Pforte geschlagen. Und nun vernehmen wir, daß im September 1919 der Führer der anatolischen Bewegung unter den Türken sich auch mit Araberhäuptern ins Einvernehmen gesetzt habe; und der an deren Spitze stand, ist kein anderer als Adschemi. Seine Heimat ist Adschemi wohl verschlossen. Aber Ende vorigen Jahres wurde unerwartet der englische Posten an dem wichtigen Euphratübergang von Der-ez-Zor ausgehoben. Die Araber, die das taten, waren, so ist allmählich herausgekommen, eben Leute des Adschemi Al Sadun.

Wir haben nur die wichtigsten Daten zu einem Bild der Stimmung der Araber, wie es sich uns für den Anfang 1920 ergibt, zusammenzutragen versucht. Das Bild ist ein ziemlich buntes, und wäre es noch viel mehr, wenn wir die Einzelheiten vermehrt hätten. Wir haben aber z. B. noch nicht einmal der Ansprüche gedacht, die die durchaus nicht wehrlosen Türken in Anatolien auf die nördlichen Teile Syriens und Mesopotamiens erheben. Das Bild ist bunt. Ja, auf den ersten Blick bekommt man fast den Eindruck eines chaotischen Durcheinander von unklaren und schon darum aussichtslosen Sonderwünschen landsmannschaftlicher und anderer Gruppen. Daran ist wohl ein Körnchen Wahrheit. Aber — ist es die ganze Wahrheit?

Klar ist das eine: die Stimmung der arabischen Welt ist eine tiefe Enttäuschung und Verbitterung. Und das kann nicht wundernehmen. Freiheit und Einheit hatten die Araber erstrebt. Der Traum eines geeinten selbständigen Großarabien, das alle arabisch sprechenden Gebiete des Türkenreiches umfassen sollte, scheint zu Grabe getragen — durch die Willkür der Entente. Man wird zweifeln können, ob er überhaupt in Wahrheit erfüllbar gewesen wäre. Wir haben zu Eingang gesehen, daß die Länder, die es ausmachen müßte, keine in sich geschlossene Einheit bilden, daß sie durch ihre geographische Lage und die Verschiedenheit der kulturellen Entwicklung tief voneinander geschieden sind, daß schließlich der arabische Nationalgedanke, der sie allenfalls zu einer größeren Einheit zusammenschweißen könnte, noch keine Macht war, sondern sich erst anschickte, eine zu werden. Das eine freie Groß-

Digitized by Google

arabien war ein Traum. Das kann die Entente zur Verteidigung ihrer Pläne ins Feld führen. Aber es ist eine andere Frage, ob die Lösung, die sie plant, den innerhalb der Grenzen des Möglichen bleibenden und berechtigten Wünschen der Araber Rechnung trägt und den arabischen Orient einer besseren Zukunft entgegenzuführen vermag. Überblicken wir einmal, worauf die Pläne hinauslaufen. England sicherte sich im wesentlichen das reiche Irak als Etappe am Weg nach Indien und — wenigstens das südliche — Palästina als Grenzmark Ägyptens. Das Irak, das südliche Mesopotamien, ist ein geographisch in sich abgeschlossenes Ganzes, Palästina ist ein Grenz- und Durchgangsland und hat historisch von jeher vielfältige kulturelle und politische Beziehungen zu Ägypten gehabt. Aber es ist doch in jeder Hinsicht ein Stück von Syrien und von diesem — auch wenn wir von der einmal gewählten, ganz unglücklichen Nordgrenze absehen — schwer zu trennen. Frankreich erhält die syrische Küste, also einen schmalen Landstreifen, dem sich erst ganz im Norden — von Zilizien hier abgesehen — in den nordmesopotamischen Gebieten ein tiefes Hinterland anschließt. Aber der größte Teil des eigentlichen Hinterlandes mit den wichtigen innersyrischen Städten wird davon politisch getrennt. Er fällt in die Zone, in der der arabischen Bevölkerung Selbständigkeit unter dem Schutz der benachbarten Großmacht zugestanden wird. Syrien, das kulturell und politisch reifste Land arabischer Zunge, wird also in drei Teile zerrissen. Für die Sonderstellung Palästinas lassen sich — vernünftige Grenzen vorausgesetzt — allenfalls Gründe anführen. Aber die summarische Zerlegung des übrigen Landes durch eine Linie von Nord nach Süd ist eine Ungeheuerlichkeit, ja eine Unmöglichkeit. Sie steht nicht bloß mit den Wünschen der Bevölkerung im schärfsten Widerspruch, sondern mit der Vernunft.

Und nun die arabischen Reiche! Ihre Wurzeln liegen im Hedschas, das nicht die Kraft hat zu völlig selbständigem Leben. Ob es sich, wie das gedacht ist, die übrigen Teile der arabischen Halbinsel in engerer oder loserer Form wird angliedern können, ist zweifelhaft, zunächst auch von weniger Bedeutung. Denn das Schwergewicht fällt auf die Länder der Einflußzonen, die sich vor die unmittelbar englischen und französischen Besitzungen vorlagern. Ihr wichtigster Teil ist das syrische Binnenland. Man kann es Faisal nachfühlen, daß er das öde Tal von Mekka gerne mit dem „Auge des Ostens", mit Damaskus, vertauscht. Aber wenn sein Reich auf die vorgesehenen Gebiete im wesentlichen beschränkt bleibt, so kann es in dieser Form eines unendlich langen schmalen Streifens ohne natürliche Grenzen keinen Bestand haben. Schlägt das fremde Reis in Syrien wirklich Wurzel, so ist es nur eine Frage der Zeit, daß das lose Band, das es mit Mekka verbindet, zerreißt. Aber auch, wenn es Faisal glückt, sein Reich auf breitere Basis zu stellen, und dadurch, wie er vielleicht denken mag, auch die spätere völlige Vereinigung mit dem Hedschas anzubahnen, wird ihm eine ruhige Entwicklung in der geplanten Gestalt unmöglich gemacht durch die unmögliche Verteilung in verschiedene Interessensphären. Dies Zukunftsreich vereinigt ja Gebiete

Digitized by Google

von nominell völliger Unabhängigkeit mit solchen, in denen verschiedenen Mächten die Oberaufsicht zugesprochen wird. Wäre der ganze arabische Orient einer Schutzmacht unterstellt — das könnte nach Lage der Dinge nur England sein —, so wäre eine Abstufung in Zonen verschieden starken Einflusses der Schutzmacht wohl eine Belastung für den neuen Staat, aber vielleicht noch erträglich. Möglich wäre auch eine glatte Aufteilung — Irak oder ganz Mesopotamien an England, ganz Syrien an Frankreich — allenfalls noch gewesen — es wäre brutal, aber ehrlich —, wenn eben nicht der Vertrag mit Husain im Wege stünde. Das aber, was nun werden soll, ist eine innere Unmöglichkeit und zugleich eine Schändung des Wortes von der Selbstbestimmung. Faisals Proteste sind also nur zu gut begründet; und die Lösung der arabischen Frage, die die neuen Weltordner beschlossen haben, ist keine Lösung, sondern das traurigste von der ganzen Reihe der Armutszeugnisse, die sich die europäische Diplomatie in den orientalischen Fragen seit Jahrzehnten auszustellen bemüht ist.

Einheit und Freiheit erstrebten die fortgeschrittensten Kreise des Arabertums. Von der türkischen Herrschaft sind sie befreit und — tauschen dafür die englische und französische ein, die ihrem Lande wohl zivilisatorische Hebung bringen mag, aber wahrhaftig bald nicht minder drückend empfunden werden wird als die der Osmanen. Und die Einheit, die — in beschränktem Maß — unter dem Türkensultan vorhanden war, sie geht verloren. Dem Jubel, mit dem die Befreier 1918 begrüßt wurden, folgte rasch bittere Ernüchterung. Sie ist inzwischen deutlich genug zum Ausdruck gekommen. Was kann das nützen? Auf keinen Fall viel, wenn das arabische Nationalbewußtsein, das eben erst erwachte, nicht in einheitliche Bahnen gelenkt wird. Davon aber lassen die knappen Berichte, die wir bis Anfang 1920 erhalten, wenig spüren. Und doch, sieht man das bruchstückhafte Bild, das sie uns liefern, näher an, so scheint es fast, als ob das Chaos sich ganz leise zu entwirren beginne. Noch sehen wir keine Einheit in all den oft spontanen Protesten gegen die geplante Vergewaltigung; aber sie ordnen sich vielleicht doch schon in wenige große Linien ein.

Einheit und Freiheit erstrebten die Araber! Die Einheit war unter der türkischen Fahne gegeben. Und ein Maß von Freiheit, größer jedenfalls, als das, das ihrer nun harrt, wäre im alten Osmanenreich vielleicht doch zu erreichen gewesen durch die Verleihung von Selbstverwaltung an die arabischen Provinzen. Diese Erkenntnis mußte kommen; und sie kam früh. Schon bald nach dem Waffenstillstand scheinen sich wieder Beziehungen zwischen den Türken und arabischen Kreisen angesponnen zu haben mit dem Ziel, das alte Osmanenreich als türkisch-arabische Doppelmonarchie wieder aufzubauen. Die Hoffnung, die Entente werde sich solchen Wünschen fügen, war eine Illusion. Aber in der gleichen Linie liegt der Zusammenhang aller Unruhen in Mesopotamien, die England recht bedenklich scheinen, mit der türkischen anatolischen Bewegung.

Digitized by Google

Klarer erkennbar und vorderhand wichtiger ist die zweite Linie, die mit dem Namen Faisals zusammenhängt. Faisal ist in Syrien mit Freuden aufgenommen. Das wurde er — als Vertreter des arabischen Gedankens. „Ganz Syrien für die Syrer!" tönte es ihm entgegen; und er nahm den Ruf auf in der Form: „Die arabischen Länder den Arabern!" Mag der arabische Gedanke ihm anfangs nur ein Mittel zum Zweck gewesen sein, die Zeit scheint inzwischen schon gekommen, da Faisal selbst sein Instrument ist. Sicher kann er sich von der Stimmung der moslimischen Syrer getragen fühlen, wenn er sich gegen die Teilung Syriens zur Wehr setzt. Es war zunächst vergebens. Aber die jüngsten Nachrichten lassen schon eine weitere Entwicklung deutlich erschließen. Erst soll er in Jerusalem als Sultan proklamiert sein. Das ist im englischen Gebiet. Ist es der Wille Englands? Das kann sein; denn er ist Englands Freund. Und nun ist er zum Herrscher Syriens ausgerufen. Im Binnenland natürlich, in Damaskus. Aber die Syrer wollen doch ein einiges Syrien. Und schon hören wir, die Syrer forderten, daß Frankreich Syrien räume und — England Ägypten. Gewiß ist es nicht Faisal, von dem dies Verlangen ausgeht. Aber hält er die Fäden selbst noch in der Hand? Es scheint fast, daß ihn der Zwang der Ereignisse weiterführt, als er selbst wollte. Und fast zur gleichen Zeit soll nun sein Bruder Abdallah zum Herrscher Mesopotamiens erkoren sein.

Soviel ist klar: Der arabische Nationalgedanke hat seit dem Krieg gewaltige Fortschritte gemacht. Das ist die erste Wirkung der Pariser Beschlüsse. Die syrische Frage ist längst im Begriff, zu einer arabischen Frage großen Maßstabes zu werden. Und Faisal selbst hat diese Entwicklung beschleunigt. Es wäre ja ein Wunder, wenn von der arabischen Bewegung Syriens nicht Fäden hinübergingen zu der Ägyptens. Und erst in diesem Licht wird eine weitere Meldung recht verständlich: die Machthaber Arabiens, die dem arabischen Reich der Scherife bisher so wenig freundlich gegenüberstanden, sie sollen nun bereit sein, mit ihm über die Errichtung eines arabischen Bundes zu verhandeln. Wird man das Ziel auf diesem Wege erreichen? Die Meldung mag noch mit Vorsicht aufzunehmen sein. Doch wenn etwas daran ist, ist sie nur im Zusammenhang mit dem Streben der Araber nach Unabhängigkeit zu verstehen. Es wäre ein gewaltiger Erfolg; es wäre aber auch ein Zeichen, daß die Scherife mehr im Dienst der arabischen Sache stehen, als in dem Englands.

Noch sind das alles vielfach Zukunftsmöglichkeiten. Noch deckt den Orient ein Schleier. Doch in den letzten Wochen hat er begonnen sich zu lüften. Der Ernst, mit dem in Frankreich und England die Vorgänge im Orient verfolgt werden, die Erkenntnis der Revisionsbedürftigkeit der Orientbeschlüsse, zeigen besser als alles andere, wie stark die neue Strömung dort ist. Noch sehen wir nicht, zu welchen Ufern sie führt. Wohl aber sehen wir, daß sie eine Richtung einschlägt, die uns vor Monaten, ja Wochen nur in kühner Phantasie bestehen zu können schien.

Digitized by Google

Es mag für manchen eine Überraschung sein, daß wir so wenig von der Idee des arabischen Kalifates hören. Gewiß hat das verschiedene Gründe. Aber der eine ist allem nach der, daß es nicht mehr so sehr religiöse als nationale Fragen sind, die den arabischen Orient bewegen. Und alles rundet sich zu dem Bilde ab, daß die Bewegung an Einheitlichkeit und Klarheit überraschend gewonnen hat. Und noch einen sehr wesentlichen Grund können wir jetzt klar erkennen. Die arabische Bewegung hat selbst in ihren Führern, Faisal voran, der den Kampf gegen die osmanische Herrschaft geleitet, wieder Fühlung genommen mit diesen Gegnern von gestern, nicht mit dem ohnmächtigen Kabinett in Konstantinopel, sondern mit dem wahren Herrn der Türkei, mit Mustafa Kemal in Angora.

Noch will es uns fast phantastisch vorkommen, was doch fast jeder Tag neu zu erweisen scheint: der Weltkrieg, aus dem Europas Völker, die Massen wie die Führer, nichts gelernt zu haben scheinen, ist an den Völkern des Ostens nicht spurlos vorübergegangen. Geht wirklich ein gewaltiges Erwachen durch Asien? Schon scheint es sicher, daß das Pariser Werk zur arabischen Frage erledigt ist, noch ehe es zur Ausführung gelangt. Und was dann wird, das hängt vielleicht im letzten Grunde davon ab, ob Europa in zwölfter Stunde noch die Kraft aufbringt, die Augen aufzumachen.

Nachwort

Die Entwicklung ist, seit diese Zeilen geschrieben sind, nicht stehengeblieben. In Syrien, um nur dieses zu erwähnen, ist der Gegensatz Faisals gegen Frankreich zum offenen Konflikt geworden: Ende Juli haben französische Truppen das innere Syrien eingenommen, Faisal verjagt und eine Frankreich genehme Regierung eingesetzt. Das war bei der Küstennähe des Landes ein leichtes. Es bedeutet aber keine Lösung des syrischen, geschweige der arabischen Frage, wie schon die schwere Lage der Engländer in Mesopotamien zeigt. Die Entwicklung der arabischen Frage wird noch manche solche kürzere oder längere Episode zeitigen, ehe sie ihrer Lösung zugeführt wird. Auf dem bisher eingeschlagenen Weg — das haben die neuen Ereignisse nur bestätigt — wird sie nicht gefunden werden.

Digitized by Google

Katharina II. und ihre Denkwürdigkeiten

Von

Kurd v. Schlözer[1])

Katharinens Denkwürdigkeiten, die jetzt vor zwei Jahren erschienen sind, haben mit Recht großes Aufsehen erregt. Man hatte lange vorher dann und wann munkeln gehört, daß dergleichen vorhanden wäre; aber niemand konnte etwas Näheres angeben; oder wer es konnte, schwieg wohlweislich. Dem Flüchtling, der von den Ufern der Themse aus sein Vaterland mit fliegenden Blättern, Zeitschriften und Büchern überschwemmt, die ihren Weg, wie man weiß, bis in die höchsten Regionen finden, dem betriebsamen Manne, der schon so vieles Versteckte aus Rußland zutage gefördert, verdankt auch jene merkwürdige Schrift ihren Eintritt in die Öffentlichkeit.

Kaiser Paul fand dieselben, wie A. Herzen erzählt, unmittelbar nach dem Tod der Kaiserin unter den geheimen Papieren, die er versiegeln ließ. Das Manuskript lag in versiegeltem Umschlag, dessen Aufschrift an ihn, den Thronfolger, gerichtet war. Paul hielt das Werk seiner Mutter sehr geheim und hatte, wie dessen Inhalt beweist, alle Ursache dazu. Was für Ursache aber hatte Katharina gehabt, ihre Denkwürdigkeiten aufzusetzen?

Wir wissen, daß auch Cäsar Denkwürdigkeiten geschrieben hat, nicht etwa, sich in Mußestunden angenehm zu beschäftigen. Denn Mußestunden kannte er am wenigsten, als er die Kommentarien über die gallischen Kriege unmittelbar nach deren Beendigung schrieb. Ihm kam es vielmehr, als er den Kampf mit der Gegenpartei übernahm, vorzugsweise darauf an, die römische Welt mit seinen großen Verdiensten um den Staat und mit den Heldentaten bekannt zu machen, die ihm das Vaterland eben auf Betrieb von Neidern und Feinden schlecht zu vergelten drohte. Dagegen sollte die folgende Schrift, die er über den Bürgerkrieg verfaßte, ihm mithelfen am großen Werk der Versöhnung entgegengesetzter Parteien, das er sich zum Ziel gesetzt hatte.

Wie der große Friedrich oft das Schwert mit der Feder vertauschte, und wo das eine nicht ausreichte, die andere in Bewegung setzte, wie er sie als Abwehr und als Angriffswaffe zu benutzen wußte, ist uns bekannt.

Nicht minder verstand es Katharina, die Feder zu ihren Zwecken zu handhaben, sei es, daß sie vertrauliche Zeilen an Freunde oder geistreiche Briefe an Voltaire und die Enzyklopädisten schrieb, die ihr Lob ausposaunen

---

[1]) Dieser Aufsatz Schlözers, des damaligen Legationssekretärs der preußischen Gesandtschaft in Petersburg, erschien anonym in Sybels Histor. Zeitschrift, Bd. V, 1861, Heft 1. Er gelangt auch als Anhang in dem demnächst erscheinenden Band „Petersburger Briefe“ von Kurd v. Schlözer (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart) zum Abdruck.

Digitized by Google

sollten, oder daß sie kleine Stücke für ihre Hofbühne hinwarf, oder auch, daß sie eine Staatsschrift abfaßte, wie offenbar jene Denkwürdigkeiten sind.

Beim Erscheinen derselben wollte man vielfach ihre Echtheit anzweifeln; aber der Zweifel verstummte gar bald, als man sie näher ansah. Da stellte sich gleich, was die Sprache betrifft, das Molièresche Französisch heraus, das Katharinens Briefen so schön ansteht; es fiel die Anmut, Frische, Lebhaftigkeit der Darstellung auf, welche nach dem Urteil der Zeitgenossen ihrer mündlichen Unterhaltung einen so eigentümlichen Reiz verlieh; man fühlte sich mitten in die Zustände versetzt, die sie dem Leser vorführen wollte. Den möchte ich kennen, der in einer absonderlichen Sprache, die so ganz Katharinens Charakter an sich trägt, das Leben, durch welches die merkwürdige Fürstin sich durchwinden mußte, in großen Zügen und mit feinen Strichen so zu schildern vermocht hätte, daß man ihm die Wahrheit sogleich ansähe! Daß Katharina ihre Denkwürdigkeiten nicht so ohne weiteres hingeworfen oder zum Zeitvertreibe geschrieben habe, bezeugt schon ihre Einleitung dazu. „Das Glück," so beginnt sie, „sei nicht so blind, als man's sich vorstelle. Es sei oft ein Erfolg richtiger und genau bestimmter Maßregeln, die, vom großen Haufen nicht bemerkt, den Ereignissen vorausgingen. Es sei noch insbesondere ein Erfolg von Eigenschaften, Charakter und persönlichem Benehmen. Zwei schlagende Beispiele seien sie selbst und ihr Gemahl."

Allerdings folgt nun eine sehr lebendige Schilderung von Beider persönlichen Eigenschaften, Charakter und Benehmen, die, wenn sie drei Jahre weiter geführt worden wäre, Peters III. Verschuldung an seinem eigenen Unglück und das verdiente Glück seiner Gemahlin von selbst als Nutzanwendung ergeben hätte. Leider bricht sie indes um die Mitte des Jahres 1759 plötzlich ab. Es verlautet noch von zerstreuten Notizen, die vorhanden gewesen wären, Kaiser Paul warf sie jedoch, wie einige behaupteten, ins Feuer. Das wäre nun freilich schwer zu begreifen, da jene Notizen kaum irgend etwas für Paul Schlimmeres ausgesagt haben möchten, als das Manuskript bereits enthielt. Warum also das Manuskript aufbewahrt, dagegen alles andere verbrannt? Doch gewöhnte der junge Kaiser gar schnell die Welt, sich über nichts zu wundern, was er tat.

Dem sei, wie ihm wolle, das Manuskript war, wie der Umschlag besagte, von der Mutter an den Sohn gerichtet, dieser jedoch nicht angeredet. Vielmehr hält sich die Schrift ganz objektiv, als wäre von ihr das große Publikum gemeint, das auch sogar mehrmals angedeutet wird. Aber wer, der irgend Katharinens Eigentümlichkeiten kennt, möchte glauben, daß sie sich vor der Welt in ihrer ganzen Blöße hätte aufdecken wollen? Sie erlaubte sich, das wissen wir, zumal als mächtige Kaiserin alles, was ihr gefiel, oder wonach ihr gelüstete; aber keinem Menschen lag es mehr am Herzen als ihr, die Dehors, wie die vornehme Welt es nennt, zu wahren. Daher hauptsächlich stammte die Duplizität, in der sie beinahe durchweg erscheint. Sie war von großen Gedanken, von starken Gefühlen erfüllt und hatte fast immer den

Digitized by Google

Mut, beiden den Ausdruck zu geben, nicht etwa durch Worte, sondern durch die Tat. Dabei konnte sie's aber kaum je sich versagen, dem Schein zu huldigen, den sie gern vor der Welt retten mochte, denn sie war ein vollständiges Weib. Gerade was sie den brutalen Männergestalten gegenüber, mit denen sie sich umgab, so gewaltig und stark machte, ließ sie hinwieder nicht selten unendlich schwach erscheinen. Nur wußte sie immer, was sie wollte.

Was wollte sie also, oder welche Absichten hegte sie bei Abfassung dieses Werkes? Denn so können wir füglich, wenn sie auch Fragment geblieben sind, ihre Denkwürdigkeiten nennen. Wäre die Zeit, wenn sie dieselbe abfaßte, uns bekannt, so fiele es wahrscheinlich nicht schwer, aus dem, was damals mit ihr und um sie vorging, auf die Hauptabsicht zu schließen, welche sie dabei verfolgte. Doch bespricht sie weder die eine noch die andere. Nur beiläufig kommt die Erwähnung einiger Momente vor, aus denen wir die Zeit der Abfassung ungefähr zu erraten imstande sind. Die Kaiserin erzählt aus dem Sommer 1749 ein anmutiges Geschichtchen, über das sie etwa zwanzig Jahre später mit dem Gegenstand derselben, dem Hetman Rasumowski, sich unterhalten habe. Nachher bespricht sie den österreichischen Gesandten Grafen Bernis, und erwähnt ihres Gesprächs über denselben im Jahre 1780, als sie in Mohilev ihre erste Zusammenkunft mit Kaiser Joseph II. hatte. Hiernach konnte die Schrift nicht vor der zweiten Zusammenkunft geschrieben sein; diese fand bekanntlich bald darauf in St. Petersburg statt. Damals stand Graf Romanzoff in vollem Glanz seines Ruhmes; und wenn die Kaiserin gleichzeitig etwas wegwerfend von ihrem bekannten Feldherrn spricht, so setzt sie mit Recht hinzu, „trotz seiner jetzigen Berühmtheit und seiner Siege".

Alles wohlerwogen, dürfte in dieselbe Zeit, d. h. in den Anfang der achtziger Jahre, die Abfassung der fraglichen Schrift fallen. Für Katharina waren dies gewitterschwangere Jahre, in denen sie, ungeachtet ihrer leidenschaftlichen Hingebung an die Günstlinge, beinahe mehr als je die Springfedern ihres reichen und tatkräftigen Geistes spielen ließ. Sie zerriß das Gewebe, mit dem sie achtzehn Jahre lang des großen Friedrichs schlauer Geist und einschmeichelnde Person umsponnen hatte, sie schloß zugleich einen geheimen Bund mit Österreich, dem sie ihren ältesten Bundesgenossen und den treuesten Vertreter ihrer auswärtigen Politik opferte. Zu Panins Sturz benutzte sie nicht minder den Haß Potemkins, als die Ränke und Umtriebe des gewaltigsten Unterhändlers, welchen ihr England je geschickt hatte, des Sir James Harris, dem zum Trotz sie gleichzeitig die bewaffnete Neutralität der kleineren Seemächte durchsetzte. Dem alten Minister den Boden zu entziehen, auf dem er ihr entgegen noch ferner Ränke spinnen könnte, sowie dem österreichischen Bündnis eine festere Grundlage zu geben, beschloß sie, den Thronfolger auf Reisen ins Ausland, zunächst nach Wien zu schicken. Nur sollte Pauls argwöhnisches Gemüt wie von selbst auf den Wunsch zu reisen kommen, ohne zu merken, wozu er gebraucht werde.

Digitized by Google

Ihr Plan gelang, aber der schlaue Panin durchschaute bald die Absichten der Kaiserin und hetzte gegen sie den Großfürsten und dessen Gemahlin auf, die er beide als seine einzigen Stützen um jeden Preis zurückzuhalten suchte. Ränke aller Art wurden in Bewegung gesetzt; man sprach von Pauls Enterbung — noch schlimmere Verdächtigungen gingen von Panin aus. Der ganze Hof geriet aus einer Aufregung in die andere. Diese teilte sich sogar dem Volke mit, das bei der endlichen Abreise des Scheidenden laut seine begeisterte Teilnahme bewies. Darüber schwoll Katharinens Herz vor Ärger und Unmut, welchen das Benehmen ihres Sohnes im Auslande zu beschwichtigen nicht geeignet war. Er trat ihren Plänen und Absichten oft schnurstracks in den Weg. Die Intrigen spielten beständig zwischen ihm und St. Petersburg fort. Dies entging Katharinens Scharfblick nicht und entflammte dermaßen ihren Zorn, daß sie Pauls Vertrauensmann und Hauptvermittler seines Briefwechsels nach Sibirien bringen ließ.

Welche Stimmungen sich der Kaiserin in solcher Lage bemächtigten, ist leicht zu begreifen. Sie war gewohnt, daß sich alles vor ihr beugte, und hier versagten ihr gerade die Nächsten den Gehorsam. Aber sie war ein wunderbares Wesen, das sich besonders in den stärksten Gegensätzen bewegte; bald feuersprühend wie ein Vulkan, bald kalt wie Eis, bald hingebend voll Teilnahme, bald voll Hohn abstoßend, ein harmloses Kind unter Kindern, und kühn und entschlossen, wo es galt, unter Männern. Dabei ragten besonders zwei gewaltige Eigenschaften hervor: ein eiserner Wille und ein unglaublicher Takt in großen wie in kleinen Dingen. Von beidem konnte sie wenig an ihrem Sohn verspüren.

Auch war der Mut seine schwache Seite. Daher trieb er beständig ohne feste Ansichten, wie ein Schiff ohne Ballast, auf den bewegten Wogen des Lebens umher. Er ward ein Sonderling und geriet von einem Einfall auf den anderen. Dies konnte ihm am wenigsten die Achtung der Mutter gewinnen, deren Liebe er längst verloren hatte. Sie ihrerseits litt Mangel an gutem Gewissen und ward von brennendem Ehrgeiz verzehrt. So gab er ihr seit seiner Mündigkeit, seit einem Jahrzehnt, oft genug Veranlassung zu peinigenden Besorgnissen. Ja, seine erste Gemahlin hetzte ihn dermaßen gegen die Mutter auf, daß Zeitgenossen, welche Einsicht gewannen in das Getriebe, die Meinung aussprechen, es würde zu argen Dingen gekommen sein, wenn die Großfürstin nicht im ersten Wochenbette gestorben wäre.

Vorher und nachher tauchten beständig Gerüchte auf von Verschwörungen zugunsten des Thronfolgers, welche die Kaiserin jedesmal mit dem ihr eigenen Geschick niederzuschlagen wußte. Als nun ihr Sohn im Ausland meist ihren Absichten und Wünschen zuwiderhandelte, mochte sie wohl in Gedanken zu ihm sagen:

„Mein Sohn! was fällt dir ein, nach meiner Krone zu trachten? Rollte sie etwa, als dein Vater vom Thron stürzte, dir von selbst aufs Haupt? Oder mußte nicht vielmehr ich mit entschlossener Hand zugreifen, damit sie

Digitized by Google

nicht in alle Winde ginge? Wollte dein Vater doch eben mich ins Kloster verstoßen und dich zum Bastard stempeln! Bin ich nicht Schmied meines eigenen Glückes? Habe ich nicht lange schreckliche Jahre gelitten und gerungen, bis ich endlich ans Ziel gelangte? Man hat mich armes, schutzloses Kind an diesen damals verpesteten Hof geschleppt und mein Schicksal an die Launen eines im Kern verdorbenen Knaben geschmiedet, der mich ebensowenig liebte, als ich ihn lieben mochte. Wie ein verfolgtes Reh gehetzt, hielt ich mich dennoch ein Jahrzehnt hindurch mitten unter den Lastern aufrecht und fromm, bis auf allerhöchsten Befehl meine Unschuld erlag. Da ward ich freilich Weib, ward Mutter von dir, und die Gluten der Leidenschaft durchzuckten mich; aber ich wußte mich zu fassen, mich zu fügen, und ich lernte dienen, damit ich herrschen lernte. Das lern auch du! Ich hielt unverzagt unter allen Kränkungen und Demütigungen den Blick auf die Krone gerichtet, hatte ich sie doch als das Instrument erkannt, auf dem ich der Welt eines aufspielen könnte, wie kaum einer zuvor. Und ich denke, ich hab's geleistet. Zwei Jahrzehnte der Ehren und des Ruhms, wie sie Rußland noch nicht erlebt hatte, sind, seit ich die Krone trage, dahingegangen. Danke du auf den Knien deinem Schöpfer, daß er mich dir zur Mutter gab, die Kronen vergeben und verweigern kann. Dein Vater hätte dir keine erteilt."

Dies ungefähr mochte der Kern dessen sein, was Katharina in ihren Denkwürdigkeiten darzustellen beabsichtigt. Sie spricht nach ihrer Weise die Absicht nirgends geradezu aus; aber wer ihrem Gedankengange folgt, errät sie alsbald. Es herrscht durch das Ganze eine Klarheit und Durchsichtigkeit, die allenthalben von feinem, scharfem Geist der großen Fürstin zeugt. Das Porträt des eigensinnigen, in den Grund verdorbenen Prinzen, der später ihr Gemahl werden sollte, eröffnet die Galerie der köstlich gehaltenen Genrebilder, die sich allmählich zu historischen Gemälden ersten Ranges erheben. Sie selbst erscheint dabei vorübergehend als zehnjähriges Kind und tritt nicht volle fünf Jahre nachher beim Hof in Moskau mit ihrer Mutter auf.

Ihre kurze Schilderung versetzt uns sogleich mitten in die beiden Parteien, die sich dort unter Elisabeth bekämpften. Katharina sollte bald selbst ein Spielball derselben werden. Es war nahe daran, daß man die junge Braut mitsamt der Mutter wieder heimschickte. Kaum war sie aber vermählt, so pferchte man sie mit dem unliebenswürdigen Manne förmlich ein oder hielt sie wie ein gefährliches Tier unter Verschluß, dem niemand außer Vertrauten der herrschenden Partei nahen durfte. Ihr liebenswürdiges Herz kam jedem entgegen, der ihr Teilnahme bewies, aber gar bald mußte sie's erleben, daß ihre Gunst jedem Verderben brachte. Ehrendamen, Hoffräulein, Kammerfrauen, Zofen, Diener, alle, denen sie sich besonders gnädig bewies, verschwanden wie der Blitz, plötzlich verheiratet, oder heimgesandt, oder auch wohl eingekerkert, unter ferne Regimenter gesteckt, sogar in die Verbannung geschickt.

Digitized by Google

Vor unseren Augen tut sich immer weiter ein wahrer Höllenpfuhl auf, je weiter wir im Lesen der Schrift vorrücken. Und das nannten neuerdings Russomanen die wahrhaft russische Regierung der milden Elisabeth! Der junge Fürst schützte so wenig seine bedrängte Gemahlin, daß er sich vielmehr meist ihren Widersachern anschloß, und sie wohl mit eigenen Fäusten mißhandelte. Jähzornig, feige, boshaft, benimmt er sich zugleich so kindisch, daß er halbe Nächte durch mit Puppen spielt. Aber er hetzt auch in den Wohnzimmern seine Hunde ein, treibt die Diener und Stallknechte mit Hetzpeitschen umher, zecht und raucht dann wieder mit seinen Genossen, bis er betrunken ins Bett fällt.

Wir glauben dem gekränkten Weibe gern, daß sie sich vornahm, ihren Gemahl nicht zu lieben, „weil sie sonst ein solcher Mensch zu unglücklich machen würde". Nur die feste Hoffnung auf die Krone, so lautet mehrmals ihr Geständnis, hob sie über all diesen Jammer hinaus. Elisabeth hing zu sehr ihren Gelüsten nach, als daß sie sich viel um das unglückliche Weib gekümmert hätte. Aber endlich fiel ihr ein, daß noch immer die Nachkommenschaft ausbliebe. Dafür schalt sie die Ehrendame aus, welche seit Jahren die Aufsicht über die junge Großfürstin führte. Es war der Kaiserin eigene Base, geborene Gräfin Hendricksen, jetzt an den Oberzeremonienmeister Tschoglokoff vermählt. Der geschäftigen Gräfin lag nun nichts so sehr am Herzen, als daß sie den deutlichen Wink oder vielmehr Befehl der Kaiserin zur Ausführung bringe.

Bereits seit längerer Zeit hatten zwei junge Hofkavaliere sich an die Großfürstin herangedrängt, offenbar von oben begünstigt oder beschützt. Sonst hätten sie wohl kaum gewagt, ein so gefährliches Spiel mit ihr zu treiben, als insonderheit Sergei Saltikoff sich vermaß. Zwischen beiden Männern ließ ihr die Gräfin die Wahl. Katharina hatte bereits gewählt; erschien ihr doch längst Saltikoff „schön wie der Tag" und wenn schon voll von Ränken, doch höchst unterhaltend und graziös. Das Verhältnis des liebenden Paares zieht sich durch ein Drittel der Schrift, bald halb versteckt und wie insgeheim, bald scharf und klar hervortretend, bis es urplötzlich die Niederkunft der Großfürstin im Herbst 1754 auf immer zerreißt. Saltikoff ward als Überbringer der Botschaft, daß ein Thronfolger geboren sei, nach Schweden geschickt, dann als Gesandter nach Hamburg und später nach Paris.

Ein Dichter möchte kaum feiner und zarter jenes Verhältnis darstellen, als Katharinens Schilderung es ihrem Sohn gegenüber tat. Sie warf dem Ganzen den leichten Schleier um, der einen Reiz mehr verleiht, ohne daß er dem Sohne versteckte, was dieser wissen sollte. Paul erfuhr mehr, als er wünschen mochte; und blieb ihm noch ein Zweifel, so mußte ihm eine unvorsichtige Äußerung, zu der sich der Großfürst Peter hinreißen ließ, denselben vollends benehmen. Als nämlich im Herbst 1758 die Großfürstin wieder schwanger ging, rief er einst im Kreise seiner Genossen ärgerlich aus: „Weiß Gott, woher meine Frau zu ihren Schwangerschaften kommt!"

Digitized by Google

Katharina stopfte sogleich dem geschwätzigen Herrn Gemahl auf ihre schlagende Weise den Mund; aber der Ausruf fiel ihr schwer aufs Herz. Ihr Scharfblick erkannte die furchtbare Gefahr, in der sie schwebte. „Es galt," schreibt sie, „mit ihm oder durch ihn zugrunde zu gehen, oder aber mich selbst, meine Kinder, vielleicht auch den Staat vor dem Schiffbruch zu retten, den die geistigen und körperlichen Eigenschaften des Großfürsten in Aussicht stellten. Dieser letzte Entschluß schien mir der sicherste." Ihm gemäß betrat sie kühn den Weg, der allein zum Ziele führen konnte.

Ist nun obiges, wie wir auseinandersetzten, der Kern von Katharinens Denkwürdigkeiten, so begreifen wir, weshalb sie aller Wahrscheinlichkeit nach dieselben gerade niederschrieb, als ihr während der Reise im Auslande Sohn und Schwiegertochter so vielfachen Verdruß bereiteten. Die junge, schöne Großfürstin war, wie es damals der ganzen vornehmen Welt erging, von Frankreich, dessen Moden und Manieren bezaubert; sie hatte einen ununterbrochenen Briefwechsel mit Mlle. Berton und anderen Modehändlern verabredet, sogar 200 Kisten mit ausgesuchten Modewaren vorausgeschickt, auch neue Kammerdiener mitgenommen und den kühnen Plan gefaßt, eine Umwälzung im Kopfputz herbeizuführen. Aber die Schwiegermutter kam ihr zuvor. Sie erließ einen Ukas gegen die Moden, der besonders schwer den Inhalt jener 200 Kisten traf. „Ich bin gewiß," sagte der große britische Diplomat, dem wir jene Nachricht verdanken, „daß wenn die Großfürstin in Riga das Verbot erfährt, sie darüber sich mehr ärgert, als wäre irgendein Unglück dem Ruhme oder dem Wohlsein des Reiches begegnet."

Fünf Wochen später — den 17. Dezember 1782 — schreibt derselbe Sir James Harris: „Das Benehmen des Großfürsten und der Großfürstin war seit ihrer Rückkehr vernünftiger, als man's erwarten konnte. Sie leben beinahe ganz vereinsamt, sie haben von ihrer Gesellschaft ihre früheren Günstlinge ausgeschlossen, und man sollte meinen, sie wünschten hinfort nichts weiter, als sich nur nach der Kaiserin Willen zu verhalten. Es ist schwer zu sagen, welchem Grund man diesen Wechsel des Benehmens zuschreiben müsse." Sir James zerbricht sich den Kopf, Gründe dafür zu finden. Denken wir uns aber, Katharina hätte dem störrischen Sohn jene Denkwürdigkeiten mitgeteilt, so wäre das ein Grund, schlagender als alles, was der kluge Diplomat ersinnen mochte. Ihre Klugheit würde, wie sich von selber versteht, dafür gesorgt haben, daß Paul allein die Schrift läse und keine Abschrift nähme. Eine solche Mitteilung möchte ihm aber so schwer in die Glieder gefahren sein, daß er sich hinfort gern ruhig verhielt.

Digitized by Google

Wetterkunde und Wirtschaft

Von

Prof. Dr. A. Schmauß

Gleichzeitig mit der Aufforderung der Schriftleitung, mich über die praktische Verwendung der Physik der Atmosphäre zu äußern, erhielt ich einen Vortrag des Mitgliedes der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, Geheimrats Haber, über Wissenschaft und Wirtschaft.[1]) Er kommt darin zum Ergebnis, daß auch heute oder gerade heute, da die wirtschaftlichen Sorgen die vordringlichsten zu sein scheinen, die zunächst um ihrer selbst willen arbeitende Wissenschaft gepflegt werden müsse, da es kaum eine Disziplin ohne praktische Auswirkung gebe.

Wir wollen im nachfolgenden die Bedeutung der Wetterkunde daraufhin untersuchen. Sie befaßt sich mit dem Studium der vergangenen Witterung, mit der möglichst genauen Erfassung der augenblicklichen atmosphärischen Zustände und zuletzt mit der Vorherbestimmung kommender Witterungsvorgänge.

Wenn von geistreichelnden Kritikern den Meteorologen vorgehalten wird, sie wüßten wohl morgen, wie heute das Wetter war, so liegt darin immerhin schon eine, wenn auch ungewollte Anerkennung ihrer Tätigkeit. Nicht jeder Mensch weiß nämlich, wie in der Vergangenheit das Wetter war. Wie kurz unser Gedächtnis in dieser Hinsicht ist, können wir bei einer etwas anomalen Witterung feststellen. Da glaubt jeder zu wissen, „so kalt war es seit Menschengedenken nie" u. dgl., während die nüchterne Aufzeichnung uns eines anderen belehrt.

Die Auskünfte über das abgelaufene Wetter nehmen einen großen Raum in dem Aufgabenbereich eines meteorologischen Institutes ein. Zumeist handelt es sich um wichtige wirtschaftliche Fragen, wie z. B. Ersatzpflicht bei Wetterschäden. Ein Beispiel für viele: Die Gemeinde A bezieht von der Firma B eine Kartoffelsendung, welche zum größten Teil erfroren ankommt. Die Firma schützt höhere Gewalt vor, da nach dem Abgange des Transportes unvorhergesehen Frost eingetreten sei. Das meteorologische Institut stellt demgegenüber fest, daß schon beim Abgang der Sendung Frost geherrscht habe, dessen Verstärkung außerdem in der Wettervoraussage angesagt wurde.

Derartige Beispiele sind in Menge zusammengetragen in dem instruktiven Buche von C. Kaßner: Gerichtliche und Verwaltungsmeteorologie,[2]) das in Wirtschaftskreisen eine möglichste Verbreitung finden sollte. Selbst der Fach-

---

[1]) Festschrift der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften, S. 96, 1921.

[2]) Berlin und Leipzig 1921, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger.

Digitized by Google

mann wird über dieses Porträt der praktischen Verwendung meteorologischer Aufzeichnungen erstaunt sein, da man unter dem Drucke der Forderungen des Tages so selten Zeit zu retrospektiver Tätigkeit findet.

Wir begreifen daher ohne weiteres, daß der Aufgabe der Wetterkunde, das augenblickliche Wetter an möglichst vielen Punkten feststellen zu lassen, eine große Bedeutung zukommt. Gerade weil man zur Zeit der Anstellung der meteorologischen Beobachtungen nicht weiß, welche praktische Bedeutung sie später neben der wissenschaftlichen Ausbeute erlangen werden, kommt ihnen besonderer Wert zu. Es ist eine objektive Feststellung, welche bei späteren Gutachten von keiner der Parteien angefochten werden kann.

Es gibt übrigens viele Berufe, denen schon mit der Angabe der augenblicklichen Witterung viel gedient ist. Nehmen wir z. B. den Flieger. Wenn ihm von einer Wetterdienststelle die Richtung und Stärke des Windes in allen für ihn in Betracht kommenden Höhenlagen mitgeteilt wurde, dann kann er sich die für seine Aufgabe günstigste Höhenlage heraussuchen. Gegenüber einem darüber nicht unterrichteten Flieger kann er Zeit und Benzin sparen, womit der wirtschaftliche Wert der Wetterauskunft dargelegt ist.

Ganz besonders wertvoll und dem Publikum mehr bekannt ist die Feststellung des mittleren Wetters einer Gegend, die Beschreibung ihres Klimas. Sie bildet den Übergang zur prognostischen Tätigkeit des Meteorologen, indem man annimmt, daß die mittleren meteorologischen Verhältnisse einer abgelaufenen Periode und die mittleren Zustände einer bevorstehenden die gleichen sein werden. Der Schluß ist berechtigt, da feststeht, daß sich innerhalb vieler Menschenalter das Klima nicht geändert hat. Damit ist aber dann die Grundlage gefunden für eine Fülle praktischer Aufgaben. Zum Beispiel läßt sich einem Grundbesitzer sagen, ob sich der Anbau einer bestimmten ausländischen Frucht lohnen wird. Wenn die Wetterfaktoren des bisherigen Standortes derselben und des neuen übereinstimmen, darf das angenommen werden. Sehr wichtig sind derartige Überlegungen auch für das oberste Glied der organischen Schöpfung, den Menschen selbst. Leider wird dieser Gesichtspunkt von unseren Auswanderern oft nur nebensächlich behandelt, da man hofft, sich akklimatisieren zu können.

Statt das Augenmerk auf den ganzen Komplex von Witterungsfaktoren zu richten, den wir Klima nennen, kann man auch einzelne Elemente herausgreifen, welche praktische Bedeutung haben. Ob sich z. B. die Aufstellung von Windmotoren lohnt, wird in erster Linie der Meteorologe beurteilen können; welcher Querschnitt einem Hochwasserprofil zu geben ist, kann nur die exakte Niederschlagsmessung angeben; ob in einer Gegend Lufttrocknung neben der teueren künstlichen Trocknung angewandt werden kann, lehren ebenfalls die meteorologischen Aufzeichnungen.

An praktischer Bedeutung obenan steht die dritte der herausgeschälten Aufgaben: die Wettervorhersage. Leider ist sie aber nicht mit der gleichen Exaktheit zu lösen wie die beiden ersten Aufgaben. Die Wettervorhersage will

Digitized by Google

im allgemeinen nicht die mittleren Zustände der Zukunft wissen, sondern soll etwas über den Einzelzustand aussagen. Die Methodik, zu ihm zu gelangen, ist eine streng wissenschaftliche, aber der Erfolg ist nicht auf dem Wege einer Berechnung zu erlangen, sondern basiert auf der Anstellung mehr oder weniger begründeter Überlegungen. Das kommende Wetter entwickelt sich aus dem jetzigen gesetzmäßig, wir überblicken aber nicht alle kleinen und kleinsten Ursachen, so daß wir im Effekt die Gesetze des Zufalls bei der Witterungsgestaltung anerkennen müssen.

An einem Beispiele sei klargemacht, was ich meine. Es hat wohl jeder einmal dem Abwurf von Flugzetteln durch einen Flieger zugesehen. Das ganze Bündel wird gleichzeitig abgeworfen, jeder Zettel durchfällt die gleichen — wenigstens makroskopisch gleichen — Atmosphärenschichten, das Gewicht der einzelnen Zettel darf als gleich angenommen werden — trotzdem entfernen sich einzelne auf ihrem Fluge immer weiter vom gemeinsamen Schwerpunkte.

Wollten wir eine Vorhersage stellen, wo die Flugblätter landen werden, dann könnten wir für die große Masse den Landungsort berechnen, wenn uns die Höhe des Abwurfes usw. bekannt ist. Die Prognose für das Kollektiv wird sich als richtig erweisen, aber einzelne werden eine kürzere oder längere Luftreise machen. Für sie ist der berechnete Landungsort eine Fehlprognose. Der Grund liegt darin, daß eben doch nicht alle mikroskopischen Bedingungen die gleichen waren, wovon wir keine Kenntnis haben konnten.

Übertragen wir das auf die Wetterkunde. Wir wissen, daß die Witterung in einem innigen Zusammenhang mit der Luftdruckverteilung steht. Die Wanderung von Hoch- und Tiefdruckgebieten bedeutet entsprechende Witterungsänderungen. Wir haben ihr Verhalten studiert und wenden bei jeder neuen Wetterlage den Satz an: auf gleiche Witterungsfaktoren folgt gleiches Wetter. Die von uns übersehbaren Witterungsfaktoren sind aber nur makroskopisch ganz gleich, ihre Mikrostrukturen sind, wenn auch nur wenig, verschieden. Diese minimalen Unterschiede weisen aber doch gelegentlich einer Depression oder einem Hochdruckgebiet eine etwas abweichende Bahn, ganz wie im Bilde der Flugblätter: die Fehlprognose ist fertig; wir müssen sagen, auf von uns für gleich angesehene Witterungsfaktoren folgt zwar meistens, aber nicht immer das gleiche Wetter. Mit anderen Worten, für die Aufstellung einer Wettervorhersage stehen uns Regeln zur Verfügung, keine Gesetze, welche keine Ausnahme zulassen.

Man sieht, eine Fehlprognose ist gewissermaßen naturnotwendig und nicht ein simpler Rechenfehler, wie man dem Spotte entnehmen müßte, mit dem besonders einsichtige Leute dieselbe quittieren.

Trotzdem es nicht möglich ist, das Wetter der kommenden Tage mit völliger Sicherheit anzugeben, besitzt die Wettervorhersage eine große wirtschaftliche Bedeutung, wenn sie richtig angewandt wird. Unsere ganze Lebensführung ist auf Wahrscheinlichkeiten, nicht auf Sicherheiten gestellt. Wir hören doch auch sonst auf den Rat einsichtiger und eingeweihter Menschen,

Digitized by Google

um mit einem Maximum von Lustgefühl, einem Minimum von Verlusten u. dgl. durchs Leben zu kommen.

In diesem Sinne soll auch die Wettervorhersage verwertet werden, nicht als eine Angabe, wie es werden muß, sondern wie es mit großer Wahrscheinlichkeit werden wird. Hierfür zwei Beispiele aus unserer Erfahrung.

Die Eisgewinnung im Winter kostet pro Quadratmeter der abzuerntenden Fläche die gleiche Arbeit, ob das Eis 15 oder 20 Zentimeter stark ist. Der Ertrag ist aber im letzteren Falle entsprechend größer. Der Eisbesitzer fragt am Samstag an, ob er es riskieren darf, mit den Arbeiten erst Montag zu beginnen, um dabei neben einem Zuwachsgewinn auch noch die Ausgabe der Sonntagslöhne zu vermeiden. Auf Grund der Wetteraussichten raten wir ihm, sofort mit der Ernte zu beginnen. Wenn sie auch nicht voll befriedigt, ist sie doch besser als kein Ertrag, der mit großer Wahrscheinlichkeit wegen eines bevorstehenden Tauwetters am Montag zu befürchten wäre.

Die Verteuerung der Heizmaterialien nötigt manche Industrien, wieder zur Lufttrocknung zurückzukehren (Ziegeleien, Pappfabriken). Sie fragen am Morgen an, ob untertags Regen in Aussicht steht. Ist die Wahrscheinlichkeit gering, dann riskieren sie die Lufttrocknung, ist sie groß, dann ziehen sie die künstliche Trocknung vor. Es kann sehr wohl sein, daß sich die Überlegung im Einzelfalle als falsch erweist, im Mittel fährt der Fabrikant aber sicher gut, unserem Rat zu folgen.

Richtig angewandt, leistet die Wettervorhersage Gutes, ihre wirtschaftliche Bedeutung steht außer Zweifel. Der Interessentenkreis ist ein sehr großer und nicht nur, wie oft geglaubt wird, in der Landwirtschaft zu suchen, welche äußerlich am meisten vom Wetter abzuhängen scheint. Leider haben selbst gebildete Kreise noch nicht das richtige Verhältnis zur Wettervorhersage gewonnen, was in erster Linie darauf zurückzuführen ist, daß die Schulen noch keinen systematischen Unterricht in der Wetterkunde erteilen. Solange das Publikum glaubt, Meteorologie und Astronomie wären dasselbe, solange es nicht Gemeingut geworden ist, daß sich eine Sonnenfinsternis berechnen läßt, weil hierbei nur ganz einfache Gesetze anzuwenden sind, denen gegenüber die Struktur der Atmosphäre, in welcher sich das Wetter abspielt, überaus kompliziert erscheint, kann man nicht hoffen, daß die Wettervorhersage, die sich an alle wendet, auch von allen richtig verstanden und verwendet wird.

Es ist darum gleich wichtig, die Meteorologie wissenschaftlich zu fördern, als dafür zu sorgen, daß die heranwachsende Generation in Wetterkunde unterrichtet wird. Erst das Verständnis des Publikums gibt der Wettervorhersage ihren vollen praktischen Wert.

Digitized by Google

Aus dem Lager der Besiegten

Briefe Franz v. Roggenbachs aus den Herbsttagen der ersten deutschen Einheitsbewegung

Von

Paul Wentzcke

(Schluß)

Liebster Freund! (Berlin 31. Juli 1849)

Trotzdem, daß ich allen Grund habe, zu vermuthen, daß Sie die allerwichtigsten Geschäfte haben, weil Sie mir gar nicht schreiben, so will ich, wie immer, Böses mit gutem vergelten und Ihnen wenigstens einen Pfad zeigen, worauf der reuige Sünder zurückkehren kann. Durch einen verdienstlichen Zufall habe ich nämlich erfahren, daß Sie von Frankfurt abgereist sind, wohin weiß ich nicht. — Ich schicke somit getrost den Brief zu den väterlichen Penaten, denn dorthin werden Sie wohl zurückkehren, nachdem das politische Treiben in Deutschland einem alle Lust und Liebe an der Beschäftigung mit staatlichen Dingen verderben kann. Nur wen die dura necessitas mit eisernen Armen ergriff und festhält inmitten des Strudel, der kennt nicht mehr die ruhigen Freuden des heimischen Heerdes — Er müht sich ab, — ohne Hoffnung, ohne Freude. — Wahrlich ohne Hoffnung! — denn nie und nimmer wird hier etwas aus den vielparagraphigten Projecten. Daß nämlich die kleinen Staaten kommen würden, das wußte ein jeder, daß der 3 Königsvorschlag populär werden würde, ebenso . — Allein damit ist eben nichts gethan, weil die preußische Politik, welche einen so schönen Anlauf für Festsetzung ihres Einflusses in Süddeutschland genommen hat, in kürzester Frist umschlagen wird. — Das Hauptargument Radowitzens, welches den König zum Beitritt bestimmte, war immer, daß nur so eine größere Umwälzung verhütet werden könne. — Das war damals wahr — heute aber ist es entschieden nicht mehr wahr, daß für den Augenblick eine Catastrophe zu verhüten ist. — Vielmehr wird binnen kurzem tiefer Frieden über Europa ausgebreitet sein — dann wird Sachsen und Hannover auf ihre Vorbehalte gestützt es gräßlich und undeutsch finden, Oestreich gegen Fug und Recht aus Deutschland auszustoßen — dann wird Oestreich an den König die ernste Mahnung richten, nicht allein an dem ehrwürdigen Bau des deutschen Bundes ferner zu rütteln, nicht allein an einem revolutionären Werke zu arbeiten, nachdem Recht und Gesetz überall gesiegt haben — und S. M. wird dies einsehen und thun, was sie ohne den Zwang, den das Ministerium ihr auferlegt, schon längst gethan hätte, das Haus Habsburg verehren und sich mit der 2ten Stelle in Deutschland begnügen. —

Etwas anders glaubt hier kein halbwegs politischer Kopf — Herr von Radowitz vollends gar nicht. —

Digitized by Google

Daß der König aber auf diesem Wege die Umkehr findet, dafür könnte ich mündliche Aeußerungen anführen — für heute z. B. ein dictum Rauch's: Wir wollen und werden der kleinen Staaten wegen nichts thun, gar nichts, denn diese verlassen uns doch wieder. — Lord Westmoreland aber redet dem König alles Ernstes zu, nicht zu rasch (Es besteht der Verwaltungsrath heute nach drei Monaten aus Preußen, Sachsen, Hannover und Baden) auf dem unheilvollen Wege vorzuschreiten und die gedrängte Stellung Oestreichs im Europäischen Interesse nicht noch mehr zu schwächen.

Bei diesem Stande der Sache ist die Hoffnung vieler allein noch auf die Zusammenbringung des Reichstags gerichtet. Sie scheinen die Meinung zu haben, es könne dann die revolutionäre Kraft in ihm neuen Boden fassen — aber auch hier bauen sie Schlösser in die Luft.

Ich versprach Ihnen von der Prinzessin von Preußen zu schreiben. — Es ist ein herrliches Weib — aber auch Weib durch und durch. — In der Politik wird sie nie etwas durchsetzen — Sie sieht viel richtiger die Dinge als alle ihre Umgebung, allein sie sieht sie immer anders, als sie sind. — Schwärmend für Gagern und Frankfurt hat sie nicht gelernt, daß der dort eingeschlagene Weg nicht der richtige war. — Von der großen Wahrheit in der Politik, daß man nur mit kleinen Schritten an das Ziel gelangt, scheint sie nichts zu wissen. — Auf den Prinzen, einen durchaus wackern Mann hat sie keinen Einfluß. —

Schleinitzens Ernennung[1]) kennen Sie. — Er weigerte sich lange anzunehmen, endlich acceptirte er auf Befehl. — Bülow[2]) war untröstlich über die dänische Geschichte. — Heute aber geht alles in Deutschland durch . . .[3])

Von Eichmann habe ich einmal einen Brief gehabt. — Ebenso von Helferich. Letzterer wünscht sehr von Baden wegzukommen. Ich kann es ihm nicht verdenken, die Zustände sind zu trostlos, nur leider anderwärts nicht viel besser. Ich glaube, daß das Ministerium Brandenburg-Manteuffel bald stürzen wird, da es nothwendig mit seiner entschiedenen deutschen Politik in Collision kommen muß mit dem König — zudem ist es auch nicht mehr nothwendig, seitdem die Wahlen so conservativ ausfielen. — Und vergangene Verdienste vergessen sich schnell. — Auch Radowitz wurde zum Generallieutnant befördert. Er werfe seinen Ring ins Meer, sonst fürchte ich sehr für seinen Einfluß — Timeo Danaos.

Adieu. — Schreiben Sie mir von ihren Augen und Ihrer Stimmung. Von Abeken hörte ich zu meiner großen Freude, daß Ihr Vater die Dinge gefaßt ansieht, so schlimm sie sind. —

Banks ist hier, um preußische Hülfe gegen die Hamburger Democratie zu beanspruchen. — Hamburg schließt sich vorerst nicht an. — Nun hat es

[1]) Zum preußischen Minister des Auswärtigen.

[2]) Unterstaatssekretär Graf Bülow.

[3]) Ausführliche Bitte, wie das seinerzeit nach Frankfurt gesandte Geld, das Bunsen bei dessen plötzlicher Abreise nicht erreichte, in die richtigen Hände kommen kann.

Digitized by Google

seinen Freihafen. Adieu — Grüßen Sie mir Sieveking und empfehlen Sie mich den Ihrigen. Schreiben Sie mir doch wie es Ihrem Bruder in Felde erging. — Ewig Ihr treuer

Franz Roggenbach.

Berlin 31. Juli Meinhardt Hotel 35.

Der Prinz v. Preußen bleibt noch längere Zeit in Baden. —

Im Hochsommer 1850 bricht die fortlaufende Reihe der neu erschlossenen Briefe Roggenbachs plötzlich ab. Schmerzlich vermissen wir Augenblicksbilder vom Erfurter Parlament, dessen Verhandlungen er als Legationssekretär an der Seite Meysenbugs beiwohnte, bis der Zusammenbruch der letzten Unionspläne auch diesen treuen Verteidiger Preußens bitter enttäuschte.

Auf längerem Urlaub, dem der völlige Rücktritt aus dem badischen Staatsdienst folgte, suchte Roggenbach zunächst Erholung im heimischen Wiesental, um dann im Mittelpunkt des politischen Lebens Europas, in Paris, die Wirrgänge der diplomatischen Lage von Grund aus zu studieren. Beim Freund Georg v. Bunsen und bei dessen Vater, dem von ihm hochverehrten preußischen Gesandten in London, erbat er Rat und Hilfe bei der Wahl eines neuen Lebenswegs, für den der Eintritt in den diplomatischen Dienst auf alle Fälle bestimmend sein soll.

*

Paris, Place de la Madeleine, Nr. 21. — 1. Nov. 50.

Liebster Freund!

Ich antworte erst auf Ihre Briefe vom 24ten u. 26ten v. M. welcher letztere mir erst heute den ersten November grade in dem Augenblick zukommt, als ich den anliegenden Brief an Ihren H. Vater beendigt hatte. Die Verspätung war theils eine unfreiwillige, als ich nicht zu einem Entschlusse kommen konnte, theils eine freiwillige, weil ich warten wollte, bis die Ereignisse, die in Baden drohten, wirklich eingetreten wären, da dieselben auf meine Handlungsweise nothwendig von Einfluß sein mußten. Ich bitte Sie den eingeschlossenen Brief Ihrem Vater zu geben und, was ich vielleicht bei der kurzen Fassung desselben nicht klar genug ausgedrückt hatte, aus dem, was ich Ihnen erläuternd hinzufügen werde, und aus Ihrer Freundschaft für mich zu ergänzen. — Sie werden denselben ja zu lesen bekommen, und ich brauche nur die Richtung desselben schon jetzt anzugeben. — Ich glaube nicht, daß ich als Badenser jetzt in Berlin etwas verlangen darf und zwar in doppelter Hinsicht nicht, einmal, weil ich selbst nicht im schlimmsten Falle bei den veränderten Verhältnissen das odium repudii erleben möchte, aber auch nicht will, daß man in Berlin in die Verlegenheit komme, einem Badenser den Eintritt in den diplomatischen Dienst nicht wohl verweigern zu können, nachdem man einen solchen nur sehr ungern aufnehmen kann. — Die 2te Rücksicht ist auf meine Vergangenheit, Stellung in Baden, auf die Integrität des politischen Charak-

Digitized by Google

ters, eine Rücksicht, die mir immer im Wege zu stehen schien, so oft ich an einen Eintritt in Preußen dachte. — Man hat uns seit Monaten immer dafür verschrien, an Preußen verkauft zu sein, d. h. Herrn von Meysenbug und mich — An dem Zetergeschrei liegt gar nichts, so lange man auch keine Spur von wirklichem oder scheinbaren Nutzen von der Sache hatte, wohl eher das grade Gegentheil. — Nennen Sie das nun thöricht, kleinlich, unpolitisch, feige, nennen Sie es meinetwegen alles das zusammen — ich kann mich gegen das Gefühl nicht erwehren, daß ich gegen den Takt handeln würde, wollte ich nun alsbald, ohne Zwischenperiode, ohne daß die Kette gerissen ist, von der Fürsprache für das eine zum Genusse der Vortheile, die es bieten kann, übergehen. — Ich kann in solchen Augenblicken des Conflictes, wo es gilt einen entscheidenden Entschluß zu fassen, nur nach dem Takt handeln, habe immer darnach gehandelt und thue es auch heute. Ich habe mich immer gut dabei befunden, und was die Zukunft betrifft, so tröste ich mich mit allen denen, die ihre Pflicht zu thun glaubten und darüber zu Schaden kamen. — Wiederholen Sie Ihrem Vater, wie schmerzlich mir diese Entsagung auch dann bleibt, wenn sie entschlossen gefaßt ist, und bitten Sie ihn, es nicht zu verdenken, wenn ich seine vielfachen Bemühungen auf diese Art lohne. —

Was Ihre Frage über den Wechsel des Bad. Ministeriums angeht, so scheint mir darüber gar kein Zweifel obwalten zu können, daß seine Bedeutung eine Vertauschung des preußischen Systems mit dem Oestreichischen ist und, was mir für das arme Land Leid thut, eine mit prinzipiellem Fanatismus unternommene — denn das Interesse Badens hätte höchstens eine größere Energie gegen die Gemeinheiten der preußischen Plusmacher und gegen die Anmaßungen des souveränen Lieutnants verlangt. — Bei einer ernstern Verwicklung zwischen den deutschen Großmächten hätte wahrscheinlich bei dem Vorherrschen des dynastischen Elementes in den heutigen Entschließungen über den Gang der Politik eines deutschen Landes ein Rücktritt von der staatsrechtlichen Verbindung mit Preußen nicht verhindert werden können — Rüdt ist aber vollkommen Partheimann — sein Eintritt ist: man mag von persönlichen Händeln des Vorgängers mit dem Großherzog erzählen, was man will, ganz allein durch die Furcht vor Oestreich bewirkt. Letzte verspürte man insbesondere seit Pz. Friedrich in Bregenz, wie die Leute sagen, schlecht empfangen worden ist. — Bekanntlich wedelt aber der Hund nie mehr, als wenn er Prügel bekam. — Ich erfahre all das hier nur indirekt, oft nur aus der Betrachtung der Freude auf gewissen Gesichtern und der Kenntniß der Personen, denen sie gehören. — Was Ihre 2te Frage wegen der Constitution angeht, so denkt man daran wahrscheinlich aus Gedankenlosigkeit und Unkenntniß der Tragweite eigner Schritte noch nicht. — Dann macht man sich vielleicht Illusionen; ist doch die Hauptursache der Verkehr(t)heit dieser Leute oft die, daß sie ihr Terrain, ihre Zeit, und das, was im Volk vorgeht, nicht kennen.

Wer aber zweifeln wollte, daß für das neue System nöthigenfalls alles geopfert wird, der muß die Sinnesart dieser Schwärmer für Habsburg u.

Digitized by Google

Papstthum, diese Todfeinde alles preußischen, neuen, ihnen heterogenen nicht kennen. — Endlich hat aber der, welcher den letzten Trumpf ausspielt und die andere Brücke so total abwirft, wie Baden, wenn es von Preußen abfällt, um an Oestreich sich anzuschließen, überhaupt keine Wahl. —

Was die hiesigen politischen Zustände angeht, so war in den letzten Tagen alles wegen des offen erklärten Krieges zwischen dem Praesidenten und Changarnier in Allarm — Alle Intriguanten, die unter dem Scheine des Kampfes für die Ordnung nur ihr eignes Spiel spielen, oder ihrer Eitelkeit dienen, von Mole u Thiers bis zu Changarnier prophezeiten den Untergang der Welt durch das Kopfschütteln des letztern, wenn der Praesident seinen Coup ausführen würde. — Man ist im Elysee fest entschlossen, den Vezier zu stürzen und wird es thun. — Die Armee aber wird der legitimen Gewalt, nicht dem übermüthigen General gehorchen. — Die Stellung d. Nap. scheint mir bis zu dem Punkt von Festigung gekommen zu sein, wo auch eine scheinbare Niederlage zum Siege ausschlägt. — Dagegen dient jede Handlung seiner Gegner nur (da)zu, seine Lage zu verbessern. —

Um noch einmal auf meine Angelegenheit zurückzukommen, so schreiben Sie mir, ob es Ihr Vater vielleicht für angemessen hält, daß ich selbst an Rad(owitz) schreibe. Ich hatte offengesagt den Brief schon angefangen, als mich der Gedanke dieser Anfrage denselben wieder zurücklegen ließ. —

Auf die Bekanntschaft mit Uniton freue ich mich; ich fand bisher wenig Franzosen, an denen ich Geschmack hätte. —

Nach dem Empfang Ihrer Antwort auf diesen Brief und Ihres Urtheils über den Inhalt des anliegenden schreibe ich Ihnen weiteres. — Vorerst leben Sie herzlich wohl. —

Vertrauter persönlicher Verkehr mit den alten und jungen Verteidigern des preußischen Erbkaisertums führte den badischen Edelmann dann in den folgenden Jahren zum Rhein, insbesondere nach Neuwied, zurück und weiter nach London, bis ihm endlich die Regentschaft des künftigen Großherzogs Friedrich eine neue verantwortliche Stellung bot. Die badische Politik, zu deren Leitung er selbst bald in entscheidender Stunde berufen ward, hielt ihn in der Heimat fest, der er die Wege zum neuen kleindeutschen Bundesstaat ebnete. In bescheidenerem Maße, als es die Genossen der frohen Frankfurter Tafelrunde wohl gehofft hatten, erfüllten sich die Pläne der Erbkaiserlichen von 1848; der Mann aber, der in überragender Staatskunst dies Große durchsetzte, stand einsam über den Parteien, die einst die Reichsverfassung von 1849 zu ihrem Palladium erhoben. Kühler und kühler wurde die Begeisterung, mit der anfangs die Bunsen und Roggenbach die Reichsgründung von 1871 begrüßten. Wie 1849, so sahen sie sich auch jetzt wieder ins Lager der Besiegten zurückgedrängt. Während Georg v. Bunsen in diesen Jahren aber den Kampf im Parlament zuerst auf der Seite der Nationalliberalen, dann in der Liberalen Vereinigung und endlich in der Freisinnigen Vereinigung aufnahm,

Digitized by Google

konnte sich Roggenbach nur für kurze Zeit zum Eintritt in diesen unerfreulichen Streit entschließen. In engster Verbindung mit den alten Freunden setzte er all seine Hoffnungen nunmehr auf die Regierung des preußischen Kronprinzen, den er 1849 in Berlin zuerst kennen und schätzen gelernt hatte. Und tiefster Schmerz durchströmt die Briefe, als auch diese Aussicht schwand, als schwere Krankheit den geliebten Kaiser 1888 zur Zurückhaltung verdammte.[1])

Zwei Briefe nur, eine Anregung Georgs v. Bunsen, der die übliche Amnestie beim Regierungsantritt auch auf die verurteilten Sozialdemokraten ausgedehnt wissen wollte, und die Antwort Roggenbachs zeigen, mit welcher Teilnahme dieser unitarische Kreis jeden Schritt der neuen Politik begleitete. Ungern nur wagte sich insbesondere Roggenbach jetzt auf „das Berliner Terrain", das er seit vierzig Jahren genugsam zu kennen meinte. „Bösartiger Klatsch," schrieb er an Bunsen, „bildet den Grundstoff der Mischung, die man öffentliche Meinung nennt." Voll Bitterkeit sah er voraus, daß die Battenberger Frage, die auch ihn in ihren Strudel zog, sein Verhältnis zu Bismarck dauernd unhaltbar machen werde.

Georg v. Bunsen an Franz v. Roggenbach (Entwurf).

Berlin 21. März 1888.

Lieber Roggenbach!

Dank für Gruß aus Karlsruhe.

Ich mische mich nicht in innere Politik. Wohl aber verlangt mich, daß des geliebten Kaisers großer Amnestie-Erlaß Seiner Regierung ein für allemal den Stempel aufdrücke. Auf Gesetze kommt es ja minder an als auf Maßregeln, und deren wichtigste mag wohl im Augenblick die Ausübung des Königlichen Begnadigungs-Rechtes sein.

Es steht zu fürchten, daß Herr Friedberg bei Ausarbeitung des Erlasses die Zahl der begnadigten Categorien aus Rücksicht auf Hn. v Puttkamer und Fürst Bism(ar)ck sehr einschränke und die Tausende politisch Verurtheilter in einen Schluß-Artikel stecke, worin dem Minister Allerhöchst aufgetragen wird, „Anträge zu stellen". Um des Kaisers willen ist das Entgegengesetzte zu wünschen.

Die Sozialisten verabscheue ich weit intensiver als Manche, die sie benutzt haben und ihren Lehrmeinungen gefährlich nahe stehen. Aber zweierlei darf doch behauptet werden. Die Führer sind mürbe; sie glauben, ihre Zeit habe unter Kaiser Friedrich ausgespielt; sie sehnen sich aus den Kerkermauern heraus. Unter den Arbeitermassen aber — die ihnen in ächtdeutschem Standes u „Fähnlein"-gefühl als den einzigen Standesvertretern nachlaufen, — wäre die Begeisterung für die Person des Kaisers von geradezu unberechenbaren praktischen Folgen. Nur ungern denke ich dabei an den Kriegsfall. Auf einen

[1]) Über Roggenbachs Verhältnis zu Kaiser Friedrich siehe besonders Poschingers oben erwähnte Veröffentlichung.

Digitized by Google

andern, nicht sowohl politischen als sozialen Gesichtspunkt will ich aber mit größerer Zuversicht aufmerksam machen: — besagte Arbeiter kamen durch das ekle Gift Bebel'scher Bücher **noch** nicht um Anstand und Sitte, es sind gute Ehemänner, brave Familienväter, weniger dem Trunk ergeben als die honnêtes gens. Das könnte — nein, das wird — sich ändern, wenn sie in helle Wuth und Verzweiflung versetzt werden.

Wie urtheilen Sie. Können Sie etwas thun? Ich habe kein Recht, mich der Majestät zu nähern.

Franz v. Roggenbach an Georg v. Bunsen.

Köln, Hôtel du Nord 28. März 1888.

Lieber Freund!

Ich habe Ihren trefflichen Brief erhalten und glaube nicht, erst nöthig zu haben, zu versichern, daß ich vollständig Ihre Ansicht theile, daß ein Fürst, der unter so außergewöhnlichen Umständen seine Regierung antritt, nichts besseres thun kann, als darauf zu sinnen mit großen Maßregeln seinen Namen in die unvergänglichen Tafeln der Geschichte einzuzeichnen. Leider muß ein Hohenzollern König nicht, wie seine Vorgänger mit red-tope u(nd) Mr. Dryasdust,[1]) d. h. dem Geheimrath allein, sondern was schlimmer ist, mit dem Bereiter rechnen, der ihn die hohe Schule innerer u(nd) äußerer Politik reiten läßt. — In diesem speciellen Fall complicirt sich die Sache dadurch, daß der Vater des Socialistengesetzes dessen schönste Blüthe, die administrativen Ausweisungen, nicht leicht den Anwandlungen monarchischer Gnadenvelleitäten preisgeben will, und Gnade und Amnestie nur auf gerichtliche Verurtheilungen anwendbar finden darf. — Wird das Verständnis wach sein, daß ein Kaiser auf dem Gange zur Gruft nicht Haare spalten darf, sondern markige Spuren festen Trittes hinterlassen muß? Ich bezweifle es fast, wo ich so viel Liebhabereien auf dem Gebiete des Decorativen und servilster Äußerlichkeiten befriedigt sehe, während die Stunden fliehen, welche nicht nur für diese, sondern auch für die **künftige** Regierungszeit bestimmend sein könnten. Denn das letztere ist fast so wichtig als die Sorge um die eigensten Schöpfungen!

Im Ganzen halte ich es für ein großes Glück, daß dem Kaiser Friedrich vergönnt war, überhaupt einen Start zu machen, und lege einigen Werth darauf, daß er das von seinen „Vorfahren überkommene Verfassungsrecht" mit einem eigensten festigenden Firniß versehen und so ziemlich für spätere Angriffe unzerstörbar gemacht hat. Was er weiteres folgen lassen darf, hängt von höherer Entscheidung über Sein u Nichtsein ab. —

Ich werde schwerlich sobald nach Berlin kommen, um Mythenbildung und Argwohn zu vermeiden.

---

[1]) red-tope, das rote Band zum Zusammenbinden von Aktenstücken, und Dryasdust, stehende Figur bei Walter Scott, sind die landläufigen Bezeichnungen trockener Amtsführung und Gelehrsamkeit.

Digitized by Google

Seitens Ihrer Schwestern hatte ich bei meiner Anwesenheit in Karlsruhe viel Freundlichkeit zu verdanken und freute mich dieselben in gutem Stande zu finden. Möge es so auch bei Ihnen u den Ihrigen sein, denen ich mich zu empfehlen bitte. Mir selbst aber bewahren Sie Ihre Freundschaft und grüßen Sie alle vielgeschmähten Freunde.

Die bösen Zwischenfälle, die unmittelbar nach dem Tode Kaiser Friedrichs sogar zu strafrechtlichem Vorgehen und zur Haussuchung im Familiensitz Roggenbachs führten, sollten diese Befürchtungen nur zu sehr bestätigen. Trotzdem verfolgte auch er weiterhin den innerpolitischen Kampf der Geister und Parteien, über den ihn Georg v. Bunsen laufend unterrichtete, mit unermüdlicher Teilnahme, wenn auch der politische Briefwechsel, der uns im Bunsen'schen Familienarchiv erhalten ist, schwächer und schwächer wird.

„Das parlamentarische Leben," so klagt Franz v. Roggenbach am 20. Juli 1893, „hat einen Stoß in Deutschland erlitten, von dem es sich nicht leicht erholen wird. Aber auch das deutsche Reich selbst. Ohne daß der Particularismus selbst gewachsen wäre für die Reichsidee, ist die Abneigung gegen die höchste Leitung und deren Allüren eine sehr folgenschwere geworden und kein Staatsanwalt kann mehr gegen die wenig respectvolle Art aufkommen, mit der darüber geurtheilt wird. Dabei ist nicht in Abrede zu stellen, daß das Urtheil des Auslandes über unsere Wehrhaftigkeit durch die Verhandlungen im Reichstag nicht eben gestärkt worden ist und daß daselbst nicht unbekannt ist, wie an der Stelle bewährter Erfahrung vielfach unreife Sicherheit eines sich überschätzenden Dünkels unsere Geschicke mitbestimmt. Wollen wir uns den wohlfeilen Trost gönnen, daß es in andern Ländern nicht eben besser bestellt ist, so mögen wir das thun. Besser freilich wäre es, wir könnten, wie vordem, im Gefühle eigener Tüchtigkeit und Kraft ruhen."

Die Entsagung, die uns aus solchen Sätzen entgegenschlägt, bildet auch den Grundton der beiden letzten Briefe, in denen der greise Staatsmann in ungeschwächter Kraft und Lebendigkeit dem Freunde alle die Bedenken noch einmal vorträgt, die der „neue Kurs" entfesselt hat.

Vor allem Urteile über Wesen und Charakter der badischen Minister, die Roggenbach damals fällte, sind aufs stärkste getrübt vom Gegensatz zur Bismarckschen Politik. Dem um die Heimat hoch verdienten Staatsminister Artur Brauer insbesondere konnte er es nie vergessen, daß dieser sich als Gesandter in Berlin wie später in Karlsruhe stets als getreuer Gefolgsmann und Schüler des gewaltigen preußischen Staatsmannes bekannte. Dem verbitterten Schloßherrn im Wiesental erschien er nur als „Scherge und Creatur" des Meisters, „als der blinde Vollstrecker seines Hasses". Es sei nicht anzunehmen, meint Roggenbach in einem dieser leidenschaftlichen Ergüsse, „daß die derzeitige badische Staatsleitung unter Brauers Inspiration moralischen Scrupeln Gewicht zugestehen würde, wenn unter der Flagge ‚Staatsinteresse'

Digitized by Google

irgendwelche Gewaltmaßregel zur Befriedigung von Rancüne und persönlicher Leidenschaft in Scene gesetzt werden will."

„Ich gehöre einer Generation an," so heißt es dann weiter im gleichen Briefe vom 11. Januar 1895, „welche der Ueberzeugung war, daß gute Institutionen nicht gleichgültig für die Völker sind, um einen geordneten Verlauf ihrer Geschicke gegen Thorheit u Irrthum, von Massen u(nd) Einzelnen sicher zu stellen. Nicht minder hielten wir dafür, daß das alte Kaiserreich deutscher Nation wesentlich daran zu Grunde ging, daß es den 3 Kaiserdynastien, der sächsischen, fränkischen u(nd) schwäbischen nicht gelungen war, sich in einem selbstbewußten nationalen House of Commons einen Rückhalt gegen den Particularismus der Territorialherrn zu schaffen. Heutzutage wird der Reichstag à la baisse gespielt. Zum Theil besorgte er das auch selbst durch die Subservienz der Kartellpartheien an alle exorbitanten Sprünge der Bism. Aera und an die wechselnden Impulse der kranken Nerven des vielfach gewaltigen u(nd) großangelegten Mannes. — Ob dahinter irgend ein Atom politischer weitsichtiger Weisheit steckt, kann bezweifelt werden.

Für den Standpunct eines persönlichen, nach Brandenburg'schem Modell zugeschnittenen Kaiserthum fehlt uns in Süddeutschland vielfach jedes Verständnis. Die Mehrzahl des politischen Publicum's zieht sich diesen Theorien, die vielfach an Jacob I. erinnern, auf den § der Reichsverfassung zurück, der da heißt: Den Vorsitz im Bundesrathe führt der König von Preußen und als solcher führt er den **Titel** Deutscher Kaiser. — Damit fällt alle Theorie über den Inhalt kaiserlicher Machtfülle über den Haufen. Das deutsche Reich wird jetzt, wie früher zu Bundestagszeiten, von dem Bundesrath regiert mit dem Unterschied, daß Preußen darin nach Oestreichs Ausscheiden eine größere Rolle spielt. — Das bleibt ein Gewinn. Er wird größer sein, wenn Preußen verständig und mit kühlem Kopfe und politischem Tacte regiert wird. Er ist geringer, wenn das Gegentheil der Fall ist. Dieser Tact sollte sich meines Erachtens aber vornehmlich darin bewähren, den Reichstag als Einheitsfactor zu erhalten. — Ohne einen geachteten Reichstag ist es mit dem Reiche nicht weither, mag Sybel noch so dicke Bücher über „Neubegründung des Reiches" schreiben, und jedes Dorf ein Denkmal für die „Neubegründer" aufweisen. Das einzige wirkliche Denkmal für dieselben wäre der „Reichstag" selbst, der allein auch ein Zeugniß gäbe, daß es überhaupt ein „Reich" giebt, das mehr ist, als Decoration und Großsprecherei, „wie wir es so herrlich weit gebracht haben".

Wie die Dinge stehen, haben wir doch alle Ursache bescheiden zu sein und sollten durch kaltblütige Männlichkeit in unsern Repraesentationskörpern beweisen, daß Auer mit seiner frechen Beschuldigung Unrecht hat, daß wir unter dem „Hasenpanier" marschiren." —

Mit Fug und Recht hat Georg v. Bunsen selbst wenige Wochen später einige Sätze gerade dieses Briefes zur Belebung warmer Gedenk- und Dankesworte verwertet, die er dem Freunde in Theodor Barths „Nation" zum siebzigsten Geburtstage widmete.

Digitized by Google

Die gleiche Meinung spinnt am 28. April 1895 ein letztes Schreiben Roggenbachs weiter:

„Eines bleibt schon jetzt gewiß; in die gegenwärtige Zeit paßt eine Generation, der Sie und ich angehören, nur unter der Voraussetzung ihrer Zurückhaltung und vielfachen Schweigens. — Möge alles gut und dem Vaterlande zu Nutz u(nd) Frommen enden, was mitunter rasch u(nd) in seinen Folgen wenig überlegt begonnen scheint. Der unstete Gang der Regierungsmaschine ist seit Hohenlohe's Eintritt wenig stetiger geworden, und zu manchem schütteln Manche den Kopf."

1896 starb der Empfänger dieser Briefe, der bis zuletzt mit offenen Augen und tätigem Geiste in einer Erneuerung des parlamentarischen Lebens in Deutschland die notwendige Ergänzung des starken Kaisertums sah, wie es sich langsam und stetig aus dem preußisch-deutschen Bundesstaat Bismarcks herausbildete. Am 24. Mai 1907 erst folgte ihm Franz v. Roggenbach nach, fast vergessen vom lauten Leben der deutschen Politik, das in den Jünglingen von 1848 nur die Besiegten, kaum noch Zeugen eines rein deutsch gerichteten Einheitsstrebens erblickte.

Von Stern zu Stern

Von

Dr. J. Palisa

Eine griechische Sage erzählt uns, daß Dädalus mit seinem Sohne Ikarus dem Machtbereiche des Königs Minos auf Kreta entfliehen wollte und keinen anderen Weg wußte als den durch die Lüfte. Dädalus verfertigte für sich und seinen Sohn Flügel, und so entflohen beide; Ikarus verunglückte während des Fluges über das Meer, doch Dädalus landete. Vielleicht hat diese Sage einen realen Hintergrund, jedenfalls aber kann angenommen werden, daß schon damals Menschen an die Möglichkeit dachten, sich wie ein Vogel in die Luft zu erheben und zu fliegen. Indes sind 4000 Jahre verflossen, bis dieser Traum der Menschheit in Erfüllung ging. Nicht plötzlich und unvermittelt geschah das anscheinend Unmögliche, sondern viele andere Erfindungen mußten vorangehen. Zuerst kam die des Luftballons zu Ende des 18. Jahrhunderts; durch sie wurde es möglich, sich in die Lüfte zu erheben. Dann wurde die Dampfmaschine erfunden, es kam die Schiffsschraube und endlich der Explosionsmotor, der bei kleinstem Eigengewicht Riesenkräfte entwickelt. Jetzt erst war das Feld für den dynamischen Flug vorbereitet; die Zeit war da und der Wurf gelang. Und siehe, in der kürzesten Zeit hatte die Kunst des Fliegens einen Grad der Vollkommenheit erreicht, wie ihn selbst die weitestsehenden Geister und die größten Optimisten niemals zu erhoffen wagten.

Digitized by Google

Noch tausendmal kühner als die Idee, sich wie ein Vogel in die Lüfte zu erheben, ist die Idee, sich mit den Bewohnern eines Gestirnes in Verbindung zu setzen. Ein solcher Gedanke konnte aber erst keimen, nachdem Kopernikus uns gelehrt hatte, daß nicht die Erde der Mittelpunkt sei, um den sich die Sonne und alle anderen Gestirne drehen, sondern daß die Erde und die damals bekannten Planeten, die alle weitaus kleiner als die Sonne sind, sich um die Sonne bewegen, daß weiter diese Planeten nicht selbst leuchten, sondern nur im zurückgeworfenen Sonnenlichte sichtbar werden. Erst jetzt konnte die Frage auftauchen, ob diese Planeten unserer Erde wohl ähnlich seien, ob auf ihnen die Bedingungen erfüllt sein mögen, daß Lebewesen bestehen können, und schließlich, ob mit Vernunft begabte Wesen diese Planeten bewohnen. Aber erst nachdem das Fernrohr erfunden und soweit vervollkommnet war, daß man die großen Vorgänge auf diesen Planeten verfolgen konnte, als die Astronomen erkannten, daß einige dieser Planeten sicher, andere wahrscheinlich von einer Atmosphäre umgeben sind, tauchte dieser Gedanke wirklich auf.

Da die Hauptschwierigkeit für die genaue Erforschung der Vorgänge auf der Oberfläche der Planeten von der großen Entfernung von der Erde herrührt, so war es natürlich, daß man sich zunächst jenen Gestirnen zuwendete, welche der Erde am nächsten kommen. Vom Monde wußte man bald, daß er weder Luft noch Wasser besitze, daher in dieser Hinsicht nicht in Betracht komme. Die nächsten Gestirne sind dann Venus und Mars. Venus ist von einer so dichten Atmosphäre eingehüllt, daß noch kaum jemals etwas von der festen Oberfläche gesehen worden ist; ja, wir wissen nicht einmal, ob sich Venus in etwa 24 Stunden um ihre Achse dreht oder ob sie der Sonne immer dieselbe Seite zuwendet, also in 225 Tagen eine Achsendrehung vollendet. Hingegen können wir auf Mars sehr viel beobachten. Aber trotz der zeitweiligen großen Nähe bleibt die Beobachtung der Oberfläche dieses Planeten äußerst schwierig; sie erfordert ein scharf sehendes Auge, um die feinsten Einzelheiten zu erkennen, und äußerst ruhige Luft. Ersteres ist nur wenigen Beobachtern gegeben, und ruhige Luft fehlt regelmäßig jenen Sternwarten, welche in Städten oder in der Nähe solcher errichtet worden sind. Die einzig günstige Zeit zur Beobachtung der Marsoberfläche ist die Zeit von drei Monaten vor bis drei Monate nach der Opposition. Da nun von einer Opposition zur nächsten 2 Jahre 49 Tage vergehen, so muß ein Marsbeobachter jedesmal 20 Monate pausieren. Das ist wohl mit eine Ursache, daß sich nur wenige mit der Beobachtung der Marsoberfläche befassen, denn die meisten Astronomen haben sich langjährige Beobachtungsprogramme zurechtgelegt, in denen sie keine größeren Lücken eintreten lassen wollen, was aber der Fall wäre, wenn sie von Zeit zu Zeit ihre ganze Kraft der Marsbeobachtung widmen sollten. Denn in solchen Zeiten muß der Marsbeobachter die ganze Nacht hindurch sein Augenmerk dem Mars zuwenden, weil dieser Planet sich gleichfalls in etwas über 24 Stunden um seine Achse dreht und daher im Laufe der Nacht immer andere Gegenden seiner Oberfläche zur

Digitized by Google

Beobachtung gelangen. Lange Zeit glaubte man, daß es auf Mars keine Wolken gäbe, denn die hauptsächlichsten dunklen Gebilde, die man als Wasserflächen oder Vegetationsgebiete ansprechen kann, zeigten immer dieselbe Form und Gestalt. Erst später fand man auch bei diesen Gebilden Änderungen. Zu den besten Beobachtern der letzten Zeit zählen der Amerikaner Lowell und der Däne Lau. Lau hat noch in der letzten Zeit seines Wirkens uns eine Zusammenstellung der Veränderungen im Aussehen der Marsoberfläche mit besonderer Rücksicht auf dessen Jahreszeiten gegeben, aus welcher hervorgeht, daß es dort viel mehr Bewölkung gibt, als man bisher vermutete. So verschwinden ausgedehnte dunkle Landschaften immer zu derselben Jahreszeit infolge des sich über sie lagernden Nebels. An den Polen lernte Lau sehr gut den blendend weißen Schnee von den gelblich weißen Nebeln unterscheiden. Vielfach wurde auch beobachtet, daß dunkle Stellen, welche man für Vegetationsgebiete halten konnte, sich im Herbste dieser Gegenden verfärben und einen braunen Ton erhalten. Mit einem Worte, Mars erscheint unserer Erde immer ähnlicher, je länger und genauer er beobachtet wird. Immer mehr gelangt man zur Überzeugung, daß auf ihm ähnliche Lebensbedingungen vorhanden sind wie bei uns, und daß er infolgedessen auch Lebewesen beherbergen könnte. Und nun stellt sich von selbst die Frage: Ist Mars auch von denkenden Wesen, von Wesen unserer Art bewohnt? Wir können vorläufig nur die Antwort geben: Es ist nicht unmöglich. Wenn solche aber auf Mars existieren, dann können wir mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen, daß ihre Kultur höher ist als unsere, daß ihnen unsere Errungenschaften und unsere Erfindungen, die ja auf denselben auch auf Mars geltenden Naturgesetzen aufgebaut sind, schon viel früher bekannt geworden sind, und daß sie vielleicht über Mittel verfügen, welche die Möglichkeit bieten, mit uns zu verkehren, die wir jedoch erst noch erfinden müssen, kurz, daß sie uns in dieser Richtung voraus sind. Wir können dies deshalb behaupten, weil uns die Astronomie mit fast völliger Gewißheit lehrt, daß Mars früher als unsere Erde entstanden, viel früher als diese erkaltet ist und daher früher als die Erde befähigt war, Lebewesen zu beherbergen, so daß die etwa dort lebenden denkenden Wesen weiter als wir in der Kultur vorgeschritten sein werden. Ist man aber einmal von der Möglichkeit überzeugt, so wird man auch nach Beweisen Ausschau halten. Solche Beweise könnten Beobachtungen über Vorgänge und Veränderungen an der Oberfläche von Mars bieten, welche den uns bekannten und frei waltenden Naturkräften widersprechen und nur durch das Eingreifen denkender Wesen erklärt werden können. Die Aussichten dafür sind aber sehr gering, denn derartige Veränderungen müßten von so gewaltiger Ausdehnung sein, daß wir solche kaum für möglich halten können. Hingegen dürfte man im Wege von Signalen früher zum Ziele kommen. Solche Signale könnten entweder Lichtsignale oder solche der drahtlosen Telegraphie sein, oder aber Signale mit Mitteln, die uns heute noch nicht bekannt sind.

Digitized by Google

Zur Zeit der Opposition sehen wir die ganze Marskugel von der Sonne beleuchtet. Je weiter der Planet von der Opposition absteht, desto mehr bekommen wir von seiner Nachtseite zu sehen; das Maximum ist erreicht, sobald der Winkel Sonne—Erde—Mars 90 Grad erreicht. Die Grenze zwischen der Tag- und Nachtseite nennt man den Terminator. Es wurden nun wiederholt auf der uns sichtbaren Nachtseite des Mars in der Nähe des Terminators leuchtende Punkte wahrgenommen, welche der Franzose Flammarion, dessen Spezialität von jeher die Verbreitung aufsehenerregender und nervenerschütternder Mitteilungen und Hypothesen war, sofort für Signale der Marsbewohner an uns erklärte. Es stellte sich aber sehr bald heraus, daß diese Lichtpunkte, die immer an derselben Stelle der Marsoberfläche auftraten, viel natürlicher durch das Vorhandensein hoher Berge, deren Spitzen noch von der auf- oder untergehenden Sonne beleuchtet werden, oder durch hochgelegene Wolken erklärt werden können. Lichtsignale müßten auch Unterbrechungen aufweisen, um als solche erkannt zu werden. Diese Erscheinung zeigt uns wohl, daß Lichtsignale nicht absolut unmöglich sind, aber bei näherer Betrachtung über die Durchführbarkeit kommen wir zu keinem ermunternden Ergebnis. Nehmen wir einmal an, daß eine Kreisfläche von nur 2 Kilometer Durchmesser, in welcher kräftige elektrische Scheinwerfer in Abständen von je 10 Meter Entfernung aufgestellt wären, genügen würde, um auf Mars erkennbare Signale zu liefern. Das würde über 30000 Scheinwerfer ausmachen. Ein jeder Scheinwerfer müßte mit einer sogenannten parallaktischen Aufstellung versehen sein, welche, von einem Uhrwerk bewegt, das Ganze dem am Himmel sich fortbewegenden Mars nachführt. Dazu kämen die Dynamomaschinen zur Erzeugung des elektrischen Stromes, ferner etwa 8000 Personen zur Wartung und Beaufsichtigung von je vier Scheinwerfern und zur Kontrolle der richtigen Führung der Apparate, und noch vieles andere. Daß die Kosten eines solchen Unternehmens Milliarden erreichen würden, dessen könnte man wohl sicher sein.

Viel günstiger steht die Angelegenheit, wenn wir versuchen, mit Hilfe der drahtlosen Telegraphie Signale zum Mars zu senden bzw. von Mars zu empfangen. Die drahtlose Telegraphie hat in der kurzen Zeit ihres Bestehens derartige Fortschritte gemacht, daß ihre Reichweite diejenige unserer stärksten künstlichen Lichtquellen weit übertrifft. Wenn es möglich wäre, wie in dem früher erwähnten Falle der Scheinwerfer mehrere Funkenstationen so zu koppeln, daß sie gemeinsame Signale aussenden, so wäre ein mächtiger Schritt zur Erreichung des Zieles geschehen.

Es sind schon mehrere Jahre her, daß die Mitteilung die Zeitungen durchlief, daß man drahtlose Zeichen aufgefangen hätte, deren Ursprung man nicht kenne und die möglicherweise von Mars herstammen. Eine gleiche Mitteilung erfolgte Ende Januar 1920. Sie lautete, daß Zeichen zu gleicher Zeit in London und Neuyork aufgefangen worden seien, die außerhalb der Erde ihren Ursprung zu haben scheinen oder von einem nahen Gestirne, vermutlich vom

Digitized by Google

Mars, herstammen. Da nun Mars in dieser Opposition zu Ende April seinen kürzesten Abstand von der Erde erreichte, so konnte man wohl erwarten, daß Ende April auch von unserer Erde aus einige Versuche in dieser Richtung gemacht werden dürften. Das ist nun in der Tat erfolgt, denn eine mir zugeflogene Zeitungsnachricht sagt, daß der Amerikaner Dr. Frederic Milliner und sein Gehilfe Harvey Gaineg an dem Tage der kürzesten Entfernung — diese trat am 28. April ein — versuchten, mit Mars in funkentelegraphische Verbindung zu treten. Dr. Milliner schilderte seinen Versuch wie folgt: „Zuerst haben wir elektrische Wellen von 15000 bis 16000 Meter Länge benutzt, und mehrere Stunden lang konnten wir alles verstehen, was in der Welt vorging. Wir haben mit Berlin, Mexiko und allen größeren Funkenstationen in Verbindung gestanden. Gegen 2 Uhr nachts wurde dagegen alles ruhig. Nun arbeiteten wir mit Wellen von 300000 Meter Länge. Ein Todesschweigen herrschte in der ganzen Welt. Wir konzentrierten nun alle unsere Sinne, um auch nur den geringsten Ton zu vernehmen, aber es war gar nichts zu hören. Der Mars gab keine Antwort."

Dieser vielleicht erste wirkliche Versuch ergab also ein negatives Resultat, und da wirft sich unwillkürlich die Frage auf: Soll man, wie einer unserer Astronomen gemeint hat, zuerst Beweise suchen, daß auf Mars Wesen unserer Art leben, und erst dann versuchen, mit ihnen in Verbindung zu treten, oder sollen derartige Versuche bei sich ergebender günstiger Gelegenheit, also in erster Linie um die Zeiten der Opposition, erneuert werden? Zu dem ersten Teile dieser Frage läßt sich ohne weiteres antworten, daß wir auf keine andere Weise so leicht als gerade durch diese Versuche den Beweis liefern können, daß Mars von denkenden Wesen bewohnt sei, auch dann, wenn wir die Signale vorerst nicht verstehen. An den Signalen allein können wir erkennen, ob sie von Mars kommen oder nicht. Denn wenn wir die obige Annahme von der Existenz denkender Wesen machen, so können wir weiter schließen, daß es dort auch Astronomen geben wird, welche die bestehenden Gesetze der Bewegung der Himmelskörper erforscht haben, welche imstande sind, für jeden Augenblick die Entfernung Erde—Mars anzugeben, und auch verstehen, die Zeit zu berechnen, welche ein Lichtsignal oder ein Signal der drahtlosen Telegraphie braucht, um diese Entfernung zu durchlaufen. Angenommen nun, daß beide Teile so große Fortschritte gemacht haben, um Signale, die zuerst aus kurzen und langen Zeichen bestehen werden, zu empfangen, so ist es doch ganz sicher, daß sie viele Jahre, vielleicht Jahrzehnte oder Jahrhunderte hindurch die Bedeutung der Zeichen nicht finden werden. Trotzdem aber wird man aus den Zeichen den Beweis führen können, daß sie von Mars herstammen. Beide Teile wissen nämlich, daß Signale, die gleich nach ihrer Ankunft in gleicher Weise zurückgegeben werden, eine ganz bestimmte Zeit benötigen, um zur ersten Station zurückzukehren. Dieses Zeitintervall findet man, wenn man die jeweilige Entfernung, welche die Signale durchlaufen müssen und die in Kilometern auszudrücken ist, durch die bekannte

Digitized by Google

Lichtgeschwindigkeit, welche sehr genau 300 000 Kilometer in der Sekunde beträgt, dividiert. Der Quotient gibt die Zeit in Sekunden an, welche verfließt von der Abgabe eines Signals bis zur Ankunft des Rücksignals. Diese Zeiten waren z. B. am 1. März 1920 14 Minuten 34 Sekunden, am 28. April 9 Minuten 41 Sekunden und am 6. Juli wieder 14 Minuten 35 Sekunden. Eine andere Kombination wäre folgende: Wir kennen die Dauer eines Tages auf Mars sehr genau bis auf das Zehntel der Sekunde; ebenso können wir, weil die Erdoberfläche doch nicht ganz in Wolken gehüllt ist, annehmen, daß den Marsastronomen ebenso genau die Länge unseres Tages in ihrem Zeitmaße bekannt ist. Wenn nun vom Mars aus einfache Signale regelmäßig nach Verlauf eines Marstages gegeben werden, so werden wir sofort darauf raten müssen, daß diese Zeichen von Mars herrühren, und die Marsbewohner werden einen ähnlichen Schluß ziehen, wenn wir von der Erde aus in aufeinanderfolgenden Tagen in Intervallen von genau 24 Erdenstunden solche Signale aussenden. Und so dürften sich noch mehrere Kombinationen finden, welche die Astronomie liefert, und die zusammengenommen wohl einen vollen Beweis für das Dasein denkender Wesen auf dem Planeten Mars liefern würden.

Die oben zitierte Zeitungsnachricht ist leider so dürftig, daß man nicht entscheiden kann, ob die Versuche, insbesondere in astronomischer Richtung, einwandfrei waren und ob vor allem auf die erwähnten Lichtzeiten Rücksicht genommen worden ist. Das negative Ergebnis soll daher nicht entmutigen, denn wenn auch alles richtig gemacht wurde, so können mehrfache Ursachen vorhanden gewesen sein, welche ein positives Resultat verhindert haben. Die nächste Opposition des Mars findet im Jahre 1922 statt; sie wird noch günstiger sein, weil Mars der Erde näher als dieses Mal kommen wird. Bis dahin dürften auch unsere Funkenstationen noch etwas weiter vervollkommnet sein, und so ist zu wünschen, daß um diese Zeit weitere Versuche gemacht werden, sowie daß derartige Versuche immer wieder erneuert werden, sobald sich die günstige Gelegenheit bietet, wenn die drahtlose Telegraphie neue Fortschritte gemacht hat oder wenn wieder ein neues Prinzip aufgefunden wurde, das neue Aussichten eröffnet. Hingegen wäre es nicht zu empfehlen, Millionenbeträge einzig und allein für diesen Zweck auszugeben.

Wenn es also auf die angedeutete oder eine andere Weise gelingen sollte, einen vollgültigen Beweis von der Existenz der Marsbewohner zu erhalten, so ist zwar ein erster bedeutender Schritt getan, allein eine viel größere Schwierigkeit bedeutet es, sich mit ihnen auf Grund der Zeichen zu verständigen. Man denke nur daran, wie schwierig es war, die ägyptischen Hieroglyphen zu lesen, und es gelang erst, als man den Stein von Rosette fand, der denselben Inhalt in drei Sprachen enthielt, wovon zwei uns bekannt und die dritte die altägyptische war. Wo und wie fände man den Stein, der uns die Sprache der Marsbewohner vermittelte? Leichter wäre die Sache, wenn es gelänge, telephonisch zu verkehren. Was aber auch nur

Digitized by Google

ein zeitweiliger Verkehr mit Mars, dem weiter vorgeschrittenen Weltkörper, für uns bedeuten würde, das läßt sich nicht ausdenken. Müßig und wertlos ist es also nicht, einer uns winkenden Möglichkeit nachzuspüren, wie wir mit den etwa vorhandenen Bewohnern des Planeten Mars in Verbindung kommen könnten, damit dereinst auch dieser Traum der Menschheit in Erfüllung gehe, wenn auch vielleicht erst nach Jahrhunderten. Eins ist sicher, daß ein Erfolg in dieser Richtung nur von solchen Männern errungen wird, welche von der Möglichkeit eines Erfolges überzeugt sind, und gewiß nicht von jenen, welche die Möglichkeit von vornherein leugnen.

Literarische Berichte

Jonas Truttmann. Roman von Ernst Zahn. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Geb. M. 27.—.

Die Geschichte eines Bauernsohnes, der durch einen Unglücksfall als Knabe zum Krüppel geworden ist, erzählt uns Ernst Zahn in diesem neuen Buche — einem seiner ernstesten, gewiß aber auch seiner tiefsten Bücher. Das Bedürfnis nach Teilnahme und Liebe, die Verfeinerung und Vertiefung einer reich angelegten und durch die Verstümmelung des Körpers in sich zurückgedrängten Seele, die immer wachsende Willenskraft des Geistes, der in dem hinfälligen Körper wohnt — das macht Jonas Truttmann, die Hauptfigur des Romans, auch wirklich zum „Helden", zum Sonderling, zum Märtyrer, dessen Schicksal erst dadurch tragisch in echtem Sinne wird, daß er den zwei Menschen, die ihm tatsächlich in Liebe und Treue ergeben sind, nicht zu danken weiß und den einen von diesen beiden, die schöne, zarte Inocenta, die seine Frau geworden ist, durch ungerechten Verdacht zu Tode quält. Erst an dem Kind aus dieser kurzen Ehe erwächst ihm nach und nach Trost und wehmütiger Friede; und die Erzählung, die von so viel Traurigem und Schwerem zu berichten hatte, verklingt in einem tief versöhnenden Abschluß. Wenn in der Entwicklung und dem Charakter des Jonas selbst der Dichter ein Stück seiner reifsten Kunst gegeben hat, so nicht minder in jeder der anderen Figuren, die er ihm in scharfer Kontraftierung und künstlerisch abgewogener Ergänzung zur Seite stellt: vor allem die treue Magd Franzi, die scheue, feine Inocenta, die harte, wortkarge Mutter und der lebensprühende Bruder des Jonas prägen sich dem Leser unvergeßlich ein.

Freiherr vom Stein. Von Max Lehmann. Neue Ausgabe in einem Bande. Leipzig, S. Hirzel.

Wozu die äußeren Umstände den Verfasser zwangen, wenn er sein Werk überhaupt in neuer Auflage erscheinen sehen wollte: die Zusammendrängung des Inhalts der drei Bände in einen ist wohl nur von Vorteil für die Komposition und künstlerische Gestaltung dieser Biographie des Reichsfreiherrn vom Stein gewesen. Statuarisch geschlossen und gerundet steht das Bild des gewaltigen Patrioten vor uns: er als Umgestalter des Staates, den er sich zum engeren Vaterland gewählt, nicht minder wie der von kriegerischem Ruhm gekrönte Blücher „in Harren und Krieg, in Sturz und Sieg bewußt und groß". Die Jahre, in denen Stein seine schöpferische Tätigkeit entfaltete, die Jahre nach dem Zusammenbruch der Monarchie Friedrichs des Großen, zeigen Preußen in einer Lage, die mit der heutigen Lage Deutschlands erschütternde Aehnlichkeit hat; das Erschütterndste ist, worin die Aehnlichkeit aufhört: das politische Unglück traf damals ein Volk, das geistig einen Höhepunkt erreicht hatte, das seine besten Eigenschaften in einer wahren Phalanx bedeutender Männer verkörpert sah. Wo sind heute die Stein, die Humboldt, die Scharnhorst? Vielleicht wandeln sie als Zwanzigjährige unter uns, und es ist schon kühne Hoffnung, von der Zeit zu träumen, da diese zu Männern herangereift sein werden. Aber freilich ist tatlose Verzweiflung unrühmlich und niedrig; schon ein Blick auf die, denen wir unterlegen sind und unter denen wahrhaftig kein Napoleon zu erblicken ist, muß uns anspornen, uns nicht als für immer besiegt zu empfinden. Es

Digitized by Google

gilt, für die Zukunft neue Ideale des Staatlichen und des Menschlichen aufzustellen; aber Ideale, die nicht im Blauen verschwimmen, die die Wirklichkeit emporbilden sollen, müssen entscheidende Züge von den alten Führern und Helden des Volkes empfangen. Die Geschichte ist eine deskriptive Wissenschaft, soweit sie uns erklärt, wie alles gekommen ist; sie wird nationale Ethik, indem sie die Menschen darstellt, von denen dem Volk Gutes gekommen ist. Zu den vorbildlichen Menschen gehört der Freiherr vom Stein; daß seine Gestalt uns lebendig bleibt, uns lehrt, „was ein großer, ethisch-religiös veranlagter Charakter in scheinbar verzweifelter Lage des Vaterlandes vermag"; daß unser Blick, an seinem Bild geschärft, nicht stumpf und blöde an denen vorbeisieht, die etwa einst als Söhne und Erben seines Geistes uns vom Schicksal geschenkt werden, dazu kann und möge Max Lehmanns Stein-Biographie ihr Teil beitragen. K.

Dr. Georg Hermann Müller: Richard Wagner in der Mairevolution 1849. Dresden, Verlag Oskar Laube. Mit 3 Bildnissen Wagners. Geb. M. 7.20.

Der Verfasser ist Ratsarchivar und Stadtbibliothekar in Dresden. Seine Quellenstudien bringen Licht in einen Abschnitt von Wagners Leben, der bisher, je nach politischen Standpunkten, nicht bloß verschieden beurteilt, sondern auch in verschiedener Weise vor- und dargestellt wurde. Es gab Parteimenschen, denen die Revolution von 1849 ein unverstandener Greuel blieb; aus Wagners Lebensgeschichte und seiner eigenen Lebensbeschreibung hätten sie ersehen können, welcher Art die von ihm ausgedachten Reformen waren, durch welche dieser gewaltsame Ausbruch vielleicht hätte verhindert werden können. Der volksverhetzenden Ausbeutung von Wagners Teilnahme steht andererseits entgegen, daß seine Beweggründe und Ziele zweifelsfrei mit deutschen Überlieferungen zusammenhingen; als wurzelloser, sinnloser Umstürzler kann er im Ernste nicht angesprochen werden. Nun ist es, bei solcher Gespanntheit gegensätzlicher Auffassungen, vor allem wichtig, festgestellt zu bekommen, wie die Teilnahme Wagners am Dresdener Maiaufstande tatsächlich in aller Wirklichkeit verlaufen ist. Diesen Dienst leistet für die Wagnerkunde der Verfasser vorliegender Arbeit, indem er auf aktenmäßiger Grundlage die Tätigkeit des damaligen Kapellmeisters vom 30. April bis 8. Mai fast Stunde um Stunde in alle Einzelheiten verfolgt. Wichtig ist die Feststellung, daß er am 8. Mai, nachdem seine Frau in Sicherheit gebracht war, noch einmal nach Dresden gelangte und nachts die Niederlage der Revolution miterlebte. Etwas, was seinen Charakter irgendwie belasten könnte, hat sich nicht gefunden. Die damalige Begeisterung teilten Semper, Uhland, Roßmäßler und viele andere erlauchte Geister der Kunst und Wissenschaft. Dr. Karl Grunsky.

Die Hochzeit des Todes. Erzählungen und Verse von Eduard Reinacher. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Geb. M. 20.—.

Vielleicht der erste bestimmte Eindruck, den diese Dichtungen auf uns machen, ist der einer unbedingten inneren Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit — Eigenschaften, die, mit wirklicher dichterischer Begabung gepaart, ihren Träger erst zum echten Dichter machen, seinem Verhältnis zur Welt immer den Grundton wahrer, künstlerisch selbstloser Liebe geben. In vielem dem Expressionismus nahestehend, ist Reinacher doch vor allen eine eigene Natur, erst in zweiter Linie Angehöriger einer Schule, Jünger einer Richtung; er ist Dichter, nicht Literat, ist Künstler, nicht Artist, ein fühlender Mensch, nicht ein Aesthet. Er gestaltet und preist den Tod als Erlöser von allem Leid, und alles Leiden vielverfolgter schlichter Menschenseelen wie der stummen Kreatur hat er, durch Mitleid wissend, im eigenen Herzen durchempfunden, ehe er den Schmerz, die Erlösung und den Erlöser in symbolisch vereinfachter und doch immer durch wundersam eigenartige und plastische Einzelzüge belebter Darstellung gestaltet. Die Grenzen zwischen Tag und Traum, zwischen Wunder und Wirklichkeit sind wie mit einer leisen, aber unwiderstehlich sicheren Handbewegung fortgewischt, das Unsichtbare wird Leib, das Körperliche verliert alle Erdenschwere, wird Seele und Hauch, das Unbegreifliche wird selbstverständlich. — Wer vor dem Eintritt in diese Traumwelt als vor allzu Ungewohntem und Fremdartigem zurückschrecken möchte, der lese zuerst die Geschichte der armen kleinen Magd „Elisabeth" und die von zartester Menschlichkeit überquellenden „Erinnerungen an mein Pferd". Zwischen die „Erzählungen" fügen sich harmonisch die lyrischen Gedichte, die das Totentanzsystem in mannigfacher Weise, immer tiefempfunden und tiefgreifend, variieren.

Der Sturz der Mittelmächte. Von Karl Friedrich Nowak. München, G. D. Callwey. M. 48.—.

Der Verfasser ist aus einem Journalisten, dem solche Themen vermutlich fernelagen, zum Historiker geworden, seit er sein vielbesprochenes Buch über Feldmarschall Conrad geschrieben. Damals war es „Der Weg zur Katastrophe", den er zu schildern unternahm; diesmal ist es der „Sturz der

Digitized by Google

Mittelmächte". Wie dort, kann er auch hier im Stil seine journalistische Herkunft nicht verleugnen, und zwar ist es die Marke „Harden", die seine Feder trägt. Das selbstgefällige Kokettieren mit kurzen Hauptsätzen hat wohl den Zweck, dem Stil lapidare Wucht zu verleihen. — Im übrigen liest sich auch dieses Buch interessant und teilweise packend, da der Verfasser seinen Stoff fraglos mit großem Geschick und kundigem Sinne für Wirkung meistert und drapiert. Manches darin, so namentlich das Kapitel über den Zusammenbruch und Abfall Bulgariens, dürfte für das deutsche Lesepublikum neu sein. Besondere Anerkennung verdient die Zurückhaltung, mit der der Autor von den gestürzten Herrschern spricht, die zu beschimpfen ja Mode geworden ist. Was Nowak in seinem Buche vorbringt, klingt alles höchst positiv und apodiktisch, und er beruft sich nicht nur auf die „ausführlichen intimen und authentischen Darlegungen sämtlicher führender Staatsmänner und Militärs", sondern auch auf das Studium von „Geheimakten und Kronratsprotokollen". In Anbetracht der ängstlichen Verschlossenheit, die sonst alle Staatsarchive zu beobachten pflegen, muß man jedenfalls staunen, daß sich diese verschlossenen Türen dem Verfasser dieses Buches so bereitwillig geöffnet haben, und man muß ihn um das geheime Zauberwort beneiden, das dies bewirkt hat. Th. v. S.

Ein Lied verklingt weit in der Ferne. Gedichte. Von Willy Knod. Bildschmuck von B. Herbert Libiszewski. München, G. Franzsche Buchdruckerei (G. Emil Mayer). M. 6.—.

Einfache, schlichte Lieder, voll Jugend- und Lebenslust. Tiefes seelisches Empfinden ist für diese Gedichte bezeichnend. Glühende Leidenschaft wechselt darin mit stiller Wehmut. Man wird diese Verse des in seiner rheinischen Heimat wohlbekannten Dichters mit Vergnügen lesen. Die beigegebenen zahlreichen Illustrationen sind sehr wirksam. E. M.

Lebensgeschichte und natürliche Abenteuer des Armen Mannes im Tockenburg (Ulrich Braeker). Mit zwölf Originalholzschnitten von Ernst Würtenberger. Verlag von Friedrich Andreas Perthes A.-G. in Gotha und Verlag Seldwyler in Bern. Geb. M. 14.—.

Die Lebensgeschichte des Armen Mannes gehört seit vielen, vielen Jahren zu meinen Lieblingsbüchern, die ich immer wieder zur Hand nehme und dessen Beschreibung der Lowositzer Schlacht mich immer wieder entzückt. Wie es möglich war, daß ein armer Weber aus einem weltentlegenen Schweizer Tal eine solche Prosa schreiben konnte, das ist mir bis heute noch unerklärlich. Adolf Wilbrandt sagte von ihm, daß man ihn ruhig neben Goethe nennen kann, ja daß als Prosadichter niemand dem jungen Goethe so nahe steht wie er. Das ist ein großes Wort, aber ich unterschreibe es unbedingt. Die Holzschnitte Würtenbergers schmiegen sich dem Buche harmonisch an und geben ihm auch äußerlich den Zuschnitt eines wehrhaften, an Begebenheiten und Abenteuern reichen Volksbuches. H.

Otto Julius Bierbaum: Briefe an Gemma. Georg Müller, Verlag. Brosch. M. 35.—.

Es hat immer etwas Peinliches, die Liebesbriefe Verstorbener zu lesen. Es ist wie eine Indiskretion an Wehrlosen. Jedoch in diesen Briefen drückt sich eine reife Mannesliebe so keusch aus, daß der Eindringling, trotzdem ihm intimste Beziehungen offenbart werden, keinen Blick über die jedem Dritten gezogene Grenze tun kann. Es sind eigentlich mehr die Alltagssorgen eines bedrückten, ewig in Geldkalamitäten steckenden Hausvaters, die diese manchmal von zartester Liebessorge durchhauchten Zeilen verraten. Peter Scher sagt in seiner Vorrede zu diesen Briefen ganz richtig, daß Bierbaum stets der gute dicke Otto Julius war, dem trotz aller Alkoholenthaltsamkeit merkwürdigerweise das Odium der Bierfröhlichkeit anhaftete. Bierbaum, der ernste, stark empfindsame Dichter war allen mehr oder weniger fremd. Sein Überbrettl-Singsang trug nicht wenig dazu bei, ihm diese Marke aufzudrücken. Und doch war er im Grunde ein nach Behaglichkeit und bürgerlich fundierter Lebensmöglichkeit Hungernder. Die Briefe mit ihren oft rührenden Selbstanklagen und ihrer nimmermüden Hoffnungsfreudigkeit werden vielen eine ganz neue Dichterpersönlichkeit enthüllen. Wer weiß, ob sie ihren Otto Julius so geliebt hätten, wenn sie bei seinen Lebzeiten schon das Trauerglöcklein neben den Narrenschellen hätten klagen hören. Sp.

Der griechische und der platonische Staatsgedanke. Von Ulrich v. Wilamowitz-Moellendorff. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.

Die hier im Druck vorliegende Rede Wilamowitzens steht in einer Reihe von Reden, die zu Ostern 1919 gehalten wurden und den Zusammenhang zwischen Staat, Recht und Volk zum Gegenstand hatten. Mit großer Ueberlegenheit im Wissen und mit voller Unbefangenheit im Urteil stellt der Verfasser den spartanischen Militärstaat und die athenische Demokratie dar, um dann zu schildern, wie Plato die politischen Probleme behandelt hat. Er meint,

Digitized by Google

daß Plato mit Recht die Ungleichheit der Menschen betont, aber zu unrecht Regierende und Regierte ständisch geschieden, die Verstandesbildung verherrlicht und die individuelle Persönlichkeit unterschätzt habe. Erst im Germanentum hat sich die freie Persönlichkeit entfaltet; daher erwartet Wilamowitz von unserem Volksstaat, daß in ihm der Bürger „sein Eigenstes, sein Bestes bewahrt, indem er es in den Dienst der Allgemeinheit stellt". D.

Nürnberg und die Nürnberger in der Karikatur und Satire ihrer Zeit. Von Dr. A. Dreyer. Mit 32 Abbildungen. Verlag von Georg Müller in München.

Es ist schon viel über Nürnberg und die Nürnberger geschrieben worden, aber ein Buch, das uns die Stadt und die Nürnberger im Bilde der Karikatur zeigt, gab es bislang noch nicht. Um so dankbarer ist es anzuerkennen, daß der Verfasser sich der großen Mühe unterzog, es zusammenzutragen, namentlich da er das Thema wissenschaftlich behandelt und damit ein Kulturbild von anziehendem Reiz bietet. Wer die Stadt je besucht und die Geschichte ihrer Vergangenheit kennen gelernt hat, kann an diesem Buche nicht vorbeigehen, es erschließt ihm viel Intimes, und das Bild, das er sich vom Leben und Treiben gemacht hat, gewinnt an Farbe. Es sollte mehr solcher Bücher geben. H.

Imperium mundi. Roman von *_*. Zweiter Band. Halle a. d. S., Verlag von Richard Mühlmann (Max Große). Geh. M. 26.40, geb. M. 33.—.

Der zweite Band des hochpolitischen Romanes rechtfertigt die Erwartung, die man nach dem ersten Bande auf ihn gesetzt hatte. Farbenprächtiger Stil, meisterhafte Darstellung der vielen prunkvollen und intimen, aber auch aufregenden Szenen, die zur Weltkatastrophe geführt haben, vereinigen sich zu einem packenden Bild von erschütternder Tragik. Politische Begebenheiten, mögen sie sich nun am preußischen, russischen und englischen Hofe oder auch im Vatikan und in Peking abspielen, werden in den Einzelheiten so lebendig geschildert, daß man annehmen könnte, der Verfasser hätte sie miterlebt. Der Band schließt mit dem Tode der Königin Viktoria und klingt aus in Englands unheilverkündender Parole: „Germaniam esse delendam."

Der Nikaragua-Kanal. Eine historisch-diplomatische Studie von Dr. Kurt Ed. Imberg. Berlin, Th. Lißner. M. 15.—.

Seitdem der Gedanke eines Schiffahrtsweges vom Atlantischen zum Stillen Ozean aufgetaucht ist, hat neben der Panamaroute das Projekt eines Kanals durch Nikaragua im Vordergrund der Diskussion gestanden. Mit dem Streit über die Linienführung hat sich aber aufs engste verflochten der Streit Englands und der Vereinigten Staaten um die Beherrschung des Kanals. Im Clayton-Bulwer-Vertrag von 1850 hatten sie sich auf der Grundlage geeinigt, daß keinem von beiden die ausschließliche Kontrolle zustehen sollte; die sich daraus ergebenden vielfachen Streitigkeiten sind 1901 unter dem Druck der für England so verschlechterten allgemeinen Weltlage damit beendet worden, daß im Hay-Pauncefote-Vertrag der Kanal der amerikanischen Aufsicht unterstellt wurde. Heute, nachdem der Panamakanal sich als durch die Natur dauernd bedroht erwiesen hat, haben die Vereinigten Staaten wieder auf das Nikaraguaprojekt zurückgegriffen und sich die Herrschaft über das für den Bau in Betracht kommende Gebiet gesichert. Imbergs Schrift ist ein wertvoller Beitrag zur Erkenntnis der weltpolitischen Probleme der letzten Jahrzehnte. W. W.

Am kristallenen Strom. Heiligenlegenden. Von Anna Freiin v. Krane. Verlag von J. P. Bachem in Köln a. Rh. Geh. M. 34.—, geb. M. 40.—.

Die Verfasserin des vorliegenden Buches hat sich eine eigene Art in der zeitgenössischen Literatur geschaffen, die ihr den Namen einer deutschen Christusdichterin eingetragen hat. In poetisch gehaltreicher Sprache und erfüllt von inniger Gläubigkeit und heiliger Scheu vor dem Göttlichen erzählt sie in Anlehnung an die Heiligengeschichte ihre Legenden, die auf alle Gleichgesinnten von packender Wirkung sind. Ihren früheren Büchern „Vom Menschensohn", „Das Licht der Finsternis", „Seine Vielgetreuen", „Der Friedensfürst" und „Rex regum" folgt jetzt die Sammlung Heiligenlegenden „Am kristallenen Strom", die ohne Zweifel ebensoviele dankbare Leser finden wird wie jene.

Natur- und Völkerrecht im Lichte der Geschichte und der systematischen Philosophie. Von Erich Cassirer. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn.

Mit Gründlichkeit und Scharfsinn unternimmt es der Verfasser, ein jüngerer Verwandter des bekannten Philosophen Ernst Cassirer, die zusammenhängende Entwicklung des Rechtsproblems in der Geschichte der menschlichen Vernunft zu erweisen. Die Linie läuft von Plato zu Kant, ist aber in ihrer Führung durch systematische Voraussetzungen bestimmt, die der kantischen Philosophie entstammen. Es gibt, so meint der Verfasser, Grundsätze und Ideale des Rechts; aus ihnen allein gewinnt die ge-

Digitized by Google

schichtliche Bewegung einen Sinn; demnach muß versucht werden, „diejenigen unter jenen Leitgedanken zu entwickeln, welche man von jeher als Fragen des Natur- und Völkerrechts behandelte". Aus dem Inhalt seien im einzelnen hervorgehoben: der Begriff des Naturrechts beim Cusaner, das Völkerrecht bei Hugo Grotius, der Krieg aller gegen alle bei Hobbes, der Gesellschaftsvertrag bei Rousseau. D.

Wallensteins Antlitz. Gesichte und Geschichten vom Dreißigjährigen Krieg von Walter Flex. München, C. H. Beck.

Die hier gesammelten Erzählungen hat der Verfasser, der im Kampf für sein Vaterland gefallen ist, schon vor dem Weltkrieg geschrieben und in Zeitschriften veröffentlicht. Sie erscheinen hier von neuem, mit einer Einleitung herausgegeben von W. Eggert-Windegg. In der Tat verdienen sie weiteren Kreisen zugänglich gemacht zu werden als Produkt eines ernsten, religiös gestimmten Geistes von großer Dichterkraft und hoher Darstellungskunst. E. M.

Sechs aus einem Dorf. Neue Kriegserlebnisse von Wilhelm Spengler. Freiburg i. Br., Herder. M. 3.80.

Als Fortsetzung des Buches „Wir waren drei Kameraden", das berechtigten Beifall gefunden hat, schildert der Verfasser, wie er mit einfachen, pflichtbewußten Männern aus dem Volk Bewegungs- und Stellungskrieg erlebt hat. Gefahren, Mühen und Entbehrungen, Soldatenscherz und der fürchterliche Ernst des Schicksals werden anschauliche und ergreifende Wirklichkeit. Wir danken dem Verfasser vor allem für die Schlichtheit der Darstellung, die keine Ruhmredigkeit kennt, für die gemütvolle und doch nicht rührsame Art, für die gut deutsche Gesinnung. Das Werk ist eine der wenigen Schilderungen von Kriegserlebnissen, denen man Dauer voraussagen darf. Br.

Es leuchtet meine Liebe. Erzählungen von Annemarie von Nathusius. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Geb. M. 18.—.

Zwei Novellen und jede für sich im Spiegel eines Liebesidylls ein scharf umrissenes Zeitbild. In „Malmaison" die süß verträumte Tändelei des galanten Rokoko, dessen geistreichelnde Spielerei jäh zerbricht und untergeht in dem grausen, blutroten Fanal, das die Revolution entzündet. Auch dies gemildert durch die Weichheit einer fraulichen Hingabe an das heiße Gefühl der rettenden Liebe des Volkstribunen. Und im Gegensatz hierzu in „Josephine" die farbenstrahlende Schilderung des frivolen Empire, das wohl die Verderbtheit, nicht aber die Grazie der Geste aus dem sterbenden Jahrhundert mitnahm. Plastisch treten all die Gestalten hervor, die das Schicksal Frankreichs in jenen Tagen lenkten. Und abseits, erst lose mit ihnen verknüpft, das Genie Napoleon, hingegeben einer Liebe, durch die er in zähem Fatalismus, beinahe symbolisch, sein Geschick mit dem des untergehenden Geschlechts einer überlebten Gesellschaft verbindet, kraftvoll die alternde Geliebte mit sich aufwärts reißend. Ein Buch voll pulsierenden Lebens der Einzelpersönlichkeit, aus dessen Untergründen aber doch der Marschtritt der Bataillone dröhnt, die, von eisernem Willen geführt, einen ganzen Erdteil in seinen Grundfesten erschütterten.

1848/49—1866—1918/19. Des deutschen Volkes Weg zur Katastrophe und seine Rettung. Von R. J. Kaindl. München, Drei-Masken-Verlag. M. 6.50.

In dem Scheitern des großdeutschen Programms und der Revolution von 1848 glaubt der Verfasser den eigentlichen Keim der heutigen Katastrophe bereits erkennen zu dürfen. Deshalb hält er die Rückkehr zu ihm für den einzigen Rettungsweg, d. h. er möchte sich nicht einfach auf den Anschluß Deutsch-Oesterreichs beschränken, sondern fordert darüber hinaus ein Bündnis nach Südosten und die Schaffung eines großen Wirtschaftsgebietes durch eine Donauföderation. So sehr sich auch unsere Stellung zu den großdeutschen Idealen verändert haben mag — zweifellos haben wir ihnen früher, in Bismarcks Lösung befangen, zu wenig Berechtigung zugestanden —, gerade im Augenblick wird man mit Rücksicht auf die Wirklichkeiten des politischen Lebens gut tun, sich mit näheren Zielen als solcher Wiederbelebung „mitteleuropäischer" Projekte zu befassen. W. W.

Das Kirchenregiment in der altpreußischen Landeskirche. Von D. Berner. Berlin, Säemann-Verlag. M. 1.—.

Der auch sonst kirchlich hervorgetretene und in der Missionstätigkeit rühmlich bekannte Senatspräsident beim Oberverwaltungsgericht in Charlottenburg behandelt hier eine Frage, die überaus brennend ist. Wem fällt in der evangelischen Kirche seit der Revolution das Kirchenregiment zu? Hat der Staat es zu beanspruchen? Oder kann und muß die Kirche ihre Angelegenheiten jetzt völlig selbständig in die Hand nehmen? In ausführlichen geschichtlichen Darlegungen wird bewiesen, daß die gesamte Entwicklung in der Reformationszeit, seit

Digitized by Google

der Reformation und im neuen Preußen keine andere Antwort zuläßt als die: Das Kirchenregiment steht der Kirche zu und nicht dem Staate. „Die modernen Staatsgewalten stehen begrifflich außerhalb der Kirche. Sie sind unfähig, ein evangelisches Kirchenamt zu bekleiden." Dies wird in ruhiger, sachlicher, überzeugender Weise herausgestellt. Die Frage, die offen bleibt, ist nun die, „wer in der Kirche berufen ist, das der Kirche zustehende Regiment auszuüben," eine Frage, die ja dringend der baldigen Lösung bedarf. Lic. Dr. W.

Erziehung und Leben. Ausgewählte Abschnitte aus den Werken von Wilhelm Rein. Herausgegeben von Johannes Meyer. Leipzig, Philipp Reclam jun. („Universalbibliothek" Nr. 5932/33).

Der 70. Geburtstag Wilhelm Reins, des verdienten Jenaer Universitätslehrers, war der äußere Anlaß zur Herausgabe einer Auswahl aus seinen pädagogischen Schriften, die überall die vielseitigen Wechselbeziehungen zwischen wissenschaftlicher Forschung und praktischer Betätigung auf dem weitverzweigten Gebiete der Pädagogik aufdecken und begründen. Johannes Meyer hat mit Geschick die nicht ganz leichte Aufgabe der Auswahl gelöst und dem Bändchen eine warmherzige lebensgeschichtliche Einleitung und Würdigung Reins vorausgeschickt. Hans Zimmer.

Die französische Schule und der Weltkrieg. Von Paul Rühlmann. Leipzig, Quelle & Meyer. M. 2.20.

Wer im letzten Grunde die Schuld am Weltkriege trägt, wird der Urteilsspruch der Geschichte noch feststellen. Daß aber ein Teil dieser Schuld der französischen Schule zur Last fällt, beweist Paul Rühlmann schlagend in diesem hochinteressanten, eigene und fremde Beobachtungen umsichtig verwertenden, auch mit charakteristischen Abbildungen ausgestatteten Buche. Das Problem der Erziehung der französischen Massen für den demokratischen Staatsgedanken wächst sich hier aus zur politisch wichtigen Beleuchtung der Entwickelung des Revanchegedankens und damit zugleich zu einer Kennzeichnung Raymond Poincarés, der sich für die Durchführung der Revancheidee in besonders starkem Maße der Schule bediente. H. Z.

Romain Rolland, Henri Barbusse, Fritz v. Unruh. Vier Vorträge von Walther Küchler. Würzburg, Verlagsdruckerei, G. m. b. H. M. 4.—.

Was der Verfasser, Professor für romanische Sprachen an der Universität Würzburg, über die Persönlichkeiten und die Werke der drei Dichter ausführt, ist in mehrfacher Hinsicht bedeutungsvoll. Er gibt aufschlußreiche und fesselnde Beiträge zur Literaturgeschichte der Gegenwart, er schärft den Blick für die Eigenarten und Unterschiede romanischer und germanischer Kunst- und Weltauffassung, er dient dem Werk der Versöhnung und Gerechtigkeit, indem er das Verständnis für Männer fördert, die vom Geist der Menschlichkeit und Liebe beseelt sind. Br.

Faust. Ein Spiel von Ferd. Avenarius. München, Georg D. W. Callwey.

Ein Spiel nach altem Vorgang nennt Avenarius seine Dichtung, ein Drama in strengem Sinne will es also nicht sein. Doch ist natürlich eine, wenn auch leichte Verbindung der fünf Handlungen vorhanden. Es ist eine selbständige Dichtung neben Goethe und den übrigen Faustdramen, voll tiefer Gedanken, mit neuen Motiven, die auch das Volksbuch nicht kennt. Darum ist das Werk, das von der hohen dichterischen Begabung des Verfassers zeugt, mit Freuden zu begrüßen als die beste Faustdichtung nach Goethe. Dr. Ernst Müller.

Rousseau. Von Professor Dr. Paul Hensel. Mit einem Bildnis Rousseaus. (Aus Natur und Geisteswelt. 180. Bändchen.) Leipzig und Berlin, B. G. Teubner.

Zum drittenmal kann Hensel sein gehaltvolles Rousseaubuch vorlegen. Er beschränkt sich für das äußere Dasein seines Helden auf eine „synchronistische Tabelle" seiner Erlebnisse und Schriften und widmet dafür die Darstellung selbst um so gründlicher dem inneren Leben, das als geschlossener Bau vor uns steht. Nach einer vorzüglichen Würdigung des Menschen führt uns der Verfasser zu dem Geschichts- und Rechtsphilosophen, dem Erzieher, dem Dichter, dem Religionslehrer. Eingehend wird der Einfluß besprochen, den Rousseau auf die Nachwelt, besonders auch auf die Gedankenbewegung des deutschen Idealismus, ausgeübt hat. Br.

Digitized by Google

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Anuschat, Dr. jur. Erich, Gerichtsassessor a. D., Kriminalkommissar beim Polizeipräsidium Berlin, Die Gedankenarbeit des Kriminalisten. Kriminalistische Schlußfolgerungskunst und ihre Grenzen. Berlin W 10, S. Gerstmanns Verlag. M. 12.50.

Bassermann, Alfred, Dantes Hölle der göttlichen Komödie erster Teil. Dantes Fegeberg der göttlichen Komödie zweiter Teil. Geh. à M. 15.—, geb. à M. 20.—. Dantes Paradies der göttlichen Komödie dritter Teil. Geh. M. 55.—, geb. M. 60.—. München-Berlin, Verlag R. Oldenbourg.

Behncke, Paul, Vizeadmiral z. D., Unsere Marine im Weltkriege und ihr Zusammenbruch. Berlin, Verlag Karl Curtius. M. 4.50.

Behrnauer, Friedrich, Reichsfinanz- und Volkswirtschaft Versailles-London und Beamtenbesoldung. Gumbinnen, C. Sterzels Verlag, Gebr. Reimer. M. 3.—.

Bonn, Prof. Dr. M. J., Die Auflösung des modernen Staats. (Bd. IV der „Europäischen Bücherei".) Berlin W 35, Verlag für Politik und Wirtschaft G. m. b. H. M. 7.50.

Brandt, Rolf, Versailles 28. April — 28. Juni. Berlin W, Verlag Karl Curtius. M. 3.50.

Buch, Das deutsche, Monatsschrift für die Neuerscheinungen deutscher Verleger. 1. Jahrgang, 1921, 4. Heft. Herausgegeben von der Deutschen Gesellschaft für Auslandsbuchhandel E. V., Leipzig.

Caillaux, Joseph, Meine Gefangenschaft. Deutsch von Viktor Henning Pfannkuche. Basel-Leipzig, Im Rhein-Verlag A.-G. Geh. M. 18.—, geb. M. 25.—.

Classen, Walther, Die Deutschen Volkskönige als Kaiser. Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt A.-G. Geh. M. 8.—.

Classen, Walther, Die Germanen und das Christentum. Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt A.-G. Geh. M. 16.—.

Die Seele des Weines. Trinklieder. (Münchener Skriptordruckerei.) München, Drei-Masken-Verlag.

Feldkeller, Paul, Ethik für Deutsche. Gotha, Verlag Friedr. Andreas Perthes. M. 6.—.

Fischer, Paul, Goethes Altersweisheit. Tübingen, Verlag J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Geh. M. 40.—, geb. M. 50.—.

Fischer, Dr. Carl August, Zur Lehre vom Staatsbankrott. Karlsruhe i. B., G. Braunsche Hofbuchdruckerei und Verlag. M. 20.—.

Freud, Sigm., Jenseits des Lustprinzips. Leipzig-Wien-Zürich, Internationaler Psychoanalytischer Verlag G. m. b. H.

Friedensvertrag, der, und Deutschlands Stellung in der Weltwirtschaft. Berlin, Verlag Julius Springer.

Funke, Wilhelmine, Hymnen vom Tode und vom Leben. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. Kart. M. 15.—, Halbleder M. 32.—.

Görres, Joseph, Rheinischer Merkur. Ausgewählt und eingeleitet von Arno Duch. Mit einem Porträt. München, Drei-Masken-Verlag.

Haas, Walther, Manifest der Vernunft. Berlin, Verlag von Karl Curtius. M. 1.50.

Hefele, Hermann, Dante. Stuttgart, Fr. Frommans Verlag (K. Kurtz).

Herbert, M., Verleugnetes Blut. Erzählung. Köln, J. P. Bachem. Brosch. M. 22.—, geb. M. 28.—.

Indische Liebeslyrik. Dichtungen des Ostens. München, Hyperionverlag. Geb. M. 25.—.

Irenaeus. Aufsätze August Steins. Frankfurt a. Main, Verlag der Frankfurter Sozietäts-Druckerei G. m. b. H.

Jahrbuch der „Finanzpolitischen Korrespondenz" 1921 von K. Kuczynski. Erstes Heft. Wiedergutmachung und deutsche Wirtschaft. Berlin, Verlag Hans Robert Engelmann.

Kampers, Prof. Dr. Franz, Dante und die Wiedergeburt. Eine Einführung in den Grundgedanken der „Divina Comedia" und in dessen Quellen. Reden, gehalten in der Vereinigung katholischer Akademiker und im Bildungsausschuß der Katholiken Breslaus. Mainz, Verlag Kirchheim & Co. G. m. b. H. Brosch. M. 6.—.

Karo, Prof. Georg, Die Verantwortung der Entente am Weltkriege. Nach Zeugnissen ihrer führenden Staatsmänner. Halle a. S., Verlag Max Niemeyer. M. 7.—.

Koch, Prof. Dr. Max, Dantes Bedeutung für Deutschland. Vortrag in der „Vereinigung katholischer Akademiker" und dem „Bildungsausschuß der Katholiken Breslaus". Mainz, Verlag von Kirchheim & Co. G. m. b. H. Brosch. M. 6—.

Köhler-Hausen, Ernst, Mein Jahrbuch „Lebe" 1921. Dresden, Verlag „Der Büchermann", Pförtzsch & Co. Jährlich M. 15.—, halbjährlich M. 8.—.

Kuczynski, R., Ein Ausweg. Gesundung der Wirtschaft durch Gesundung der

Digitized by Google

Reichsfinanzen. Berlin, Verlag Hans Robert Engelmann.

Lehner, Rud. Jul., Wunder des Alltags. Leipzig, Albert Kietz, Verlag. Geh. M. 15.50, Halbleinen M. 22.—, Ganzleder M. 165.—.

Meißner, Alfred, Die Matratzengruft. Erinnerungen an Heinrich Heine. Herausgegeben von Georg Weberknecht. Stuttgart, Verlag Robert Lutz. M. 15.—.

Meister, Die. Heft 6. Sonderheft: Zur Ausstellung für Wasserstraßen und Energiewirtschaft, München 1921. Heft 7. Sonderheft: Aus Franz Poccis Nachlaß. München, Deutsch-Meister-Verlag. Preis pro Heft M. 2.—, Jahresabonnement M. 24.—.

Müller, Adam, Vorlesungen über die deutsche Wissenschaft und Literatur. München, Drei-Masken-Verlag.

Natur und Geisteswelt, Aus. Bd. 131: Ziebarth, Erich, Kulturbilder aus griechischen Städten. I. Bd. 530: Platzhoff, W., Europäische Geschichte im Zeitalter Ludwigs XIV. und des Großen Kurfürsten. Geschichte der neueren Zeit. IV. Bd. 577: Sieveking, H., Wirtschaftsgeschichte. II. Vom Ausgang der Antike bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts (Mittlere Wirtschaftsgeschichte). Preis pro Band kart. M. 6.80, geb. M. 8.80. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner.

Noack, Victor, Wohnungsmangel in Stadt und Land. Ergebnis einer Studienreise im Auftrage der Sozialisierungskommission in den Provinzen Brandenburg und Sachsen. Berlin W 15, Verlag Hans Robert Engelmann.

Oechelhaeuser, Wilhelm v., Aus deutscher Technik und Kultur. München und Berlin, Verlag R. Oldenbourg. Geb. M. 34.—.

Paschen, A., Vizeadmiral z. D., Das Ende des Weltkrieges. Berlin W, Verlag Karl Curtius. M. 1.80.

Rosenband, das. Gedichte aus dem Rokoko. (Münchener Skriptor-Druckerei.) München, Drei-Masken-Verlag.

Runkel, Ferdinand, Er und die Drei. Detektivroman. Leipzig, Josef Singer Verlag. Geh. M. 12.—, geb. M. 17.—.

Saudek, Robert, Diplomaten. Roman. München, Drei-Masken-Verlag. Geh. M. 26.—, geb. M. 32.—.

Schäfer, Prof. Dr. Dietrich, Wir Deutschen als Volk. Berlin, Verlag Karl Curtius. M. 2.35.

Schneider, Manfred, Einführung in die neueste deutsche Dichtung. Stuttgart, Verlag Wilhelm Meyer-Ilschen. Geb. M. 18.—.

Schotte, Dr. Walther, Herausgeber der „Preußischen Jahrbücher". Die Zukunft der oberschlesischen Wirtschaft, eine Kritik der polnischen Propaganda. Berlin, Verlag Georg Stilke.

Schrempf, Christoph, Diesseits und Jenseits von Gut und Böse. Stuttgart, Fr. Frommans Verlag (H. Kurtz). Brosch. M. 5.—.

Seeck, Prof. Dr. Otto, Entwicklungsgeschichte des Christentums. Sonderabdruck aus der Geschichte des Untergangs der antiken Welt. Stuttgart, J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung.

Sylvester, Janus, Türmer und Stürmer des Geistes. Ein Beitrag zur Philosophie der Kultur. Freiburg i. B., Verlag von Julius Boltze. Geh. M. 14.—.

Trendelenburg, Adolf, Goethes Faust. Der Tragödie zweiter Teil in fünf Akten. Berlin und Leipzig, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger Walter de Gruyter & Co. Geh. M. 60.—, geb. M. 70.—.

Treuberg, Hetta, Gräfin, geb. v. Kaufmann-Asser, Zwischen Politik und Diplomatie. Memoiren. Herausgegeben von Dr. M. J. Bopp. Straßburg-Leipzig, Straßburger Druckerei und Verlagsanstalt. Brosch. M. 40.—, geb. M. 46.—.

Wätjen, Hermann, Das holländische Kolonialreich in Brasilien. Ein Kapitel aus der Kolonialgeschichte des 17. Jahrhunderts. Gotha, Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G. M. 40.—.

Wehrmann, M., Geschichte von Pommern. Zweiter Band: Bis zur Gegenwart. (Allgemeine Staatengeschichte. Herausgegeben von Hermann Oncken. 5. Werk.) Gotha, Friedrich Andreas Perthes A.-G. M. 46.—.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Hermann v. Helmholtz[1])

Von

Otto Wiener

Wir sind zusammengekommen, um das Andenken von Hermann v. Helmholtz zu feiern. Am 31. August d. J. werden 100 Jahre verflossen sein, seitdem er in Potsdam geboren wurde.

Und was ist der Grund dafür, daß wir ihn feiern? Er war ein großer Deutscher, wohl der größte deutsche Naturforscher, den es bisher gegeben an Umfang und Tiefe der Leistungen, einer der größten Forscher und Gelehrten aller Zeiten und Völker.

Aber wenn ich Ihnen klarmachen soll, was seine Verdienste gewesen sind, so ist das keine leichte Aufgabe. Denn schon Lord Kelvin, der frühere Sir William Thomson, ein treuer Freund von Helmholtz, hat nach seinem Tode vor der Royal Society in London den Zweifel ausgesprochen, daß irgend jemand imstande sein könne, mit voller Tiefe des Kennens und und Verstehens Helmholtz' Verdienste zu würdigen. Um wieviel schwerer ist das, wenn man nicht vor Sachkennern spricht, sondern vor einer aus allen Kreisen bestehenden Hörerschaft. Denn während ein großer Dichter von allen verstanden und gewürdigt werden kann, so ist das anders beim Gelehrten, dessen Gedanken nur dem leicht verständlich sein können, der in dem fraglichen Gebiet zu Hause ist. Bei Helmholtz handelt es sich aber nicht nur um ein Gebiet, sondern um eine ganze Reihe von solchen. Seine Arbeiten liegen teilweise auf dem Gebiete der theoretischen Medizin, insbesondere der Physiologie, d. h. der Lehre von den gesetzmäßigen Vorgängen in den Lebewesen, und der Anatomie, d. h. der Lehre vom Bau des Menschen. Dazu kommen Physik, Mathematik und Erkenntnislehre.

Schon äußerlich aus seinem Lebenslauf entnimmt man den gewaltigen Umfang seines Wirkens. Geboren als Sohn eines Gymnasiallehrers, zeigte er frühe Neigung zur Physik, konnte sich aber aus Mangel an Mitteln diesem

[1]) Vortrag, gehalten am 22. August 1921 im Verein für Volkswohl in Leipzig. Die Hauptquelle für die Nachrichten aus dem Leben von Helmholtz bildet das vortreffliche dreibändige Werk von Leo Königsberger, „H. v. Helmholtz", Braunschweig, Vieweg & Sohn 1902—1903. Weitere Schriften siehe bei E. Drude, Bd. 5 des Handwörterbuchs der Naturwissenschaften unter „Helmholtz", Jena, G. Fischer 1914.

Copyright 1921 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Studium nicht widmen und hoffte auf dem Umweg über die Medizin damit in Berührung zu kommen. Es bot sich ihm nämlich die nahezu kostenlose Ausbildung auf dem medizinisch-chirurgischen Friedrich-Wilhelm-Institut in Potsdam, der sogenannten Pepiniere, worin er 1838 aufgenommen wurde; 1843 wird er dann Eskadron-Chirurgus bei den Garde-Husaren in Potsdam, 1848 Lehrer der Anatomie an der Kunstakademie und Gehilfe der Anatomisch-zootomischen Sammlung in Berlin, 1849 Professor der Physiologie an der Universität Königsberg, 1855 Professor der Anatomie und Physiologie an der Universität Bonn, 1858 Professor der Physiologie in Heidelberg, 1871 Professor der Physik an der Universität Berlin, 1888 Präsident der neugegründeten Physikalisch-Technischen Reichsanstalt in Charlottenburg, als welcher er im Jahre 1894 im Alter von 72 Jahren starb.

Schon seine Doktorarbeit enthielt einen wichtigen Fund, die Tatsache nämlich, daß die Nerven aus den Ganglienzellen, den Nervenzellen entspringen, ein Punkt, über den sich die damalige Anatomie noch nicht im klaren war. Eine Entdeckung allerersten Ranges enthielt aber sein Gesetz der Erhaltung der Kraft, oder wie wir heute sagen, der Erhaltung der Energie, womit er die Welt als junger Mann von 26 Jahren überraschte.

Man muß sich die Lage der Naturwissenschaften in der damaligen Zeit vergegenwärtigen, um diese Tat voll würdigen zu können. In der Physiologie herrschte noch weit bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts die durch Hegel und Schelling begründete Naturphilosophie. Der große Physiologe Johannes Müller, der Lehrer von Helmholtz, hatte den Kampf mit dieser unfruchtbaren Richtung aufgenommen, indem er an die Stelle von gewagten Gedankengespinsten die Beobachtung und das Experiment setzte. Aber auch ihm war es noch nicht geglückt, der merkwürdigen Vorstellung einer besonderen Lebenskraft mit Erfolg entgegenzutreten, einer Vorstellung, die Stahl in die Physiologie eingeführt hatte und die sie auch noch zu Helmholtz' Zeiten mehr oder weniger beherrschte. Unter dieser Lebenskraft verstand man eine Kraft, die die erstaunlichen Leistungen der Lebewesen gegenüber der unbelebten Welt erklären sollte; so sollte auch die Eigenwärme der Warmblüter, insbesondere des Menschen, erklärt werden durch diesen übernatürlichen Einfluß der Lebenskraft, nach deren Verlöschen der Körper erkalten müsse. Diese Erschaffung der Wärme aus Nichts mußte dem geschärften Blicke von Helmholtz als etwas höchst Unnatürliches erscheinen. Schon in einem Bericht über Arbeiten auf dem Gebiet der tierischen Wärme hatte er den Standpunkt vertreten, daß diese Wärme bedingt sein müsse durch eine Art Verbrennung der in den Körper eingeführten Nahrungsmittel, so daß also keine Erschaffung der Wärme aus Nichts, sondern eine Entstehung aus anderen Kräften, oder wie man sich heute ausdrückt, aus anderen Energieformen vorliegen müsse. Damit im Zusammenhang stand eine andere Frage.

Schon als Jüngling hatte Helmholtz den Gesprächen Erwachsener getauscht, bei denen die Unmöglichkeit des Perpetuum mobile zur Sprache kam.

Digitized by Google

Darunter dachte man sich eine Vorrichtung, die von selbst ohne Zuhilfenahme einer Arbeitsquelle nach Belieben Arbeit hervorbringen könne. In innigem Zusammenhange mit dieser Frage stand diejenige nach der Natur der Wärme. Sie sollte nach einer damals allgemein verbreiteten Auffassung in einem unvergänglichen und unveränderlichen unwägbaren Stoffe bestehen.

Helmholtz stellte sich auf die Seite der Männer, die schon am Anfang des 19. Jahrhunderts diese Auffassung mit dem Hinweis bestritten hatten, daß sich Wärme nach Belieben durch Arbeitsleistung erzeugen lasse.

Eine Klärung all dieser Fragen erreichte Helmholtz durch die Annahme, daß grundsätzlich ein solches Perpetuum mobile unmöglich sei, daß vielmehr die Vorgänge in der Natur sich so abspielen, daß das Gesamtmaß des Arbeitsvorrates erhalten bleibt.

Nun hatte schon Leibniz im 17. Jahrhundert den Nachweis geführt, daß innerhalb der Mechanik eine Erhaltung der Energie, d. h. der Arbeitsvermögen vorhanden sei. Hat man z. B. entgegen der Schwerkraft einen Stein auf eine bestimmte Höhe gehoben, so gewinnt man dadurch eine vorrätige Arbeit, die man als Energie der Lage bezeichnet. Läßt man den Stein aus dieser Höhe fallen, so verwandelt sich die Energie der Lage in Energie der Bewegung und ebenso kann man durch Umkehrung der Bewegungsrichtung den aufsteigenden Stein Energie der Bewegung in Energie der Lage umsetzen lassen. Indem nun Helmholtz die Annahme machte, daß alle Kräfte der Natur Entfernungsgesetzen nach Art der allgemeinen Schwerkraft oder Gravitation unterliegen, so konnte er den mathematischen Nachweis führen, daß dann allgemein das Gesetz der Erhaltung der Energie gelten müsse; und die Umwandlung von Wärme in Arbeit und umgekehrt war selbstverständlich, wenn man mit Helmholtz die Annahme macht, daß die Wärme in einer Art von Bewegung der kleinsten Teilchen bestehe. Aber Helmholtz begnügte sich nicht mit der Betrachtung dieser beiden Energieformen allein, d. h. der mechanischen und der Wärmeenergie, sondern dehnte sein Gesetz größenmäßig auf alle bis dahin bekannten Energieformen aus und wandte es z. B. auch an auf die Umwandlung von elektrischer Stromenergie in Wärme, auf die Umwandlung von mechanischer Energie in Stromenergie, wie sie nach dem Neumannschen Induktionsgesetz gegeben war und wie wir sie später im großen Maßstab bei den Dynamomaschinen kennen lernten, sowie endlich auf die Energiewandlungen in Lebewesen. Er schließt seine Abhandlung mit der Voraussage, daß die vollständige Bestätigung des Gesetzes eine der Hauptaufgaben der nächsten Zukunft der Physik sein müsse, und behielt damit recht.

Freilich stellte sich später heraus, daß der deutsche Arzt Robert Mayer fünf Jahre früher Ähnliches verkündet hatte, was Helmholtz damals unbekannt war. Bekannt waren ihm aber und von ihm angeführt die Versuche des Engländers Joule, der das Maß der Umsetzung von Arbeit in Wärme bestimmt hatte.

Digitized by Google

Helmholtz hatte auch gar nicht geglaubt, eine große Entdeckung gemacht, sondern nur allgemein in der Luft liegende Gedanken zu einem Ganzen verwoben zu haben, und war sehr erstaunt darüber, daß die Welt und besonders ein Teil der damaligen Physiker darüber ganz anders dachte und seine Äußerungen als gewagte Gedankengespinste betrachtete; und nur Helmholtz' Freunde in der Physikalischen Gesellschaft zu Berlin, der er seine Überlegungen in einer denkwürdigen Sitzung vortrug, waren begeistert von den neuen Verkündigungen.

Man hat unnötigerweise später heftig darüber gestritten, wem das Hauptverdienst bei der Aufstellung dieses Satzes zukäme, statt sich zu freuen, daß wir über zwei so ausgezeichnete Männer verfügten, die unabhängig voneinander dieselbe große Wahrheit entdeckten, und man kann jedenfalls soviel sagen, daß Helmholtz an Tiefe der mathematischen Begründung seinem Vorgänger Robert Mayer überlegen war.

Diese glänzende Untersuchung begründete Helmholtz' Ruhm, und so dauerte es nicht lange, daß der Eskadronchirurg erst an die Berliner Kunstakademie, dann nach Königsberg als Physiologe berufen wurde. Dort erhielt er die für seine Untersuchungen nötigen Apparate, und er benutzte sie sogleich zu einer weiteren glänzenden Entdeckung. Es handelt sich dabei um die Geschwindigkeit, mit der ein Reiz sich im menschlichen Nerv fortpflanzt. Noch Johannes Müller hatte geglaubt, daß dies mit einer der Lichtgeschwindigkeit ähnlichen Geschwindigkeit vor sich gehen müsse, d. h. mit einer Geschwindigkeit von 300 000 Kilometer in der Sekunde. Schien es doch ausgemacht, daß der Befehl, den wir der Hand erteilen, sie solle sich erheben, ohne Zeitverlust ausgeführt werde. Nun glaubte Helmholtz aus Versuchen seines Freundes Du Bois Reymond schließen zu müssen, daß es sich bei der Nervenreizung um materielle Umlagerungen handele, so daß dann viel geringere Geschwindigkeiten zu erwarten wären. Es gelang Helmholz nun, die Genauigkeit der Zeitmessung hinreichend zu steigern, so daß er bis auf $^1/_{10\,000}$ Sekunde genau beobachten konnte. Der Versuch wurde in der Weise angestellt, daß der zum Schenkelmuskel eines Frosches führende motorische Nerv einmal näher am Muskel, einmal entfernter gereizt und der Zeitunterschied zwischen Reizung und der Bewegung des Muskels in beiden Fällen gemessen wurde. Der Versuch ergab in der Tat eine verhältnismäßig geringe Geschwindigkeit, nämlich etwa 30 Meter in der Sekunde beim Frosch und 60 beim Menschen, das ist also rund ein Zehntel bis ein Fünftel Schallgeschwindigkeit. Wenn daher beispielsweise der menschliche große Zeh durch elektrischen Schlag gereizt wird, so dauert es $^1/_{30}$ Sekunde, bis der Reiz im Gehirn ankommt, $^1/_{10}$ Sekunde verfließt, bis der Wille auch bei gespanntester Aufmerksamkeit die Botschaft an die Nerven abgeben kann, daß der Zeh sich bewegen soll. Und wieder nach $^1/_{30}$ Sekunde kommt der Befehl an und nach einer weiteren $^1/_{100}$ Sekunde setzt sich endlich der Zeh in Bewegung. Beim Menschen macht diese Langsamkeit im allgemeinen nicht viel aus, bei einem großen Walfisch

Digitized by Google

können aber schon zwei Sekunden vergehen, bevor er nach Verletzung seines Schwanzes ihm befehlen kann, sich zu wehren. Es ist klar, daß diese Entdeckungen von grundsätzlicher Bedeutung waren und die heutige Psychophysik und die angewandte Psychologie arbeiten dauernd mit ähnlichen Verfahren.

Der Zwang, seinen Zuhörern das ganze Gebiet der Physiologie vorzuführen und klarzumachen, führte Helmholtz zu einer denkwürdigen Erfindung. Es handelt sich um die Erklärung des schwarzen Aussehens der menschlichen Pupille, eine Tatsache, die um so verwunderlicher erscheint, als man weiß, daß der Augenhintergrund mit einem roten Farbstoff austapeziert ist. Die Erklärung liegt darin, daß Strahlen, die von einem bestimmten Punkte ausgehend durch die lichtbrechenden Mittel auf der Netzhaut des menschlichen Auges vereinigt werden, von dort zurückgeworfen, genau wieder zum Ausgangspunkt der Strahlen gelangen müssen. Blickt also das Auge nach einem hellen Gegenstand, so kann das Bild des Augenhintergrundes nur in jenem hellen Gegenstand selbst wieder liegen, nicht im Auge eines Beobachters, der sich etwa zwischen den hellen Gegenstand und das zu erleuchtende Auge dazwischen schieben müßte. Nun hat bereits Brücke gezeigt, wie man doch das rote Aufleuchten des Augenhintergrundes beobachten kann, wenn man sein Auge unmittelbar neben eine Lichtquelle aufstellt, die das zu beobachtende Auge beleuchtet, sofern dieses nicht genau auf die Lichtquelle akkommodiert ist. Noch besser gelingt der Versuch, wenn man, wie dies zum erstenmal durch v. Erlach ausgeführt wurde, der eine Brille trug, durch das Brillenglas Licht von der Seite her in das zu beobachtende Auge fallen läßt und nun durch die Brille hindurch in der gleichen Richtung mit dem beleuchtenden Lichte blickt. Da regte sich bei Helmholtz der Wunsch, nicht bloß das rote Aufleuchten des Auges, sondern den Augenhintergrund selbst unmittelbar zu sehen, und er wurde zum Ziele geführt, indem er sich die Frage vorlegte, wo das Bild der beleuchteten Netzhaut liege. Steht beispielsweise das Licht in einem Abstand von einem halben Meter vor dem zu beobachtenden Auge, so muß das Bild der beleuchteten Netzhaut gleichfalls einen halben Meter vor ihr liegen. Nähert sich der Beobachter nun dem zu beobachtenden Auge, um es möglichst aus der Nähe zu sehen, so liegt das Bild der zu beobachtenden Netzhaut hinter dem Kopf des Beobachters, kann also nicht von ihm gesehen werden. Um es vor den Kopf des Beobachters in deutliche Sehweite zu bringen, müssen daher die Lichtstrahlen durch eine zwischengeschobene Zerstreuungslinse von passender Krümmung hindurchgehen, und dann muß es gelingen, die Netzhaut des beobachteten Auges auf der des Beobachters abzubilden. So hat Helmholtz seinen Augenspiegel erfunden, der lediglich aus der Zusammensetzung von einem durchsichtigen Spiegel mit einer Zerstreuungslinse besteht, und Helmholtz war der erste, dem es gelang, das Augeninnere eines lebenden Menschen in allen seinen Einzelheiten deutlich zu sehen. Diese Erfindung erregte begreiflicherweise gewaltiges Aufsehen, denn sie bedeutete für die Augenheilkunde dasselbe, wie die Röntgenstrahlen in unseren

Digitized by Google

Tagen für den Chirurgen. Es war von nun ab möglich, die krankhaften inneren Veränderungen des Auges unmittelbar zu beobachten und der Augenheilkunde neue Wege zu erschließen. So hat Helmholtz durch seine Erfindung tatsächlich eine neue Entwicklung eingeleitet, und es ist kein Wunder, daß er sich dadurch die Freundschaft erster Augenärzte, wie v. Gräfe in Berlin und Donders in Utrecht erwarb.

Indem nun Helmholtz seine mathematisch-physikalische Begabung auch weiterhin der Erforschung des Auges zugute kommen ließ, gelang es ihm, zu zeigen, in welcher Weise es dem Auge möglich ist, sich bald in die Nähe und bald in die Entfernung einzustellen. Denn ebensowenig wie ein photographischer Apparat gleichzeitig einen ganz nahen und einen weit entfernten Gegenstand scharf abbilden kann, vermag das Auge gleichzeitig nahe und ferne Gegenstände deutlich zu erblicken. Es kann dies nur nacheinander leisten. Helmholtz untersuchte nun die Krümmungen der brechenden Augenmittel, insbesondere die vordere Fläche der Augenlinse, indem er das Bild eines leuchtenden Gegenstandes an dieser Fläche beobachtete. Je stärker die Krümmung, desto kleiner ist das Bild, und so gelang es ihm, nachzuweisen, daß beim Einstellen auf Nähe die Krümmung der vorderen Linsenfläche vergrößert wird, indem sie zugleich vorrückt und mit ihr die Hornhaut nach vorn schiebt. Das von Helmholtz gebaute Ophthalmometer gestattet in genauester Weise die Krümmungsverhältnisse aller brechenden Mittel zu verfolgen, wodurch die Art der Bildentstehung im Auge vollständig aufgehellt wurde.

Eine weitere Erfindung von Helmholtz, die neuerdings von besonderer Wichtigkeit geworden ist, hängt mit der Theorie des stereoskopischen Sehens zusammen. Das Sehen mit zwei Augen unterscheidet sich von dem mit einem Auge dadurch, daß wir die Welt von zwei Standpunkten aus erblicken und diese Standpunkte zwei voneinander verschiedene Bilder ergeben. Betrachten wir den vor die Augen gehaltenen Zeigefinger, so deckt er sich in beiden Augen mit verschiedenen Punkten im Hintergrunde und diese Verschiedenheit bedingt das räumliche Sehen. Der Grad des räumlichen Sehens hängt somit ab von dem Abstand der Augen. Helmholtz kam auf den Gedanken, diesen Abstand durch ein Spiegelsystem zu erweitern, so daß dadurch die stereoskopische Wirkung des Sehens vergrößert wird. Unsere neueren Entfernungsmesser, die im Kriege eine große Rolle gespielt haben, hängen mit diesem Instrument alle mehr oder weniger zusammen.

Als für eine Enzyklopädie der Physik auch eine physiologische Optik geschrieben werden sollte, wurde diese Aufgabe begreiflicherweise Helmholtz übertragen. Indem er sie übernahm, fühlte er sich genötigt, das ganze Gebiet der physiologischen Optik, also nicht bloß die bisherigen Beobachtungen anderer zusammenstellend, sondern auch sie nachprüfend und mit einer großen Fülle neuer Beobachtungen ergänzend darzustellen. So entstand eines der gewaltigen Lebenswerke von Helmholtz.

Digitized by Google

Aber kaum hatte der inzwischen nach Bonn Berufene diese Arbeit übernommen, als er begann, auch auf dem Gebiete des Schalls und der Schallempfindungen Untersuchungen anzustellen, die mit der Zeit immer größeren Umfang annahmen, so daß er noch vor Fertigstellung der physiologischen Optik ein Werk über „die Lehre von den Tonempfindungen" herausgeben konnte.

Im Mittelpunkt dieses Werkes steht die Untersuchung der Klangfarbe. Darunter versteht man diejenige Eigentümlichkeit eines Klanges, die ihn von anderen Klängen gleicher Tonhöhe und Tonstärke unterscheidet. Wir können denselben Ton mit dem Klavier, mit der Violine, dem Harmonium und der Stimme angeben und doch sind die Klänge ganz verschieden. Bereits der Physiker Ohm hatte darauf aufmerksam gemacht, daß die Klangfarbe bedingt sei durch die verschiedene Zusammensetzung der Klänge, die bei gleichem Grundton doch verschiedene Obertöne haben können, und er zeigte, daß das Ohr imstande sei, aus einem solchen Klang die Teiltöne herauszuhören, wenn Aufmerksamkeit und Schulung dazu ausreichen. Diese Theorie hat Helmholtz weitergeführt und mit allen Mitteln der physikalischen und physiologischen Untersuchungsverfahren geprüft und bestätigt. Vor allem baute er seine Resonatoren, die an das Ohr gehalten aus der Klangfülle den bestimmten Ton herauszuhören gestatten, auf den der Resonator abgestimmt ist. Besondere Aufmerksamkeit widmet Helmholtz der Klangfarbe der Vokale, indem er nachweist, daß in diesem Falle Obertöne von ganz bestimmter Tonlage, sogenannte Formanten, dem Klange das eigentümliche Vokalgepräge erteilen. Eine großartige Bestätigung dieser Theorie gelang ihm, indem er durch eine Reihe von Stimmgabeln mit zugehörigen Resonatoren den Klang der Vokale nachahmte. Die Mittel zu diesem kostspieligen Apparate waren ihm durch König Maximilian von Bayern gewährt worden, der auf die wunderbaren Helmholtzschen Untersuchungen aufmerksam geworden war und als Liebhaber der Künste und Wissenschaften dafür besonderen Sinn hatte.

Darüber hinaus gelang aber Helmholtz die Lösung eines Rätsels, welches seit über 2000 Jahren ungelöst geblieben war. Schon Pythagoras hatte gefunden, daß die Länge der Saiten, die zueinander harmonische Töne liefern, im Verhältnis kleiner ganzer Zahlen stehen, z. B. Grundton und Oktave wie 1:2, Quinte 2:3, Quarte 3:4 usw. Helmholtz weist nach, daß der Grad von Zusammenklang zweier Töne davon abhängt, daß nicht bloß der Grundton, sondern auch die Obertöne einander nicht stören. Liegen die Obertöne zu nahe aneinander, so erzeugen sie Schwebungen und wirken störend auf das Gehör, wie ein flackerndes Licht auf das Auge. Da nun die Obertöne der musikalischen Klänge im Verhältnis von niederen ganzen Zahlen stehen, so läßt sich leicht einsehen, daß der gute Zusammenklang nur dann gewährleistet ist, wenn die Schwingungszahlen der beiden Töne im Verhältnis von kleinen ganzen Zahlen stehen. Dadurch gewinnt Helmholtz

Digitized by Google

eine Grundlage für das Verständnis der ganzen Musik und schreitet nun dazu, die Verwandtschaft der Klänge und ihre Benutzung in der Musik der verschiedenen Völker und zu verschiedenen Zeiten genauer zu verfolgen. Dadurch legte Helmholtz zugleich die Grundlage für eine Ästhetik der Musik.

Die Beschäftigung mit den physikalischen Vorgängen in Musikinstrumenten, insbesondere Pfeifen, führte Helmholtz auf außerordentlich wichtige Untersuchungen über Kräfte in Gasen und Flüssigkeiten, auf das sogenannte Gebiet der Hydrodynamik, und so überraschte er die Welt mit einer Untersuchung, die ihn in die erste Reihe der Mathematiker stellte. In dieser merkwürdigen Arbeit stellt Helmholtz fest, daß im Inneren einer sich selbst überlassenen reibungslosen, nicht zusammendrückbaren Flüssigkeit Wirbel nie entstehen oder vergehen können, wo sie nicht schon vorhanden sind. Unter einem solchen Wirbel versteht man eine drehende Bewegung der Flüssigkeit. Insbesondere untersuchte er das Verhalten von Wirbelringen. Das sind in sich zurücklaufende Flüssigkeitsgebilde, in denen Wirbelbewegung besteht, und die nach außen abgetrennt sind durch Teile, die eben keine Wirbelbewegung besitzen. Solche Wirbelringe haben ganz die Eigenschaft von Atomen, die weder erschaffen noch zerstört werden können, und so konnte Sir William Thomson auf dieser Untersuchung eine hydrodynamische Theorie der Atome aufbauen.

Die Sache ist deshalb von so außerordentlich weittragender Bedeutung, weil hier zum erstenmal gezeigt war, daß das Vorhandensein von Atomen nicht im Gegensatz zu stehen braucht mit der Annahme einer stetigen Raumerfüllung, und daß also zwischen auseinanderliegenden Atomen scheinbare Fernkräfte auftreten können, die tatsächlich durch ein zwischenliegendes Mittel übertragen werden. Damit berührt Helmholtz eine Grundaufgabe der Physik und wird der Begründer einer einheitlichen Zukunftsphysik, deren Entstehung wir jetzt bereits ahnen können.

Diese Untersuchungen sind aber zu gleicher Zeit von erheblicher Bedeutung für die Vorgänge in der Atmosphäre und damit der Meteorologie, und so tritt später Helmholtz nocheinmal auf diesem Gebiete mit außerordentlich wichtigen Untersuchungen hervor über die Entstehung von Zyklonen und Antizyklonen, deren Kenntnis die Grundlage für jede Wettervorhersage sein muß. Die neuere exakte oder strenge Meteorologie knüpft an diese Untersuchungen an.

Die merkwürdigen Gebilde von sogenannten Schäfchenwolken, das sind Wolken von Streifenform mit gleichen Abständen, die mitunter über den ganzen Himmel hinwegstreichen, erklärte Helmholtz durch das Zustandekommen von Wellen an der Grenze zweier übereinander lagernden Luftschichten, wobei aufsteigende Luftwellen jeweils den Anlaß zur Abkühlung und zur Wolkenbildung geben.

Von 1858 bis 1871 war Helmholtz Professor der Physiologie in Heidelberg. Er wirkte dort zusammen mit Kirchhoff und Bunsen, den

Digitized by Google

beiden Entdeckern der Spektralanalyse. Lange bildeten diese drei ein leuchtendes Dreigestirn am Himmel der Heidelberger Universität. „Es war eine Zeit des Glanzes, wie sie selten für eine Universität da war und nicht leicht wiederkehren wird." Als nun 1870 in Berlin der Professor der Physik Magnus starb, wandte sich die Aufmerksamkeit auf Helmholtz als den geeignetsten Nachfolger; obgleich er bis dahin stets nur Professor medizinischer Wissenschaften gewesen war, so hatten doch seine Arbeiten eine wesentlich physikalische Richtung, und Sie haben schon gehört, daß er auch auf dem Gebiete der reinen Physik grundlegende Arbeiten gemacht hatte. So ging er nach wiederhergestelltem Frieden 1871 nach Berlin, wo nun neben Deutschlands größtem Staatsmann Bismarck und dem größten Heerführer Moltke auch der größte Naturforscher Helmholtz wirkte.

Dort wandte sich Helmholtz in erster Linie der Elektrodynamik zu, d. h. der Lehre von den elektrischen und mechanischen Wirkungen elektrischer Ströme. Er setzte damit bereits in Heidelberg begonnene Arbeiten fort. Es nahm die Aufmerksamkeit von Helmholtz in Anspruch, daß die damals bekannten Wirkungen der elektrischen Ströme durch außerordentlich verschiedenartige Theorien, z. B. von Franz und Carl Neumann, Wilhelm Weber und Maxwell richtig wiedergegeben wurden. Es gelang ihm, eine umfassende Theorie aufzustellen, aus der die bisher bekannten Theorien als besondere Fälle abgeleitet werden konnten, indem man einer einzigen darin vorkommenden Größe verschiedene Werte vorschrieb; und es stellte sich dabei heraus, daß die gleichen Ergebnisse für alle Theorien herauskommen mußten, solange es sich um geschlossene Ströme handelte, mit denen man es bisher fast ausschließlich zu tun hatte. Helmholtz zeigte aber, daß die Aussagen der Theorien verschieden würden, sobald es sich um ungeschlossene Ströme handle, Ströme, wie sie z. B. bei elektrischen Schwingungen vorkommen können; und von ihm veranlaßte Versuche wiesen darauf hin, daß dann der Maxwellschen Theorie der Vorrang gebühre.

Damit war in Deutschland der Eingang verschafft für Gedanken von außerordentlicher Tragweite. Diese gingen in letzter Hinsicht auf Faraday zurück, der sich nicht hatte vorstellen können, wieso elektrische Kräfte einen leeren Raum zu überspringen vermöchten, ohne daß sie durch ein zwischenliegendes Mittel von dem Ausgangspunkt zu der betreffenden Stelle hingetragen würden, wo sie ihre Wirkung offenbarten. Diese Vorstellung hatte Maxwell in das Gewand einer mathematischen Theorie gekleidet, aus der hervorging, daß die elektrischen Kräfte sich in Wellenform ähnlich dem Lichte und mit gleicher Geschwindigkeit wie dieses ausbreiten müßten. Durch ein von Helmholtz veranlaßtes Preisausschreiben wurde sein Schüler Hertz auf diese Theorie hingewiesen, dem es dann später durch glänzende Experimente wirklich gelang, elektrische Wellen zu erzeugen und nachzuweisen, daß sie sich mit Lichtgeschwindigkeit ausbreiten und ganz wie Lichtwellen verhalten. Damit war die Grundlage zur drahtlosen Telegraphie gelegt, so daß wir jetzt er-

Digitized by Google

kennen, daß die ursprünglich rein theoretischen Untersuchungen von Helmholtz das Mittelglied wurden für außerordentlich wichtige Anwendungen, an die zuvor kein Mensch gedacht hatte.

Je älter Helmholtz wurde, mit um so allgemeineren und weitertragenden Fragen beschäftigte er sich.

In der Wärmelehre stellte er den Begriff der freien Energie auf, aus dem man die Arbeitsfähigkeit eines Gebildes ableiten kann, während die gebundene Energie zu einer solchen Arbeit unfähig ist.

Schließlich drang er zu einem allgemeinsten Gesetz vor, dem sogenannten Prinzip der kleinsten Wirkung, dem er eine so allgemeine Fassung zu geben wußte, daß es das Gesetz der Erhaltung der Energie mit umfaßt und darüber hinaus noch imstande ist, die genauen zeitlichen Änderungen in einem beliebigen Gebilde vorauszuberechnen, wenn die Art der Abhängigkeit der Energie von den bekannten veränderlichen Größen gegeben ist. Dieses Gesetz läßt sich auf alle Gebiete der Physik anwenden, die Mechanik selbstverständlich, die Wärmelehre und, was am schwierigsten war, auf die gesamte Elektrizitätslehre.

Auch dieses Gesetz spielte später noch in verschiedener Form eine wichtige Rolle; so bei Hertz in seinem Gesetz der geradesten Bahn, was besagt, daß in einem beweglichen Gebilde jedes Teilchen nach Möglichkeit seine Geschwindigkeit beibehält, soweit es nicht durch die Bedingung des Zusammenhanges mit anderen gezwungen ist, davon abzuweichen. Auch dieses Gesetz scheint berufen, in der Physik der Zukunft eine grundlegende Rolle zu spielen.

Ich will damit die Betrachtungen über die Einzelleistungen von Helmholtz abschließen,[1]) obgleich ich eine Menge von wichtigen Funden übergangen habe, deren jeder einzelne schon ausreichte, den Namen eines Forschers zu begründen.

Es ist eben unmöglich, in einer Stunde die Fülle seiner Gedanken und Werke zu erschöpfen; das erkennt man schon äußerlich an dem Umfang der hinterlassenen Schriften. Es sind neben den schon erwähnten Werken über physiologische Optik und Akustik zunächst drei umfangreiche Bände wissenschaftlicher Abhandlungen. Und dabei muß man bedenken, daß es sich hier nicht, wie häufig bei geisteswissenschaftlichen Abhandlungen, um Neubearbeitung bereits mehr oder weniger bekannten Stoffes, sondern um Neuschöpfungen handelt, um die Ergebnisse eigener experimentellen oder theoretischen Forschung; dazu kommen zwei Bände volkstümlicher Vorträge und Reden, in denen er die Früchte seiner Forschungen in einer vorbildlich vollendeten Sprache

[1]) Die Kenner werden sich vielleicht wundern, weshalb ich nicht auf Helmholtz' Farbenlehre und Erkenntnislehre eingegangen bin. Aber das sind Dinge, über die man sehr verschieden urteilen kann. Ich persönlich habe den Eindruck, daß dabei die mehr psychologische und biologische Richtung von Hering den Tatsachen mehr gerecht wird als die vorwiegend physikalische Richtung von Helmholtz. Die Erörterung dieser Theorien in einem volkstümlichen Vortrag würde daher zu weit geführt haben.

Digitized by Google

voll blühender Bilder allgemein verständlich vor Augen führt; endlich sechs umfangreiche Bände über theoretische Physik, der Inhalt der Vorlesungen an der Berliner Universität, die er dort noch hielt, als er schon Präsident der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt geworden war und nur noch locker mit der Universität in Verbindung stand. Auch diese enthalten eine Fülle eigener Gedanken und zeichnen sich durch eine köstliche Klarheit und Anschaulichkeit aus, wobei der geistige Zusammenhang die Hauptsache, die unentbehrliche Rechnung nur Hilfsmittel ist. Diese Vorlesungen sind nach Helmholtz' Tode von seinen Schülern herausgegeben worden.

Und damit komme ich zu einer weiteren großen Hinterlassenschaft des Meisters. Das sind eben seine Schüler. Keiner der zeitgenössischen Physiker hat eine solche Zahl von Schülern und von solcher Bedeutung hinterlassen wie er, die selbst wieder Lehrstühle an deutschen Universitäten eingenommen und in breitem Strom seinen wissenschaftlichen Geist in das deutsche Geistes- und mittelbar in sein Wirtschaftsleben ergossen haben.

Denn wenn Sie fragen, was jene rein wissenschaftlichen, sei es experimentellen, sei es theoretischen Arbeiten für einen Nutzen haben können, so kann man mit Helmholtz eine Antwort erteilen, die er in einer Denkschrift gegeben hat, die der Begründung der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt vorausging. „Es ist eine alte Regel," sagt Helmholtz, „daß jede ernste wissenschaftliche Arbeit ihre praktische Anwendung schließlich da bringt, wo man sie am wenigsten vermutet hätte."

Und selbst jene allgemeinsten abgeblaßten Gesetze, von denen ich zuletzt erzählte, können als die tiefsten Quellen gelten von künftiger Naturforschung und wichtigsten Entdeckungen.

Der werktätige Mann von heute glaubt, daß allein seiner Hände Werk wahren Nutzen habe, und vergißt, daß unter Umständen eine Erfindung von morgen seine Arbeit unnütz machen kann. Aber auch der Erfinder ist gezwungen, zurückzugreifen auf vorhandenes Wissen, auf die Kenntnis von Naturgesetzen und neue wissenschaftliche Entdeckungen.

Aber selbst solche Entdeckungen, wie die vorhin erwähnte der Hertzschen Wellen haben noch eine tiefere Quelle, das ist die Kenntnis eben der tiefsten Zusammenhänge gesetzmäßiger Vorgänge in der Welt, und diese allertiefsten Quellen hat Helmholtz in einem Umfange gespeist, wie kaum ein anderer vor ihm.

Man kann sagen, er ist der wissenschaftliche Erneuerer und schöpferische Förderer einer ganzen Reihe von Wissenschaften. Ich nenne nur die physiologische Lehre vom Licht und Augenheilkunde, die physiologische Lehre vom Schall, die Ästhetik der Musik, die Lehre von den Energien, die Wärmelehre, die Meteorologie, die Elektrizitätslehre und Erkenntnistheorie. Und dabei ist es erstaunlich, wie er im Gegensatz zu vielen anderen, denen nur in ihrer Jugend einmal ein großer Wurf gelungen ist, dessen weitere Ausarbeitung ihr Leben ausfüllte, Helmholtz bis in sein hohes Alter sich immer neuen Auf-

Digitized by Google

gaben grundlegendster Bedeutung in jugendlicher Schaffenskraft mit Erfolg widmete.

Und wenn er schon einem großen Forschergeschlecht angehörte, wie der Anatom Virchow, die Physiologen Du Bois Reymond und Ludwig, der hier in Leipzig gewirkt hat, die Physiker Clausius, Hittorf, Kirchhoff und Robert Mayer, die Chemiker Bunsen, A. W. Hofmann und Kekulé, um nur einige, der Wissenschaft und dem Alter nach ihm besonders nahestehende Männer zu nennen, die zusammen sich wie ein Himalajagebirge ausnehmen, so ist doch von ihnen allen Helmholtz der höchste Berg, der Mount Everest.

Daß er als ein Mann solchen Ranges auch von den Zeitgenossen angesehen wurde, und nicht bloß von seinen Landsleuten, das beweist der glänzende, wenn auch von ihm nicht angenommene Ruf, den er nach der englischen Universität Cambridge erhielt, zugleich ein beredtes Zeugnis für die idyllischen, freundlich harmlosen Beziehungen, die damals noch zwischen den Gelehrten der nachmals so feindlich einander gegenüberstehenden Völker bestanden; das beweist der lebhafte Beifall, mit dem er in England und Frankreich begrüßt wurde, wenn er sich bei feierlichen Anlässen öffentlich sehen ließ, das beweisen endlich die Glückwünsche und Ehrenbezeigungen aus der ganzen Welt, die ihm beim 70. Geburtstag dargebracht wurden.

Angesichts solcher Größe von Helmholtz fragt man sich wohl, wie war ein solches Menschenwerk möglich, wie kann ein solcher Ausnahmemensch entstehen.

Da ist es köstlich zu hören, was die Mutter eines anderen großen Mannes, von Wolfgang Goethe, antwortet, als sie von Leuten überlaufen wird, die ein Stück des Ruhmes ihres Sohnes auf sie übertragen möchten. In einem Brief an den Sohn schreibt sie in ihrem köstlichen Naturdeutsch: „Das Lob das mir nicht gebühret nehme ich nie an; zudem weiß ich ja gar wohl wem das Lob und der Dank gebührt, denn zu Deiner Bildung im Mutterleibe da alles schon im Keim in Dich gelegt wurde dazu habe ich warlich nichts gethan — Vielleicht ein Gran Hirn mehr oder weniger und Du wärstes ein gantz ordinerer Mensch geworden und wo nichts drinnen ist da kan nichts raus kommen — da erziehe du das können alle Pilantopine — sie meint Philanthropine — in gantz Europia nicht geben — gute und brauchbahre Menschen ja das lasse ich gelten hir ist aber die Rede vom außerordendtlichen."

Und da müssen wir bekennen, daß wir in der Tat noch weniger voraussagen können, wann ein bedeutender Mensch entsteht, als wie das Wetter in Jahr und Tag sein wird. Aber soviel kann man sagen, daß seltene Anlagen zusammenkommen müssen von beiden Seiten. Goethe selbst sagt es von sich in bescheiden drolliger Art:

„Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen,
Vom Mütterchen die Frohnatur
Und Lust zu fabulieren."

Digitized by Google

Auch von Bismarck wissen wir, daß seine gewaltige Tatkraft auf den Mannesstamm Bismarck, der hervorragende Verstand aber auf die Mutter zurückgeht.

Und ebenso weiß man von Helmholtz, daß seine Mutter eine Frau von seltener geistiger Regsamkeit war: „Plastisch war alles, was sie sagte, klar und hell ihr schlichtes Urteil; wie von einer Art Divination geleitet, durchschaute sie etwas Fragliches ohne Schwierigkeit, scheinbar ohne Nachdenken bis in die letzten Konsequenzen und sprach es in einfacher Form aus." Helmholtz' Vater aber war ein Mann von seltener Pflichttreue und Arbeitsamkeit, von einem Geiste, der sich stets mit dem Höchsten beschäftigte und mit den damaligen großen Philosophen teils als Schüler, teils als Freund verbunden war.

Helmholtz' Mutter sagte von dem Sohne, er sei als Kind unschön befunden worden; aber das beunruhigte sie nicht; sie bewunderte ihr Kind, und wenn es lächelte und die Augen öffnete, sah sie nichts als Geist und Verstand.

So sehen wir von Jugend auf bei Helmholtz den Trieb wirken nach Aufklärung der Rätsel des Daseins; wie sein Vater stellte er sich die größten Aufgaben, mit der Mutter aber wußte er in dem scheinbar Verworrenen das Einfache zu erkennen und klar auszusprechen.

Kein Wunder, daß Helmholtz ein in sich gekehrter Mann wurde. „Oh! über euch, ihr stummen verschlossenen Menschen," ruft einmal die Mutter aus. „Sehr ernst und innerlich" schildert ihn die Schwester der Braut, als Helmholtz in deren Familie zu verkehren begann, „etwas ungewandt und beengt unter zum Teil lebhaft angeregten und weltkundigen jungen Männern, war es ganz charakteristisch, was man mir bei seiner Vorstellung sagte: ein sehr gescheidter Mensch, aber Sie müssen ihn erst ausgraben." Ebenso schildert ihn Wundt, sein Heidelberger Assistent, der spätere Leipziger Philosophieprofessor, als einen äußerst schweigsamen Menschen, was nicht ausschloß, daß er mit seinesgleichen gelegentlich in angeregtem Verkehr stehen konnte. Aus Berlin schreibt Helmholtz später, aufgefordert, in Amerika eine Reihe öffentlicher Vorlesungen zu halten, ablehnend: „Das Berliner Treiben macht mich schon sehr müde, so daß ich nach beendetem Semester vor allen Dingen den Wunsch zu haben pflege, keinen Menschen mehr sehen zu müssen und meine Gedanken sammeln zu können an einem stillen Orte. Von allem diesem wäre Amerika ungefähr das gerade Gegenteil."

Alles, was ihn von der wissenschaftlichen Arbeit abhalten konnte, schob er beiseite. So hat er nie ein Patent genommen. Und wenn auch der Hauptgrund der uneigennützige Wunsch sein mochte, daß Erfindungen wie der Augenspiegel der Allgemeinheit ungekürzt zugute kommen sollten, so hätte ihn doch die Umständlichkeit, die mit der Anmeldung eines Patentes verknüpft ist, und gar etwa daran sich anschließende Patentprozesse abgeschreckt.

Soweit geht bei Helmholtz der Drang, sich die Zeit frei zu halten für die Forschung, daß er selbst dringliche Arbeiten bis zuletzt aufschiebt. Als er

Digitized by Google

1869 in der allgemeinen Sitzung der Naturforscherversammlung in Innsbruck die erste Eröffnungsrede halten soll, ist seine Frau voll Besorgnis und will sie lieber nicht mit anhören, weil sie befürchtet, er habe sich nicht genügend vorbereitet. Tatsächlich wurde der Vortrag in wenigen Nachtstunden unmittelbar vorher niedergeschrieben und ist dann doch eine seiner glänzendsten Reden geworden.

Bei den Vorlesungen über Experimentalphysik, die zumeist von jüngeren Studenten besucht werden, hatte man manchmal den Eindruck, daß er nicht ganz bei der Sache war. Sollte vielleicht inzwischen eine neue Entdeckung in ihm gearbeitet haben? Auf der anderen Seite hielt er mitunter auch glänzende Vorlesungen, wenn der Stoff ihn gerade ganz erfüllte. So erkennt man, daß einer, der sich zum Volksschullehrer wohl wenig geeignet hätte, doch ein überragender Hochschullehrer sein kann, der schon allein durch das Vorbild wirkt und die Fülle der Gedanken, die von ihm ausströmen.

Und wie traten nun die zweifellosen Anlagen von Helmholtz in Erscheinung? Wie ging es zu in seiner Gedankenwerkstatt? Es ist ungemein reizvoll zu hören, was er selbst darüber sagte, als er sich genötigt sah, bei der öffentlichen Feier seines 70. Geburtstages auf eine Glückwunschrede zu antworten:

„Da ich ziemlich oft in die unbehagliche Lage kam, auf günstige Einfälle harren zu müssen, habe ich darüber, wann und wo sie mir kamen, einige Erfahrungen gewonnen, die vielleicht anderen noch nützlich werden können. Sie schleichen oft genug still in den Gedankenkreis ein, ohne daß man gleich von Anfang ihre Bedeutung erkennt; dann hilft später nur zuweilen noch ein zufälliger Umstand zu erkennen, wann und unter welchen Umständen sie gekommen sind; sonst sind sie da, ohne daß man weiß woher. In anderen Fällen aber treten sie plötzlich ein, ohne Anstrengung, wie eine Inspiration. So weit meine Erfahrung geht, kamen sie nie dem ermüdeten Gehirne und nicht am Schreibtisch. Ich mußte immer erst mein Problem nach allen Seiten soviel hin- und hergewendet haben, daß ich alle seine Verwendungen und Verwicklungen im Kopfe überschaute und sie frei, ohne zu schreiben, durchlaufen konnte. Es dahin zu bringen, ist ja ohne längere vorausgehende Arbeit meistens nicht möglich. Dann mußte, nachdem die davon herrührende Ermüdung vorübergegangen war, eine Stunde vollkommener körperlicher Frische und ruhigen Wohlgefühls eintreten, ehe die guten Einfälle kamen. Oft waren sie des Morgens beim Aufwachen da, wie auch Gauß angemerkt hat. Besonders gern aber kamen sie bei gemächlichem Steigen über waldige Berge in sonnigem Wetter. Die kleinsten Mengen alkoholischen Getränks aber schienen sie zu verscheuchen.

Solche Momente fruchtbarer Gedankenfülle waren freilich sehr erfreulich, weniger schön war die Kehrseite, wenn die erlösenden Einfälle nicht kamen. Dann konnte ich mich wochenlang, monatelang in eine solche Frage verbeißen, bis mir zumute war wie

Digitized by Google

dem Tier auf dürrer Heide
Von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt
Und rings herum ist schöne grüne Weide.

Schließlich war es oft nur ein grimmer Anfall von Kopfschmerzen, der mich aus meinem Bann erlöste und mich wieder frei für andere Interessen machte."

Wenn wir nun auch in den angeborenen Anlagen die wesentliche Vorbedingung für Helmholtz' großartiges Wirken sehen müssen, so genügen doch diese allein nicht zu dessen Verständnis. Solche Anlagen müssen gepflegt werden und den richtigen Boden finden. Das war aber bei Helmholtz in reichem Maße der Fall. Er sah sich zu Hause in eine hohe geistige Luft gestellt, wo der Sinn für höchstes Denken und Streben gepflegt wurde. Der Boden aber, in den sein Samenkorn fiel, war der denkbar günstigste. Die damalige Physiologie lechzte geradezu nach einer mathematisch-physikalischen Beackerung und das waren ja nun gerade die Anlagen, die Helmholtz von Haus aus mitbrachte. Es ist eine Erfahrung, die man auch sonst machen kann, daß großes Neues dadurch entsteht, daß zwei bis dahin getrennte Gebiete nun in einer Person ihre Vereinigung finden.

Zu den Vorbedingungen für Helmholtz' Leistungen gehören noch zwei allgemeine Geistesrichtungen, die zu seinen Zeiten in Deutschland herrschten, die Selbstlosigkeit und die Freiheit der Forschung. Hören wir, was er selbst darüber sagte in seiner Innsbrucker Rede:

„Während in der Erforschung der unorganischen Natur die verschiedenen Nationen Europas ziemlich gleichmäßig vorschritten, gehört die neuere Entwicklung der Physiologie und Medizin vorzugsweise Deutschland an. Die Fragen über die Natur des Lebens hängen eng mit psychologischen und ethischen Fragen zusammen. Zunächst handelt es sich freilich auch hier um den unermüdlichen Fleiß, der für rein ideale Zwecke und ohne nahe Aussicht auf praktischen Nutzen der reinen Wissenschaft zugewendet werden muß. Und wir dürfen es ja wohl von uns rühmen, daß gerade durch diesen begeisterten und entsagenden Fleiß, der für die innere Befriedigung und nicht für den äußeren Erfolg arbeitet, sich die deutschen Forscher von jeher ausgezeichnet haben.

Aber das Entscheidende war meiner Meinung nach in diesem Falle etwas anderes, nämlich, daß bei uns eine größere Furchtlosigkeit herrscht vor den Konsequenzen der ganzen und vollen Wahrheit als anderswo. Auch in England und Frankreich gibt es ausgezeichnete Forscher, welche mit voller Energie in dem rechten Sinne der naturwissenschaftlichen Methode zu arbeiten imstande wären; aber sie mußten sich bisher fast immer beugen vor gesellschaftlichen und kirchlichen Vorurteilen, und konnten, wenn sie ihre Überzeugung offen aussprechen wollten, dies nur zum Schaden ihres gesellschaftlichen Einflusses und ihrer Wirksamkeit tun.

Digitized by Google

Deutschland ist kühner vorgegangen; es hat das Vertrauen gehabt, welches noch nie getäuscht worden ist, daß die vollerkannte Wahrheit auch die Heilmittel mit sich führt gegen die Gefahren und Nachteile, welche das halbe Erkennen der Wahrheit hier und da mit sich bringen mag. Ein arbeitsfrohes, mäßiges, sittenstrenges Volk darf solche Kühnheit üben, es darf der Wahrheit voll in das Antlitz zu schauen suchen; es geht nicht zugrunde an der Aufstellung einiger voreiligen und einseitigen Theorien, wenn diese auch die Grundlagen der Sittlichkeit und der Gesellschaft anzutasten scheinen sollten."

Das Loblied auf die deutsche Geistesfreiheit hat Helmholtz noch ein andermal gesungen als Rektor der Berliner Universität bei einer Ansprache an die Studenten:

„Im neuen Deutschen Reiche können auf den Universitäten die extremsten Konsequenzen materialistischer Metaphysik, die kühnsten Spekulationen auf dem Boden von Darwins Evolutionstheorie ebenso ungehindert wie die extremste Vergötterung päpstlicher Unfehlbarkeit vorgetragen werden."

Es ist das zugleich eine Warnung an Staaten mit Parteiregierungen. Mögen sie zusehen, ob sie es in der Freiheit des Geistes und der Freiheit der Universitäten mit dem alten Deutschen Reiche aufnehmen können. Gar zu leicht sind sie versucht, sich einzumischen, um dem allein seligmachenden Parteiglauben Herrschaft zu verschaffen. Wo aber die Wahrheit gefürchtet wird, da mag das Volk sich vorsehen, daß es nicht zu spät vom Traum zur Wirklichkeit erwache.

Und noch eines anderen Umstandes habe ich zu gedenken, der, wie ich hoffe, im neuen deutschen Staate sich gegen früher nicht ändern wird; das ist die kulturelle Unabhängigkeit seiner Einzelstaaten und ihr Wetteifer in den sittlichen und geistigen Gütern.

Als 1868 der Bonner Lehrstuhl der Physik neu zu besetzen war, suchte Preußen Helmholtz von Heidelberg wegzuziehen. Helmholtz lehnte ab und schrieb über die damaligen Verhandlungen: „Die badische Regierung war in ihrer Bereitwilligkeit, für mich fast unverhältnismäßige Opfer zu bringen, das gerade Gegenteil der preußischen." Als freilich drei Jahre später des neuen Reiches Herrlichkeit erstanden war, da gab es kein Halten mehr und Helmholtz ging unter den glänzendsten Bedingungen in die Reichshauptstadt. Dazu gehörte vor allem die Erbauung eines neuen großen physikalischen Instituts.

Mit dem Staat wetteiferte schließlich noch eine Privatperson, Helmholtz' Freund Werner v. Siemens, der berühmte Vorstand des Hauses Siemens & Halske, der den Wunsch hatte, ihn von der übermäßigen Last des Unterrichts zu befreien und ihn ganz für die Forschung zu gewinnen. Dieser Wunsch ging Hand in Hand mit dem Plane der Errichtung einer Physikalisch-Technischen Reichsanstalt, die der physikalischen Forschung in großem Maßstab und ihrer Nutzung für die deutsche Technik dienen und deren Präsident Helmholtz werden sollte. Zu diesem Zweck stiftete Werner

Digitized by Google

v. Siemens ein großes Gelände in Charlottenburg, auf dem die Reichsanstalt 1887 der Leitung von Helmholtz übergeben wurde.

Fassen wir zuletzt noch eine allgemeinste Vorbedingung der Entstehung großer Männer ins Auge, so könnte man sagen, jedes Volk hat die großen Männer, die es verdient. Die Deutschen vor 1870 verdienten ihre großen Männer. Sie hatten sich unter schwersten Bedingungen die staatliche Freiheit erkämpft und sie hatten ihre Hochgedanken der inneren Freiheit und der Einigung des Deutschen Reiches zugewandt, lebten ein bescheidenes und arbeitsreiches Dasein; sie verehrten ihre großen Männer, die wie Luther, Schiller und Goethe eine reine deutsche Sprache und ein deutsches Geistesleben geschaffen hatten.

Nicht alle Völker haben ihre großen Männer so geschätzt, wie sie es verdienten. Die Griechen waren eifersüchtig auf ihre Großen, sie fürchteten ihre überragende Bedeutung und waren leicht geneigt, sie zu verbannen. Das Ergebnis war, daß sie statt durch ihre eigenen Großen beherrscht zu werden, der Herrschaft fremder Völker unterlagen und dann von ihrer Höhe herabsanken. Nicht ohne Sorge und Trauer konnte man beobachten, wie nach dem Kriege nicht bloß verdiente Offiziere, sondern auch unsere großen Heerführer mißachtet wurden. Auch ein Volk, das alles gleichzumachen wünscht, wie die Hecke mit der Schere, verdient keine großen Männer. Wir sehen es an Rußland, dessen Hecke nun am Verdorren ist.

Nicht der Mietskaserne mit der Wiederholung des ewig Gleichen reichen wir die Palme des Schönheitspreises, sondern dem Dom mit seinen Säulen, Hallen, Giebeln und Türmen. Nicht die Alge ist der Höhepunkt des Lebendigen mit ihren gleichen Zellen, selbst wenn sie die ganze Welt damit überzöge, sondern der Mensch mit seiner Fülle verschiedener Organe und Sinne, darüber thronend das Gehirn, das dem Ganzen gebietet oder — wenigstens gebieten sollte. Und so wird auch im Wettstreite der Völker nicht das die erste Stelle einnehmen, das auf die Gleichmachung aller eingeschworen ist, sondern dasjenige, das die reichste Gliederung an Organen aufweist und sich führen läßt durch die Größten an Geist und sittlicher Kraft. Nicht Neid, sondern Stolz auf sie ist das Kennzeichen eines großen Volkes. So machen wir auch die Beobachtung, daß alle selbstbewußten Völker mit besonderer Liebe und Verehrung an ihren großen Männern hängen. So hat es auch auf Helmholtz, wie auf jeden Vaterlandsfreund, der dorthin kommt, einen großen Eindruck gemacht, als er sah, wie die Engländer im Westminster in London ihre großen Toten verehren, wo neben bedeutenden Fürsten der beliebte Schauspieler, der berühmte Dichter und der große Naturforscher geehrt wird und wie in der Nationalgalerie eine Sammlung von Gemälden berühmter Männer sich befindet, denen man nur in das Auge zu blicken braucht, um ihre Bedeutung zu erkennen.

Ich weiß nicht, ob wir Deutsche es den Engländern hierin gleichgetan haben. Immerhin haben wir in der Walhalla bei Regensburg eine bedeutende

Digitized by Google

Sammlung von Denkmälern großer Männer und sehen auch in den Galerien die Bildnisse unserer großen Staatsmänner und Geisteshelden. Und so war es auch ein echtes vaterländisches Unternehmen, das uns heute hier zusammengeführt hat in der Verehrung des größten Naturforschers Deutschlands, des großen Deutschen: Hermann Helmholtz.

Erinnerungen an Königin Viktoria von England

Von

Fürstin Marie v. Erbach-Schönberg[1])

Besuch der Königin Viktoria in Schönberg (1885)

Liko[2]) verlobte sich im Winter 1885 mit der uns allen sehr lieb gewordenen jüngsten Tochter der Königin Viktoria.[3]) Sie hatte ihre durch den frühen Tod des Prinzgemahls Albert (von Sachsen-Koburg-Gotha) schwergeprüfte Mutter nie verlassen und ihre Zurückgezogenheit geteilt. Diese letzte Tochter herzugeben wurde der Königin sehr schwer, und sie gab ihre Einwilligung zu der Heirat nur unter der Bedingung, daß das junge Paar kein eigenes Heim beziehe, sondern bei ihr am englischen Hofe verbleibe. Leicht ist unserem fröhlichen Liko dieser Entschluß nicht geworden. Mit Leib und Seele hing er an seinem Soldatenberuf und an seinem Bonner Husarenregiment, und es war eine schwierige Stellung, die ihm in dem fremden Land bevorstand. Das fühlten wir alle nur zu gut. Aber er hat eine gute und liebevolle Gattin an Beatrice von England gefunden, meine Eltern eine treue Schwiegertochter und ich eine in Freud und Leid engverbundene Schwester.

Als Braut kam sie im Frühjahr nach Darmstadt, und am 29. April hatten wir die Freude, sie und ihre Mutter, Königin Viktoria, bei uns in Schönberg zu sehen. Sie kamen mit Liko, dem Großherzog und Ella, dessen zweiter Tochter, die im Jahre zuvor den Großfürsten Sergius von Rußland[4]) geheiratet hatte, den mir so nahestehenden Vetter, von dem im Band „Entscheidende Jahre" oft die Rede ist.

Die Königin pflanzte bei diesem Besuch im Schloßgarten eine Linde in Erinnerung an ihren Urgroßvater, den Grafen Georg August zu Erbach-Schönberg, der einst den Garten angelegt. Die Linde hat sich inzwischen zu einem großen schattenspendenden Baum entwickelt.

---

[1]) Aus dem in diesen Tagen bei Wollermann (Braunschweig) erscheinenden 2. Band der Lebenserinnerungen der fürstlichen Verfasserin.

[2]) Prinz Heinrich von Battenberg, Bruder der Fürstin, gest. 1921.

[3]) Beatrice, geboren 1857.

[4]) Großfürst Sergius, 1905 in Moskau getötet.

Digitized by Google

Familiensinn war ein hervorragender Zug in Königin Viktorias Charakter, und eine große Treue war naturgemäß die Folge dieser schönen Eigenschaft. Sie sprach das reinste Deutsch, und wir haben in all den Jahren, in denen ich ihr nahestehen durfte, nie ein Wort Englisch zusammen gesprochen. An jenem Tag in Schönberg war ich ihr gegenüber natürlich noch etwas scheu, da ich nur die Königin und ältere Frau in ihr sah.

Später verlor ich diese Empfindung ganz, denn ich lernte sie in ihrer rein menschlichen Einfachheit und Größe kennen und in ihrer bis ins hohe Alter bewahrten mädchenhaften Schlichternheit.

Mein Besuch bei der Königin Viktoria (1886)

Im März des Jahres 1886 reiste ich zum dritten Male hinüber nach England, um einige Wochen bei der Königin und meinen Geschwistern zu verbringen.

In Calais erwartete mich Liko, und wir hatten eine schöne, ruhige Überfahrt, bei der ich, in Pelze gehüllt, denn es war sehr kalt trotz herrlichen Sonnenscheins, die ganze Zeit an Deck saß, und als wir vor Anker gingen, bedauerte ich, die See und ihre köstliche Luft nicht länger genießen zu dürfen. Aus Briefen an Gustav [1]) über diese Überfahrt und den Aufenthalt in England gebe ich hier einige kurze Auszüge.

Windsor Castle, 18. März 1886.

„... Wie schön war es — in Likos Pelzdecke eingewickelt — in der warmen Sonne zu sitzen! Das Meer war tiefblau und der Blick auf die weißen Felsen von Dover wundervoll.

Die Fahrt dauerte nur von 1/2 2 bis 3 Uhr.

... Zwischen Dover und London, aus den Fenstern des Waggons die reizende Landschaft von Kent bewundernd, frühstückten wir mit großem Appetit.

Am Bahnhof in Windsor erwartete uns Beatrice, und im Schloß in Beatricens Zimmern begrüßte mich die Königin, sehr lieb und sehr verlegen.

Dann brachten mich Likos in meine Zimmer.

Ich wohne im Augusta Tower, gerade unter der Königin. Ein großer Salon mit der Aussicht auf den Homepark, ein schönes Schlafzimmer und daneben Linas Zimmer. Nach dem Diner, das in dem runden Eßzimmer stattfand, stand man in dem berühmten Korridor herum.

(Die Königin hatte, nach dem Tode des Prinzgemahls Albert, um die Salons zu vermeiden, eingeführt, daß man sich im Korridor aufhielt. Sie saß dann vor der Türe des Eßzimmers und ließ die Leute, mit denen sie sprechen wollte, einzeln zu sich rufen. Die anderen verteilten sich stehend auf zwei Seiten des Korridors, und da man aus Respekt vor der Königin nicht an ihr vorbei kreuzen konnte, mußten die, die nun einmal auf dieselbe Seite geraten waren, wohl oder übel beieinander stehenbleiben, und die vielleicht interessanteren Gäste gegenüber blieben unerreichbar.)

[1]) Gemahl der Verfasserin.

Digitized by Google

Der breite, das ganze Schloß umsäumende Korridor, mit dicken, roten Teppichen in seiner ganzen Länge und Breite belegt, ist mit Bildern, schönen Möbeln und Kunstgegenständen angefüllt ..."

19. März 1886.

„... Ich bin schon ganz eingewöhnt und fühle mich wie zur Familie gehörend. Es ist nett zu sehen, wie strahlend glücklich Liko und Beatrice sind.

Ich freue mich, daß, seit Liko in ihrem Hause ist, bei der Königin manche ihrer einsamen Lebensgewohnheiten nach und nach unter seinem Einfluß schwinden.

Gestern vormittag wanderte ich mit Liko im ganzen Schloß herum, was recht viel Zeit in Anspruch nimmt. Alle Zimmer stehen immer offen und sind geheizt, so daß man bequem, ohne einen Kastellan mit Schlüsseln, wie so oft in großen Schlössern, allein herumgehen kann.

Überall liegen kostbare Teppiche, stehen wundervolle Möbel und historische Kunstgegenstände und hängen die Bilder berühmter Maler.

Abends spielte das Orchester der Königin, was lange nicht mehr der Fall war. Man saß mit dem „household" (persönliches Gefolge), etwa 16—18 Personen, sehr steif im roten „drawingroom", und im grünen Saal daneben spielte die Musikkapelle. Es waren etwa vierzig Mann, in Kniehosen, schwarzseidenen Strümpfen und Fräcken mit himmelblauen Aufschlägen, die an vergoldeten Pulten sehr schön spielten.

Beim Luncheon waren wir nur zu viert (Königin, Likos und ich) und gleichzeitig fand ein Mahl für die Geistlichkeit statt, die um 3 Uhr von der Königin empfangen wurde.

Es war eine große Zeremonie, von der ich aber nur die Ehrenwache und die Wagen sah. — Von halb fünf bis sechs fuhr die Königin mit mir allein spazieren. Sie war sehr gesprächig und gemütlich und wir kamen durch reizende Ortschaften. Das Wechseln der Mäntel und Mäntelchen unterwegs, was ich besorgen mußte, ging sehr gut ab. Ich hatte mich etwas davor gefürchtet. Bei jedem Temperaturwechsel im Fahren muß man der Königin eine leichtere oder schwerere Mantille umhängen.

Heute spielte der gute Herr Pauer[1]) mit uns achthändig. Es heimelte mich furchtbar an.

... Der Prinz von Wales kam zum Diner und rauchte später noch lange in Likos Zimmer, der einzige Raum im Schloß, in dem geraucht werden darf ..."

21. März 1886.

... Gestern fuhr ich mit der Königin, Beatrice und dem Prinzen von Wales nach London und besuchte Marie[2]) in Clarence House. Später

---

[1]) Professor Ernst Pauer, im Sommer in Jugenheim wohnend; siehe „Entscheidende Jahre".

[2]) Herzogin von Edinburg.

Digitized by Google

mußte ich für Lord Rosebery[1]) auf Englisch alle Stellen über Sandro[2]) in Mamas Brief übersetzen ..."

22. März 1886.

„... Ich war' heute morgen mit dem Dean of Windsor[3]) in einer großen Kinderschule, die mich sehr interessierte, und dann in einem großartigen Kloster von High-Church-Schwestern — Clewer —, ein Ideal von einer Anstalt mit vielen Abteilungen; ein ‚Magdalenium' für 100 Insassinnen ist auch dabei ..."

Windsor, 25. März 1886.

„... Gestern waren Liko, Beatrice und ich bei der Kaiserin Eugenie[4]) in Farnborough Hill. Die Kaiserin hat, wie Du ja weißt, eine besondere Anhänglichkeit an Beatrice, weil ihr Sohn[5]) eine schwärmerische Liebe für sie gehabt haben soll.

Wir reisten in einem Extrazug nach Fimley. Dort holte uns ein grüner, viersitziger offener Wagen ab mit Trauerlivrée. Das Schloß Farnborough Hill ist etwa eine halbe Stunde von der Station entfernt, ein reizendes, unregelmäßiges Gebäude; im kleinen erinnerte es mich an Castel Pelesch in Rumänien. Es liegt auf einem Hügel in wunderhübscher, waldiger Gegend. Das Haus ist sehr schön eingerichtet und wirkt sehr vornehm, ganz kaiserlich.

Eugenie empfing uns in liebenswürdigster Weise, aber höfisch formell. Sie redete mich immer in der dritten Person, mit ‚Votre Altesse', an. Sie hat hübsch frisierte weiße Haare und sie ist noch schön, mit graziösen Bewegungen und einem unbeschreiblichen Charme. Sie trug schwarze Wolle mit Crêpe. Nachdem wir einige Zeit in ihrem Salon gesessen hatten, führte sie uns einen weiten Weg durch ihre Besitzung auf einen Hügel gegenüber, wo sie eine schöne Grabeskirche baut für ihren Sohn, die schon beinahe fertig ist, sehr groß, mit einer domartigen Kuppel und reichen Verzierungen in weißem Portlandstein ...

... Um 2 Uhr wurde gefrühstückt in einem wundervollen Saal mit Gobelins. Man aß auf Silber mit dem französischen Wappen. Auf den Gläsern war das berühmte ‚N' in Gold zu sehen. Die Gesellschaft bestand aus Madame Le Breton, geb. Bourbaki, Monsieur Pietri und zwei Nichten der Kaiserin, jungen Spanierinnen, mit ihrer Gouvernante. Nach dem Essen, das sehr gut war, zeigte uns die Kaiserin alle Zimmer und ihre kostbaren Bilder und führte uns auch in das Gemach ihres Sohnes, wo alles noch liegt und steht, wie er es verlassen, als er nach Afrika auszog.

Die silberne Wiege, ein Geschenk der Stadt Paris an den ‚König von Rom', Napoleons I. Sohn, stand auch da und ein Bild der Stelle, an der

[1]) Minister des Äußeren unter Gladstone.

[2]) Fürst Alexander von Bulgarien, Bruder der Fürstin.

[3]) Seit vielen Jahren Erzbischof von Canterbury.

[4]) Witwe Napoleons III.

[5]) Prinz Louis Napoleon, einziger Sohn des französischen Kaiserpaares. Er fiel in Afrika bei einem Kriegszug.

Digitized by Google

Prinz Louis Napoleon, Eugeniens Sohn, gefallen ist. Er liegt tot ausgestreckt im sonnendürren Gras, und am duftigen fernen Horizont steigen die Türme von Paris auf, wie eine Fata Morgana. Vor dem Bilde lag ein frischer Veilchenkranz. Es war so jammervoll traurig, daß ich die Tränen nicht zurückhalten konnte. Um 4 Uhr reisten wir wieder ab. Ich muß sagen, es war ein ganz merkwürdiger Eindruck, dieser Ausklang französischer Kaiserherrlichkeit auf englischem Boden, der die Zufluchtstätte so vieler und so verschiedenartiger Exilierter ist. —"

27. März 1886.

„... Heute kam der Abbé Franz Liszt zum Luncheon nach Windsor. Er aß an der Marschallstafel, die Königin sah ihn erst nachher. Er hatte, da er spielen sollte, seinen eigenen Flügel aus London mitgebracht, und als wir in den Salon herein kamen, stand der berühmte Künstler in seinem geistlichen Gewand neben seinem Instrument. Die Königin begrüßte ihn sehr freundlich und ich genoß den Anblick der beiden voreinander stehenden Gestalten sehr. Beide klein, beide weißhaarig, in schwarzer Kleidung, beide würdevoll und freundlich und beide etwas verlegen. Sie, Beherrscherin des großen britischen Reiches, er — Beherrscher im Reiche der Tonkunst.

Franz Liszt spielte wohl eine halbe Stunde lang. Perlend glitten die Töne unter seinen Händen dahin, und Klänge — wie aus fernen Welten — durchschwebten den Raum. Der durchgeistigte Kopf und die Soutane hätten an eine Orgel auch gut gepaßt — obschon bei Abbé Franz Liszt der Weltmann doch überall aus dem Priestergewand herausguckte! Die Prinzessinnen und ich hatten uns mit unseren Geburtstagsbüchern bewaffnet, um Liszt's Unterschrift zu ergattern. Als er nun bald von der Königin verabschiedet werden sollte, konnte keine von uns sich entschließen, mit der Bitte herauszurücken, denn wir waren alle verlegen.

Schließlich wurde ich vorgeschoben, durchquerte das Zimmer und legte kühn dem großen Mann mein Buch auf den Flügel.

Er verbeugte sich lächelnd und schrieb sich ein, ebenso auch in die Bücher der mir schüchtern nachgezogenen Königstöchter und schließlich auch in das Buch der Majestät. Die Königin schenkte mir später in Erinnerung an jenen Nachmittag eine kleine Büste von Franz Liszt von Bildhauer Böhm und neckte mich noch oft mit der kühnen Attacke, die ich auf ihn gemacht ... Wie kann man nur bis ins hohe Alter so mädchenhaft schüchtern sein! Sie ist doch eine mächtige Königin, vor der alle, Hohe und Niedere, einen an Furcht grenzenden Respekt haben. So klein von Gestalt, wie sie ist, hat sie doch durch Gang und Haltung etwas ungemein Imponierendes. Ihr Lächeln hat dabei etwas Reizendes, einen Charme, der alle bezaubert ..."

Windsor, 1. April 1886.

„... Zum Diner kamen heute der deutsche Botschafter, Graf Hatzfeldt, Lord und Lady Rosebery, Lord und Lady Sydney und Mr. Mun-

Digitized by Google

della, ein Jude. Wir waren in großer Toilette mit Orden. Ich sprach lange mit Rosebery über Sandro und seine schwierige Lage. In seinen Händen liegt eben viel. Persönlich ist er Sandro gut gesinnt, sieht aber die Lage für sehr ernst an und scheint mir nicht energisch genug aufzutreten aus Angst vor allgemeinen europäischen Konflikten. Mit der Königin, die auch sehr besorgt ist, sprechen wir beinahe nur noch von Sandro, und mir verdirbt diese große Sorge sehr meinen Aufenthalt ..."

2. April 1886.

„... Ich weiß nicht, ob Ihr eine Ahnung davon habt, daß Sandros Lage eben viel kritischer ist, als im Herbst. Gestern ging es den ganzen Tag mit chiffrierten Depeschen und ich war ganz krank vor Aufregung. Er hat eigentlich nur noch die Wahl, durch eine von den Russen organisierte Revolution verjagt zu werden oder sich unabhängig zu erklären und dadurch mit Rußland in Krieg zu kommen.

Es ist besser, wenn die Eltern dies noch nicht wissen.

Zu hoffen ist nach Lord Roseberys Meinung nicht mehr viel, wenn Gott nicht wieder ein Wunder tut.

Ich wage nicht, viel zu schreiben, aber die politischen Komplikationen, die ich hier miterlebe, sind unglaublich ..."

3. April 1886.

„... Gestern war ich mit den Geschwistern zum Diner um 1/2 9 Uhr bei Lord Rosebery. Er wohnt im süperben Palais des Lord Lansdowne.

Im Vorsaal standen acht gepuderte Riesenlakaien mit silbernen Epaulettes. Lady Rosebery ist dick und gutmütig, eine ungetaufte Jüdin.

Er ist sehr interessant, ein Kopf, der an schwärmerische Geistliche oder Schauspieler erinnert. Beim Diner waren wohl zwanzig Personen. Ich saß zwischen Lord Rosebery und dem Herzog von Bedford, der sehr unterhaltend war und in ausgezeichnetem Französisch sarkastische Bemerkungen machte. — Leider kannte er nur wenige von den Leuten am Tisch — Beautés war keine darunter. Nach dem Diner ging der ‚Empfang' los. Nach und nach füllten sich die Räume und es kamen viele interessante Menschen, auch das diplomatische Korps. Es fiel mir sehr auf, daß alle Botschafter mit einem unverkennbaren Empressement auf mich zukamen und alle gleich mit mir von Sandro anfingen.

Ich wollte den russischen Botschafter Staal schneiden, er verfolgte mich aber geradezu, um mir seine Frau vorzustellen. Ich war sehr kühl, und von Sandro sprachen wir natürlich nicht.

Sehr interessante Gespräche hatte ich mit Graf Karolyi[1]) und Rustic-Pascha[2]). Beide fingen von Sandro an, und ich hatte den Eindruck, daß er

[1]) Österreichischer Botschafter.
[2]) Türkischer Botschafter.

Digitized by Google

ihnen recht ungemütlich und unbequem ist. Karolyi sagte trotzdem, Sandro habe sich glorreich benommen und meinte, es sei seit einiger Zeit eine auffallende Veränderung zu Sandros Gunsten in Berlin zu spüren. Über diesen Punkt kann ich Euch manches Merkwürdige erzählen, aber nicht schreiben..."

4. April 1886.

„... Seit heute haben die Königin und Rosebery eine Idee mehr Hoffnung, aber die Lage ist noch verzweifelt. Rustic-Pascha machte einen förmlich verstörten Eindruck gestern abend. Gemütlich fand ich es nicht, als ich alle ‚feindlichen Mächte' um mich herum sah, und Liko und ich fühlten beide, wie sie uns ganz unvertraut betrachteten. Sehr nett war der chinesische Gesandte Marquis Tseng. Wir saßen lange auf einem Sofa, er in Mandarinentracht, und unterhielten uns prächtig auf Englisch. Lord Rosebery brachte mir auch den amerikanischen Gesandten, und dieser stellt mir den bekannten amerikanischen Romanschreiber Henry James vor..."

5. April 1886.

„... Liko hat heute an Mama geschrieben über Sandros Lage. Die Königin, mit der ich vorhin sprach, meint, die Sache sei doch nicht ganz so verzweifelt, aber wir fürchten, daß sie sich Illusionen macht. Rosebery, White und Thornton haben den Karren in den Dreck gefahren und Rosebery hat nicht genug persönliches Interesse an Sandro. Er sagte mir zwar: ‚I admire him immensely'[1]) aber er schien es ziemlich gleichgültig zu finden, ob er in Bulgarien bleibt oder nicht, so daß ich ihm schließlich sagte: ‚I wish, you knew him, I believe you would not speak like that, if you did'.[2]) Da meinte er: ‚Oh, he is such a capable man, he might do work anywhere'[3]) Als ich ihn dann frug, wo er wohl eine seiner würdige Arbeit finden würde, schwieg er etwas verlegen, und sagte schließlich: ‚I cannot understand anyone wishing to live in such a beastly country'.[4])

Das ist eine bedenkliche Auffassung. Sandros Los ist es, von Menschen verlassen zu werden, aber eine innere Stimme sagt mir, daß Gott mit ihm ist und bleibt..."

*

Die vielen Wochen, die ich im Laufe der Jahre 1885—1898 mit der Königin verbringen durfte, gehören zu den wohltuendsten und köstlichsten Erfahrungen meines Lebens. Der nahe Umgang mit ihr, der Herzensreinen, mußte veredelnd und erhebend wirken, und ich habe nie deutscher gefühlt, als bei ihr, die stolz war auf ihre deutsche Abstammung und die den verwandtschaftlichen Sinn zu pflegen wußte, wie es in unserer modernen Zeit leider seltener wird.

---

[1]) Ich bewundere ihn außerordentlich.

[2]) Ich wünschte, Sie kennten ihn, dann würden Sie nicht so sprechen.

[3]) Oh, er ist ein so fähiger Mann, er ist überall zu gebrauchen.

[4]) Ich kann nicht verstehen, wie jemand wünschen kann, in einem so ekelhaften Land zu leben.

Digitized by Google

Das Gemüt war sehr reich bei ihr entwickelt, namentlich das Gefühl der Dankbarkeit; ihre Untergebenen und Diener wissen davon zu erzählen. Die „freundliche" Mitwelt, die immer bereit ist, das Strahlende zu schwärzen, hat selbstredend auch dieses Frauenleben mit Klatsch und böswilligster Verleumdung nicht verschonen können.

In das Gebiet der schändlichsten Verleumdungen gehört z. B. das Gerücht vom „Trinken". Die Königin litt an Kongestionen, so daß sie sich vor Weinen und erhitzenden Getränken fürchtete. Ihren Kaffee und Tee trank sie immer erst, wenn er von einer Tasse in die andere zur Abkühlung umgegossen worden war.

Sie hatte deswegen stets mehrere Tassen vor sich stehen. Ihr Tischgetränk war Selterswasser mit einem Tropfen Whisky darin, vom Arzte verordnet. Daraus ist die Alkohollegende entstanden!

In ihren Gewohnheiten hatte die Königin viel Deutsches, so z. B. tunkte sie mit Vorliebe das Gebäck in ihren Kaffee, was in England ganz verpönt ist.

Sie sprach ein mustergültiges Deutsch, ganz ohne fremden Akzent, und ein ebenso reines Französisch.

Mit mir hat sie immer nur deutsch gesprochen, und alle Briefe, die ich von ihr besitze, sind deutsch geschrieben. Alle ihre Kinder und Enkel sprachen nur deutsch mit mir. Es war wie selbstverständlich — sowie ich in den Familienkreis eintrat, wurde allgemein deutsch gesprochen, obgleich ich die englische Sprache von Kind auf beherrsche und natürlich mit allen übrigen Engländern englisch sprach, denen das Deutsche nicht geläufig war.

Der interessanteste Moment des Tages war das Frühstück, denn da besprach sie meistens die neuesten politischen Ereignisse, an der Hand der Ministerberichte, die ihr in Metallschatullen gebracht wurden. Da konnte ich mich oft überzeugen, wie sehr sie ihre eigene Meinung hatte und wie sie es verstand, das weibliche Gefühl mit männlichem Verstand zu vereinen und die weibliche Weichheit mit männlicher Schärfe und Vorurteilslosigkeit zu verbinden.

Ein Spielball ihrer Minister ist diese Frau niemals gewesen.

Merkwürdig berührte mich einige Jahre nach ihrem Tode ein Ausspruch ihres Enkels, des jetzigen Königs Georg von England. Er war damals noch Prinz von Wales. Wir saßen — 1910 war es, als die Schwierigkeiten mit den Suffragettes einen hohen Grad erreicht hatten — beim Tee in Kensington Palace bei meiner Schwägerin, Prinzessin Beatrice, in erregtem Gespräch über die immer heikler werdende Situation. Da sagte der englische Thronfolger im Brustton tiefster Überzeugung:

„Unter Großmama wären alle diese Dinge nicht möglich gewesen... England war unter der Regierung der Königinnen immer am größten: Viktoria, Anna, Elisabeth! —"

Digitized by Google

Paul Heyse und das Burgtheater

Zum Teil nach unveröffentlichten Briefen

Von

Dr. J. K. Ratislav (Wien)

Paul Heyse war vor allem Erzähler. Aber seine heimliche Liebe gehörte doch dem Drama. Und je kühler sich ihm gegenüber das Theater verhielt, desto inbrünstiger hat er um es geworben. Wenn auch seinen dramatischen Werken, um des Verfassers willen, häufiger als denen mancher seiner Zeitgenossen die Inslebensetzung durch das Theater beschieden war, wenn er auch einige wirkliche Erfolge (mit Hans Lange, Kolberg und Maria von Magdala), die ihn in der Überzeugung von seiner Berufung bestärkten, errang, dauernd behaupten konnte sich keines dieser Dramen, die, in ihrer breit malenden Art reich an Schönheiten, des dramatischen Pulsschlages entbehren. Selbst Berger, der sich für den Dramatiker Heyse warm eingesetzt hat, muß zugeben, daß „fast allen Heyseschen Dramen jenes unmittelbar durch die Empfindung überzeugende Element abgeht, das Grillparzer so hoch schätzte". Und Weilen (in seiner „Geschichte des Burgtheaters") urteilt richtig: „Heyse denkt dramatisch, er denkt nicht schauspielerisch, er schreibt, und darin erweist er sich ganz als Erzähler, den Text seiner Stücke so vollkommen zu Ende, daß dem Darsteller wenig zu schaffen übrig bleibt."

Der Dramatiker Heyse trat früh hervor, und gleichzeitig beginnen auch seine Beziehungen zum Burgtheater, von denen hier die Rede sein soll. Schon sein Julie Rettich — er hatte die Künstlerin 1854 bei den Mustergastspielen in München kennen gelernt — gewidmetes Drama „Meleager"[1]) hatte er Laube zugesandt, und nachdem er mit seinen „Pfälzern",[2]) die Dingelstedt 1855 in München aufführte, zum erstenmal, ohne Erfolg, auf die Bühne gekommen war, erbat er sich Laubes Urteil. Dieser fand das Stück in Bau und Motivierung zu jäh, und daher tat der Dichter für das Schicksal dieses Werkes nichts mehr. Drei Jahre später wurde sein Trauerspiel „Die Sabinerinnen" bei einem Münchener dramatischen Wettbewerb preisgekrönt, aufgeführt und beifällig aufgenommen. Er reichte es Laube ein, und dieser brachte das Stück am 1. April 1859 im Burgtheater mit Josef Wagner als Romulus und Frau Hebbel als Hersilia zur Aufführung. Der Mißerfolg[3]) des von Speidel in der „Wiener Zeitung" scharf abgelehnten Dramas läßt sich daraus ersehen, daß es nur noch einmal gegeben werden konnte. Auch einige Aufführungen an anderen Bühnen blieben bedeutungslos. Unter solchen Umständen war

[1]) Tragödie 5: 1854.

[2]) Die Pfälzer in Irland. Trauerspiel 5: 1854.

[3]) Vgl. auch Heyses Brief an Julie Rettich vom 23. Oktober.

Digitized by Google

Heyse vor Laubes Entscheidung über die „Elisabeth Charlotte“[1]) bange. Er schrieb der Rettich im August 1859 bei Übersendung des Stückes: „Er (Laube) hat Bodenstedts „Autaris“ neulich mit der Bemerkung abgewiesen, daß er nach der Erfahrung mit den „Sabinerinnen“ sobald nicht wieder das Stück eines Münchener Dichters bringen dürfe. Es wird sein grausamer Ernst wohl nicht sein!“ Am 23. Oktober schickte er Laube das Drama mit dem Bemerken: „Sie schrieben mir nach dem Debüt der „Sabinerinnen“, daß ich trotz des äußeren Mißerfolges durch dieses erste Stück nicht schlecht bei Ihrem Publikum empfohlen sei. Was ich von Ihrer Offenheit und Geradheit weiß, gibt mir die Zuversicht, daß dies mehr als ein mitleidiges Trostwort gewesen sei.“ Laubes Urteil ist uns aus Heyses Brief an die Rettich vom 2. Dezember bekannt. Er lehnte das Stück im ganzen mangels breiter und mächtiger Wirkung ab. Daß er aber dem jungen Dichter den ersten Mißerfolg nicht nachtrug, zeigt, daß er schon im nächsten Jahre sein Schauspiel „Die Grafen von der Esche“ (November 1860) annahm. Am 11. Januar 1861 fand die Uraufführung statt. Der erste Akt fand großen Beifall, der letzte fiel stark ab. „Überraschend im guten Sinne durch den Anfang, im schlechteren durch Fortgang und Schluß“, war Hebbels Urteil. Nach der dritten Aufführung schickte Laube dem Dichter „eine äußerlich praktische, aber rohe Einrichtung des letzten Aktes“ und erklärt, „daß er schwerlich auf das Stück zurückkommen könne.“ Es kam aber doch am 22. Februar zu einer vierten (und letzten) Vorstellung, der Heyse beiwohnte. Er war enttäuscht von Josef Wagner, von der Goßmann und dem jungen Lewinsky und sah in ihrer ungenügenden Darstellung den Hauptgrund für den ausgebliebenen Erfolg. Dagegen war er von seiner Freundin Julie Rettich[2]) entzückt, und begeistert schreibt er, daß er ihr „neben und über der Rachel, der Ristori und der Janauschek“ die „höchsten dramatischen Eindrücke“ verdanke. Mit dem nächsten von Laube für das Burgtheater angenommenen Stück eroberte sich Heyse die Bühne. Es war das Schauspiel „Hans Lange“. Jakob Burckhardt,[3]) Julie Rettich, Halm sagten Heyse, der das Stück selbst nach Wien brachte, den Bühnenerfolg voraus. Die Uraufführung erfolgte am 18. Oktober 1864. Die Besetzung der Hauptrollen war folgende: Herzogin: Hebbel, Bugslaff: Hartmann, Hans Lange: Baumeister, Dörte: Kratz, Henning: Lewinsky. Im selben Jahr wurde das Stück noch viermal, 1865 einmal gegeben. Dann trat eine längere Pause ein. Laubes Verdienst um seine Dramen hat Heyse dankbar anerkannt. „Nach Laubes Tod,“ schreibt er in seinen „Jugend-

---

[1]) Schauspiel 5: 1859. Die Uraufführung in München (1860) trug dem Dichter, wie er erzählt, den „ersten durchschlagenden, unbestrittenen Erfolg“ ein.

[2]) Sie spielte auf Heyses Wunsch die Rolle der alten Gräfin, die Laube zuerst Frau Hebbel geben wollte.

[3]) Vgl. Briefwechsel mit Heyse: „Der Hans Lange ist eine Rolle, würdig, durch den Allerbesten auf der Bühne perpetuiert zu werden, und deshalb werden auch Mittlere und Geringere darnach greifen.“

Digitized by Google

erinnerungen", „sowohl unter Dingelstedt wie unter dessen sämtlichen Nachfolgern, habe ich mich eines gleichen Entgegenkommens nicht mehr zu erfreuen gehabt." Laube hat auch als Direktor des Wiener Stadttheaters zwei Stücke Heyses herausgebracht. An anderer Stelle urteilt dieser über den Direktor Laube: „Parade- und Zugstücke bringen, die überall des Erfolges sicher sind, das ist kein sonderliches Verdienst. Aber es mit Stücken wagen, in denen so viel des Problematischen zu überwinden, so viel Mißliches in Stoff und Durchführung zeigt, daß der Verfasser noch stark in der Entwicklung begriffen ist, das ist es, was unsere deutsche Bühne und alle die jüngeren Kräfte zu hohem Dank verpflichtet."

Laubes unmittelbarer Nachfolger Halm war Heyse schon früher ein treuer Berater gewesen. „Ich fand ihn edel," erzählt er, „hilfreich und gut, stets bemüht, jüngeren Talenten unter die Arme zu greifen. Sein klares Urteil kam mir bei meinen dramatischen Entwürfen vielfach zustatten." Ihm hatte er sein Sorgenkind, den „Otto III.", vorgelegt, den er dann trotz der Besserungsvorschläge Halms vernichtete. Dem Dichter, nicht dem Leiter des Burgtheaters, sandte er sein für diese Bühne stofflich ohnehin ungeeignetes Drama „Kolberg"[1] und 1869 das Schauspiel „Ehre um Ehre", das aber gleichfalls im Burgtheater nicht zur Aufführung kam. Es ging dann, am 14. März 1875, im Wiener Stadttheater in Szene.

Zu Ende des Jahres 1870 wurde Dingelstedt Direktor des Burgtheaters. Er kannte Heyse von München, wo er ihm auf die Bühne verholfen hatte.[2] Dingelstedt nahm den „Hans Lange" am 14. Juni 1871 wieder in den Spielplan auf, mit einer Neubesetzung der Rollen der Herzogin (Straßmann), Langes (Förster), der Dörte (Helene Hartmann) und Hennings (jetzt Baumeister). Die Vorstellung wurde am 19. wiederholt.[3] Zwei Tage nach der Reprise dankte Heyse in einem längeren Schreiben für die „Wiederbelebung eines Scheintoten" und für das Zeichen freundschaftlicher Gesinnung:

„Schön wäre es, wenn damit endlich der Bann gebrochen wäre, der bisher, trotz alles persönlichen Wohlwollens, dessen ich mich von seiten Laubes zu erfreuen hatte, meine theatralischen Schicksale in Wien zu hemmen schien. Und so wage ich es denn, Ihr freundliches Interesse für ein anderes, bisher nicht eben vom Glück begünstigtes Geschöpf zu erbitten, von dem ich freilich selbst am besten weiß, wie günstige Umstände sich vereinigen müssen, um es

---

[1]) Das erfolgreichste Drama Heyses, das 160 Auflagen erzielte und bei allen geeigneten Anlässen gespielt wurde.

[2]) Heyse kam 1854 nach München. Dingelstedt verhielt sich ihm gegenüber kühl, weil er, der für den König nur der Intendant, nicht der Dichter war, es schwer trug, zu den Symposien nicht hinzugezogen zu werden; er war auch nicht Mitglied des Krokodils. Heyse als der Jüngere suchte, wie er in seinen „Jugenderinnerungen" erzählt, „jede Gelegenheit, einen freundlicheren Ton in unser Verhältnis zu bringen." Dieser wurde auch nicht wärmer, als er mit dem Theaterdirektor zu tun hatte.

[3]) Diesmal wurde die Dörte wieder (zum letzten Male) von der Kratz dargestellt.

Digitized by Google

zur Geltung zu bringen. Ich habe diese „Göttin der Vernunft",[1]) die ich Ihnen beifolgend unter Kreuzband sende, in einer früheren Fassung Ihrem Vorgänger zugeschickt, der das Buch sans phrase als unbrauchbar zurückgesendet hat[2]) — obwohl es schon in jener viel unreiferen Gestalt das Interesse Lewinskys gewonnen hatte. Seitdem hat das Breslauer Theater,[3]) auf eine Befürwortung Holteis[4]) hin, einen Versuch damit gewagt, der, trotz gänzlich unzureichender Kräfte, nicht übel ausgefallen ist. Wollten Sie nicht in einer Ferienstunde dieses Sommers die Freundschaft für mich haben, das Stück darauf anzusehen, ob es nicht Hoffnung erweckte, in den Händen der Wolter, Laroches, Sonnenthals, Lewinskys und der übrigen wirklichen Künstler der Burg Leben zu gewinnen und das Publikum zu fesseln, schon um der Darsteller willen, die hier schwierige, aber dankbare Aufgaben fänden? Wo nicht, so legen wir's zu dem Übrigen und Sie haben nicht einmal die Mühe, mir einen Brief darüber zu schreiben, da ich die Schwierigkeiten, die zum Teil schon in den historischen Voraussetzungen des Stoffes[5]) liegen, mir keinen Augenblick verleugne. Ich habe das Buch deshalb überhaupt nicht versandt und wünschte es auch Ihnen zunächst nur als dem Poeten, erst in zweiter Linie als dem Direktor des Burgtheaters mitzuteilen."

Die im Stoff liegenden Schwierigkeiten gaben schon vor der Lektüre den Ausschlag für die Ablehnung. Dingelstedts Antwort vom 24. Juni lautete:

„Ihre „Göttin der Vernunft", lieber Heyse, nehme ich mit in die Ferien, zur willkommenen Reise die willkommene Gesellschaft. Leider wird dieselbe, wie auch Sie voraussehen, keinen anderen Zweck haben, als von mir gelesen zu werden; denn jetzt, nach der Pariser Tragödie,[6]) und auf dem Burgtheater an eine Aufführung zu denken, scheint mir unmöglich. Übrigens wissen Sie, daß, was gemacht werden kann, gemacht wird. Hans Lange hat's bewiesen, der, in schlechter Theaterzeit wieder aufgenommen, doch in zwei[7]) Vorstellungen seine Schuldigkeit getan hat und in seiner jetzigen Gestalt dem Repertoire dauernd wiedergewonnen ist.[8]) Ich habe Lust, an den „Sabinerinnen",[9]) die ich sehr liebe, gelegentlich desgleichen zu tun."

Am 20. September des nächsten Jahres machte Dingelstedt folgenden Antrag:

---

[1]) Trauerspiel 5: 1869.
[2]) Darüber ist nichts Näheres bekannt.
[3]) Thaliatheater, Winter 1870.
[4]) Karl v. Holtei lebte seit 1870 in Breslau.
[5]) Stoff aus der franz. Revolution, aber zu novellistisch behandelt.
[6]) Sturz Napoleons III. im September 1870.
[7]) Siehe oben.
[8]) Das Stück wurde 1871 dreimal, 1872 einmal, 1873 zweimal, 1874 dreimal, 1875 und 1876 je einmal gegeben.
[9]) Zu der in Aussicht gestellten Reprise kam es nicht.

Digitized by Google

„Haben Sie Lust und Zeit, lieber Heyse, ein einaktiges Lustspiel in Versen aus dem Französischen zu übersetzen?[1]) Zunächst für uns, dann zu eigenem Vertriebe an die anderen deutschen Bühnen. Es ist ein feines Stück Arbeit, das einen Künstler, keinen Handwerker, zur Nachbildung braucht. Um baldige Antwort bittend, mit freundlichem Gruß

der Ihrige

Franz v. Dingelstedt."

Heyse muß ablehnen, da er in seiner „sogenannten freien Zeit", mehr als ihm lieb ist, seine italienischen Dichter übersetzen muß: „Wenn das nicht wäre oder ich noch der jugendliche Leichtsinn, der sich getraut, so etwas zwischen Schlafen und Wachen bei der Nachmittagszigarre hinzuimprovisieren, so würden Sie sich nicht umsonst an mich gewendet haben." In den folgenden Jahren entstand Heyses Trauerspiel „Elfride". „Du wirst den Kopf schütteln, bester Freund," schreibt er mit Bezug darauf am 21. April 1876 an Storm, „daß ich mich wieder auf die Bretter zurückverirrt habe, die ich tausendmal verschwor als den wankelhaftesten Boden, den ein deutscher Poet unter seinen Füßen haben könne. Aber niemand ist vor seinem Ende als gescheit zu preisen." In München war das Drama angenommen worden, aber die Aufführung wurde auf die lange Bank geschoben. So wandte sich Heyse am 9. Mai 1877 an Dingelstedt. Er erklärt, daß er ihm den mittlerweile gleichfalls entstandenen „Grafen Königsmarck" aus stofflichen Gründen nicht angeboten habe (dieser erzielte am 5. Oktober 1877 im Wiener Stadttheater nur einen Achtungserfolg) und gibt sich der Hoffnung hin, daß jener es mit der „Elfride" versuchen werde: „Gewagt ist manches darin. Die Wolter aber — die ich noch immer unbekannterweise verehre — hat schon so manches Wagnis glücklich überwunden, und vielleicht interessiert sie sich für die nicht kleine Aufgabe, die ihr hier geboten wird.[2]) Die übrige Besetzung würde gerade bei Ihnen, wo Sonnenthal dem „unsympathischen" Ethelwold ein so trefflicher Fürsprecher wäre, keine Schwierigkeiten machen." Dingelstedt antwortete am 2. Juni:

> „Wenn es Ihnen, lieber Heyse, möglich und angenehm ist, einen neuen Schluß für „Elfride"[3]) zu finden, so läßt sich das Stück für das Burgtheater annehmbar machen. Wie es steht und geht, ist dasselbe für unser Publikum aus, von dem Augenblicke an, wo Ethelwold verkleidet auftritt und von seiner Frau in seine Burg entführt wird. Jammerschade um die ersten Akte, die nicht nur Ihrer würdig sind[4]) (sans phrase!), sondern ein sicherer Gewinn für jede Bühne.

[1]) Darüber ist Näheres nicht bekannt.

[2]) In der Titelrolle.

[3]) Das Stück hat einen Riß nach dem dritten Akt, das unzureichend motivierte Wiederauftreten Ethelwolds im vierten Akt, noch dazu in einer Vermummung, ist sein Fehler.

[4]) Erich Petzet (P. Heyse als Dramatiker, S. 40) sagt: „Die ersten drei Akte, die

Digitized by Google

Die unsrige würde, wiederum sans phrase, eine Mustervorstellung Ihres Werkes liefern, sowohl was Besetzung wie was Aufführung anbetrifft.

Daß Sie leidend sind, höre ich mit halbem Bedauern und halbem Neid. Wer doch auch einmal Zeit hätte zum Nichtstun.

Treulichst

Ihr

Fr. v. Dingelstedt."

Heyse antwortet umgehend aus Tübingen vom 5. Juni:

„Ihr Urteil überrascht mich durchaus nicht; die Mißhelligkeiten dieses Schlusses hatte ich mir nie verhehlt und nur gehofft, daß eine geniale Darstellung darüber hinweghelfen könne. Wo verschiedene Wege zum Ziel führen können, ist keiner ganz ohne Gefahr. Meine tragische Lösung ist schon die zweite, die ich versucht. Ob ich eine dritte und letzte finden werde, steht dahin. Ich zweifle daran. Das Sujet war mir von Anfang an mehr Ehren- als Herzenssache. So viele[1]) sind daran gescheitert, ich selbst vor Jahren. Ich dachte, es müsse sich endlich zwingen lassen; aber „der Segen kommt von oben". Vielleicht stellt er sich nachträglich noch ein."

Nach einer Bedenkzeit von mehr als einem Jahre kommt Heyse am 28. September 1878 auf Dingelstedts Vorschlag zurück. Der äußere Anlaß ist, daß er erfahren hat, Laube wolle die „Elfride" im Stadttheater geben. Dies und die in München bevorstehende Aufführung[2]) unterstreichen seine Erklärung:

„Sie haben die letzten Akte meiner „Elfride" bedenklich gefunden, ich war gleich damals wie noch heute der Meinung, daß ihre theatralische Wirkung allerdings nur dann gesichert sei, wenn die Heldin und Ethelwold ganz in meinem Sinne gespielt würden. Das erwartete ich sicher von der Wolter und Sonnenthal. Sie schlugen Änderungen vor, in die ich mich nicht finden konnte. Aber ich nahm Ihre Winke ad referendum und kam dann und wann an schlaflosen Nachmittagen darauf zurück. Nun werden Sie mich also nicht des Eigensinns, höchstens der „Begriffsstützigkeit" zeihen können, wenn ich auch heute noch erkläre, daß ich — Gott helfe mir! — nicht anders *kann*. Nur eine Aufführung könnte mich belehren, daß ich anders *sollte* und *müßte*, ich möchte nun können oder nicht."

---

in mächtiger Steigerung von der drückenden Einsamkeit in dem alten Schlosse bis zu der lockenden Werbung des sieghaften Königs führen, sind geradezu hinreißend und lassen an Kraft der Aktion das meiste weit hinter sich, was sonst das klassizistische Drama nach Schiller hervorgebracht hat."

[1]) Die Schwierigkeit des Schlusses betont schon Grillparzer in Hinblick auf das erste Elfriden-Drama von Lope de Vega (später haben zwei Engländer, dann F. J. Bertuch, Fr. M. Klinger den Stoff behandelt, mit dem sich auch Schiller beschäftigte).

[2]) Kam erst nach der Uraufführung in Straßburg (3. Februar 1879) zustande.

Digitized by Google

Er schlägt Dingelstedt vor, es mit dem Stück zu wagen, „so wie es ist", und meint, „daß das Wagnis des Gelingens bei Ihnen mehr Chancen hat, als irgendwo sonst." Dingelstedt erwidert am 5. Oktober:

„Ich hatte „Elfride" gleich nach Empfang Ihres Briefes vom 28. v. M., lieber Heyse, wieder vor- und durchgenommen. Leider bin ich aber zu dem alten Bedenken gelangt, das Sie kennen, halb und halb teilen, aber — was ich vollkommen verstehe — nicht berücksichtigen wollen. Darnach bleibt mir nichts übrig, als auf das Stück zu verzichten, widerstrebend, um so mehr, wenn ich es dem Stadttheater dadurch zufallen sehe.[1])

Daß der alte Hans Lange in neuer Besetzung wiederum seine Schuldigkeit getan,[2]) wird Ihnen die demnächst eintreffende Tantiemeberechnung beweisen. Fortsetzung folgt.

Ich schließe mit herzlichem Glückwunsch zu dem erfreulichen Familienereignis, das Ihnen, post nubila Phœbus, ins Haus geschienen. Der Glückwunsch hat sich verspätet, weil Sie, da Ihre Anzeige eintraf, unterwegs waren.

Treulichst Ihr

Fr. v. Dingelstedt."

In der neuen Besetzung wurde „Hans Lange" am 4. April 1879 zum letzten Male unter Dingelstedt[3]) gespielt. Im alten Hause erlebte er dann noch drei Aufführungen unter Wilbrandt, der das Werk seines Münchener Freundes im zweiten Jahre seiner Direktionsführung, am 17. Oktober 1882, mit verbessertem vierten Akt und unveränderter Besetzung dem Spielplan wieder einverleibte. Die zweite Vorstellung fand am 8. November statt, in der dritten, am 24. November 1883, spielte Frau Gabillon die Herzogin.

Gleichzeitig mit der Ankündigung der Wiederaufnahme des „Hans Lange" lehnte Wilbrandt das dreiaktige Schauspiel „Das Recht des Stärkeren" mit einem ausführlichen Gutachten ab, in dem er das Verfehlte des Stückes dem Dichter begreiflich zu machen sucht. Dagegen nahm er im nächsten Jahre, nach langer Unentschlossenheit, die „Elfride" an. Im März 1884 erwarb er das im 14. Jahrhundert spielende Trauerspiel „Don Juans Ende", dessen Aufführung er „als einen meiner Meinung nach unerläßlichen Versuch, einen lange vernachlässigten, hervorragenden Dichter dem Repertoire wieder zu nähern" bezeichnet. Das Drama wurde, nach der deutschen Uraufführung im Frankfurter Stadttheater, am 17. Januar 1885 mit Sonnenthal als Don Juan herausgebracht. Es erlebte nur fünf Aufführungen und erfüllte die Hoffnung Heyses nicht, der in einem Brief an Storm gemeint hatte, daß er mit diesem Stück „mit der Zeit auch auf die kleineren Bühnen dringen und populär im

[1]) Dort ist es gleichfalls nicht zur Aufführung gekommen.

[2]) 1878 fanden zwei Aufführungen, am 3. September und 28. Oktober, statt. Den Bugslaff spielte diesmal Schreiner, Hallenstein den Hans Lange, Meixner den Henoch.

[3]) Auf dem Totenbett wies Dingelstedt auf G. Freytag und P. Heyse als Nachfolger hin.

Digitized by Google

besten Sinne werden würde". Am 14. November 1884 hatte Wilbrandt noch drei Einakter von Heyse angenommen[1] („Ehrenschulden",[2] „Unter Brüdern", „Im Bunde der Dritte"), aber im nächsten Juni schlägt er vor, sie erst nach einem wirkungsvollen, abendfüllenden Stück des Dichters zu bringen, wobei er an die „Elfride" nicht mehr denkt. 1886 reicht Heyse „Die Hochzeit auf dem Aventin"[3] ein, die auch angenommen wird. Im November begannen die Vorbereitungen zur Aufführung, die aber vertagt wurde, und zwar, wie Wilbrandt schreibt, infolge der ablehnenden Haltung von Presse und Publikum gegenüber Dichtungen, die ganz und gar nicht ans Moderne anklingen. Als Beispiel führt er die kühl aufgenommene Reprise seines „Gracchus" an. Die Direktion Wilbrandt ging zu Ende, ehe es zu dieser und zur Aufführung der Einakter kam.

Unter dem Regime Sonnenthals[4] reichte Heyse sein Schauspiel „Prinzessin Sascha" ein, das abgelehnt wurde. Dagegen nahm Sonnenthal die „Elfride"[5] und Heyses Bearbeitung der „Glücklichen Bettler"[6] von Gozzi an. Beide Stücke sollten in der ersten Saison des neuen Hauses erscheinen, die Einakter aus mehreren Gründen verschoben werden. Gegen eine Aufführung seiner „Elfride" hatte der Dichter jetzt Bedenken, da er nach der Münchener Aufführung an einen Bühnenerfolg nicht mehr glaubte:

> „Nachdem ich dem Wiener Publikum so gut wie fremd geworden bin — denn das seltsame Schicksal des erst so lebhaft aufgenommenen, dann plötzlich für immer verschwundenen „Don Juan"[7] hat doch nur irreführen können über meine Stellung als Dramatiker —, so gewagt, sag' ich, scheint es mir, gerade die „Elfride" zur Aufführung zu bringen. Ich verhehle mir nicht, daß die hohe Kunst Sonnenthals und der Wolter das Stück so vollkommen zur Geltung bringen würden, wie ich es überhaupt nur wünschen könnte. Schon bei dem ersten Erscheinen[8] sandte ich an Frau Wolter ein Exemplar, erhielt aber kein Zeichen ihres Interesses an dieser Aufgabe, und Dingelstedt verhielt sich zurückhaltend. Seitdem habe ich mich überzeugt, daß auch noch bei vollkommenster Darstellung der Stoff etwas Unsympathisches behalten muß, da der Charakter des Ethelwold, der die Tragik im Schicksal der Heldin bedingt, vom vierten Akt

[1] „Das Fagott" (später „Frau Lucrezia") und „Simson" lehnte er ab.

[2] Obwohl er von „Ehrenschulden" und „Simson" sagt, daß sie den Eindruck von „letzten Akten" machen.

[3] Trauerspiel 5: 1864. 1884. (Uraufführung in Frankfurt.)

[4] Sonnenthal war von Juli 1887 bis 31. Oktober 1888 provisorischer Leiter des Burgtheaters.

[5] Schon von Wilbrandt angenommen (siehe oben!).

[6] Morgenländisches Märchen in drei Akten, frei nach Carlo Gozzi, 1866.

[7] Die Vorstellungen wurden infolge von Sonnenthals Urlaub unterbrochen, später erschien die Wiederaufnahme des Stückes unratsam.

[8] 1877, also vor elf Jahren.

Digitized by Google

an mehr Befremden als Teilnahme erregt, um jenes Schwankens willen, das wir einer dramatischen Gestalt nicht verzeihen, wenn es sich auch aus den edelsten Motiven erklärt. Immerhin wäre ich der Meinung, es ließe sich gerade in Wien der Versuch rechtfertigen, das Stück zur Geltung zu bringen, doch erst, wenn der Verfasser wieder etwas Kredit bei dem dortigen Publikum erlangt hätte."

Um diesen zu gewinnen, schlägt er die ausständige Aufführung der „Hochzeit auf dem Aventin" oder noch besser die der „mit überall gleichem Glück über eine Menge der größeren deutschen Bühnen" gegangenen „Weisheit Salomos"[1]) vor, die sowohl Sonnenthal als der Wolter noch dankbarere Aufgaben böten. Nach „Salomo" und den Einaktern könnte man es immerhin mit der „Elfride" versuchen. Daß diese ihm trotz allem noch am Herzen lag, geht aus seinem vom 5. April 1888 datierten, an den artistischen Sekretär Alfred v. Berger gerichteten Brief hervor, wo er diesen (der von der Dichtung sehr begeistert war und Heyses Bedenken durch den Vorschlag einer Umarbeitung des Schlusses ins Märchenhafte zu zerstreuen suchte) bittet,

„auch der „Elfride" Ihr freundliches Interesse zu bewahren. Es ist mir eine Herzensangelegenheit, auch dieses Stück einmal in dem Sinne, wie ich es gedichtet, zu Ehren kommen zu sehen, und nirgend anders wäre dies möglich, als in Wien. Sie wissen jedoch, daß es Dramen gibt, die einer entgegenkommenden Stimmung des Publikums bedürfen, um die Gefahren, die im Stoffe liegen, zu überwinden. Wie die Dinge jetzt liegen, dürfte ich auf eine solche Geneigtheit von seiten des Burgtheaterpublikums mir keine Rechnung machen. Ich äußerte das gleiche Bedenken schon gegen Wilbrandt, als er mir seine Absicht, die „Elfride" einzustudieren, aussprach. Wenn ich jetzt eingewilligt hätte, würde er mit Recht ein persönliches Mißtrauen in meiner damaligen Weigerung erkennen, das wahrlich nicht bestand."

Gleichzeitig dankt er für die Annahme der „Weisheit Salomos", die Sonnenthal, der hinsichtlich der „Elfride" mit Heyse übereinstimmte, vielleicht noch im alten Haus aufzuführen gedenkt. Ehe er aber seine Absichten dem Dichter gegenüber verwirklichen konnte, wurde er (am 1. November 1888) von August Förster abgelöst.

Dieser ließ die von seinem Vorgänger erworbenen Werke Heyses unberücksichtigt, so daß der Dichter am 3. April 1889 sich über die Zurücksetzung der „Glücklichen Bettler", der „Weisheit Salomos", „die im vorigen Jahr in einundzwanzig Vorstellungen des Königlichen Schauspielhauses (in Berlin) doch wohl eine gewisse Existenzberechtigung erwiesen hat," und der drei Einakter beklagte:

„Es liegt mir fern, mich irgendeiner Bühne aufdrängen zu wollen, die nicht ihr Interesse dabei findet, meine Stücke zu bringen.

[1]) Die Weisheit Salomos. Schauspiel 5: 1886. (Uraufführung in Weimar.)

Digitized by Google

Doch ein so völliges Verschollen, nachdem wiederholt das freundlichste Entgegenkommen versichert worden ist, legt mir den Verdacht nahe, es möchte hier irgendein Mißverständnis obwalten, das vielleicht durch ein einziges Wort zu beseitigen wäre. Von Ihnen, wertester Herr und Freund, habe ich immer nur Beweise freundlicher Gesinnung erhalten. Ich darf wohl hoffen, daß Sie mir dieselbe wenigstens soweit bewahrt haben, um mich über die Ursachen dieser befremdlichen Nichtbeachtung aufzuklären."

Im Auftrag Försters antwortet Berger, daß von der Einstudierung der „Bettler", deren Leseprobe entmutigend ausfiel, schon unter Sonnenthal Abstand genommen werden mußte, daß für „Salomo" keine Königin von Saba und keine Sulamith da seien und daß sich Heyse auch bezüglich der Einakter gedulden müsse, da die Repertoireschwierigkeiten im neuen Hause für Novitäten nur wenig Zeit ließen. Trotz der tatsächlichen Schwierigkeiten brachte Förster wenigstens einen Einakter, das Charakterbild „Im Bunde der Dritte", am 4. Mai 1889 heraus. Er wurde sechsmal im Mai und einmal im September gegeben. Ehe Heyse wieder im Burgtheater zu Worte kam, vergingen einige Jahre.

Burckhardt war im Mai 1890 Direktor geworden. Ihm reichte Heyse im September die „Weisheit Salomos" ein, deren Aufführung am Burgtheater ihm am Herzen lag und mit der er sich „nach langer Pause beim Wiener Publikum in freundliche Erinnerung bringen" will. Burckhardt hofft, „Ihr Schauspiel, welches mich lebhaft angezogen hat, zur Aufführung zu bringen und es in würdigster Besetzung dem Publikum vorführen zu können", wenn er erst geeignete Darstellerinnen für die weiblichen Rollen habe. Und nach der Lektüre von „Rolands Knappen"[1]) schreibt er am 9. November 1895, er werde sich glücklich schätzen, „wenn es mir vergönnt ist, eine alte Ehrenschuld des Wiener Burgtheaters endlich tilgen zu können." Er ladet den Dichter ein, zur Aufnahme seines „Hans Lange" in das Repertoire des neuen Burgtheaters nach Wien zu kommen. Diese Neueinstudierung des „Hans Lange",[2]) der im alten Hause dreiundzwanzigmal gegeben worden war, kam am 27. Dezember 1895 heraus. In der Besetzung der Hauptrollen waren nur zwei Änderungen erfolgt: Baumeister spielte wieder die Titelrolle, den Henning übernahm Reimers. Bis 20. Januar 1897 fanden vier Vorstellungen statt.[3]) Heyse dankte am 11. November 1895:

„Es war mir eine angenehme Überraschung, hochgeehrter Herr Direktor, nachdem jahrelang meine dramatischen Arbeiten vom Wiener Burgtheater nicht berücksichtigt worden waren, ein so freundliches

---

[1]) „Rolands Schildknappen" oder „Die Komödie vom Glück", Volksmärchen in drei Akten und einem Vorspiel. 1865. 1895. (Uraufführung: München, 4. Januar 1896.)

[2]) Heyse konnte der Vorstellung nicht beiwohnen, da er krank war.

[3]) 1896: 2, 1897: 1.

Digitized by Google

Entgegen- und Zuvorkommen von Ihrer Seite zu erfahren. Daß die Wiederaufnahme meines alten „Hans Lange", der allein schon wegen der glänzenden Leistung des verehrten Freundes Baumeister nicht ganz vergessen zu werden verdient, mir nur erfreulich sein kann, bedarf keiner Versicherung."

Er spricht aber sein Bedenken aus „gegen das anspruchslose Märchenstück, das ich nur für ein Volkstheater geeignet glaubte". Burckhardt hat nun (in seiner Antwort vom 16. Dezember) auch Bedenken, ob nach so langer Pause ein neues Werk außerhalb des üblichen Rahmens[1]) seinen Zweck erfüllen werde, den Erwartungen des Publikums und den Ansprüchen des Dichters zu genügen, und bringt daher den „Salomo" in Vorschlag, für den er nunmehr geeignete Kräfte[2]) hätte und an dessen Erfolg er glaubt. Heyse — dankbar „für eine umsichtige Fürsorge, die mir nach so langer Vernachlässigung doppelt wohltut" — ist einverstanden:

„Zwar hat sich, seit das Stück auf vielen deutschen Bühnen mit großem Erfolge erschienen ist, ein Umschlag des Geschmacks vollzogen, der einem Drama historischen Stils nicht eben günstig ist. Immerhin habe ich, als ich vor kurzem eine neue Auflage[3]) der Buchausgabe zu revidieren hatte, mein gutes Gewissen in betreff dieser Arbeit bestärkt und ich hoffe Gutes auch von einer Aufführung in Wien in so musterhafter Besetzung."

Aber aus Gründen, denen er das Verschwinden des „Don Juan" zuschrieb, wendet er sich dagegen, daß das Stück noch vor Sonnenthals Urlaub aufgeführt werde. Auch dieser war dagegen. Nachher freilich muß die Aufführung auf die nächste Saison verschoben werden. Am 9. November 1896 aber äußert Heyse Bedenken,

„ob es wohl getan wäre, nachdem Jahre hindurch meine neuen Stücke auf dem Burgtheater nicht erscheinen durften, auch jetzt, da ich mich eines so freundlichen Entgegenkommens erfreue, wieder ein älteres Schauspiel in Szene gehen zu lassen, zu dem ich kein lebendiges Verhältnis mehr habe und mich nicht mit vollem Herzen bekennen mag. Wahrscheinlich wird das Stück, das sich überall bewährt hat, in der trefflichen Besetzung der Burg einen gewissen Eindruck machen, doch wie das Schaustück einer früheren Zeit, nachdem der Geschmack allerlei Wandlungen erfahren hat."

Er möchte lieber mit einem neuen Stück zu Worte kommen, und da sein im selben Jahr erschienenes Trauerspiel „Vanina Vanini" abgelehnt worden war, weist er auf drei neue Einakter („Der Stegreiftrunk", „Schwester Lotte", „Auf den Dächern") hin, die er Burckhardt schon früher übersandt hat:

---

[1]) Er hatte daran gedacht, das Stück in einer Nachmittagsvorstellung zu bringen.

[2]) 1893 war Hedwig Bleibtreu, 1895 Adele Sandrock in den Verband des Burgtheaters getreten.

[3]) Die zweite.

Digitized by Google

„Ich bin wahrlich kein optimistischer Horoskopsteller bei meinen eigenen neugeborenen Kindern, wage aber diesmal einen glücklichen Erfolg zu hoffen, da der Eindruck aus dem Ergreifenden durch das Gemütvoll-Heitere zum Übermütigen sich steigert, was den Wünschen des großen Publikums zu entsprechen pflegt. Ich wäre Ihnen herzlich dankbar, Verehrtester, wenn Sie diesen Vorschlag in wohlwollende Erwägung ziehen und mich über eine Entschließung in meinem Sinne beruhigen wollten."

Burckhardt hält Einakteraufführungen, die das Publikum nicht interessieren und im neuen Hause nicht zur Wirkung kommen, für ungünstig. Er stellt Heyse die Aufführung einen nächsten Werkes oder seiner Tragödie „Alkibiades", die schon 1883 von Dingelstedt in Aussicht genommen wurde, anheim. Heyse wieder überläßt es Burckhardt, an dem „Salomo" festzuhalten oder nicht, von dem er nur abkam, da er in der Verschiebung der Aufführung im Frühjahr eine Folge geschwundenen Vertrauens auf das Stück sah.

„Die Wirkung desselben hatte ich nun zwar vielfach mit eigenen Augen erleben können. Aber meinem Grundsatze getreu, nie einem Bühnenleiter auch nur die sanfteste Gewalt anzutun, indem ich ihn zur Einlösung eines inzwischen bereuten Versprechens zu bewegen suche, wollte ich es Ihnen völlig freistellen, ob Sie an dem „Salomo" festhalten möchten oder nicht. Was ich aber von meinem unherzlichen Verhältnis zu dieser Dichtung schrieb, gilt genau so von all meinen anderen Dramen, die etliche Jahre alt sind und an denen ich auch durch erlebte Aufführungen meine Lust gebüßt habe. Sie sind mir mehr oder weniger entfremdet, da mein Interesse neuen Aufgaben zugewandt ist, und ihre Bühnenschicksale erregen nur einen mäßigen Anteil bei mir.[1])

Wenn Burckhardt eines der älteren Stücke aufführen wolle, so möge er selbst die Wahl treffen, die er hinsichtlich der Besetzungsmöglichkeiten und der Rücksicht auf das Publikum für gut fände. Ein neues Stück abzuwarten, meint er, „würde meinen Wunsch, in Wien einmal wieder zu Ehren gebracht zu werden, vielleicht ins neue Jahrhundert vertagen." Das merkwürdige, aber charakteristische Verhalten des Dichters, der immer zur Unzeit mit Bedenken hervortrat, wenn es sich um Sein oder Nichtsein auf der Bühne handelte, das so oft die Kaltstellung seiner Stücke zur Folge hatte, weil, was in Wirklichkeit Höflichkeitssache war, Teilnahmslosigkeit des Dichters schien, trug auch diesmal die Schuld, daß unter Burckhardt überhaupt keines seiner Dramen auf die Bühne kam.

---

[1]) Vgl. „Jugenderinnerungen und Bekenntnisse" Bd. II, S. 102: „War die Arbeit einmal vollendet und immer auch das Fegefeuer der Theaterproben bestanden, so erkaltete meine Liebe zu ihr unglaublich rasch, und ich konnte ihr ferneres Schicksal ohne viel Herzklopfen verfolgen."

Digitized by Google

Heyse scheint daraufhin mit dem Burgtheater abgeschlossen zu haben, wie seine kühle Antwort an Schlenther vom 24. Februar 1900[1]) zeigt, der ihm die Aufführung des von Wilbrandt angenommenen Einakters „Ehrenschulden" und eine Reprise des „Hans Lange" ankündigte. Beide Stücke wurden zu Heyses siebzigstem Geburtstag am 15. März gespielt. Den Hans Lange gab wieder Baumeister, die Herzogin Frau Bleibtreu, Paulsen den Bugslaff, die Haeberle die Dörte und Reimers wieder den Henning. Diese Vorstellung wurde am 26. März wiederholt. Es war die sechste und letzte des „Hans Lange" im neuen Hause. Schlenther gab auch zur Feier von Heyses achtzigstem Geburtstag die Anregung, die Alfred v. Berger als erste Tat seiner Direktion ausführte. Heyse wußte die ihm bewiesene freundliche Gesinnung zu schätzen, wenngleich er sich wieder selbst fragte, ob es nicht besser sei, „zu verzichten, als mit einem unzulänglichen Erscheinen mich zu begnügen, das es begreiflich machen würde, weshalb ich überhaupt der Bühne fern geblieben sei." In seinem nächsten Schreiben (vom 10. Februar 1910) zeigt er sich aber doch sehr erfreut: „So ist mir endlich das lang versagte Gastrecht in der Burg gewährt worden, dessen ich nun wohl auch in Zukunft genießen werde." Im Einverständnis mit ihm wurden die drei Einakter „Ehrenschulden" (neu einstudiert und mit Hartmann, Devrient, Gregori glänzend besetzt), „Frau Lukrezia" (mit der Medelsky) und die Tragödie „Die Tochter der Semiramis" am 15. März 1910 aufgeführt. Es war ein Achtungserfolg. Die beiden ersten Einakter wurden im selben Monat noch dreimal gegeben, „Die Tochter der Semiramis" brachte es auf neun Aufführungen, deren letzte (zugleich die letzte Heyse-Aufführung im Burgtheater überhaupt) am 2. Dezember stattfand.

Von Heyses 76 dramatischen Werken, von denen gegen 60 auf die Bühne gekommen sind — in dem Jahrzehnt von 1902 bis 1912 wurden noch 17, mit zusammen 635 Aufführungen, gespielt! —, sind im Burgtheater von 1859 bis 1910 8 zusammen 66 mal gegeben worden.

---

[1]) Er lehnt es, als dem Burgtheater entfremdet, ab, sich über die Besetzung der „Ehrenschulden" zu äußern.

Digitized by Google

Die Gedankenſyſteme des alten China

Eine Darſtellung der altchineſiſchen Philoſophie*)

Von

Dr. F. E. A. Krauſe, Heidelberg

Die chineſiſche Philoſophie iſt bisher in Europa ſo gut wie unbeachtet geblieben. Die kurzen Überſichten, die ihr in einer allgemeinen Geſchichte der Philoſophie gewidmet werden, können die beſtehende Lücke nicht ausfüllen, zeigen vielmehr erſt deutlich, wie dürftig ſich dieſer Gegenſtand von größter Wichtigkeit im Zuſammenhange des allgemeinen Rahmens heute immer noch abtun laſſen muß.

Um die Gedankenwelt Oſtaſiens kennen zu lernen, ſind wir alſo ganz auf die eigentliche ſinologiſche Literatur angewieſen, die in der Regel doch nur der Fachmann kennt. Ein kurzer allgemeiner Überblick über das chineſiſche Denken wird aber nicht nur dem Sinologen von Wert ſein, ſondern auch für den Philoſophen ein weſentliches Intereſſe haben.

Es ſoll daher im folgenden verſucht werden, die Gedankenſyſteme des alten China in vorchriſtlicher Zeit darzuſtellen.

Die Kontinuität der Überlieferung, wie ſie China in allem aufweiſt, iſt einzig in ihrer Art. Für die geiſtige Entwicklung der Nation aber iſt ſie nachteilig geweſen.

Das ungeheure Übergewicht, das die Geiſtesprodukte alter Zeit erlangt haben, hat das ſelbſtändige Denken in ſpäterer Zeit gehemmt. Die Autorität der klaſſiſchen Schriften iſt zur geiſtigen Zwangsjacke für China geworden. Mit den Muſtern, die die alte Zeit aufgeſtellt hatte, war der Rahmen gegeben, in dem ſich fortan alle Anſchauungen bewegten. Bei der Ehrfurcht, die die Chineſen in ſo beſonders ausgeprägtem Maße vor allem durch die Zeit Geheiligten haben, mußte der Einfluß der als klaſſiſch anerkannten Schriften ein viel tiefergehender ſein, als ihn große Literaturprodukte bei anderen Völkern ausüben konnten. Es ſind die Werke der Ahnen, und Familienſinn und Ahnenkult ſind die Wurzeln der chineſiſchen Kultur.

Das Studium der Geiſtesgeſchichte Chinas iſt daher in vorwiegendem Maße in der Kenntnis der klaſſiſchen Bücher begründet und beinahe damit erſchöpft. Die einzigartige Uniformität des geſamten chineſiſchen Denkens brachte es mit ſich, daß alle ſpäteren Richtungen auf der Grundlage weiterbauten, die in alter Zeit geſchaffen war. Alles, was zur Beurteilung des Geiſteslebens in China erforderlich iſt, hat ſeinen Ausdruck gefunden in jenen älteſten Erzeugniſſen von höchſtem Anſehen.

---

*) Vortrag, gehalten zu Heidelberg am 17. Mai, zu Freiburg am 19. Juni 1920.

Digitized by Google

Das übertriebene Maß von Autoritätsglauben mußte von vornherein die geistige Entwicklung in bestimmten Bahnen festhalten und ihr enge Grenzen ziehen. Nur wenige hervorragende Persönlichkeiten unter Chinas Denkern und Dichtern sind vom starren Schema abgewichen.

Produktiv ist China daher eigentlich nur zu einer Zeit gewesen, die noch nicht mit der Tradition belastet war. Nachdem ihre Schöpfungen ein heiliges Ansehen erlangt hatten, war das Werk späterer Zeiten nur noch ein Bewahren, Erklären und Ausdeuten. Der Chinesengeist hat nach der Han-Zeit, in der die alten Vorbilder ihre normative Bedeutung gewannen, nicht mehr die Freiheit zu unbefangener Produktion gehabt, ihm war die Richtung der Gedanken und die Form des Ausdruckes unverrückbar vorgezeichnet.

Das Wesen des Stillstandes in der chinesischen Geisteskultur hat seine letzte Wurzel in der Ahnenverehrung, auf der sich die Familienstruktur aufbaute und zum Staatsgebäude erweiterte. Das Festhalten am alten Brauche hat jenen minutiösen Ritualismus geschaffen, der dem Chinesen in Fleisch und Blut übergegangen ist und ihm die Moralität ersetzt. Gut und recht ist, was die Ahnen taten, ihre Worte sind bindende Vorschriften.

Die klassische Literatur steht in China im engsten Zusammenhange mit den orthodoxen Religionsanschauungen. Sie übt daher den stärksten Einfluß auf alle Seiten des praktischen Lebens, auf die Gestaltung des Staatswesens, die Familienorganisation, Sitte und Brauch, Glauben und Aberglauben, wissenschaftliche Bildung und philosophisches Denken. Die gesamte chinesische Gesittung ist eine vorwiegend literarische.

Zum orthodoxen Kanon aber sind gewisse Schriften der alten Zeit erst geworden durch die Verknüpfung ihres Inhaltes mit der Person und der Wirksamkeit des Konfuzius. Die hiernach als klassisch anerkannten Bücher erlangten dann den Wert von heiligen Schriften, deren Lehren zu Axiomen erhoben wurden. Der Maßstab der Klassizität ist weder die Sprachform noch der Gedankeninhalt, sondern lediglich die Beziehung zu Konfuzius.

Da die Fixierung der klassischen Schriften erst in der Han-Zeit erfolgte, so ist der Begriff „klassisch" auch abhängig von den Anschauungen, die damals maßgebend waren.

Es hatte sich aus der Schule des Konfuzius eine offizielle Richtung entwickelt, die zum Staatsdogma geworden war, und klassisch konnte nur sein, was hiermit übereinstimmte. So wenig auch der Stifter selbstbewußt eine neue Richtung begründet hatte, vielmehr nur die allgemeinen Elemente des alten Chinesentums zu bestimmtem Ausdruck gebracht, so war doch in den folgenden Jahrhunderten unter den Gelehrten eine besondere Schule erwachsen, die ein festes System von Gedanken und Lehrmeinungen entwickelte.

Als im 1. Jahrhundert ante diese Schule der Konfuzianer zur allein orthodoxen erklärt wurde, so daß nun Chinesentum und Konfuzianismus im Sinne des Staatsdogmas identische Begriffe wurden, da konnten natürlich nur noch diejenigen Schriften den Rang von „klassischen" erhalten, die den

Digitized by Google

Geist des Konfuzius enthielten. So kam es, daß bei der endgültigen Fixierung des Literaturgutes zur Han-Zeit, nach jener katastrophalen Bücherverbrennung, ein wesentlicher Teil der ältesten Schriften nicht in die Sammlung der offiziellen Klassiker aufgenommen wurde. Er konnte es nicht mehr, weil sich inzwischen zwei geistige Weltanschauungen herausgebildet hatten, die zueinander in einen allmählich sich verschärfenden Gegensatz getreten waren, von denen die eine die orthodoxe im Sinne des Staatsdogmas geworden war, während die andere mehr den Charakter einer privaten Geheimlehre gewonnen hatte.

Diese beiden Weltanschauungen knüpfen sich an die Namen des Konfuzius und des Laotse. In beiden Fällen ist nicht so sehr die historische Persönlichkeit und deren eigene Lehre gemeint, als die sich aus ihren Anhängern entwickelnde Schule. Beide alte Meister haben selbst kein Lehrsystem aufgestellt, erst ihre Schüler haben ein solches geschaffen. So ist auch der Gegensatz der beiden Richtungen kein in den Grundlagen bestehender, sondern ein nachträglich erwachsener.

Freilich liegt schon in der Persönlichkeit der beiden großen Männer der Kern zu der abweichenden Gestaltung, die ihre Gedanken später erhalten sollten. Konfuzius war Staatsmann, nicht Philosoph, Laotse dagegen war Philosoph, kein Mann der Praxis. So entwickelten sich des ersteren Lehren zu einem praktischen System des Staatswesens auf ethischen Grundsätzen, während diejenigen des letzteren eine theoretische Gedankenspekulation ergaben, die schließlich in Mystik und Aberglauben ausartete.

Beide Männer aber waren sich doch in einem Punkte sehr ähnlich, und ihre Gedanken gingen von einer gleichen Quelle aus, wenn sie auch nach abgeschlossener Entwicklung sehr weit divergierten. Sie beide waren echte Vertreter des ältesten Chinesentums, Vorbilder des altchinesischen Kulturgedankens. Der von ihnen überlieferte Gedankenstoff ist in gleicher Weise ein Erzeugnis jener vorklassischen Periode.

Zu ihren Lebzeiten im 6. Jahrhundert bestand kein grundsätzlicher Gegensatz der Meinungen zwischen Konfuzius und Laotse. Als aber in der ganz vom Geiste der Konfuzianer beherrschten Han-Zeit die Fixierung des über die Bücherverbrennung geretteten Literaturgutes erfolgte, da konnten die Schrift, die Laotses Namen trägt, und die philosophischen Werke seiner Nachfolger nicht mehr unter die Zahl der Klassiker aufgenommen werden; sie durften nicht mehr gleichgestellt werden mit den nunmehr orthodoxen Schriften, die auf Konfuzius selbst zurückgeführt wurden.

Daher steht alle taoistische Literatur außerhalb des klassischen Rahmens für die Augen des orthodoxen Chinesen, und so kommt es, daß alle rein philosophischen Werke in China eine besondere Klasse der Literatur für sich bilden.

Wenn wir also im literarischen Sinne von den „klassischen Werken" der Chinesen sprechen, so wird Konfuzius und seine Schule fast allein unser

Digitized by Google

Interesse in Anspruch nehmen, während die Philosophie des Laotse außer Betracht bleibt. Unsere folgende Behandlung der geistigen Strömungen im alten, vorchristlichen China aber muß die von beiden Männern ausgehenden Richtungen gleichmäßig berücksichtigen, ihre ursprünglichen Hauptgedanken, deren schulmäßige Entwicklung zu divergierenden Systemen, ihr gegenseitiges Verhältnis zueinander schildern.

Der philosophische Gesichtspunkt ist hierfür der maßgebende. Denn eben die philosophische Richtung ist es, worin schon Laotse und Konfuzius voneinander abwichen, woraus später die Trennung in zwei gesonderte Schulen erwuchs. Des Konfuzius und seiner Nachfolger philosophische Betrachtung war stets auf das Praktische gerichtet, sie hat in ihrem System nur eine Berechtigung durch die Anwendung auf den Zweck für die Staatslehre. Bei Laotse und seinen Anhängern aber werden philosophische Gedanken ohne die unmittelbare Beziehung auf die praktische Verwertung verfolgt, so daß sich spekulative Systeme entwickeln konnten. Der praktische und der theoretische Gesichtspunkt ist es, wodurch Konfuzius und Laotse sich unterscheiden.

Die Richtungen der beiden großen Männer aber sind umschlossen von dem weiteren Rahmen altchinesischer Grundanschauungen, für die beide echte Vertreter sind. Die uralten Anschauungen der „Tao-Lehre", die die Auffassung der alten Chinesen von der Natur, ihren Kräften, ihrem Wirken und dem Verhältnis des Menschen zu ihr ausdrücken, umfassen beide, Konfuzius und Laotse. Sie sind viel älter als beide, es ist daher irreführend, wenn man die von Laotse ausgehende Richtung als „Taoismus" bezeichnet. Laotse ist so wenig der Schöpfer des Begriffes vom „Tao", wie Konfuzius der Urheber der Staatsidee ist. Beide haben nur Vorhandenes, längst Bestehendes, das als ein Selbstverständliches zum Wesen des Altchinesentums gehörte, zu klarem Ausdruck gebracht, so daß sich ihre Namen unlösbar mit diesen uralten Grundanschauungen verknüpft haben.

Die Lehre vom Tao fand, der Gesamtrichtung entsprechend, natürlich im Konfuzianismus nur praktische Anwendung für die Vorschriften des moralischen Verhaltens, während sie im spekulativen Gedankensystem des Laotse der Angelpunkt der Philosophie wurde, die daher im engeren Sinne als eigentlicher „Taoismus" bezeichnet wird.

Auf den Begriff des Tao werden wir daher erst später eingehen, wenn wir vom Inhalte des Werkes des Laotse sprechen.

Wir betrachten zunächst den orthodoxen Konfuzianismus.

Hierbei bleiben alle historischen und literaturgeschichtlichen Erörterungen außer Betracht; es soll nur die Kulturbedeutung und der Gedankengehalt dargelegt werden. Es verbietet sich daher ein näheres Eingehen auf das Ereignis der Bücherverbrennung, das die gleichmäßige Entwicklung der chinesischen Literatur unterbrochen hat, sowie die Restauration der Han-Zeit mit den Fragen der Echtheit der klassischen Werke und der genauen Textkritik, die zu den wichtigsten Untersuchungen der Sinologie gehören.

Digitized by Google

Konfuzius lebte 551—479, in einer Zeit allgemeiner politiſcher Verwirrung. Er ſah ſeine Aufgabe darin, in den verkommenen Zuſtänden der Feudalzeit dem Volke vor Augen zu führen, wie es ſich ſelbſt beſſern könne. Er tat dies mit ſtetem Hinweiſe auf die Beiſpiele der alten Zeit. Sein Ziel war eine Staatsreform auf ethiſcher Grundlage. Er iſt kein Neuerer, ſondern ein Konſervator des Alten. Er hat das alte Chineſentum nach der Seite der Volksethik und Staatsmoral formuliert, wie Laotſe nach der Seite der philoſophiſchen Spekulation.

Konfuzius war in erſter Linie Staatsmann, nicht Weltweiſer oder Religionsſtifter. Sein Wirken galt ganz dem praktiſchen Zwecke einer brauchbaren Anleitung für Herrſcher und Volk in ihrem gegenſeitigen Verhalten, auf uralt nationalen Anſchauungen begründet. Konfuzius wurde Hiſtoriker, um Politiker zu werden, und er bediente ſich der Philoſophie nur zum beabſichtigten Zwecke.

Die Bedeutung des Konfuzius liegt weniger im Inhalte als in der Art ſeines Wirkens. In der Verehrung der Tradition ſtellt er ſelbſt den Typus des Idealchineſen dar. Sein ungeheurer vorbildlicher Einfluß mag in erſter Linie daher rühren, daß er nie über den ſpezifiſch chineſiſchen Geſichtskreis hinausging und ſo jedermann verſtändlich war in ſeiner typiſchen Perſönlichkeit, die ein Ausdruck des allgemeinen Volksgeiſtes war.

Sein Thema war das jeder Lage angemeſſene Verhalten des Menſchen. Er ſtellte die Vorbilder der alten Zeit als die Träger erzieheriſcher Prinzipien hin. Seine Ideale waren mithin ſittliche Werte, die bereits in der Geſchichte ihre Verwirklichung gefunden hatten, folglich auch jederzeit wieder erreicht werden konnten. Die Begrenztheit ſeines Weſens iſt die beſondere Charakteriſtik des Konfuzius. Die Erreichbarkeit ſeiner Forderungen ſicherte ihm den eminenten Erfolg.

Als Miniſter führte er praktiſch den Grundſatz durch, daß, wenn die Obrigkeit das Volk belehre und durch ihr Beiſpiel leite, es auch keine Verbrechen geben werde. Das Vorbild des Herrſchers muß das Volk beſſern. So will er im Staate von oben nach unten wirken. Eine Folge der rechten Herrſchertugend wird dann das Vertrauen der Untertanen zur Regierung ſein.

Die Grundlage des Staates iſt die Familie. Aus den allgemein menſchlichen Beziehungen entwickelt Konfuzius die ſtaatlichen Forderungen. Die Herrſchaft im Staate iſt ein Mittel, kein Zweck. Das Oberhaupt hat nur Rechte in Geſtalt von Pflichten. Politiſch empfiehlt er einen erleuchteten Deſpotismus. In der Politik wie in der Ethik gilt der gleiche Grundſatz der Gegenſeitigkeit.

Der abſolute Kaiſer iſt in China dem Himmel *und* dem Volke gegenüber verantwortlich. Zweck des konfuzianiſchen Staates iſt nicht die Macht des Herrſchers, ſondern die Wohlfahrt des Landes. Seine Form iſt eine *demokratiſche Monarchie*, in der der Herrſcher und das Volk beide in gleicher

Digitized by Google

Weise ein an die Pflicht gebundenes Recht haben. Sie können jeder alles tun, was recht ist.

Der Staat ist nicht um des Fürsten willen, sondern um des Volkes willen da. Da das Volkswohl Staatszweck ist, darf die Regierung nicht egoistisch sein. Der Gedanke der allgemeinen sozialen Gleichheit wird aber ausdrücklich abgelehnt.[1]) Der chinesische Staat besteht aus einem aristokratischen Oberbau über einem demokratischen Unterbau, oder vielmehr aus einer monarchischen Zentralstelle über vielen lokalen und kommunistischen Elementen. Die Notablen als Repräsentanten der Familienrechte haben immer gewissermaßen eine Volksvertretung neben der Kaiserregierung gebildet, vielleicht in besserer Form als ein Parlament. Das Entgegenwirken von Familiengesetz und Regierungsgewalt soll Tyrannei von oben und Willkür von unten verhindern. Der Ausgleich war ein gesunder und erfüllte die Zwecke, die man heute mit Revolution und Reform anstrebt.

Die Moral ist im Staate und im Volke die gleiche. Sie gründet sich auf die Beziehungen zwischen Fürst und Untertan, Vater und Sohn, Mann und Weib, zwischen Brüdern und Freunden. In der Welt ist alles in Ordnung, wenn diese fünffachen Beziehungen richtig erfüllt werden. Das Vorbild des moralischen Handelns bildet der „edle Mensch". Er ist das praktische Ideal des Konfuzius. Die Kultivierung der eigenen Person ist Grundbedingung für rechtes Verhalten zu anderen und besonders auch für das Beherrschen des Volkes. Der Herrscher soll sein Volk erst zum Wohlstande bringen und dann es belehren. Die Verbreitung der Bildung hat ethischen, nicht nur intellektuellen Zweck. Regulativ des Verhaltens sind die Sittenvorschriften. Den Wert eines Menschen bestimmt seine Tugend. Das Recht zu regieren ist bedingt durch die Tugend des Regenten. Der Herrscher hat ein jus divinum, wenn er selbst die höchste Tugend besitzt. Die himmlische Berufung findet Ausdruck in der Anerkennung des Volkes. Denn der Wille des Himmels äußert sich zugleich im Gesamtwillen des Volkes. Militärgewalt diene nur defensivem Zwecke. Nur die Unvollkommenheit der Menschen macht sie im Staate notwendig. Die Besteuerung muß sich nach dem Volkswohlstande richten, dessen Hebung also auch im finanziellen Staatsinteresse liegt.

Diese Staatsidee des Konfuzius entspricht nun freilich keineswegs dem empirischen Bilde in der Geschichte des chinesischen Reiches.

Die philosophische Lösung des sozialen Problemes geht bei Konfuzius von der Voraussetzung aus, daß die Menschen ihrer Natur nach *gut* sind. Die Gesetze des positiven Rechtes halten den Menschen nur negativ vom Nichtguten zurück, bewegen ihn aber nicht auch zum Guten, das nur durch das Moralbewußtsein erreicht wird. Die Strafe bessert das Volk nicht. Der Staat muß also Erzieher sein. Pflege der natürlichen Moral wird

[1]) Meng-tse, Bd. III, 1, Kap. IV.

Digitized by Google

das Strafgesetz überflüssig machen. Hierin ist Konfuzius ausgesprochener Optimist.

Pflicht jedes Menschen ist die Selbstvervollkommnung zur Tugend, deren höchster Grad die Heiligkeit ist. Das Mittel, das zum Ziele der Vollkommenheit führt, ist das Studium des Altertums in den Lehren der Ahnen aus alter Zeit. Die Tugend ist lernbar. Nur ein Wissen, das zur Tugend führt, ist wissenswert. Hiermit hat Konfuzius von Ausgang her Begriff und Wert der Tugend und des Wissens stark eingeschränkt. Der praktische Zweck ist das ausschlaggebende Kriterium.

Mit diesen Grundsätzen sind nur altchinesische Anschauungen ausgedrückt. Hätte Konfuzius ein neues System der Moral als Religion oder Metaphysik aufgestellt, so hätte er nie einen Einfluß auf das Chinesentum gewonnen. Da er aber selbst der Urtypus eines Chinesen war und seine Lehren alles das betonten und sanktionierten, was spezifisch chinesisch war, so wurde er der große Landesheilige. Er hat seinen großen Erfolg eben der weisen Kunst zu verdanken, daß er in den Volkscharakter keine neuen Elemente hineintrug, sondern das, was von Natur im Chinesen lag, zum System erhob.

In keiner Weise hat Konfuzius irgendeine religiöse Lehre begründet. Auch die sogenannte „Religion" des späteren Staatskonfuzianismus ist nur eine nationale Morallehre, verbunden mit dem Privatkult des kaiserlichen Opferdienstes. Das Wesentliche der Religion lag für Konfuzius im Kultus, in der Beobachtung der von alters her geheiligten Riten. Von Glaubenssachen hat er grundsätzlich nicht gesprochen, alles Übersinnliche bleibt bei ihm unerwähnt. Seine Unterredungen mit den Schülern berühren weder das höchste Prinzip des Himmels, noch die Geister der Natur, weder die abgeschiedenen Seelen, noch das Leben nach dem Tode näher. Solche Fragen schnitt er stets kurz ab: „Wenn man nicht einmal das Leben kennt, wie soll man da den Tod kennen?" [1]) Auch jede Diskussion über metaphysische Fragen wurde von ihm ängstlich vermieden.

Seine Lehren hat Konfuzius nicht aufgezeichnet. Was wir von ihm und seinen Ansichten wissen, beruht auf der Überlieferung der Gespräche, die seine Schüler aufzeichneten (Lun-yü). Für sie ist wohl kaum ein einheitlicher Verfasser anzunehmen. Nach der herrschenden Ansicht hat Konfuzius die alten Schriften gesammelt, gesichtet und redigiert, wonach die klassischen Bücher entstanden. Er sah in diesen Werken die Vorbilder, deren er zur sittlichen Hebung des Volkes bedurfte und die er dazu verwenden wollte. Die Auswahl, die er aus den altüberlieferten Texten zu seinen Kompilationen traf, war eine willkürliche und tendenziöse. Was wir heute als diese ältesten Klassiker kennen, ist nur noch der Teil, den Konfuzius der Weitergabe für wert erachtete.

Die Untersuchung der Frage der Authentizität der dem Konfuzius selbst zugeschriebenen Schriften durch genaue Textkritik bildet eine der wichtigsten

[1]) Lun-yü XI, 11.

Digitized by Google

Aufgaben des Sinologen für die klassische Literatur. Es ist wahrscheinlich, daß wir außer dem Ch'un-ch'iu, der Chronik seines Heimatsstaates Lu, kein einziges Werk besitzen, das von Konfuzius selbst verfaßt ist.

Es ist zweifellos, daß es eine Literatur und auch philosophische Schulen vor Konfuzius gegeben hat. Wieweit er selbständig Neues geschaffen oder lediglich Altes überliefert hat, ist ungewiß. Wichtig ist hierbei nur, welche Stellung und Bedeutung er für den festen Aufbau des chinesischen Kulturgebäudes erlangt hat. Die Idealgestalt des Konfuzius steht im Mittelpunkte der klassischen Literatur und damit zugleich im Mittelpunkte des nationalen Lebens. Sein Name bedeutet eine Weltauffassung, die aus seiner Lehre hervorging. So trat an die Stelle des Konfuzius der Konfuzianismus. Wenn von Konfuzius die Rede ist, haben wir überall seine Schule zu verstehen.

Der Einfluß seiner Lehre basiert auf den klassischen Schriften und erstreckt sich auf die chinesische Gesittung in ihrer Gesamtheit. Die vorwiegend ethische Anwendung hat sein ursprünglich rein praktisch beabsichtigtes System erst in der Ausgestaltung der späteren Zeit erfahren.

Der mit der Reaktion der Han-Zeit einsetzende historische Sinn machte die alte Tradition und die klassischen Schriften zum nationalen Credo. Damit geriet zugleich die geistige Entwicklung Chinas auf einen toten Punkt. Der Konfuzianismus verknöcherte zu einem jedes individuelle Leben hemmenden Schematismus und erfuhr erst im 11. Jahrhundert durch Chu Hsi eine Neubelebung. Das orthodoxe China ist im wesentlichen nie über Konfuzius hinausgelangt.

Mit der Pflege der klassischen Literatur entwickelte sich auch ein Kultus des Konfuzius. Die historische Persönlichkeit des Meisters hat sich bald zum Begriff eines göttlichen Wesens umgewandelt. Schon kurz nach seinem Tode erbaute der Herzog von Lu ihm einen Tempel, und in der Han-Zeit wurde seine göttliche Verehrung allgemein. Seine Lehren wurden zum Staatsdogma erhoben, gewannen dadurch fast die Bedeutung einer Religion und erlangten für die Folgezeit das totale Übergewicht über alle anderen Geistesrichtungen, die dann von seiten der Kaiserregierung als heterodox bekämpft wurden. So trat besonders der offizielle Konfuzianismus in ausgesprochenen Gegensatz zu dem inzwischen stark entarteten Taoismus und zu dem neu nach China verpflanzten Buddhismus, die beide als ketzerische Irrlehren im Staatssinne angesehen wurden. Das chinesische Volk bewies wohl zu allen Zeiten einen starken religiösen Indifferentismus, die Staatsregierung aber mußte intolerant verfahren gegen jede Lehre, die vom konfuzianischen Geiste abwich.

Bei den chinesischen Literaten erlangten neben den klassischen Hauptwerken und den von den Schülern des Konfuzius aufgezeichneten Gesprächen des Meisters, den Lun-yü, besonderes Ansehen auch die Schriften des Meng-tse, der 372—289 lebte. Sie stellen einen Ausbau der Lehren des Konfuzius

Digitized by Google

dar, die erst durch ihn die Form eines Systems erhielten. Klassische Geltung haben sie erst in späterer Zeit gewonnen.

Das Werk des Meng-tse hat die Form des sokratischen Dialoges, in dem der Gegner ad absurdum geführt wird. Meng-tse ist der erste Dialektiker in China und wirkte hierin systembildend. Im Gegensatze zu Konfuzius will er nicht nur belehren, sondern auch überreden und überzeugen. Er redet daher anschaulich, unter Anwendung zahlreicher Bilder und Gleichnisse.

Sein Hauptthema ist, daß ein Staatswesen nur auf sittlicher Grundlage gedeihen kann. Der Herrscher soll seine Gesinnung durch Beispiel auf weite Kreise übertragen. Voraussetzung glücklicher Regierung ist die vollkommene Tugend des Fürsten. Humanität und Rechtlichkeit sind seine Mittel in der Leitung des Volkes. So ist das Werk des Meng-tse so recht eigentlich ein Fürstenspiegel und auch direkt als solcher beabsichtigt. Es stellt eine Fortsetzung und Erweiterung der allgemeinen Grundsätze der konfuzianischen Staatslehre dar, die hier schärfer hervortreten. Der Herrscher hat nur ein göttliches Recht, solange er wohlwollend regiert und selbst sich durch die höchste Tugend auszeichnet. Ein unwürdiger Herrscher kann kritisiert, abgesetzt und getötet werden. Tyrannenmord ist ein Recht des Volkes. Pflicht der ersten Staatsbeamten ist es, ihren Fürsten zu warnen und zu tadeln.

Das Volk ist wichtiger als der Fürst. Das Verhältnis zwischen Herrscher und Volk ist vom Himmel bestimmt. Der Himmel hat den Fürsten eingesetzt, aber des Himmels Wille kommt zum Ausdruck durch das Volk. Das Vorbild des Herrschers ist von entscheidendem Einflusse auf das Verhalten des Volkes. Die Regierung muß wohlwollend sein und das materielle Wohl des Volkes fördern. Sorge um den wirtschaftlichen Wohlstand und Pflege des Unterrichtes sind ihre ersten Pflichten. Unter den Menschen ist Arbeitsteilung nötig in Berufsklassen. Die Regierung soll ausgeübt werden von den Literaten, den Gebildeten auf der Grundlage der klassischen Tradition.

Die gleiche Moral gilt im Leben des Individuums und in der Politik des Staates. Die Humanität, die alles Handeln leiten soll, ist nicht der Ausdruck eines allgemeinen Altruismus gegen alle Menschen in gleicher Weise, sondern das Verhalten zum anderen, das der beiderseitigen Stellung angemessen ist. So sind Tugenden besonderer Stufe nur Modifikationen der allgemeinen Humanität. Diese erste Kardinaltugend bedeutet bei Meng-tse die angemessene Haltung des Menschen in jedem Falle einem anderen Mitmenschen gegenüber und ist mithin je nach dem gegenseitigen Verhältnis ein Begriff von wechselnder Färbung.

Die rechte Ausübung der Humanität fordert Unterdrückung des Egoismus, Betragen mit Respekt und Zeremonie, Entfaltung innerer Aufrichtigkeit. Die Forderung der Selbstvervollkommnung bedingt die Annahme einer von Haus aus guten Veranlagung der Menschennatur. Diese angeborene Güte folgt schon aus seiner Zugehörigkeit zum Weltganzen, dessen Wesen Vollkommenheit ist. So ist Meng-tse der grundsätzliche Verfechter des Dogmas von der

Digitized by Google

ursprünglichen Güte der Menschennatur. Die Humanität bildet den Grundzug des menschlichen Wesens und muß nur entwickelt werden. Die tatsächlich praktisch vorhandene Schlechtigkeit der Menschen kann nicht eine theoretisch ursprüngliche Schlechtigkeit ihrer Anlage beweisen.

Die idealen Vorbilder sind die Musterkaiser Yao und Shun aus mythischer Zeit und dann Konfuzius. Das Ideal, dem der Mensch nachstreben soll, ist verwirklicht in der Vergangenheit und daher auch wieder erreichbar.

Ein religiöser Gedanke fehlt ganz bei Meng-tse. Er ist vom Standpunkt des konsequenten Nachfolgers des Konfuzius auch nicht zu erwarten. Sein Thema ist nur der Mensch und dessen Pflichten. Wie Konfuzius lehnt auch er jede Theorie ab, die nicht dem praktischen Zwecke diente.

Die konfuzianische Philosophie beschäftigt sich nur mit Staatslehre, Gesellschaftsmoral und persönlicher Ethik. Sie gibt keinerlei Erkenntnistheorie, sondern nur eine Pflichtenlehre. Die praktische Moral ist ihr Hauptgegenstand. Diese chinesische Moral hat keinen religiösen Charakter. Der Konfuzianismus ist also weder eine reine Philosophie, noch eine positive Religion, sondern lediglich ein System der praktischen Moral für die sozialen und staatlichen Verhältnisse.

Im Konfuzianismus fehlt Übernatürliches und Mystisches. Der Himmel ist keine persönliche Gottheit, sondern eine Macht der Natur. Das Tao ist das Gesetz der Naturvorgänge und das Regulativ des menschlichen Handelns. Während die Taoisten dieses Grundprinzip als ein metaphysisches auffassen, ist es für die Konfuzianer ein moralisches.

Die Namen des Laotse und der taoistischen Philosophen werden in den Schriften der Konfuzianer nicht ein einziges Mal erwähnt. Ihre Theorien konnten von der konfuzianischen Richtung ignoriert werden, weil sie keine unmittelbare praktische Bedeutung besaßen.

Konfuzius und Laotse waren aber keineswegs die einzigen Denker ihrer Zeit. Zu ihren Lebzeiten besaßen sie nur ein lokales Ansehen. Die universalen Persönlichkeiten wurden sie erst, als der Ausgangspunkt der beiden großen geistigen Richtungen, die sie selbst sicher nicht in der bewußten Absicht der Schulbildung begründeten. Das System wurde erst von den Schülern und Nachfolgern ausgestaltet. So sind die Figuren des Konfuzius und Laotse in doppelter Weise zu betrachten, als Persönlichkeiten im Rahmen ihrer Zeit und als Repräsentanten der in späterer Gestaltung entstandenen Richtungen. In der Geistesgeschichte Chinas sind die beiden Männer zu ganz etwas anderem geworden, als sie ihren Zeitgenossen bedeuteten.

In den Jahrhunderten nach dem Tode der Stifter sonderten sich die Schulen des Konfuzius und des Laotse scharf und traten in unversöhnlichen Gegensatz. Die rein spekulativen Gedanken der Taoisten schlugen einen von der praktischen Staatslehre der Konfuzianer völlig abweichenden Weg ein. In ihren Resultaten gingen sich beide Weltanschauungen, die doch von gemeinsamer Quelle ausgeflossen waren, nichts mehr an.

Digitized by Google

Es gab aber auch andere Geistesrichtungen, mit denen der orthodoxe Konfuzianismus sich auseinanderzusetzen hatte. Vor der Han-Zeit war dieser nur eine Lehre unter vielen, die um ihr Dasein kämpfen mußten. Solange der Konfuzianismus noch nicht zum allgemeinen Dogma erstarrt war und von der Staatsregierung offiziell unterstützt wurde, mußten seine Vertreter sich in heftiger Polemik gegen andere Meinungen wenden. Vor allem hat Meng-tse, der Ausgestalter der Gedanken des Konfuzius, die feindlichen Richtungen bekämpft. Seine Gegner waren namentlich Yang Chu und Mo Ti.

Yang Chu ist Sensualist und Epikureer, sein System ein egoistischer Individualismus, der theoretischen Pessimismus und praktische Eudämonologie vereinigt. Die Lust ist der höchste Lebenszweck. Das einzig Wirkliche ist, was die Sinne befriedigt. Mit dem Tode ist alles aus. „Das, wodurch alle Wesen verschieden sind, ist das Leben; das, wodurch alle Wesen gleich sind, ist der Tod. So freuen wir uns denn des Lebens; was kümmert uns, was nach dem Tode kommt!" Das bedeutet wörtlich das Horaz'sche „Quid sit futurum cras, fuge quaerere". Auch Yang Chu ist kein Wüstling, sondern ein Einsiedler, Weltverächter und Satiriker.

Das Leben ist kurz und voll Sorgen. Die Leidenschaften verzehren unsere Kraft. Überkommene Traditionen beschränken die natürliche Entwicklung und die Freiheit des Handelns. Lebenszweck aber ist, die Natur des Menschen zu voller Entfaltung zu bringen. Daher sollen wir uns frei machen von allem Überflüssigen und ohne Hemmung dem Impulse folgen. Nur so können wir über den äußeren Dingen stehen. Die Forderungen des Konfuzius erscheinen daher dem Yang Chu unnatürlich. Die Aufstellung von Musterbeispielen aus der Vergangenheit ist Willkür. Für den Toten ist es belanglos, was die Nachwelt von ihm denkt. Der Ruhm ist nur eine Seifenblase. Nur was der Mensch genossen, das ist sein Eigen. Nur die Befriedigung dessen, wonach die Natur verlangt, hat Wert für ihn. So ist Yang Chu Fatalist. Er steht dem Tode gleichgültig gegenüber. Er verlangt nach keiner Unsterblichkeit, weder auf Erden noch im Jenseits.

Aus seinem einseitig hedonistischen Standpunkte mußte ein bedingungsloser Egoismus hervorgehen, dem das Gesamtwohl gar nichts galt. Der Staat ist für ihn nichts. Er stellt sich also außerhalb der kollektivistischen Gesellschaftsordnung, die eine Voraussetzung des chinesischen Lebens ist.

Im Gegensatze zu Yang Chu vertritt Mo Ti den extremen Altruismus. Er prägt zuerst den für chinesisches Denken neuen Begriff der allgemeinen Menschenliebe. Unser Nächster ist für den orthodoxen Chinesen stets nur der Familienangehörige. Indem Mo Ti die Pietät in der Familie auf alle Menschen ohne Rücksicht auf ihr Verwandtschaftsverhältnis ausdehnen will, macht er dem konfuzianischen Grundsatze der Gegenseitigkeit Opposition.

Allgemeiner Friede und allgemeines Glück auf Erden ist Mo Ti's Ideal. Der Egoismus des einzelnen verhindert seine Verwirklichung. „Liebe alle Menschen wie dich selbst," sagt Mo Ti ganz im christlichen Sinne, aber doch

Digitized by Google

mit einer anderen Absicht, nicht aus reiner Ethik, sondern aus Nützlichkeitsgründen. Die Menschenliebe ist nur ein Mittel, um den möglichsten Frieden des eigenen Lebens zu genießen. Das Motiv ist bei Mo Ti kein humanitäres, sondern ein utilitaristisches.

Er ist kein Fatalist und fordert aktive Tätigkeit im Leben. Er verwirft den Krieg und alles, was den Frieden der Menschheit stört. Das Streben der Regierung soll vor allem auf die Hebung des Wohlstandes gerichtet sein. Wie er die Beziehungen des Familienverbandes erweitert und verwischt, so erkennt er auch eine feste gesellschaftliche und staatliche Organisation nicht an. Wie für Yang Chu das Einzelwohl, so ist für Mo Ti das universelle Wohl der einzige Maßstab. Bei beiden fehlt Ausgleich und Gleichgewicht.

Es ist zu erwähnen, daß Mo Ti auch einen neuen Sinn der obersten Kraft aufstellt. Der Himmel ist bei ihm nicht eine unpersönliche Naturgewalt, sondern ein höchstes Wesen im Sinne eines allmächtigen Gottes.

Meng-tse mußte den schrankenlosen Egoismus des Yang Chu verwerfen, er konnte es aber auch nicht dulden, daß nach Mo Ti's Lehre die Kindesliebe, jenes Grunddogma der konfuzianischen Ethik, in der allgemeinen Menschenverbrüderung zu kurz kam. So sagt er: „Yang liebt das eigene Ich, daher kennt er keinen Herrn. Mo mit seiner allumfassenden Menschenliebe kennt keinen Vater. Weder einen Vater noch einen Herrn zu haben, ist tierisch.“ [1])

Der Hauptunterscheidungspunkt in den Lehren der alten Moralphilosophie ist die Auffassung von der ursprünglichen Natur des Menschen.

Meng-tse zählt die zu seiner Zeit herrschenden Ansichten auf: 1. Die Menschennatur ist weder gut noch böse, 2. sie kann dahin gebracht werden, gut oder böse zu sein, 3. es gibt von Natur gute und böse Menschen. Dazu sagt Meng-tse als seine eigene Meinung: Ihrem Triebe folgend, können die Menschen gut sein; wenn sie nicht gut sind, so liegt die Schuld nicht an ihrer Anlage. [2])

Das Dogma von der ursprünglich guten Menschennatur, das Konfuzius selber noch nicht positiv ausgesprochen hatte, bildet die Basis des ganzen ethischen Systems bei Meng-tse. Die Staatsgrundsätze bezwecken die Entwicklung der von selbst im Menschen vorhandenen guten Anlagen zu moralischem Handeln.

Der Streit über die Natur des Menschen bildet das einzige theoretische Thema für die konfuzianischen Philosophen, aber auch seine Auffassung nach der guten oder bösen Seite findet durch den Schluß auf die Erziehung des Menschen und das Verfahren der Staatsgewalt eine unmittelbare praktische Anwendung.

Die ganz entgegengesetzte Ansicht über die Natur des Menschen vertritt Hsün-tse, der kurz nach Meng-tse lebte (340—220). Statt des orthodoxen

---

[1]) Bd. III, 2, Kap. IX, 9.
[2]) Bd. VI, 1, Kap. VI, 1—6.

Digitized by Google

Optimismus lehrt er geradezu die ursprüngliche Schlechtigkeit des Menschen. Das Gute in ihm sei nur ein Werk der Erziehung. Der angeborene und natürliche Egoismus steht im Gegensatze zur Ethik, die erst durch ein künstliches Streben hervorgerufen werden muß. Das Streben nach dem Guten ist für Hsün-tse geradezu ein Beweis dafür, daß der Mensch von Natur aus schlecht ist. Die schlechte Grundveranlagung des Menschen macht seine Erziehung durch äußeren Einfluß nötig. Daher legt Hsün-tse besonderen Wert auf das Zeremonienwesen, in dem er das wirksamste Korrektionsmittel sieht. Hierin ist er strenger Konfuzianer, im Gegensatze zu den Taoisten.

Die menschliche Gesellschaft ist also eine künstliche Institution. Ihre Vorschriften sollen den freien Ausbruch der bösen Triebe bei den Menschen verhindern. Güte ist ebenso wie Weisheit ein Produkt der Verfeinerung. Während Meng-tse die höchsten Erfolge von einer inneren Selbstvervollkommnung erwartete, glaubt Hsün-tse nur an äußere Politur durch Gewöhnung. Auch bei ihm ist der Zweck ein rein praktischer, nur auf das äußere Verhältnis der Menschen zueinander, nicht auf innere Gesinnung gerichtet.

Die Weisheit des Menschen folgt aus seiner Anpassung an seine Umgebung. So findet die Lehre des Hsün-tse ihren höchsten Ausdruck in einer Psychologie der Zeremonien.

Die beiden extremen Ansichten von der radikalen Güte oder Schlechtigkeit der Menschennatur bestanden lange als gleichberechtigt innerhalb des Konfuzianismus nebeneinander. Erst im 8. Jahrhundert wurde durch Han Yü die Morallehre des Meng-tse für die allein orthodoxe erklärt.

*

Wir verlassen nun den engeren Rahmen der konfuzianischen Richtung und wenden uns der allgemeineren Betrachtung des chinesischen Denkens zu.

Der Konfuzianismus beschränkte sich ganz auf den Menschen, und zwar auf den Menschen als sittliche und politische Persönlichkeit. Fragen, die über die Grenze der sinnlichen Wahrnehmung hinausgingen, blieben unberücksichtigt. Eine gleichzeitige geistige Strömung aber bezeichnete ihrem Wesen nach eine verschiedene Richtung des Denkens, eine grundsätzlich andere Weltanschauung. Die Philosophie der konfuzianischen Schule und auch der Moralisten abweichender Stellung hatte stets eine praktische Tendenz und ethischen Charakter. Reine Gedankenspekulation findet sich dagegen bei Laotse. Er gibt philosophische Theorie ohne praktischen Zweck.

Von der Person des Laotse wissen wir so gut wie nichts. Er war ein südchinesischer Bauernsohn und älterer Zeitgenosse des Konfuzius. Bei Sze-ma Ch'ien wird eine Begegnung zwischen den beiden alten Weisen berichtet, bei der der Philosoph den Staatsmann recht kurz abfertigte. Wenn eine solche Zusammenkunft, von der Konfuzius selbst nichts erwähnt hat, stattgefunden hat, so würde sie beweisen, daß Laotse der ältere war und daß damals beide Meister noch nicht getrennte und feindliche Rich-

Digitized by Google

tungen vertraten; denn sonst hätte Konfuzius niemals den Laotse aufsuchen können.[1])

Von Laotse wird dann berichtet, daß er ins Gebirge gezogen sei, wo ihn ein Grenzbefehlshaber bat, seine Lehre niederzuschreiben, er habe darauf das Buch vom Tao und von der Tugend verfaßt und sei verschwunden. Sein Ende blieb unbekannt.

Es ist bestritten worden, daß Laotse überhaupt eine historische Persönlichkeit gewesen. Dies muß aber bei dem Zeugnis des zuverlässigen Sze-ma Ch'ien doch vorausgesetzt werden. Eine zuerst in einem späteren taoistischen Werke des 8. Jahrhunderts enthaltene Legende will, daß Laotse, als er für den Gesichtskreis der Chinesen verschwand, nach Westen gezogen und nach Indien gelangt sei, wo er zum Buddha wurde.

Von dem Buche, das Laotse im Gebirge geschrieben haben soll, wissen seine unmittelbaren Schüler nichts. Dies mag darin seinen Grund haben, daß sein Titel Tao-te-king erst sehr viel später aufkam. Das uns unter diesem Titel erhaltene Werk ist ein metaphysisch-ethischer Traktat in zwei Hauptabschnitten, in seiner heutigen Form in 81 Kapitel gegliedert. Bei der Beurteilung seines Inhaltes aber muß berücksichtigt werden, daß diese Kapiteleinteilung eine willkürliche und nicht von Anfang an bestehende ist.

Das Werk gehört zu den tiefsinnigsten und schwierigsten Erzeugnissen der chinesischen Literatur. Der Text ist wohl vielfach beschädigt, die Begriffe sind oft dunkel und vieldeutig. Daher ist das Buch für den heutigen Chinesen kaum verständlicher als für den Europäer. Der älteste Kommentar wurde erst im 3. Jahrhundert post geschrieben. Die Echtheit des Tao-te-king und seine Abfassung durch Laotse ist bestritten und verfochten worden; sie muß eine offene Frage bleiben. Das Werk selbst enthält keinerlei historische Angaben und nennt nicht einen einzigen Personennamen. Seiner Sprachform nach ist es ein Produkt der ältesten Periode und darf danach wohl dem historischen Laotse zugeschrieben werden.

Das Buch ist in China heute fast in Vergessenheit geraten. In Europa dagegen hat es, vielleicht sehr zu Unrecht, ein außerordentliches Interesse gefunden. Kein anderes Werk der chinesischen Literatur hat so viele Übersetzungen erfahren, die freilich sämtlich mehr oder minder mangelhaft sind.[2]) Der Gedankeninhalt, aus dem zwar vieles Wichtige und Wertvolle zu schöpfen ist, kann einen Vergleich mit den klassischen Schriften nicht aushalten. Alle unklaren und verschwommenen Gedanken finden ja aber heute den meisten Anklang, und wo „Mystik" die Losung ist, muß man auch für Lao-tse und das Tao-te-king schwärmen, wenn man auch kein Wort davon versteht.

Laotse hatte Vorgänger, auf die er sich berief, doch kennen wir von solchen keine Namen. Wenn Laotse auch keineswegs der Schöpfer des

[1]) Möglicherweise aber ist diese Stelle bei Sze-ma Ch'ien nur eine Zusammenfassung er verschiedenen Anekdoten bei Chuang-tse.

[2]) Es bestehen heute mehr als vierzig Übersetzungen des Tao-te-king.

Digitized by Google

Taoismus ist, vielmehr nur einer der Vertreter des uralten Systems, das lange vor ihm Gemeinbesitz des chinesischen Volkes war, so ist das ihm zugeschriebene Buch doch der älteste Ausdruck der taoistischen Lehre.

Der Begriff des „Tao" ist ein vieldeutiger von allgemeinstem Umfange und läßt sich nicht mit einem einzigen Worte übersetzen. Es ist eine Inkunabel eines Begriffes, wie der Logos bei Heraklit, die causa sui bei Spinoza. Diesen Formeln entspricht auch das chinesische Schriftzeichen in seinen Anwendungen. Es bedeutet eigentlich Weg, dann den Weg des Universums, sein Handeln, Verhalten, Erscheinen. Es ist das kosmische Prinzip, die erste Ursache aller Dinge und auch das letzte Ziel, zu dem der Kreislauf zurückführt. Ferner drückt es den Reflex des Naturvorbildes auf die Menschenwelt aus, die Entsprechung von irdischer und himmlischer Sphäre. Das kosmische Prinzip wird zum Regulativ des sittlichen Handelns. Als solches ist das Tao Vernunftprinzip. Die chinesischen Definitionen des Begriffes Tao in den Klassikern und bei Laotse sind sehr allgemein und lauten meist negativ. Die verschiedenen europäischen Übersetzer haben ihn mit Logos, ratio, raison, parole, cause première, voie, nature, natura naturans u. a. wiedergegeben. Wir werden am besten, wenn wir uns über seine Bedeutung klar geworden sind, das Zeichen unübersetzt lassen und das Wort „Tao" beibehalten.

In diesem Begriffe des Tao liegt die ganze Weltauffassung des alten Chinesentums. Er ist ein grundlegender Faktor des chinesischen Denkens. Die Taolehre im Sinne eines Universismus bildet die uralte Anschauung einer Weltordnung der Naturkräfte. Sie ist der philosophische Ausdruck, den die primitive Naturreligion schon in ältester Zeit gefunden hat.

Laotse ist nur der Ausgestalter der Taolehre in bestimmter Richtung, und da der Begriff des Tao bei ihm und seinen Nachfolgern zum Mittelpunkte des Systems gemacht wurde, hat man sie Taoisten genannt. Zweckmäßig werden wir unterscheiden zwischen Taolehre und Taoismus. Erstere bildet die gemeinsame Grundlage altchinesischer Anschauungen von der Natur, ihren Kräften und der Stellung des Menschen im Weltall; letzterer ist ein spekulatives System der mit Laotse beginnenden Philosophie.

So ist der Gedanke vom Tao im Kulturgebäude Chinas die Basis für alle Philosophie, Ethik, Religion. Er ist dem ältesten Konfuzianismus und Taoismus gemeinsam, weil urchinesisch. Aus der gleichen Grundlage erwuchsen Konfuzianismus und Taoismus, nahmen aber dann in ihren Hauptgrundsätzen und deren Anwendung eine verschiedene Entwicklung. Gewissermaßen ist der offizielle Konfuzianismus nur ein besonderer Zweig der allgemeinen Taolehre. Das System der Gelehrten, das sich in der Han-Zeit zum staatlichen Dogma gestaltete, ruhte doch ganz auf den Schriften der alten Zeit, in denen das taoistische Prinzip längst enthalten war. Die konfuzianische Richtung ging auf die praktischen Staatszwecke, wie jene des Taoismus auf theoretische Weisheit. Beide haben nichts grundsätzlich Neues von außen

Digitized by Google

angenommen und keine neuen Gedanken gelehrt, vielmehr nur die altchinesischen Anschauungen in besondere Formen gebracht.

So sind denn dem Konfuzianismus und dem Taoismus viele allgemeine Vorstellungen und Hauptgedanken gemeinsam. Beide wenden die Begriffe des Tao, der Tugend, der Heiligkeit, der Vollkommenheit an. Eine Gegensätzlichkeit beider Richtungen trat erst in der Han-Zeit auf, als der offizielle Hauptzweig des Staatskonfuzianismus sich gegen gewisse Formen abweichenden und daher von seinem Standpunkte häretischen Denkens wandte, als die ursprüngliche Taolehre sich bereits zum speziellen Taoismus umgewandelt hatte.

Die Lehre vom Tao, auf Naturbeobachtung fußend, leitete bei Laotse über zur philosophischen Spekulation mit der Absicht einer Anleitung zum naturentsprechenden Verhalten des Menschen. Seine Nachfolger entwickelten eine ausgesprochen mystische Tendenz. Der philosophische Taoismns entartete dann zum Aberglauben und entwickelte sich zu einer populären Religion.

Der mystische und asketische Charakter von Laotses Lehre hat zu der Annahme eines indischen Einflusses bei ihrer Entstehung Anlaß gegeben, die aber durch keine historische Tatsache bestärkt werden kann. Eine Beziehung zu Indien und dem dort etwa gleichzeitig aufkommenden Buddhismus muß vielmehr für das 6. Jahrhundert ante als ganz unwahrscheinlich und so gut wie ausgeschlossen gelten.

Die älteste Philosophie der Chinesen ist im I-king enthalten. Auf dieser Quelle baut Konfuzius auf, und die Grundgedanken dieses geheimnisvollen Buches haben, so dunkel sie sind, zu allen Zeiten einen bestimmenden Einfluß ausgeübt. Die chinesischen Gelehrten haben darin die tiefste Weisheit gesucht und sich bemüht, einen philosophischen Sinn herauszulesen und hineinzuinterpretieren. Der Inhalt des I-king stellt eine ausgesprochen dualistische Weltauffassung dar. Ihr Ausgangspunkt ist der Gegensatz der positiven und negativen Kräfte, Yang und Yin, der sich in allen Erscheinungen manifestiert und himmlische und irdische Kräfte scheidet.

So sind alle orthodoxen Denker der späteren Zeit Dualisten gewesen. Innerhalb des konfuzianischen Systems ist eine Vereinigung der beiden Weltprinzipien zu einer höheren Einheit eigentlich nie versucht worden.

Der Chinese hat eine natürliche Abneigung gegen die Metaphysik. Sein Denken hat stets gegenständlichen Bezug und Anwendung auf das menschliche Leben. Sein nüchterner Sinn neigt von selbst der Übertragung von Prinzipien auf den bestimmten Fall zu und kümmert sich nicht um abstrakte Untersuchungen. Die Staatsmoral des Konfuzius war jedem Chinesen einleuchtend, das traditionelle Moment kam ihr zugute. Da Laotse für seine Belehrung nicht die historische Methode wählte, konnte er nicht den Erfolg haben wie Konfuzius. Tiefe philosophische Gedanken konnten nicht populär werden in China, wo jeder Mensch nach der Nützlichkeit einer Sache fragte. Keine Vorschrift konnte sich auf die Dauer in China durchsetzen, die sich nicht der gesunden Vernunft des Volkes empfahl. So konnte die Spekulation des

Digitized by Google

Laotſe nicht in die breiten Maſſen dringen, ſondern mußte auf eine beſtimmte Klaſſe beſchränkt bleiben, die von vornherein außerhalb des allgemeinen Denkens im Lande ſtand.

Die praktiſche Philoſophie des Konfuzius gab Vorſchriften des Handelns in Übereinſtimmung mit der Natur, ohne eine Erklärung der Welt über die Grenze der Erfahrung hinaus zu verſuchen. Alles Tranſcendente intereſſierte ſie nicht, weil es für ihre irdiſchen Zwecke ohne Belang war. Den Konfuzius beſchäftigte nur das Verſtändnis der Phänomene als des einzig Erkennbaren, ohne daß er ſich über das unerforſchliche Weſen der Dinge an ſich beunruhigte. Jede Erörterung tranſcendenter Fragen lehnte er grundſätzlich ab. Seine Philoſophie blieb durchaus immanent und ſtellte einen Poſitivismus dar.

Dem praktiſchen, poſitiviſtiſchen Dualismus bei Konfuzius iſt entgegengeſetzt der myſtiſche, tranſcendentale Monismus bei Laotſe.

Der fundamentale Unterſchied dieſer beiden Weltauffaſſungen wird ſchon lange und viel früher beſtanden haben, ehe ſie in ihren Vertretern Konfuzius und Laotſe ſyſtematiſchen Ausdruck fanden. Auch noch lange nach der Lebenszeit ihrer typiſchen Vertreter ſtanden beide Richtungen vollberechtigt nebeneinander, bis der eminente Bezug zum praktiſchen Leben dem Konfuzianismus den Sieg brachte gegenüber den abſtrakten Gedanken des Laotſe.

Alle Spekulation, die Konfuzius ſo ängſtlich vermieden, knüpft ſich an den Namen des Laotſe. Seine Nachfolger ſind die eigentlichen metaphyſiſchen Denker im alten China.

Wie das I-king für die Konfuzianer, ſo bedeutet das Tao-te-king eine Bibel für die Taoiſten. Beide Bücher ſind voll tiefſter Rätſel.

Das einheitliche tranſcendentale Prinzip bei Laotſe iſt nun das Tao. Aus ihm ſind alle Phänomene herzuleiten. In ihm löſt ſich der Gegenſatz der poſitiven und negativen Kraft auf. Während im I-king die Dinge aus dem Zuſammenwirken von Yang und Yin hervorgingen und die Transformation der Phänomene ſelbſt das Erklärungsprinzip der dualiſtiſchen Welt war, ſo daß alle Bewegung auf Veränderung beruhte und der Wechſel ſelbſt die Geſetzmäßigkeit der Veränderungen bedeutete, iſt für Laotſe das Tao ſelbſt Urſubſtanz und Bewegungsurſache. Es iſt Daſeinsgrund und Vernunftprinzip des Univerſums. Es iſt das „Ureine". Das Tao als die Weltvernunft wirkt in allen Erſcheinungen. Das einheitliche Grundprinzip findet einen pantheiſtiſchen Ausdruck.

Die geſamte Philoſophie in China iſt im Grunde eine Naturphiloſophie in moraliſcher Anwendung. Dies gilt im Prinzip für Konfuzianismus und Taoismus. Am klarſten kommt es zum Ausdruck im konfuzianiſchen Syſtem, weil dieſes ſich am beſten frei gehalten hat von überflüſſigem Beiwerk, während in der von Laotſe ausgehenden Richtung vielerlei hinzutrat, was den einfachen Grundgedanken verdunkelte.

Das Univerſum beſteht aus Himmel und Erde. Die Erde iſt ganz abhängig vom Himmel, der vollkommene Herrſchaft über alle irdiſchen Formen

Digitized by Google

ausübt. Das himmlische und das irdische Tao fallen zusammen, sie sind nicht wesensverschieden, nur verschiedene Erscheinungsformen eines einheitlichen Prinzips. Dem Universum steht der Mensch gegenüber, als Makrokosmos und Mikrokosmos. Das Tao des Weltalls und das Tao der Menschheit sollen in Einklang gebracht werden. Bei richtiger Erkenntnis werden auch sie zusammenfallen.

Der erste Teil der Erkenntnis bildet also die Erforschung der Natur als solcher, zunächst ohne Bezug auf den Menschen. Man muß erst das Weltall mit seinen Gesetzen kennen, ehe man eine ethische Lehre über das Verhalten des Menschen aufstellen kann.

Nach dem I-king wird der Himmel als der Vater, die Erde als die Mutter aufgefaßt. Der Himmel erzeugt, die Erde gebiert. Der Himmel bildet die Jahreszeiten, die Erde produziert danach die Früchte. Einen Schöpfer des Weltalls haben die alten Chinesen nie angenommen. Über Himmel und Erde sind sie mit ihren Gedanken nicht hinausgegangen. Diese sind selbst lebendig, ihr Jahreskreislauf ist das Schöpfende. Der Dualismus des männlichen und weiblichen, positiven und negativen Prinzips beherrscht alle Erscheinungen. Ihr Zusammenwirken läßt alle Dinge entstehen.

So gibt es im altchinesischen Sinne keine Götter als Wesen, sondern nur Naturkräfte, die göttlich wirken. In allen Dingen aber ist ein Teil der göttlichen Naturkraft vorhanden. Es gibt in der Natur keinen toten Gegenstand, alles ist belebt vom Tao des Himmels und der Erde.

Auch der Taoismus kennt keine Schöpfung, nur eine Evolution. Bei Laotse und seinen Nachfolgern ist das Chaos die potentielle Basis der Entstehung der Welt. Aus dieser Urmaterie entwickelt sich die Erscheinungswelt unter Einwirkung des Tao, das die dualistischen Gegensätze in sich vereint. Die Energie liegt im Wesen des Tao. Sein Handeln ist spontan und unbewußt. Selbst ungeschaffen, bringt es alle Dinge hervor, selbst unwandelbar, verursacht es alle Veränderungen. Wie das Tao in Wirksamkeit tritt, wird nicht gesagt.

Auch das menschliche Leben ist eine Manifestation der absoluten Naturkraft. Bei jeder Geburt geht das Tao in eine materielle Form ein und erscheint in dem Wesen, dem es sein Leben verleiht. Das animalische Leben ist nur ein Einzelausdruck der Gesamtkraft des Tao. Leben ist nur ein geborgtes Ding. Leben und Tod sind wie Tag und Nacht.

Die Ähnlichkeit dieser Gedanken, aus denen eine pessimistische Lebensauffassung leicht folgen mußte, mit denen der indischen Philosophie ist eine starke. Der Buddhismus konnte daher bei seiner Übertragung nach China im Taoismus eine verwandte Lehre erblicken und sich ihr leicht assimilieren.

Da der Mensch ein Teil der Natur ist, so kann er sich von ihr nicht losmachen und muß ihren Gesetzen folgen. Er ist vom Weltall abhängig und muß sich dem großen Rahmen anpassen. So soll der Mensch die Natur in allem nachahmen.

Digitized by Google

Für die orthodoxe Betrachtung äußert sich der Himmel zunächst im jährlichen Kreislaufe, der in steter Erneuerung alle Naturerscheinungen hervorruft. Er hauptsächlich bildet den Gegenstand der Beobachtung. Der Mensch soll sein Leben genau den Jahreszeiten anpassen als den vom Himmel vorgeschriebenen Zeitabschnitten. Alle Naturvorgänge werden genau beobachtet und mit dem menschlichen Leben in Beziehung gebracht. Diese Vorstellung der unmittelbaren Einwirkung der Naturkräfte auf die Menschenwelt macht die hohe Bedeutung klar, die der Kalender für die Chinesen hat. Der Kalender ist das Handbuch des Volkes zu rechtem Verhalten. Diesen Anhalt zu geben, ist eine erste Pflicht der Regierung. Die Führer der Menschen, Fürsten und Staatsbeamte, sollen das Tao des Himmels erforschen und dem Volke zur Befolgung übermitteln.

Die Naturkräfte müssen nicht nur studiert, sondern auch verehrt werden. In Rückwirkung für ihre Pflege werden sie die Regierung segnen und das Volk schützen. Der Staat hat für das Wohl des Volkes, also auch für sein richtiges Verhalten zum himmlischen Tao zu sorgen. Hierin liegt also die Wurzel religiöser Institution als Opfer und Gebet. Die mechanisch wirkenden Kräfte der Natur werden dann doch als bewußte Mächte aufgefaßt, die durch die menschliche Handlung beeinflußt werden. Aus solchem Naturkult entwickelt sich die Staatsreligion des Konfuzianismus.

Bei Laotse aber wird das Tao als solches nicht verehrt. Es ist ein philosophischer, kein religiöser Begriff. Es gibt also bei den taoistischen Philosophen weder Gebet noch Opfer.

Wie die Schöpfung des Weltalls nach dem Tao-te-king aus dem Wirken kosmischer Kraft spontan vor sich geht, wie das Tao in der Natur unbewußt wirkt, so muß nach dessen Vorbilde auch der Mensch erkennend, nicht wollend, gehorchend, nicht initiativ handeln. Das Ziel des Menschen ist vollkommene Anpassung an die Wirkungsweise der Natur. Das Tao ist das metaphysische Gravitationszentrum. Der Weise soll der Natur ihren ungestörten Verlauf lassen und dem Tao nicht widerstreben. Das Nachgeben ist daher oberster Grundsatz für das Verhalten des Menschen.

Das kosmische Prinzip wird nun auch Regulativ des sittlichen Handelns. Das Tao wirkt, ohne zu handeln. So muß auch der Mensch tatenlos leben. Die taoistische Ethik ist ausgedrückt in dieser Theorie der Untätigkeit, des „wu-wei". Der Taoismus kennt nur negative und passive Tugenden.

Der „heilige Mensch" wirkt durch seine vorbildliche Persönlichkeit. Seine Tätigkeit ist die Ruhe. Er darf mit keinem Gesetze des Weltalls kollidieren, er muß den Natureinflüssen nachgeben. Aus der Forderung, das spontane Wirken des Tao nicht zu stören, folgt Untätigkeit und Gleichgültigkeit, äußere und innere Unbeweglichkeit.

Der Weise soll sich leidenschaftslos machen. Er soll die Affekte vermeiden, um einen rein erkennenden Zustand zu erreichen. Alles Erkennen aber beruht auf dem Satze vom Widerspruch. Alle sittlichen Werte sind mithin

Digitized by Google

nicht absolut, sondern bedingt als Gegensätze. Das Tao selbst allein ist einheitlich. Mit der Mannigfaltigkeit der Erscheinungswelt erst entstehen die Gegensätzlichkeiten, und durch diese erst „Gut" und „Böse". An sich ist nichts weder gut noch böse, sondern nur dem Tao gemäß oder nicht. Die Tugenden sind mithin relative Werte.

Das wahre Tao als Endziel ist das verlorene Paradies. Zum Tao zurück führt der Weg des „wu-wei", d. h. Untätigkeit, Leidenschaftslosigkeit, Naturanpassung, Selbsterkenntnis, Selbstüberwindung, Selbstgenügsamkeit. Die Askese im praktischen Leben ist die notwendige Konsequenz dieser Inaktivität.

Der Taoismus verwirft also alles aktive Streben und zielbewußte Handeln. Er verachtet das Wissen und die Kultur. Die Erkenntnis soll nur der willenlosen Anpassung an das Naturvorbild dienen. Das passive Ideal des „wu-wei" hat kein Interesse an einer selbständigen Kultur des Menschen. Laotse bewertet also das Wissen und die Bildung negativ. Die Konfuzianer betrachteten sie als das Wichtigste und Wertvollste. Vielleicht liegt hierin der eigentliche Kernpunkt der Trennung beider Richtungen. Konfuzius stellte das praktische Studium über den beschaulichen Lebenswandel und verlangte ein Wirken im Interesse der Gemeinschaft. Die Vollkommenheit konnte nur durch Lernen in tätigem Streben erreicht werden, der Zustand der Heiligkeit trat nicht von selbst ein. So verwirft auch Meng-tse die Untätigkeit und Bildungsverachtung der Taoisten.

Trotzdem hat der Grundsatz der Tatenlosigkeit auch die konfuzianische Lehre durchdrungen und namentlich ihren Ausdruck gefunden in der vom Herrscher geforderten Passivität. Das Tao wirkt, aber es handelt nicht. Der Kaiser herrscht, aber er regiert nicht. Der Fürst ist nur vorbildliche Persönlichkeit, die ihren Einfluß ausstrahlt, wie der Himmel selbst, dessen Vertreter er ist.

Die taoistische Philosophie hat eine bessere Metaphysik, aber eine schlechtere Moral als die konfuzianische. Ihre Ethik ist ein negativistischer Egoismus. Die Taoisten sind nicht Egoisten zum Zwecke positiven Lebensgenusses, sondern negativer Lebensruhe. Sie lehnen alle Beziehungen zu Menschen und Dingen ab, die ihr Gleichgewicht stören. Sie streben nach wunschloser Kontemplation. Wieder zeigt sich hierin eine starke Ähnlichkeit mit buddhistischen Gedanken, wenn auch das Motiv gleichen Handelns ein verschiedenes ist.

Der Taoismus setzt rein persönliche Zwecke an die Stelle der Interessen der Gemeinschaft. Lebensverlängerung ist sein praktisches Ziel, wie leidenschaftsloses Erkennen das theoretische. Die volle Versenkung in das Tao macht den Weisen allmächtig und unsterblich. Nichts schadet ihm, und er erlangt übernatürliche Kräfte. In diesem rein mystischen Gedanken des Aufgehens im Tao zur Erlangung unvergänglicher Kraft aus dem Urgrunde der Natur liegt die Quelle zu späterer Entartung zum Zauberaberglauben.

Digitized by Google

Die Taoisten wollen sich für kein Ideal opfern. Familie und Staat gelten ihnen gleich wenig. Die praktischen Ziele haben für Laotse keine Bedeutung, das äußere Leben des Menschen ist belanglos. Sein Ziel sieht er nicht wie Konfuzius im Rückblick auf den patriarchalischen Zustand der alten Zeit durch Festhalten an deren normativen Vorbildern, sondern vorwärtsblickend in der Überwindung aller Schranken zu höchster innerer Freiheit, bei der die Erkenntnis von Gut und Böse aufhört. Alle Beziehungen in Familie und Staat sind nur Hemmungen für die natürliche Entwicklung. Gesetze und Zeremonien sind entbehrlich. Alle Menschensatzungen müssen erst aufgehoben werden, damit das Tao voll zur Wirkung gelangen kann. So ist die Lehre des Laotse eine destruktive und anarchische.

Trotzdem soll der Mensch stets wohlwollend und liebevoll handeln, unter Wahrung seiner absoluten persönlichen Unabhängigkeit. Laotse geht in seiner Auffassung humaner Gesinnung sogar über den Grundsatz des Konfuzius hinaus, indem er geradezu die Maxime ausspricht: „Vergilt Unrecht mit Güte!“ [1])

Die Ablehnung aller praktischen Fragen des Staatsbedürfnisses war es besonders, die für die orthodoxen Konfuzianer die Philosophie der Taoisten verwerflich und gefährlich erscheinen ließ.

Die Gedanken des Laotse wurden bald nach ihm von einer Reihe von Denkern aufgenommen und fortgeführt, die die taoistische Philosophie zu einer pantheistischen Mystik gestalteten. Ihre Systeme sind von besonderem Interesse. Wir können hier nur die hauptsächlichsten kurz charakterisieren.

Lieh-tse, im 5. Jahrhundert, unterscheidet theoretisch deutlich zwischen Subjekt und Objekt. Die Dinge bestehen von Ewigkeit her. Weder Anfang noch Ende sind logisch denkbar. Die Antinomie der Unendlichkeit von Zeit und Raum wird so aufgefaßt, daß nur die Unendlichkeit und Unbegrenztheit logisch erklärbar ist. In der Welt stellt sich eine höhere Kraft dar. Das ewige und unveränderliche Tao ist Prinzip aller Veränderung, Ursache von Entstehen und Vergehen. Der Kreislauf von Geburt und Tod ist unabänderliches Naturgesetz. Der Tod bringt die Wiedergeburt durch Seelenwanderung. Das Leben ist nur ein Übergang von einer Form in eine andere. Die Seele ist getrennt vom Körper. Mensch und Tier sind wesensgleich. Es wird eine Descendenztheorie aufgestellt.

Im Traume tritt der menschliche Geist mit der Geisterwelt in Verbindung. Das Wissen ist von den Sinnen unabhängig, die Erkenntnis ist eine intuitive. Durch stete Versenkung in das Tao kann Unsterblichkeit erlangt werden.

Jede Größe ist relativ. Recht und Unrecht sind gleichwertig und gleich wertlos. Die beste Regierung ist die, von der man nichts merkt. Die Ethik beruht in passivem Verhalten. Die Tugend des „wu-wei“ führt zu praktischem

[1]) Tao-te-king, 63.

Digitized by Google

Fatalismus. Das Leben ist an sich nicht notwendig besser als der Tod. Der Weise lebt, als ob er nicht lebte, und wird nicht berührt von der Existenzfrage.

Chuang-tse, der um die Wende des 4. und 3. Jahrhunderts lebte, hat eigentlich weder System noch Methode, aber er ist der originellste Denker des alten China. Sein Stil ist glänzend, oft humorvoll und satirisch. Er kleidet seine Gedanken in phantastische und allegorische Bilder. Er gibt anekdotenhafte Erzählungen. Viele davon sind direkt von seinem Vorgänger Lieh-tse übernommen. In seinen Hauptgedanken stützt er sich auf die Worte des Laotse, aber er erweitert und spezialisiert dessen Lehre.

Chuang-tse ist Idealist und Mystiker. Seine Lehre ist eine Identitätsphilosophie, ähnlich der des Heraklit. Sein Werk, mit dem Titel „Nan-hua-king", behandelt zunächst die wechselseitige Bedingtheit aller Gegensätze. Alle Verschiedenheit fällt für die tiefere Erkenntnis zusammen. Auch Subjekt und Objekt, die Lieh-tse scharf trennte, sind in Wahrheit eins. Die Aufhebung der Gegensätze in der Einheit von Subjekt und Objekt geschieht im Tao, in dem sich alle Widersprüche auflösen. Das Tao wird nur vom durchdringenden Verstande als das unveränderliche Prinzip aller Individualisation erkannt. Die Natur des Tao selbst aber ist für uns unergründliches Geheimnis und bleibt für den Menschen unbegreiflich. Daher sind Leben und Tod ungelöste Rätsel.

Hier setzt die Skepsis des Chuang-tse ein. Er bleibt nicht stehen bei der Relativität der Phänomene, die Laotse lehrte, sondern geht über zu einem vollkommenen transcendentalen Idealismus. Die Welt der Erscheinungen ist unreal. Alle Sinne sind Täuschung. Das Leben hat nur den Charakter und den Wert eines Traumes: la vida es sueño! Da Subjekt und Objekt im höheren Verstande eins sind, da Leben und Tod das gleiche bedeuten, so werden alle Urteile trügerisch. Da die Dinge sich gegenseitig bedingen, sind die Widersprüche unvermeidlich. Die gleiche Wahrheit reflektiert sich in den Individuen verschieden. So können wir gar kein gültiges Urteil haben über das wirkliche Wesen der Dinge, das uns nur in einer Spiegelung bekannt wird. Gut und böse sind relative Begriffe. Es ist töricht, einen allgemeinen Maßstab für den Menschen aufzustellen. Jeder soll frei sein, zu denken und zu handeln, wie es ihm natürlich ist. Der praktische Irrtum entsteht aus unserem törichten Bestreben, aktiv tätig zu sein, statt das Tao von selbst wirken zu lassen. Wir haben uns nur frei zu machen von subjektiven Vorurteilen, um den transcendentalen Segen des unendlichen Tao an uns zu erfahren. In der Anpassung an das Universum liegt Weisheit und Glück. Vom Leben dürfen wir nichts erwarten. Da es nur ein wirrer Traum ist, wird der Weise die Ruhe des Todes vorziehen. Die Illusion der Sinne ist für ihn wertlos.

Das Tao kann nicht innerhalb der menschlichen Sphäre gebracht werden. Der Verstand reicht nicht aus, es zu begreifen, es kann nur intuitiv erfaßt werden. So tritt an Stelle der Logik die Mystik. Durch mystische Be-

Digitized by Google

trachtung löſt ſich der Menſch von ſeinem eigenen Weſen und wird ein paſſives Gefäß für das Tao. Ausſchaltung des perſönlichen Denkens führt zu ſeiner Erkenntnis. Wer es weiß, der ſpricht nicht davon; wer ſpricht, weiß nicht. So gelangt der Weiſe von der Untätigkeit zum Schweigen.

Chuang-tſe gibt zahlreiche Angriffe auf Konfuzius und macht ihn lächerlich. Statt ſich ſelbſt zu beſſern, verwende er ſeine ganze Zeit auf die Beſſerung anderer. Er gleiche einem, der vor ſeinem Schatten davonlaufe und nicht wiſſe, daß er nur an einem ſchattigen Orte ſtill zu verweilen brauche, um den Schatten los zu ſein. Die Konfuzianer ſeien weit entfernt von der richtigen Erkenntnis des Tao. In Konfuzius und Chuang-tſe ſtehen ſich gegenüber: zielbewußtes Streben nach ſtaatlicher Reform auf ſittlicher Grundlage und eine weltfremde myſtiſche Aſkeſe.

Han-fei-tſe, im 3. Jahrhundert, will die Kluft zwiſchen Konfuzianismus und Taoismus überbrücken. Er verſucht, die taoiſtiſchen Theorien auf das praktiſche Leben anzuwenden. Dieſen Zweck kann er aber nicht erreichen, ohne die Lehren des Laotſe zu verflachen.

Huai-nan-tſe, im 2. Jahrhundert, gibt in ſeinen Schriften eine ſeltſame Naturphiloſophie und Kosmogonie. Seine Phantasmagorien ſind eine Verquickung einer philoſophiſch ſein ſollenden Spekulation mit mythologiſchen Vorſtellungen, die dem herrſchenden Volksaberglauben entnommen ſind. So ſteht Huai-nan-tſe an der Wegſcheide zwiſchen dem philoſophiſchen Taoismus als ein Nachfolger des Laotſe und der ſpäteren taoiſtiſchen Alchimie, deren Begründer er gewiſſermaßen iſt. Er hat den populären Aberglauben in eine Art wiſſenſchaftliches Syſtem gebracht.

Die philoſophiſchen Lehren des Laotſe waren viel zu unchineſiſch, um ſich in ihrer reinen Form dem ſtarren Konfuzianismus gegenüber behaupten zu können, der ſich ganz auf den Menſchen als ſittliche und politiſche Perſönlichkeit beſchränkte. Der Taoismus mußte daher dem Volksempfinden weitgehende Zugeſtändniſſe machen, wobei ſeine urſprüngliche philoſophiſche Tendenz ganz zugrunde ging.

Die Lehre des Laotſe, weil rein ſpekulativ, blieb unfruchtbar und gewann erſt praktiſchen Einfluß auf das Leben Chinas, als ſie der Zauberei und Alchimie dienſtbar gemacht wurde. In ſeiner hiſtoriſchen Entwicklung wurde der Taoismus von einer Philoſophie über einen Aberglauben zu einer Phantaſiereligion. Ein erhabenes Gedankenſyſtem wurde zum plumpen Schwindel. Um überhaupt ſeine Exiſtenz zu ſichern, mußte der Taoismus ſeine abſtrakte Richtung aufgeben und ſich der Alchimie zuwenden. Nur in ſeiner Entartung zum Aberglauben blieb er lebensfähig.

Der ältere philoſophiſche Taoismus lehrte: Abkehr von der Welt, Weltverachtung, damit auch Geringſchätzung von Wiſſenſchaft und Kunſt, Wertloſigkeit aller Kultur und Bildung, Erkenntnis der Nichtigkeit von Ruhm und Ehre; er forderte Meditation und Myſtik an Stelle aktiver Tätigkeit ſein letztes Ziel war die Rückkehr zum ewigen Tao.

Digitized by Google

Der esoterische Taoismus suchte Verlängerung des Lebens und Erhöhung der Kraft durch Versenkung in das Tao und Anpassung an die Natur. Diese Tendenz begünstigte das Anachoretentum und die Askese. Die Einsiedler befaßten sich mit einer „Schwarzen Kunst", mit Zubereitung eines Lebenselixirs, Verwandlung der Metalle und Herstellung von Gold auf künstlichem Wege.

Auch dieser Aberglauben, der eine umfangreiche Literatur entwickelte, berief sich auf Laotse als den Begründer seines abstrusen Unsinns. Unverständliche Aussprüche des Tao-te-king erfuhren eine Ausdeutung im Sinne der Schwarzen Kunst. Das Bindeglied zwischen der Philosophie des Laotse und dieser Alchimie ist der Gedanke, daß der Mensch Unsterblichkeit erlangen müsse, wenn es ihm gelänge, das ewige unzerstörbare Tao in sich zu verkörpern. Das Tao ist hier aus seinem metaphysischen Sinne in einen grob-materialistischen übergegangen und als Wunderkraft dienstbar gemacht.

Der exoterische Taoismus nahm dann die Mythologie und den Geisterglauben der alten Volksreligion in seinen Kreis auf und schuf einen abstrusen Exorzismus. Die geomantische Doktrin des „Feng-shui" erhob den Unsinn zum System. Zauberei und Geisterbeschwörung waren uralt in China. Es war kein Zufall, daß Alchimie und Exorzismus sich an den Namen des Laotse als ihres Stifters anknüpften und das Tao-te-king mit seinem dunklen Inhalte zu ihrer Bibel machten. Der mystische Gedanke von der geheimnisvollen Urkraft des Tao und das metaphysische Streben nach Unsterblichkeit gaben ihnen Nahrung. Wenn auch nicht im System des Laotses selbst zu finden, so war der krasse Aberglaube doch ein Ausfluß bei der Entwicklung seiner Metaphysik zur Praxis, bei der notwendigen Vergröberung der abstrakten Gedanken für die Fassungskraft des Volkes. An die Stelle der großartigen Negation des Laotse trat bei den späteren Taoisten ein kindischer Positivismus. Dem Wesen nach haben der philosophische Taoismus und der krasse Volksaberglaube nichts miteinander zu tun.

Während also der Konfuzianismus zu einem jedes individuelle Leben hemmenden Schematismus verknöcherte, entartete der Taoismus rapide in einer esoterischen Richtung zu alchimistischem Okkultismus und in einer exoterischen Richtung zu einer Volksreligion mit Zauberglauben. Der Hang nach dem Wunderlichen fand in der nüchternen Lehre des Konfuzius keine Befriedigung. Er warf weite Kreise des literarisch ungebildeten Volkes dem inzwischen verderbten Taoismus und dann dem Buddhismus in die Arme.

Praktischen Einfluß gewann der Taoismus erst, als er sich mit dem fremden Buddhismus verband. Wenn auch ein gemeinsamer Ursprung von Taoismus und Buddhismus aus historischen Gründen abgelehnt werden muß, so zeigen beide Richtungen doch vielfache Verwandtschaft ihres Gedankeninhaltes. Vor allem die negative Bewertung der äußeren Lebensgüter, die Neigung zur Weltflucht und Askese, die untätige Meditation bilden starke Ähnlichkeiten. Die Grundverschiedenheit liegt hier wiederum in den Motiven,

Digitized by Google

die für gleiche Handlungsweiſe bei Taoiſten und Buddhiſten vollkommen entgegengeſetzte ſind.

Der tiefe Gedankengehalt der reinen buddhiſtiſchen Lehre konnte in China niemals begriffen werden. Er fand bei dieſem rein praktiſchen Volke überhaupt keinen Boden. Anders als in ſtark entarteter und materialiſtiſcher Form hätte der Buddhismus nie nach China übertragen werden können.

Als ſeit dem erſten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung der Buddhismus aus Indien her in China Eingang fand, war eine Annäherung der neuen Lehre, in Geſtalt des Mahāyāna, an den ihr äußerlich vielfach verwandten Taoismus leicht möglich. Als unvermeidliche Folge ergab ſich eine Fuſion, die im Laufe der Zeit hinüber und herüber eine ſo enge wurde, daß es heute in vielen Fällen kaum möglich iſt, taoiſtiſche und buddhiſtiſche Anſchauungen zu trennen. Der Buddhismus nahm Figuren des chineſiſchen Volksglaubens in ſein Pantheon auf, wie er es vorher ſchon mit den brahmaniſchen Göttern getan hatte, die Taoiſten entlehnten den äußeren Kloſterdienſt und Tempelkult von den Buddhiſten. Auf ſolche Weiſe entwickelte der Taoismus eine Hierarchie und geſtaltete dieſe nach buddhiſtiſchem Vorbilde aus zu einer feſten kirchlichen Organiſation. Sie wurde ſpäter von der jüngeren Form des Lamaismus, die von Tibet ausging, abermals beeinflußt.

Auf die Fragen buddhiſtiſcher Gedanken ſelbſt, die in China fremdes Kulturgut bedeuten, kann im Rahmen unſerer Betrachtung nicht eingegangen werden. Der chineſiſche Buddhismus erfordert eine beſondere Behandlung als eine Erſcheinung für ſich.

Aus der Verſchmelzung von Taoismus und Buddhismus aber läßt ſich erkennen, in welcher Weiſe das chineſiſche Volk ſich fremdes Gedankengut aneignete.

Der Konfuzianismus nahm als das orthodoxe Staatsdogma eine Sonderſtellung ein. Er konnte ſich, wenigſtens in den gebildeten Kreiſen, ziemlich rein erhalten. Er war die Religion der Literaten. Das Volk dagegen gab ſeinem Aberglauben mannigfachen Ausdruck und verfuhr mit fremden Syſtemen ſynkretiſtiſch. Aus jeder Religion nahmen die Chineſen das ihnen bequem und nützlich Erſcheinende und wandten es in einem eigentümlichen Sinne an, der häufig dem urſprünglichen Charakter ganz widerſprach. Die weitgehende Toleranz und Anpaſſungsfähigkeit des Buddhismus ſelbſt kam einer ſolchen Vermiſchung entgegen.

Das chineſiſche Volk iſt im allgemeinen in religiöſen Dingen ſtets ſehr indifferent geweſen und hat zur unbedenklichen Annahme fremder Elemente geneigt. Die Staatsregierung freilich mußte grundſätzlich alle heterodoxen Richtungen verurteilen und verfolgen. Was nicht Konfuzianismus war, bedeutete im Staatsſinne Ketzerei, einerlei welcher Art, ob taoiſtiſche, buddhiſtiſche, muhammedaniſche oder chriſtliche Lehren.

Wenn daher geſagt wird, daß die drei Syſteme des Konfuzius, Laotſe und Buddha in China praktiſch eines bilden, wenn die Geſtalten ihrer Stifter

Digitized by Google

häufig nebeneinander abgebildet und an gemeinsamem Orte verehrt werden, so gilt dies doch nur für die breiten Volksschichten, niemals für die Klasse der Gebildeten. Für die Literaten als die Träger der spezifisch chinesischen Kultur gelten die klassischen Schriften und die Dogmen des Konfuzius als einzig maßgebend. Von ihrem Standpunkte steht die taoistische Philosophie und die buddhistische Literatur völlig außerhalb des orthodoxen chinesischen Lebens. Aber auch die zu allen Zeiten gezeigte Intoleranz der Staatsregierung in China ist niemals als eine religiöse, sondern stets als eine politische aufzufassen.

Beim Rückblicke zum Schlusse sehen wir, wie das chinesische Denken in der ältesten Periode seine größte Mannigfaltigkeit zeigt. Vom 7. bis 3. Jahrhundert entstanden die großen Systeme und die verschiedenen Richtungen fanden Freiheit der Entwicklung. Daß ihre vielseitigen Gedanken nur knappen Ausdruck erhielten, lag an dem primitiven Zustande der Mittel zur Aufzeichnung. Der Weg der Überlieferung war vorwiegend die mündliche Lehre. Erst in der Han-Zeit konnte auf Grund des verbesserten Schriftwesens eine Literatur entstehen. Aber als sie in die Lage kam, sich an Umfang auszudehnen, da war auch schon das Geistesleben in ein Schema festgelegt, das selbständige Weiterentwicklung hemmen mußte. Der Gegenstand blieb nun das von der alten Zeit Überlieferte, das unermüdlich bearbeitet und ausgelegt wurde.

Von der Han- bis zur Sung-Dynastie, also in dem langen Zeitraum von ca. 200 ante bis ca. 1000 post, hat China keinen originalen Denker gehabt. In dieser mehr als tausendjährigen Epoche der Unproduktivität ging das langsame Eindringen buddhistischer Gedanken vor sich. Zwar wies die chinesische Philosophie den fremden Stoff ab und wandte sich ganz der Ausgestaltung des konfuzianischen Systems zu, aber sie wählte dabei doch, sich selbst unbewußt, neue Methoden zur Behandlung der alten Vorwürfe. So hat der Buddhismus wohl einen äußeren Einfluß ausgeübt auf die Betrachtung der Dinge in neuem Lichte, mit mehr logischer Schärfe.

Auf den Charakter der alten chinesischen Philosophie hat die Zeichenschrift einen beschränkenden Einfluß geübt. Die Sprache ist das Werkzeug des Denkens. Präzision des Gedankens und logische Schärfe waren bei der Art der Schrift in Begriffsbildern ohne grammatische Nuancierung nicht in erforderlichem Maße erreichbar. Die allzu prägnante Form beeinträchtigte die Klarheit des Ausdruckes. So haftete notwendig altchinesischem Denken eine gewisse Unbestimmtheit und Allgemeinheit an. Zudem lag ein Mangel an reiner Logik im Volkscharakter, der nüchtern und praktisch war, dem der metaphysische Trieb bei Indern und Griechen durchaus fehlte.

So sind auch die Systeme der großen Denker im alten China zumeist auf praktische Zwecke gerichtet, ein völlig abstraktes Denken ist selten. Wo es, wie bei den taoistischen Philosophen, vorhanden ist, erscheint es als dem chinesischen Gesamtgedanken zuwiderlaufend.

Digitized by Google

Hierin zeigte sich indisches Denken weit überlegen, und die Methodologie des Buddhismus wirkte ein zu einer Erhöhung der logischen Klarheit in der jüngeren chinesischen Philosophie zur Sung-Zeit.

Das chinesische Denken alter Zeit war entweder nüchtern alltäglich oder mystisch-uferlos. Ein System der Logik und Kritik wurde erst einer neueren Zeit vom 11. Jahrhundert ab möglich. Doch ist diese jüngere Richtung der chinesischen Philosophie von geringerer Bedeutung gegenüber den Gedankensystemen der klassischen Zeit, die wir in ihren wesentlichsten Zügen geschildert haben.

Aus Alt-Salerno

Von

Robert Kohlrausch.

Gleich einer müden, einsamen Schönen sonnt Salerno sich an seinem blauen Golf. Der große Strom des Lebens braust an ihm vorüber, die Züge vom Norden zum Süden Italiens lärmen ein paarmal am Tage durch seinen Bahnhof, dann folgt wieder tiefe, schläfrige, sonnige Stille. Merkwürdig — die Lage der Stadt ist so schön, die Berge bauen sich so malerisch über den Häusern auf, die grauen Trümmer der alten Langobardenburg auf der Höhe bekrönen das Bild so stattlich, daß man sich verwundert fragt, warum dieser Ort so vereinsamt ist. Und nicht er selbst nur ist schön, es gehen von ihm auch Wege zur Schönheit nach allen Seiten aus. Pästum, Eboli, Cava dei Tirreni, Majori und Amalfi locken mit Erinnerungen, Anmut und Größe; dieser Lockung so nahe, müßte Salerno der Mittelpunkt einer genußfrohen Fremdenmenge sein, die dort ihr Standquartier hat für prächtige Fahrten. Aber die Welt kümmert sich nicht um Salerno, Salerno kümmert sich nicht um die Welt. Es liegt still in seinem Sonnenschlaf, träumend von einer bunten, glänzenden Vergangenheit, in der sich unter dem Lärm von fürstlichen Festen die halb erst gezügelte Roheit einer barbarischen Zeit mit naiver Prunksucht offenbarte.

Salerno spielt neben Benevent und Capua für den Süden Italiens dieselbe Rolle, wie Pavia droben im Norden. Diese drei südlichen Fürstentümer haben das langobardisch-deutsche Mutterkönigreich, dessen Mittelpunkt und Hauptstadt Pavia war, ein paar Jahrhunderte lang überlebt. Hier sind noch deutsche Namen erklungen, hier hat langobardisches Recht noch geherrscht, als der von vielem Blut getrübte Strom der Geschichte sie längst fortgespült hatte von Pavia, dem einstigen Sitze des Langobardenkönigs. Und in Salerno wohnen mehr als in dem ganz davon entblößten Pavia, mehr auch als in Benevent bis jetzt Erinnerungen sichtbar fort an den langobardischen Fürstenhof. Sie sind halb unter den Denkmälern späterer Tage vergraben, man muß mühsam und sorgsam nach ihnen suchen, aber dann

Digitized by Google

kommt Einzelnes wieder müde hervor hinter einem häßlichen Schleier, den spätere Zeiten darüber gebreitet haben.

An einem sonnenwarmen Tage des Mai bin ich danach auf die Suche gegangen. Ein Buch mit Notizen, einen Plan der Stadt in der Hand, bin ich auf der mit Licht überfluteten, vom Blau des Meeres angestrahlten, schönen, breiten Seepromenade Salernos mit ihrem immergrünen Giardino Pubblico langsam hingeschritten. Ich habe dabei nach einer Lücke gespäht in der festen, sonnebeschienenen Reihe der Häuser zur Linken, unter denen die Präfektur, das Theater, das Haupthotel der Stadt hell und stattlich, aber ganz modern und erinnerungsarm hervortraten. Doch da tat sich die gesuchte Lücke vor mir auf, ein dunkler Streifen in der besonnten Mauermasse. Der Eingang war es von einer der schmalen, schattigen Straßen Alt-Salernos, die sich, von vielen darüber gespannten Erdbebenbögen mehr noch verdunkelt, mit ihrer Enge wehren gegen die Sonne, die hier zur vernichtenden Gottheit werden kann. Plötzliche Kühle drang auf mich ein, als ich den Bereich der alten Stadt betrat, — noch deutlich genug erkennbar, obwohl seit etwas mehr als hundert Jahren die vordem hier hochaufgerichtete Stadtmauer gefallen ist. Mag man auch die Seepromenade, die mit unvermeidlichem Namen Corso Garibaldi getauft worden ist, vor die modern maskierte Stadt gelegt haben, mit ein paar Schritten seitab ist man doch wieder im Salerno vergangener Zeit.

Freilich nicht im deutlich sichtbaren Salerno des Mittelalters. Genossen des eigenen Langobardenstammes der alten Bewohner, Erdbeben und Sarazenen haben zu häufig an dieser schönen Küste gewütet, als daß viel davon übrig wäre. Doch ganz ist es nicht verschwunden, und mein Weg führte mich schnell durch ein paar von den kühlen, schattigen, bögenüberspannten Gassen auf einen Platz, der das Herz des alten, langobardischen Salerno war. Denn hier erhob sich seines Fürstengeschlechtes Herrscherpalast, und wenn man sorgsam umherspäht, kann man doch noch Spuren davon entdecken. Der Platz wird in seiner Grundfläche von zwei hakenförmig aneinandergeschobenen Vierecken gebildet und liegt so wie versunken zwischen hohen, grauen Häusermauern. Dieser Charakter des Versunkenseins tritt noch mehr hervor durch eine hochemporgehobene Kirche, die neben ihm aufsteigt. Er ist überhaupt merkwürdig kirchenreich, dieser kleine Platz; vier oder fünf davon drängen sich an ihn heran. Aber von den anderen steht keine so stolz da wie jene. Denn eine vielstufige, nicht sehr breite Treppe, die sich in ihrer Längsrichtung an eine der grauen Häusermauern anlehnt, führt schlank empor zu dem antikisierenden, von flachem Giebel gekrönten Portal dieses Gotteshauses. Es ist offenbar nicht groß und ganz eingebaut in die benachbarten Häuser, doch die schlanke Treppe läßt es gleich einem Herrscher hoch über dem Platz und über den anderen Kirchen thronen. Auch sonst hat es etwas vornehm Abweisendes gegen seine Genossen und gegen das profane Volk. Ein hohes, rundbogiges Gittertor spannt sich unten am Fuße der Treppe zwischen ein paar mit kleinen Obelisken gekrönte Pfeiler, von denen der eine sich halb in die Steinwand verkriecht. Ist jenes Tor ge-

Digitized by Google

schlossen, dann muß man sich mit einem Blick auf das gegiebelte Portal in der Höhe begnügen, das den Eingang bildet von einer kleinen, viereckigen Vorhalle vor der eigentlichen Kirche. Die Vorhalle steht vorne und nach der linken Seite hin offen da, rechts wird sie geschlossen durch die Mauer des Nachbarhauses, an der die Treppe hinanführt. Von dem die Vorhalle deckenden Gewölbe schauen verwischte Malereien herab, deutlicher ist über der Eingangstür zur Kirche selbst ein Madonnenbild erkennbar, stehend, von Engeln umschwebt, an die von einer Mondsichel getragene Gottesmutter des Murillo gemahnend. Aber hier oben gewinnt auch die Kirche Sprache durch eine Tafel unter dem Giebel des Eingangs, von der die lateinischen Worte herklingen: „Dem allmächtigen, höchsten Gotte. Diesen einst mit fürstlicher Frömmigkeit erbauten, dann mit fürstlicher Freigebigkeit beschenkten, später durch Erbschaft an die Herzöge von Montesalvi gekommenen Tempel hat Abt Joseph Pignatelli restauriert anno Domini 1780."

Wir hören hier, daß es ein Abt Pignatelli war, der die Barockisierung dieses altehrwürdigen Gotteshauses verbrach, wir hören von den uns unbekannten und gleichgültigen Herzögen von Montesalvi, doch wir hören zugleich etwas Anderes, Wichtigeres. Die zweimalige Nennung der fürstlichen Gründer und Schenker beweist uns, daß wir in dieser barock modernisierten Kirche die Schloßkapelle des alten langobardischen Fürstenpalastes vor uns haben, daß er hier einstmals gestanden hat und unter den anstoßenden übertünchten Häuserwänden wahrscheinlich noch heute sein altehrwürdiges Mauerwerk verbirgt.

Wahrhaftig, dies ist sie noch mit all ihren Erinnerungen, die von den Langobardenfürsten in ihrem Palast erbaute Cappella palatina, die den Apostelfürsten Petrus und Paulus geheiligt war, wenn auch jetzt entstellt, verwandelt, kaum noch kenntlich. Aber ihre Lage hat sie nicht verändert und so bekundet sie deutlich auch die des Palastes. Weiß man das einmal, dann glaubt man davon auch noch andere Spuren zu finden. Unten am Fuße der hohen, grauen Mauern tritt unterhalb der später überputzten und übertünchten Flächen schweres Quadermauerwerk hervor, das wahrscheinlich noch von der alten Fürstenbehausung stammt. Und in breiten, von braunen Balkendecken oder schweren Gewölben getragenen Verbindungsgängen, die sich in der Höhe des ersten Stockwerks von der Hauptgebäudemasse zu Nachbarhäusern über die Straße hinüberschwingen, erkennt man Reste von jenen Luftbrücken, die den Palast ehemals auch an die Befestigungen auf der Seite des Meeres anschlossen. Ungeheuer malerische Bilder mit prachtvollen Licht- und Schattenwirkungen werden durch diese breiten, von Mauermassen beschwerten Straßenüberbrückungen erzeugt, unter denen antike, wahrscheinlich von einem Göttertempel in Pästum hergeschleppte Säulen eingemauert sind. Eines der schönsten dieser Bilder findet man, gleich neben der Kirche an einem ihr angebauten Hause hingehend. Hier liegen zwei von solchen Bögen, durch einen freien Lichtraum dazwischen getrennt, nahe hintereinander. Eine von schönem Eisen-

Digitized by Google

arm energisch vorgestreckte Laterne flimmert abends in das tiefe Dunkel hinein und bescheint ein Madonnenbild in barocker Umrahmung an der Wand nebenan. Und hier sieht man auch noch etwas anderes. Die Kirche hat nach hinten eine merkwürdige, niedrige Fortsetzung, ehemals möglicherweise die Krypta. Jetzt ist sie profanen Zwecken überliefert worden, und in dem höhlenähnlichen, dunklen Raume haust nun ein Färber, von dunklen, darin angehäuften Stoffen umgeben, selbst eine dunkle Gestalt, scheinbar gezeichnet von der Farbe seines Handwerks. Auch dies beinahe schwarz in schwarz gemalte Bild ist von eigenartig malerischem Reiz und paßt für einen Erinnerungsort so ferner Zeiten besser als das helle, barocke Kirchenportal, das nur von dem Abte Pignatelli zu erzählen weiß und von einer Bruderschaft, nach der heute noch die Kirche dell' Immacolata genannt wird.

Aber wenn der grausam gegen das Alte wütende Abt auch hier jede Spur davon ausgetilgt hat, ganz hat er es doch nicht umbringen können. Ein Zeuge vergangener Tage steht noch fest und unentstellt aufrecht. Links neben der Kirche, beinahe ganz eingebaut in das hier angeklebte Haus, das ihn dadurch vielleicht vor Vernichtung bewahrt hat, erhebt sich der uralte Campanile, läßt seine Glockenstimme klingen und erzählt von dem langobardischen Fürsten Guaimar II., der ihn erbaut hat. Es ist ein plumper, grauhaariger Kerl, dieser alte Glockenturm, den das Hausmauerwerk so fest in seinen Armen hält. Viereckig schwerfällig steht er da, nur oben ein wenig nach Schönheit suchend. Hier stellt sich auf seinen glatt abgeschnittenen viereckigen Körper ein achteckiger Aufbau, den ein paar offene, schlanke, rundbogige Fensteröffnungen durchbrechen und ein kegelähnlicher Helm, ein auffallend niedriges Kreuz tragend, bekrönt. Guaimar II. war ein eifriger Bauherr, der den halbzerstörten Palast wiederherstellte, diesen Campanile daneben aufrichten ließ und auch in der damals noch der Jungfrau geweihten Kathedrale Verschiedenes bessern und bauen ließ. Vor elfhundert Jahren, in der ersten Hälfte vom 10. Jahrhundert, geschah das alles.

Der Palast selbst aber, damals bereits verfallen, war schon zweihundert Jahre früher an diesem Platz erbaut worden. Arechis, der zweite so geheißene Herzog von Benevent, von dem Salerno damals noch ganz abhängig war, hatte sich und seiner glanzvollen Regierung in ihm ein Denkmal gesetzt. Ein erster Arechis, der wieder ein Jahrhundert früher lebte, hatte Salerno für Benevent erworben und so dem dortigen langobardischen Herzogtum solch entwicklungsfähigen Besitz angeschlossen, daß die Stadt bald als berühmt, glänzend, herrlich, voll von Reichtümern und Lebensmitteln gepriesen wurde. Das war unter jenem Palasterbauer Arechis II., der einer der hervorragendsten Männer des Langobardenvolkes war, zu dessen Freunden der berühmte Geschichtschreiber dieses Volkes, Paulus Diakonus, gehörte. Der Herrscher war ein Verwandter der beiden letzten Langobardenkönige, die durch Karl den Großen ihres Landes beraubt wurden, und als das geschehen war, da griff Arechis als erster unter den Herzogen von Benevent selbst mit stolzer Geste nach dem

Digitized by Google

Fürstentitel, um die großen Überlieferungen seines Volkes auch ferner zu bewahren. Er besiegte den alten Widerwillen der Langobarden, die das Meer und seine Nähe scheuten, befestigte Salerno, das er als Wohnsitz erwählte, knüpfte Beziehungen mit Sizilien an und brachte dadurch Papst Hadrian I. gegen sich auf. Dieser Papst veranlaßte Karl den Großen, gegen Arechis mit ansehnlichem Heere zu Felde zu ziehen, doch kam es vor einem Kampfe zu Vergleich und Frieden.

Über diese Zeit und ihr Geschehen besitzen wir aus der Feder eines namenlosen salernitaner Chronisten eine naiv-romantische Schilderung, in der auch das Bild von Arechis' Palast vor uns malerisch lebendig wird. Beim Nahen des Frankenherrschers ließ Arechis alle Bischöfe des Landes Benevent herbeikommen in den Palast, erbat ihren Segen und sagte: „Nun, fromme Väter, laßt uns ratschlagen, wie wir den verdammten Karl aus unserem Gebiet bringen." Da wurde beschlossen, daß einige der Bischöfe härene Kleider anlegen, sich auf niedrige Lastesel setzen und Karl demütig entgegenziehen sollten, um so die Gefahr abzuwenden. Und mit kluger List gelangten sie zum Ziel. Karl erklärte zornig, daß er geschworen habe, mit seinem Zepter dem Arechis die Brust einzuschlagen; da versprachen sie, daß er seinen Schwur, ohne sich zu versündigen, solle halten können. Und sie führten ihn zu einer Kirche vor Capua, wo sich ein großes Bild von Arechis auf die Wand gemalt befand. Karl aber wurde so wild über den Trug, daß er mit seinem Zepter nach dem Bilde stieß und ihm so wirklich die Brust einschlug. Da warfen sich die Bischöfe vor ihm auf den Boden und flehten ihn an um Frieden, er aber, da sein Schwur nach dem Wortlaut erfüllt worden war, gab nach, schloß mit ihnen den erflehten Frieden und schickte von seinen Großen einen als Gesandten an Arechis nach Salerno, sich den Friedensvertrag bekräftigen zu lassen.

Diesem Gesandten und seinen Begleitern bereitete nun der Fürst einen herrlichen Empfang im Palaste zu Salerno. Zuerst wurden auf der Treppe zwei Reihen von schön gekleideten Knaben mit Sperbern oder ähnlichen Vögeln auf den Händen aufgestellt; sodann folgten blühende Jünglinge, die Habichte und andere Vögel der Art hielten oder beim Brettspiel saßen; weiterhin standen Männer mit ergrauendem Haar, zuletzt aber bildeten Greise mit Stäben in der Hand einen Kreis, und in seiner Mitte saß Arechis auf einem goldenen Thron. Im Hinansteigen schon suchte der Gesandte nach dem Fürsten unter der prächtigen Schar der Jünglinge, dann unter den ergrauten Männern; immer aber hieß es: „Geh nur weiter vor." Als er am Schlusse zu den Greisen um den Thron her gekommen war, da sprang Arechis auf, ihn zu begrüßen, absichtlich sein Zepter dabei zu Boden fallen lassend. Sogleich hob es der Gesandte wieder auf und sprach, es ehrerbietig dem Fürsten reichend: „Nicht was wir hörten, haben wir gesehen, sondern weit mehr haben wir gesehen, als wir zuvor hörten." Und als er nun des Arechis ganze Weisheit sah, den Palast, den er sich erbaut hatte, die Speisen seiner Tafel, die Wohnungen seiner Sklaven und der ganzen Dienerschaft, ihre Kleidung und die der Mund-

Digitized by Google

schenken, da sprach er voll Bewunderung: „Es ist wahr, was ich bei mir zulande von deiner Weisheit und Herrlichkeit habe sagen hören; ich wollte denen, die es mir erzählten, nicht glauben, bis ich nun selbst gekommen bin und es mit eigenen Augen gesehen habe und finde, daß mir nicht die Hälfte kundgetan worden ist.“ So gab es eitel Frieden, Eintracht, Bewunderung. Einen besonderen, geheimnisvollen Reiz aber gewinnt noch die Geschichte dadurch, daß man erzählt, Karl der Große selbst sei verkleidet sein eigener Gesandter gewesen und habe sich mit eigenen Augen von der wohlgeordneten Pracht am Hofe des Arechis überzeugt.

In dieser Schilderung des Palastes ist wohl die von schön geschmückten Knabengestalten besetzte hohe Treppe das bildhaft Anschaulichste, Bedeutsamste. Durch sie bekommt man für die ganze Fürstenwohnung am Ufer des blauen Golfs den Eindruck des Hochaufgetreppten, Stolzemporgetürmten. Wahrscheinlich hatte der angeblich mit Inschriften von Paulus Diakonus gezierte Palast wirklich diese Gestalt, um über die nahe Stadtmauer hinwegblicken zu können auf das weite Meer. Und merkwürdig ist es, wie heute noch die hohe, schlanke Treppe zur einstigen Schloßkapelle hinan eine verwandte Wirkung erzeugt. Mit ihr vor Augen und mit jener Beschreibung im Gedächtnis kann man sich das Bild hervorzaubern, wie der verkleidete Karl der Große die Stufen zwischen den schönen Knabengestalten emporsteigt und immer weiter sucht, bis er zuletzt vor Arechis auf seinem goldenen Thron im Kreis der Stäbe haltenden Greise steht. In das geträumte Bild hinein aber singen die Glocken vom Campanile des Fürsten Guaimar mit ihren alten Stimmen ein Kirchenlied.

Von diesem Guaimar II. ist außer seiner Bautätigkeit nicht viel zu sagen. Im allgemeinen waren die Langobardenherrscher dort noch starke Barbaren. Mit Mord, Raub, Zerstörung ins Land gekommen, erhielten sie sich mit Mord, Raub, Zerstörung auf ihren Fürstensitzen. Und sie hatten den bösen Erbfehler der Deutschen — Uneinigkeit mit ihren eigenen Volksgenossen — hinübergebracht in die neue südliche Heimat, lernten auch nach den Worten eines geistvollen italienischen Geschichtschreibers, Michelangelo Schipa, niemals aus ihrem Unglück, ihre Fehler zu verbessern. Als die Fürstentümer von Salerno und Capua sich im Jahre 847 von Benevent losgelöst hatten, da gab es unter den Beherrschern dieser drei Länder ständigen Zwist und blutigen Kampf. Und sie luden einen häßlichen Makel auf sich, indem sie bei diesen Kämpfen die Sarazenen aus Afrika zu Hilfe riefen, um ihre langobardischen Stammesgenossen zu bekriegen. Eine furchtbare Heimsuchung führten sie damit für Italien und für sich selbst herbei, — von vielen ähnlichen, durch törichten Ruf nach fremder Hilfe geschaffenen eine der furchtbarsten. Erst recht gab es jetzt Mord und Brand, Verwüstung fruchtbarer Fluren, Bruch beschworener Verträge, Blendung, Einkerkerung und Marter. Man hat selten Freude daran, wenn man diese langobardischen Herren näher betrachtet. Aber ein paar charakteristische, farbige Bilder gibt es doch noch aus den Zeiten ihrer wild-unruhigen Herrschaft, womit Salernos Geschichte bunt und eigenartig illustriert wird.

Digitized by Google

Eins davon ist eine Groteske. Zwei Konkurrenten, Radelchis und Siconulf, kämpften um den Thron von Benevent. Jeder von ihnen rief einen Sarazenenführer mit seiner Bande zu Hilfe, Radelchis den Khalfûn, Siconulf den Apolafar. Aber um dessen Beistand brachte Siconulf sich selbst. Er war ein bärenhaft kräftiger Barbar, und als er eines Tages mit seinem Bundesgenossen einzog in das von ihm beherrschte Salerno, da trieb ihn die rohe Kraft in seinen Gliedern zu schlecht berechnetem Scherz. Er packte den Sarazenen, der nur ein kleines Kerlchen war, hob ihn mit einem Arm hoch in die Luft und setzte den erschrocken Zappelnden — die Treppe zum Palaste spielt hier abermals ihre Rolle — um drei Stufen höher wieder auf den festen Boden. Der Scherz bekam ihm schlecht, obwohl er mit Umarmung und Kuß lachend um Versöhnung warb. Trotz aller Entschuldigungen erklärte der Sarazene sein Bündnis für aufgehoben, ging nach Tarent und bot seine Dienste dem Feinde Siconulfs, dem Radelchis, an. Das ist kein Ereignis von welterschütternder Bedeutung, aber der auf der hohen Treppe des Palastes verzweifelt in der Luft umherzappelnde kleine Sarazene belebt heiter den Ort mit einer lustigen Gestalt.

Ein anderes Bild! Wieder spielt ein Sarazene mit Namen Arrane darin eine Rolle, wieder zeigt sich eine dieser braunen Gestalten aus dem fernen Süden auf den Straßen der Stadt, ihren internationalen Charakter und ihre bunt gemischte Bevölkerung bekundend. Arrane saß einstmals auf der Piazza Salernos, als Guaifer, der damalige Herrscher, vom Bade kommend, an ihm vorüberging. Da hob Arrane bittend seine Hand und sagte: „Gib mir das Tuch, das deinen Kopf bedeckt!“ Guaifer sah den Bittenden an, darauf gab er ihm das Tuch. Und wie der Scherz von Siconulf die leicht bewegte Seele des Arabers mit unauslöschlichem Zorn erfüllte, so haftete Guaifers Güte für immer in Arranes Erinnerung, — ein Vorzeichen der Dankbarkeit, womit später die Sarazenen von Lucera die gerechte Güte Kaiser Friedrichs II. und König Manfreds bis in den Tod getreu belohnten. Arrane ging nach Afrika zurück, als aber dort große Zurüstungen getroffen wurden, den Sarazenen Calabriens für neuen Raubzug zu Hilfe zu kommen, da trat er an einen Amalfitaner Kaufmann mit Namen Fluro heran, ihn fragend, ob er den Guaifer kenne. Da dieser bejahte, sagte der Sarazene: „Beim Sohn der Maria, den ihr als Gott anbetet, eile zu ihm und sag' ihm, er solle die Stadt an allen Punkten besser befestigen, die Mauer auf der Seite des Meeres erhöhen, ein paar Türme bauen an ihren Enden, einen in ihrer Mitte. Wenn er fragt, wer das gesagt hat, antworte: Der Mann, dem du das Tuch geschenkt hast.“ Fluro brachte die Warnung zum Guaifer, die Stadt wurde neu befestigt und konnte der Belagerung durch eine Sarazenenbande trotzen, bis Hilfe kam. So hatte die bescheidene gute Tat große, nützliche Folgen.

Eine letzte, höchste Blüte gab es unter den Langobarden für Salerno, bevor es von seinem Gipfel niederstieg. Das war unter Guaimar V., der vom Jahre 1027 bis 1052 dort Herrscher war und sechs Jahre vor seinem Tode

Digitized by Google

die beiden Fürstentümer von Salerno und Capua, die Grafschaft Aversa und die drei Herzogtümer von Gaëta, Sorrent und Amalfi machtvoll unter seinem Zepter vereinigte, zugleich auch Teile von Apulien und Calabrien besaß. Dieser äußeren Ausdehnung entsprach innerer Wert. Salernos Medizinschule hatte Ruf in aller Welt gewonnen, eine großartige Hofhaltung erfüllte die Mauern der Stadt mit Glanz, der Handel zu den Sarazenen von Sizilien und Afrika hinüber lenkte den Strom des Reichtums in den einzigen sicheren Hafen dieser Gegend. Von der Schar der Kaufleute hoben sich die durchgeistigten Gestalten des Alfano und Amato leuchtend ab, jener der gebildetste Dichter, dieser der bedeutendste Historiker seiner Zeit. Mit Stolz konnten die Salernitaner neben ihnen den Juristen Romuald ihren Mitbürger nennen. Aber auch diese Blütezeit ging unter in Blut und Mord. Böse Vorzeichen verkündeten drohendes Unheil und ließen den Fürsten in fatalistischer Verblendung nichts gegen eine Verschwörung tun, vor der man ihn warnte. Die Geburt eines Kindes mit nur einem Auge auf der Stirn, eines anderen mit zwei Köpfen ängstigte die Menschen. Das Wasser eines Flusses wurde für eine Stunde zu Blut, in der Kirche San Benedetto verwandelte sich das Öl der ewigen Lampe zwischen Abend und Morgen in Milch. Von Furcht gelähmt, wehrte sich der Fürst nur schwach gegen sein Geschick. Und in seiner nächsten Umgebung befanden sich die Verschworenen, die gemeinsame Sache mit seinen Feinden machten, als die Schiffe von Amalfi die Stadt bedrohten. Mit sechsunddreißig Lanzenstichen wurde Guaimars Leib durchbohrt, um dann am Strande hin geschleift zu werden. Was half es ihm, daß der Dichter Alfano, dessen eigener Bruder zu den Mördern des Fürsten gehört hatte, hinterher ihn als Vater des Vaterlandes pries, dessen Verschwinden gleich Rauch und Schatten jeden Schmuck fortgenommen habe von der Stadt Salerno?

Die Langobarden hatten die Goten vertrieben, die Franken vertrieben die Langobarden aus Oberitalien, die Normannen raubten ihnen den Süden des Landes, — es gibt merkwürdige Parallelen in Italiens Geschichte. Wie später der Hohenstaufe Heinrich VI. die letzte Fürstin aus dem normannischen Königsgeschlecht in Sizilien zu seiner Gemahlin machte, so war Sichelgaita, die Schwester des letzten Langobardenherrschers von Salerno — Gisulfs II. — mit Robert Guiscard, dem normannischen Eroberer, vermählt. Sie war bei dem Gemahl, der die Stadt ihres Bruders belagerte; von der nicht lange zuvor erbauten Burg über der Stadt herab, wohin der Fürst mit seinen Angehörigen sich geflüchtet hatte, kam ihre Schwester zu traurigen, vergeblichen Bittgängen. Salerno mußte sich bedingungslos ergeben; seine glänzendste Zeit war vorüber, wenn Robert Guiscard auch im Dom San Matteo die Stadt noch mit einem stolzen Denkmal der Fürstenmacht schmückte, wenn auch Friedrich II. und Manfred ihr Gutes taten.

Zu der Tragödie des Untergangs aber gesellte sich lustig ein Satirspiel. Man erzählt, Robert Guiscard habe von Gisulf einen Zahn des heiligen

Digitized by Google

Matthäus verlangt. Aber Gisulf habe diesen kostbaren Schatz nicht hergeben wollen und statt seiner, schön in ein Seidentuch eingewickelt, eines alten Juden Zahn überbracht. Robert Guiscard war jedoch vorsichtig; er ließ durch einen Priester des Apostels echte Zähne besichtigen und messen, und siehe da! — die Länge stimmte nicht überein. Jetzt erfand er ein sicheres Mittel, seinen Willen durchzusetzen; er drohte Gisulf, ihm selbst einen Zahn ausreißen zu lassen, wenn er ihm nicht einen echten des heiligen Toten überbrächte. Das half, und Robert Guiscard bekam seinen Apostelzahn.

Langsam ging es abwärts mit Salerno, doch blieb ihm noch der Glanz wissenschaftlichen Ruhmes. Und einer seiner berühmtesten Ärzte tritt uns an der Seite der Hohenstaufenherrscher entgegen. Giovanni da Procida war es, der Sohn eines der vornehmsten Salernitaner Geschlechter, Herr der schönen Insel bei Neapel, die mit ihrem Namen in den seinen hineinklingt. Er vereinigte mit großer ärztlicher Kunst philosophische Bildung und politischen Scharfblick. Das gab ihm am Hofe von Friedrich II. und Manfred eine Stellung von außergewöhnlicher Bedeutung. Er war Friedrichs Arzt und getreuer Berater bei mancherlei Krankheit, er stand am Sterbelager des vereinsamten Herrschers und unterzeichnete seinen letzten Willen als einer der Zeugen. Er war vermutlich auch einer von Manfreds Erziehern, und in dessen ausgesprochener Neigung zur Naturwissenschaft und Philosophie kann man seines Geistes einen Hauch verspüren. Auch sonst war er ein kluger Berater des Fürsten und ein Verwirklicher seiner Pläne. Der Steindamm, den Manfred in Salerno zur Verbesserung des Hafens erschaffen wollte, wurde von ihm erbaut. Noch heute werden die mächtigen Quader dieses wohltätigen Werkes von den Wogen dort umspült; mit in Stein gehauener Inschrift wurde die Schöpfung verherrlicht. Aber unvollendet blieb der stattliche Damm, der Sand quillt empor über die Steine, lange hat jene Tafel mit Inschrift vernachlässigt am Ufer des Meeres gelegen, spät erst hat man sie von hier in den Dom gerettet und eingemauert in einer schönen Kapelle, die Giovanni da Procida gestiftet hat.

Vielleicht nicht nur gestiftet. Aus einer Widmung möchte man schließen, daß er möglicherweise das für seine Zeit künstlerisch bedeutende Mosaik der Kapellenapsis mit eigener Hand entworfen und so neuen Beweis von der Vielseitigkeit seiner Bildung erbracht hat. In der Mitte dieses Mosaiks thront auf Goldgrund San Matteo, der Schutzpatron des Domes, über ihm erhebt sich mit weitausgebreiteten Flügeln der Erzengel Michael, der Hauptheilige der Insel Procida, den auch die Langobarden einstmals als ihren Beschützer verehrten. Vier andere Heilige stehen zu den Seiten des Apostels, und in kleiner, bescheidener Figur kniet ganz unten Giovanni da Procida selbst. Er muß nach seinem Bild ein ganz merkwürdig häßlicher Mann gewesen sein mit vorspringendem Kinn und eingedrückter Nase; die Schönheit lebte nur in seiner Seele.

Die tiefe Bedeutung dieser Kapelle wohnt aber nicht in den golden und farbig leuchtenden Mosaiken. Eine dunkle Bronzefigur auf dem Altar ver-

Digitized by Google

kündet sie. Mit ihr wird Papst Gregor VII. zum Herrn und geistigen Mittelpunkte der Kapelle gemacht, in der er begraben liegt. Er war mit Robert Guiscard aus dem verwüsteten Rom nach Salerno geflüchtet und ist hier am 25. Mai 1085 gestorben, acht Jahre nach seinem großen Triumph in Canossa. Sein Grab geriet in Vergessenheit, wurde dann aber 1578 durch den Erzbischof Colonna pietätvoll erneuert. So tritt Gregors bedeutende, drohende Gestalt nun am Orte seines Grabes beherrschend hervor, an den ersten großen Sieg eines Papstes über das Kaisertum gemahnend. Und sie tut es in einer Kapelle, die der Freund und Berater der letzten, endgültig von der Kirche besiegten Hohenstaufen gestiftet hat. In der doppelten Beziehung auf Heinrichs IV. Bußgang nach Canossa und auf den Untergang eines großen Herrschergeschlechtes, beide besiegt von der gleichen unerbittlichen Macht, liegt eine tiefe Tragik, die dem engen Kirchenraum eine weltgeschichtliche Größe verleiht. Und mehr noch als das: an Giovanni da Procida's Namen knüpft sich der Glauben, daß durch ihn hauptsächlich die Sizilianische Vesper, die furchtbar blutige Rache für die gleich grausame Rache der Kirche, herbeigeführt worden sei. Dieser Überlieferung bestreitet man jetzt freilich die Wahrheit, aber darum ist sie doch vorhanden und wirkt nach in den Seelen der Menschen. Und so meint man hier das Walten einer gerechten, richtenden Gottheit ahnungsvoll zu spüren. Anfang und Ende jenes ein paar Jahrhunderte durchtobenden Kampfes, in dem Papst und Kaiser immer leidenschaftlicher um die Vorherrschaft rangen, stehen in der stillen Kapelle mit gleicher Deutlichkeit nebeneinander. Ein Glied schließt sich in der großen Kette der Geschichte, deren Klirren mächtig hintönt über die vor Schrecken und Furcht erbebende Welt.

Der Zopf und seine Renaissance

Von

Dr. Philipp Losch

Vor hundert Jahren fielen in Deutschland die letzten Soldatenzöpfe. Wer ihn eigentlich erfunden hat, den sonderbaren Nackenschmuck des Kriegers, der über ein Jahrhundert lang eine so wichtige Rolle im militärischen Leben spielte, darüber sind sich die Gelehrten noch nicht einig. Es war wohl kaum der preußische Soldatenkönig, dem man gewöhnlich dies Verdienst zuschreibt, weil unter ihm der Zopf besonders hoch in Ehren stand; denn schon ehe das Bildnis Friedrich Wilhelms I. auf den sogenannten „Schwanzdukaten" von 1718 mit dem Zopfe erschien, schon unter seinem Vorgänger gab es Zöpfe in der preußischen Armee und nicht nur in dieser. Von einer eigentlichen Erfindung kann man überhaupt nicht reden; der Zopf verdankte rein praktischen Rücksichten seine Entstehung. Während des 17. Jahrhunderts war die Mode, das Haupthaar lang, bis auf den Nacken herabfallend, zu tragen,

Digitized by Google

bei den Männern aufgekommen, eine „wälsche Art", gegen die Philander von Sittewald in seinem „A la mode Kehrauß" vergeblich eiferte: „Warumb muß dir das Haar also lang über die Schultern herabhangen? warumb lastu es nit kurtz beschneiden auff teutsche weise? oder doch, so du es länger tragen wolltest, überm Kopff einschlüpffen, als bey uns der brauch ist?" Diese Mode war den Männern im täglichen Leben, im Beruf und bei der Arbeit oft lästig und unbequem, weshalb man die flatternden Haare durch aufgesteckte Kämme oder Bänder zu bändigen pflegte. Als die Perücke aufkam, wurde sie nur zum Staate und bei feierlichen Aktionen getragen, bei der Arbeit aber abgelegt, soweit sich der gemeine Mann überhaupt zu ihr verstand. Bei den Soldaten konnte die Perücke, namentlich in ihren gewaltigen Dimensionen und bei den erheblichen Kosten, die sie beanspruchte, keinen rechten Eingang finden; nur die à la modischen Offiziere trugen sie so lange, bis der Zopf seinen Eroberungszug durch die europäischen Heere machte. Polnische und ungarische Krieger hatten ihre Haare schon früher in Zöpfe geflochten, wobei die ungarischen Husaren sogar drei Zöpfe zu tragen pflegten, zwei an der Seite und einen im Nacken, die als ein bewährter Schutz gegen die Hals- und Nackenhiebe der Türkensäbel galten.

Vom preußischen Heere, wo Friedrich Wilhelm I. den Zopf offiziell einführte, verbreitete sich der Zopf über alle europäischen Armeen und drang von hier auch in die Zivilbevölkerung ein. Bedeutete diese Modewandlung damals doch eine entschiedene Reform gegenüber dem Perückenwesen, das mehr und mehr der Lächerlichkeit verfiel, wenn auch die Perücke noch lange (am längsten wohl in England) bei Staatsaktionen ihre alte Rolle behielt, in ihrer Form sich aber auch der Haarbeutel- und Zopftracht anpaßte. In Österreich war Kaiser Joseph II. der erste, der die alte spanische Perücke an den Nagel hing und mit dem Zopfe vertauschte.

Das klassische Land der Zöpfe aber war und blieb Preußen. Hier erreichte der Zopf, wenn man so sagen darf, seine höchste Blüte und seine größte Länge. Das war zur Zeit Friedrichs des Großen, unter dem die Soldatenzöpfe bis tief auf das Kreuz herabhingen. Was einmal eine Reform gewesen war, wurde zu einer lästigen Plage und gab Anlaß zu einer wahren Menschenschinderei. Die Zöpfe waren ursprünglich geflochten, wurden später rund gedreht und mit einem Band umwickelt. Um die vorschriftsmäßige Länge herauszubringen, die von Offizieren und Unteroffizieren genau mit dem an dem Stocke angebrachten Zollmaß gemessen wurde, war es oft nötig, die Zöpfe durch eingeflochtene Pferdehaare künstlich zu verlängern. Das Flechten, Wickeln und Binden gehörte mit zu den wichtigsten Obliegenheiten der armen Paradepuppen. Dazu kam noch der schwierige Bau der kunstvollen Schläfenlocken, boucles oder Taubenflügel, über den Ohren, drei bis fünf an jeder Seite, die später nach Friedrichs II. Zeit auf je zwei boucles reduziert und 1798 ganz abgeschafft wurden. Die ganze kunstvolle Frisur wurde schließlich (unter strenger Schonung des Zopfbandes!) noch verschwenderisch mit Puder

Digitized by Google

bestreut, von dem jede Kompagnie für eine Revue einen halben Zentner mit sich führen mußte. Nach Friedrichs des Großen Tod wurden die preußischen Zöpfe kürzer, hatten aber 1803 immer noch eine ganz respektable Länge von 12 Zoll, d. h. 12 Zoll waren umwickelt, ein Haarbüschel von 1 Zoll (früher 3 Zoll) blieb frei. Drei Jahre später wurden die Zöpfe abermals gekürzt auf 4—5 Zoll und reichten nur noch bis zum unteren Kragenrand. Die Offiziere trugen seit 1796 am Zopfansatz eine schwarzseidene Schleife, die sogenannte Zopfkokarde, die unter dem Einfluß der Mode immer mehr zusammenschrumpfte, sehr zum Mißfallen mancher Regimentskommandeure, die vergebens gegen diese Neuerung ankämpften. So erließ der Oberst des 1. Bataillons Garde am 25. März 1806 einen Befehl: „Die Herren Officiers sollen ihre Zopfcocarden, besonders diejenigen, so die Größe einer Fliege haben, vergrößern.“ Überhaupt machten die vom Westen kommenden Auswüchse der Mode, die gar nicht zu der reglementsmäßigen Haartracht passen wollten, den Hütern der alten Observanz viel zu schaffen. In einem Parolebefehl vom 2. März 1802 bekannte der Kommandeur der Gardedukorps v. Wintzingerode: „Ich bin zwar nicht orthodox genug zu glauben, daß ein Officier am Tage der Bataille trotz seines krausgelockten Kopfes mit Crochets und Bandinen vor der Stirn gleich einem gehörnten Siegfried und einem Soupson von Zopf, auf dem man die winzig kleine Cocarde kaum mit einem Tubus erkennen kann, nicht eben so klug und tapfer sei als ein andrer“, schärfte aber nach diesem Geständnis seinen Offizieren die Montierungsvorschriften doch noch einmal gründlich ein.

Trotz all solcher Versuche, die historische Haartracht gegen die Moderevolution zu sichern, war der Zopf nicht mehr zu retten. Der Tag von Jena besiegelte seinen Untergang. Bei der Reorganisierung der geschlagenen Armee brütete der König Friedrich Wilhelm III. über die neuen Monturen, und im April 1807 wurden die Zöpfe überhaupt abgeschafft und die Haare kurz geschnitten. Das Pudern hielt sich etwas länger, wenigstens für Paradezwecke, und fand erst 1812 sein Ende.

Der österreichische Zopf war schon vor dem preußischen gefallen, obwohl er sich, vor allem beim Offizierkorps, im kaiserlichen Heere erst viel später durchgesetzt hatte als in Preußen. Die Feldherren Maria Thereſiens hatten meist noch die große Perücke getragen, und erst Kaiser Joseph sie abgelegt. Dann war die Zopfwirtschaft bei den Kaiserlichen ähnlich gewesen wie in Preußen, wenn auch mit einem starken Einschlag österreichischer Gemütlichkeit. „Der Haarzopf ist dem obern Theil der Bindelschnalle gleich zu binden,“ lautete die Vorschrift, „und hat im Bande 1 Schuh, die unten herausstehenden Haare aber nicht mehr als 2 Zoll, somit 14 Zoll lang zu sein, auch bleiben die Zöpfe in ihrer natürlichen Dicke, ohne einen falschen Zopf einzubinden.“ Gegen die letzte Regel wurde aber wie überall stark gesündigt. In einer dagegen eifernden Order hieß es vorwurfsvoll: „Man hat versichern wollen, daß Regimenter seien, wo manche Leute hölzerne Haarzöpfe unter dem Bande

Digitized by Google

eingebunden haben!" Doch wurde den neu eingestellten Rekruten mit kurzem Haarwuchs konzediert, „falsche Zöpfe in der vorgeschriebenen Länge und Dicke" einzubinden. Die vorgeschriebene Länge wurde auch hier allmählich stark ermäßigt; 1798 war das „Zöpfel" nur noch 5 Zoll lang, und unter dem Einflusse des Erzherzogs Karl, des großen Reorganisators der Armee, erfolgte am 30. Juli 1805 die völlige Abschaffung des Zopfes, den nur die höheren Offiziere im Generalsrang noch weiter tragen durften. Auch die Husaren behielten ihre Zöpfe noch einige Zeit, sowohl die Nackenschwänze wie die nach ungarischer Sitte getragenen beiden Seitenzöpfe. Den Österreichern folgten die Bayern, die sich im Dezember 1805 auf Befehl des Kurfürsten Max Joseph die Zöpfe abschnitten und wegwarfen. Ihr Rückmarsch aus dem Feldzug nach dem Preßburger Frieden war durch die weggeworfenen Haarschwänze weithin zu verfolgen. Auch hier behielten die Generale einstweilen ihre Zöpfe, ebenso wie die kurfürstlichen Hartschiere und Trabanten, die Hartschiere sogar bis zum 5. Mai 1825.

Allen anderen Armeen war die französische vorausgegangen. Hier hatte die Revolution dem Zopfe den Garaus gemacht, der ebenso wie die Perücke als ein Symbol des ancien régime galt. Doch war in dem Lande der neuen Freiheit diese Reform nicht schematisch und reglementsmäßig vor sich gegangen. Die Jakobiner schnitten sich zwar die Zöpfe ab, doch herrschte in dem Heere der Revolution absolut keine Einheitlichkeit in der Haartracht, und die levée en masse sah neben langmähnigen Revolutionsfrisuren und Titusstrubelköpfen auch manchen altgedienten Soldaten, der seinen Zopf noch in Ehren hielt. Das 2. französische Linien-Infanterieregiment weigerte sich überhaupt, den traditionellen Kopfschmuck abzulegen, und trug die Zöpfe noch 1812 in Spanien, wie auch Napoleons alte Kaisergarde bis zuletzt bezopft ins Feld rückte. Auch in der Zivilbevölkerung gab es Landstriche, wo man in konservativer Bauernzähheit vom Zopfe nicht lassen wollte. So erzählt der preußische Rittmeister v. Tyszka in seinen Feldzugserinnerungen von 1814 aus der Champagne: „Der Zopf wird hier noch sehr häufig getragen. Mancher Bauer hält ihn so in Ehren, wie der Türke seinen Bart."

Abgesehen von diesen Ausnahmefällen, hatte die Revolution mit den Zöpfen gründlich aufgeräumt, und der Zopf schien auf der westlichen Hemisphäre wenigstens beim Militär verschwunden zu sein, als er auf einmal im großen Jahre 1813 im Herzen von Deutschland eine fröhliche Auferstehung erlebte. Das geschah in dem Kurfürstentum Hessen, das sieben Jahre lang durch den Machtspruch Napoleons von der Landkarte verschwunden war.

Hier regierte Kurfürst Wilhelm I. (1785—1821), ein Fürst, begabt mit vielen trefflichen Eigenschaften eines Regenten, dessen Renommee aber durch zwei besonders in seinen letzten Jahren auftretende Schwächen, seinen Geiz und sein starres, schrullenhaftes Festhalten an allem Alten, eine starke Trübung erfahren hat. Wilhelm I. war vielleicht der letzte konsequente Vertreter des fürstlichen Absolutismus in Deutschland, in dessen langer Regierungs-

Digitized by Google

zeit (er regierte 35 Jahre über Hessen, nachdem er schon 21 Jahre unumschränkter Herrscher der Grafschaft Hanau gewesen war) alle Schatten, aber auch manche Lichtseiten dieser Regierungsform sich spiegelten. Selten hat ein Fürst eine höhere Meinung von seinem Amte gehabt, kaum einer die von ihm erkannten Pflichten ernster genommen als dieser hessische Fürst, der ein Vater seines unmündigen Volkes sein wollte und es mit allen menschlichen Fehlern und Schwächen, die ihm anhafteten, auch gewesen ist.[1])

Die französische Revolution bedrohte alles, was ihm heilig und unantastbar schien, darum war er von ihrem ersten Anfang an einer ihrer konsequentesten Gegner. Als einziger unter den deutschen Reichsfürsten im Bund mit dem König von Preußen, zog er 1792 mit seinen Hessen gegen die Jakobiner zu Felde, war bei Custines Einbruch in Deutschland einer der wenigen, die nicht den Kopf verloren, und setzte dem Vordringen des „miserablen Franzosen" bei Frankfurt ein Ziel und einen „unübersteiglichen Damm entgegen", wie Kaiser Franz in dankbarer Würdigung des „edlen reichsständischen Patriotismus" Wilhelms damals anerkannte.

Aber er bekämpfte die Revolution nicht allein mit den Waffen, sondern suchte auch auf alle mögliche andere Weise das jakobinische Gift von seinem Lande fernzuhalten. Dabei verfiel er auf die sonderbarsten Mittel. Nicht nur, daß eine überaus strenge Zensur alle Nachrichten über die grundstürzenden Ereignisse in Frankreich dem Volke vorenthielt (nach der damaligen „Kasseler Zeitung" würde man keine Revolutionsgeschichte schreiben können), er nahm auch den aussichtslosen Kampf gegen die Großmacht der Mode auf, die, aller Schranken der Zensur spottend, in dem von dem Revolutionsgeist sonst glücklich behüteten Hessenland sich Eingang zu verschaffen suchte. Im Jahre 1799 konnten die wenigen die Fuldahauptstadt besuchenden Fremden das merkwürdige Schauspiel beobachten, wie die Zuchthaussträflinge, denen die Reinigung der Straßen oblag, ihre Arbeit in runden steifen Hüten auf kurz geschnittenen Haaren, in langen Pantalons und Röcken nach der neuesten Pariser Mode verrichteten. Das geschah auf Anordnung des Landgrafen (erst 1803 wurde er Kurfürst), „um die Hessen von den häßlichen französischen Moden abzuhalten". Diese waren ihm überhaupt ein Greuel. Der Anblick eines à l'incroyable gekleideten Menschen verursachte ihm körperliches Unbehageu. Er dachte darüber wie seine gleichgesinnte Gemahlin, die einmal schrieb: „Toutes ces folies font peine à voir, surtout lorsqu'on voit journellement plus les mauvaises suites de toutes ces nouveautés!" Selbstverständlich war die neumodische Kleidertracht für alle Beamten — „Diener" hieß es damals — streng verpönt, und noch selbstverständlicher war der strikte Konservatismus in der Tracht des Militärs, die sich sonst nach alter Tradition ganz an das preußische Vorbild anlehnte.

---

[1]) In einer größeren Monographie über Wilhelm I. von Hessen hoffe ich dies von den landläufigen Darstellungen abweichende Urteil demnächst ausführlicher begründen zu können.

Digitized by Google

Seit 1793 war der Landgraf preußischer Feldmarschall und Gouverneur von Wesel. Als solcher kam er regelmäßig zur Inspektion nach Westfalen und an den Rhein, und die öftere Berührung mit dem preußischen Militär bestärkte ihn in seinem Hang zum Gamaschendienst und Uniformenkram. Aus dieser Zeit stammt auch seine Vorliebe für den Zopf, der für ihn zum Schibboleth des guten alten, vom Schwindelgeist unberührten Deutschtums geworden war, seitdem die Jakobiner ihn sich abgeschnitten hatten.

Der spätere Bischof Eylert erzählt, daß der Landgraf-Kurfürst bei seinen westfälischen Besichtigungsreisen die eigentliche Revue auf die Inspektion der Zöpfe beschränkt und diese höchsteigenhändig mittels eines Normalmaßes nach Länge und Dicke gemessen habe. Wenige fanden dabei als normal Gnade vor seinen Augen, er habe aber einem Regimentschef zu Hamm bei einer solchen Gelegenheit tröstend gesagt: „Ach, Herr General, es ist grausam schwer, einen guten Zopf zu machen!“

Daß Wilhelm dabei ein sehr scharfer Kritiker preußischer Heereseinrichtungen war, der namentlich die brutale Härte der Vorgesetzten dem gemeinen Manne gegenüber aufs schärfste verurteilte und soweit er vermochte zu mildern suchte, das war allerdings dem damaligen Pfarrer Eylert nicht bekannt. Voller Entrüstung erzählt der Landgraf von seinem ersten Besuch in Wesel, daß er drei Wochen lang von nichts anderem als von grausamen Exekutionen gegen die armen Soldaten habe sprechen hören, die der Fuchtel des bizarren und grausamen Generals v. Köthen durch massenhafte Desertionsversuche zu entgehen suchten.

Doch bei alledem waren die Äußerlichkeiten des preußischen Militärwesens für den Hessenfürsten unantastbar. Er suchte sie eher noch zu überbieten, und als die Preußen anfingen, kleine Änderungen an Montur und Frisur vorzunehmen, da hinkte man in Hessen nur zögernd nach. Die Schläfenlocken waren, wie oben erwähnt, in Preußen bereits 1798 abgeschafft. In Hessen entschloß sich der Kurfürst erst 1802 zu dieser Reform nicht ohne Bedenken, und sah streng darauf, daß bei der wichtigen Amputation der boucles dennoch toujours un air de propreté gewahrt wurde. „Es wird eine ewig denkwürdige Epoche in der hessischen Militärgeschichte bleiben,“ schrieb ein unbekannt gebliebener boshafter Kritiker des alten Regimes in Hessen, „wie der Zopf, der bisher bis unter das Kreuz herunterhing, nun die Hälfte abgekürzt wurde, wie die Locken den gekräuselten Haaren Platz machen mußten. Es bedurfte drey Tage, ehe sich das Militair von seinem Erstaunen erholen konnte. Allein diese Veränderung war auch mit einer Jahre langen Arbeit verknüpft, ehe sie gehörig in Gang kam ... Endlich erschien ein Definitivgesetz, das die Sache mit einem Mahl ins Reine brachte. Hier war ein Maas beigelegt, das die Länge, ein andres, welches die Dicke bestimmte. Hier war abgezeichnet, wie lang das Band hinten herunter hängen und wie es ausgezackt sein sollte, wie endlich der Zopf oben mit drey Stecknadeln nach einem vorgeschriebenen Dreyeck befestigt seyn sollte.“ Propreté, Regle-

Digitized by Google

ment und öder Drill wurden mehr und mehr die Angelpunkte, um die sich alles beim Militär drehte, und die Feldzugspatina der kriegsberühmten hessischen Truppen, die noch im brabantischen Kriege von Freund und Feind als den Preußen überlegen gerühmt worden waren, wurde durch den Paradeflimmer ersetzt, der den Landgrafen bei seinen öfteren Besuchen in Potsdam jedesmal wieder besonders entzückte.

Wenn Wilhelms Gardetruppen auf dem Kasseler Bowlinggreen unter seiner persönlichen Leitung die „allerdifficilsten Evolutionen" exakt exekutierten, dann fühlte er sich so recht in seinem Element, und mit tiefer Verachtung blickte er auf die bunt zusammengewürfelten regellosen Horden der Franzosen, die in reglementswidrigen Monturen schreiend und gestikulierend im September 1805 unter Führung Bernadottes zum ersten Male Kassel passierten. Auch die alten Hessen schüttelten die Köpfe, als sie diese „Bande" mit den stolzen Söhnen der Heimat in ihren altgewohnten steifen, aber stattlichen Uniformen und ihrer musterhaften Haltung verglichen. Hoch zu Roß vor dem Landgrafenschlosse haltend, empfing Wilhelm den Marschall Bernadotte. Bei der Begrüßung bäumte der Schimmel des späteren Königs von Schweden und warf seinen Reiter vom Sattel dem Kurfürsten gerade vor die Füße. „Das ist ein gutes Omen, für den Fall, daß die grande nation es einmal wagen wird, Hessen anzugreifen," meinte dessen Bruder, der Landgraf Karl; und so mochte auch der Kurfürst denken und ahnte nicht, daß binnen Jahresfrist die stolzen hessischen Grenadiere vor diesen Franzosen die Waffen strecken mußten und er selbst ein heimatloser Flüchtling sein werde. Napoleon hatte von ihm verlangt, daß er seine preußische Feldmarschallswürde niederlegen solle. Das hatte der Kurfürst entrüstet zurückgewiesen, trotzdem ihm die Krone eines „Königs der Katten" winkte, aber er hatte sich auch nicht zu dem Entschluß aufraffen können, in dem Kriege von 1806 entschieden Farbe zu bekennen. Hals über Kopf mußte er nach der Katastrophe von Jena fliehen und durfte froh sein, als ihm der Hofmarschall des Waldecker Fürsten zu Arolsen die Zivilkleidung und den verhaßten runden Hut borgte, die ihm und seinem Sohn am 1. November 1806 die Flucht ermöglichten.

Sieben lange Jahre lebte der alte Fürst in der Verbannung in Holstein und in Böhmen, sich in Sehnsucht nach dem Lande seiner Väter verzehrend, aber niemals die Hoffnung auf Rückkehr aufgebend. Selbst als in Hessen unter Jeromes Karneval „alles totalement bouleversirt" wurde, dachte er nicht an Verzicht und verlangte von den Hessen, daß sie auch unter den veränderten Verhältnissen ihm „als ihrem angeborenen Herrn unter allen Umständen treu und attachirt" blieben. Und die verschiedenen Insurrektionsversuche zeigten, daß das Volk, namentlich die Soldaten, dem alten Landesherrn in Treue anhingen. Es gehörte zu den Lichtblicken seines Lebens, wenn solche alte Soldaten den Weg zu ihm fanden und sich im Schmucke eines richtigen hessischen Zopfes präsentierten. Dagegen gab es eine heftige Szene, als eines Tages der Kurprinz „nach der Mode unserer Feinde" ohne Zopf vor ihm erschien.

Digitized by Google

In Rendsburg machte sich der dänische Gouverneur Prinz Friedrich von Hessen ein Vergnügen daraus, seinen Oheim durch den langentbehrten Anblick einer militärischen Parade zu zerstreuen, doch der alte Herr wollte von der schlappen dänischen Soldateska, trotzdem sie noch den Zopf trug,[1]) nichts wissen, sagte es zwar nicht laut, schrieb aber in sein Tagebuch: „das Militair hier ist traurig in allen Stücken". Durchziehende spanische Söldner Napoleons fand er gar „zum Ekeln abscheulich".

Das Jahr 1809 fand ihn zu Prag, wo damals das Zentrum der Feindschaft gegen Napoleon war. Keinen Moment zögerte der hessische Kurfürst, als der Erzherzog Karl ihn aufforderte, an dem Kampf gegen den Unterdrücker Deutschlands teilzunehmen. Gleich dem Herzog von Braunschweig stellte er eine Legion auf, die natürlich nach altheſſischem Muster gekleidet und ausgerüstet war. Beim Siegestedeum von Aspern konnten die Prager die bezopfte hessische Miniaturarmee vor dem Hradschin in Paradeaufstellung bewundern, und der Kurfürst war stolz auf den Beifall, den man ihrer Haltung zollte. Aber sein Traum zerrann bald wieder in nichts. Der Versuch des hessischen Oberstleutnants v. Müller, den „Kartenkönig" Jerome im Vogtland gefangen zu nehmen, mißlang ebenso wie die Aufstände dieses Jahres in Hessen, die von dem geizigen Kurfürsten schlecht finanziert waren. Der Friede von Wien zwang ihn, sein Korps wieder aufzulösen und weiter auf den Tag der Befreiung zu warten.

Als dessen Morgenröte dämmerte, kam der Kurfürst im März 1813 nach Breslau in der stillen Hoffnung, als ältester Feldmarschall der preußischen Armee ein größeres Kommando in ihr zu erhalten. Mit seinem altmodischen weiten Generalsrock und dem wohlgepflegten Zopf bot der alte Herr unter den preußischen Generälen mit ihren neuen engen Uniformen und kurzgeschnittenen Haaren eine auffallende Erscheinung und wirkte, wie Boyen erzählt, wie ein Bote aus dem Grabe. Auch Wilhelm erkannte die preußische Armee kaum wieder, freute sich aber doch, als man ihm zu Ehren ein Bataillon Garde vor ihm exerzieren ließ. Sein Sohn, der Kurprinz, nahm als preußischer General an dem Befreiungskampf teil und konnte endlich genau sieben Jahre nach der Flucht seine Landsleute wieder mit ihrem alten Hessennamen begrüßen. Drei Wochen später folgte der Kurfürst und wurde von den Kasselanern in einem wahren Freudentaumel durch die Tore der Stadt bis zu seiner alten Residenz gezogen. Mit Tränen der Rührung sah der Heimkehrende den Jubel seiner „Kinder", und mit gnädigem Wohlgefallen ruhte sein Auge auf den alten Soldaten, die ihre alten Monturen aus der Rumpelkammer geholt hatten und ihre Zöpfe hochhielten mit dem lauten Rufe: „Kurfürstliche Durchlaucht, ich habe ihn noch!" Und vor der Zugbrücke der von ihm erbauten Löwenburg bei Wilhelmshöhe präsentierten ein paar eisgraue Gardisten der Schweizer-

[1]) In der dänischen Armee wurde der „Nakkepidsk" erst am 1. März 1810 abgeschafft.

Digitized by Google

garde, und ihr Feldwebel rapportierte in gewohnter Weise Serenissimo, daß nichts Neues passiert sei!

Der Freudentaumel der Hessen wich bald einer starken Ernüchterung, als Wilhelm unverzüglich nach seiner Rückkehr eine Restaurationspolitik begann, wie sie konsequenter kaum irgendwo durchgeführt worden ist. Er hatte die Fremdherrschaft niemals anerkannt, so sollten die sieben Jahre überhaupt ausgestrichen werden und das Leben wieder da anfangen, wo es am 1. November 1806 aufgehört hatte. Mit echt hessischer Zähigkeit verfocht Wilhelm diese Theorie und setzte alle seine Energie daran, die Spuren der Fremdherrschaft restlos zu tilgen. Nach Ablauf eines Jahres konnte er selber in seinen Memoiren folgendes befriedigende Fazit seiner rastlosen Tätigkeit ziehen: „So endet das sauerste Jahr, das Hessen seit Philipp dem Großmütigen durchgemacht hat. Wo in zwölf Monaten ... jeder Staatsdiener im ganzen Lande, alle Behörden und Ämter genau wie im Jahre 1806 ihren Platz erhielten, alle fremden Kontributionen und Abgaben abgeschafft und das alte Regime meiner Vorfahren wieder hergestellt wurde ... Gott sei gelobt, der mir bei dieser harten Arbeit beigestanden hat!"

Es versteht sich von selbst, daß bei dieser bis ins kleinste durchgeführten Restauration viele Härten und Ungerechtigkeiten vorkamen, wenn man auch nicht all die Tendenzanekdoten mit ihren Übertreibungen und Entstellungen glauben darf, die damals meist außerhalb Hessens entstanden und bis auf den heutigen Tag kolportiert werden. Das gilt auch von der Wiedereinführung der Zöpfe, an sich wohl der harmlosesten Äußerung der kurfürstlichen Restaurationspolitik, die aber ihr äußeres Symbol wurde und mit der Erinnerung an den ersten hessischen Kurfürsten untrennbar verbunden geblieben ist.

Wilhelms erste Regierungshandlung nach seiner Rückkehr war die Wiedereinberufung der am 1. November 1806 „auf Befehl Seiner kurfürstlichen Durchlaucht beurlaubten" Regimenter. 24000 Mann mußte Hessen für den Kampf gegen Napoleon stellen, mehr als irgendein anderes deutsches Land im Verhältnis zu seiner Größe und Einwohnerzahl damals auf die Beine brachte. Die Organisation der Feldtruppen übernahm der Kurprinz, und bei der Hast, mit der das geschehen mußte, konnte von Uniformquisquilien u. dgl. nicht die Rede sein. Rückten doch die ersten Kolonnen zum Teil in weißen und blauen Leinenkitteln aus, und niemand hatte Zeit, sich um ihre Haarfrisur zu kümmern. Der Kurfürst wollte auch von diesen „Wilden" nicht recht was wissen und war froh, als sie aus Kassel fort waren. Mit um so größerem Eifer widmete er sich der Wiedererrichtung und Ausbildung der allein im Lande zurückgebliebenen Garden, die sich größtenteils aus altgedienten Leuten rekrutierten. Bei denen verstand es sich von selbst, daß Bekleidung, Ausrüstung usw. genau dem Muster und Reglement von 1806 entsprachen, wobei Zopf und Puder unerläßlich schienen. Am 6. Februar 1814 konnte der Kurfürst die erste Parade über die Garde wieder abhalten, war hochbefriedigt, als bei den Gewehrgriffen die nach altem Brauche extra des-

Digitized by Google

wegen lose geschraubten Schlösser rasselten, und schrieb glückselig in sein Tagebuch: „Es war mir zu Muthe, als sei ich überhaupt niemals von Cassel fort gewesen.“ Auch die Kasselaner hatten sich an den Anblick der alten, steifen Gardisten, die ihren Zopf meist noch aus früherer Zeit gerettet hatten, bald wieder gewöhnt. Es gab ja noch manch anderen Zopf im Lande, und gegen die ganze Geschichte wäre auch nicht viel einzuwenden gewesen, da sieben Jahre immerhin kein Menschenalter ausmachen und die altmodische Vermummung sogenannter Haustruppen zu allen Zeiten zu den beliebten Spielereien hoher Herren gehörte.[1]) Anders aber wurde es nach der Rückkehr der Feldtruppen aus dem Kriege. Da gab es natürlich gegenseitige Häkeleien wegen der Uniformunterschiede. Die Gardisten sahen voll Hochmut auf die grauen Hosen der Linienssoldaten, und diese machten ihre Witze über die Rattenschwänze der Garde. Diese Unzuträglichkeiten zu beseitigen, mußte ein Ausgleich der Unterschiede stattfinden, und dabei siegte natürlich das Alte, der Zopf. Am 2. Januar 1816 erschien eine kurfürstliche Order, in der es hieß: „Die Hinterhaare werden bei den Leuten nicht mehr geschnitten, und sollen so bald wie möglich wieder wie sonst Zöpfe eingebunden werden... Diejenigen Regimenter, welche zuerst nach meiner Ordre angezogen sein werden, erhalten auch zuerst meine Approbation und deren Commandeurs werden sich besonders recommandiren“, schloß der denkwürdige Ukas, der im wahrsten Sinne des Wortes viel Staub aufwirbelte, da auch das Pudern (für die Offiziere allgemein, für die Mannschaften bei der Parade) wieder eingeführt wurde. Die kurhessischen Zöpfe waren übrigens nicht so enorm, wie die Fama sie gemacht hat. Nur die Gardezöpfe waren 15 Zoll lang, „nämlich 1 Zoll vom Kopf abstehend, 13 Zoll gewickelt und die Haardolle 1 Zoll lang“. Die Zöpfe der übrigen Soldaten waren bescheidener, reichten nur bis über den unteren Rand des Rockkragens und hatten keinen „Schlucker“, der durch drei kreuzweise gesteckte gelbe Stecknadeln ersetzt wurde. Die Zöpfe mußten aber selbst von den kleinen Kadetten getragen werden und waren jedenfalls, vor allem der Jugend des ganzen Offizierskorps, eine sehr lästige Dekoration. Da die Natur der kurfürstlichen Order nicht überall durch üppiges Wachstum der Haare entgegenkam, so behalf man sich vielfach mit falschen, sogenannten Patentzöpfen, wie das schon vor 1807 auch bei den preußischen Offizieren üblich gewesen war. Es entbehrt nicht einer gewissen Komik, daß, wie Eingeweihte wissen wollten, auch die Nackenzier Serenissimi Electoris nicht ganz echt war. Der Hanauer Mineraloge Leonhard überraschte einmal den Kurfürsten im Negligé und weidete sich an der Verlegenheit des alten Herrn, der vergebens dadurch, daß er sich dicht an der Wand hielt, das Manko seiner Frisur zu verbergen suchte.

[1]) Man denke nur an die Blechmützen russischer und preußischer Garderegimenter, die Bärenmützen englischer und dänischer Soldaten, die Kostüme der schottischen Highlander, der bayerischen und österreichischen Hartschiere, der päpstlichen Schweizer und last, not least an die von Wilhelm II. in den neunziger Jahren wieder eingeführten Zöpfe der preußischen Schloßgardekompagnie!

Digitized by Google

In den späteren Jahren verlautete öfters, daß der Kurfürst die Zöpfe wieder abschaffen wolle, worauf namentlich der Kurprinz drängte. Als aber die jungen Offiziere ihre Haare immer modischer kraus gelockt und das Zöpfchen im Dienst nur lose umgebunden oder am Uniformkragen angesteckt trugen, wo es in komischer Steifheit hing, ohne den Bewegungen des Kopfes folgen zu können, da witterte der alte Herr doch wieder den bösen Geist der Revolution und erließ strenge Befehle gegen die Modehelden. Er dachte eben so ungefähr wie Gutzkows preußischer König in „Zopf und Schwert“: „Der Zopf ist die Zierde des Mannes. Ein Zopf, das ist nichts Wildes, Flackerndes, Wüstes um den Kopf, den Sitz der menschlichen Seele ... sondern einfache, sittliche, gestriegelte Ordnung, geflochtener Gehorsam, sanft herab über die Schultern gleitend, das Sinnbild eines Christen.“

Die schrullenhafte Zopfliebhaberei des hessischen Kurfürsten schädigte sein Renommee mehr als manche viel anfechtbarere Maßregel seines selbstherrlichen Regimentes. Seitdem er die in ihrer Spekulation betrogenen westfälischen Domänenkäufer auf den Fuß getreten hatte, und ihre lauten Klagen den Bundestag und die Welt erfüllten, war die auswärtige Presse sowieso nicht gut auf ihn zu sprechen. Sie mokierte sich nach Noten über den Siebenschläfer und Zopfkurfürsten, und man erzählte sich gutgläubig die fabelhaftesten Geschichten von den kurfürstlichen Rattenschwänzen, kurz, das Thema wurde, wie Wilhelm Grimm ärgerlich schrieb, „bis zum Ekel abgenutzt“. Der Kurfürst nahm das alles mit merkwürdigem Gleichmut hin, und als die Göttinger Studenten nach Kassel kamen, um die historischen Zöpfe zu sehen und zu verulken, da ließ er sie ruhig gewähren. „Laßt sie nur,“ sagte er zu dem Polizeidirektor Manger, „sie bringen Geld unter die Leute.“ Dabei trieben diese Studenten es ziemlich stark, indem sie in den Straßen der Stadt mit riesengroßen Zöpfen paradierten, die teilweise so lang waren, daß die Füchse den Burschen sie nachtragen mußten. Manche steckten sich auch zum Ulk gleich mehrere Zöpfe auf einmal an, als wollten sie die Geschichte illustrieren, die in Kassel passiert sein sollte, daß einmal ein Gardeleutnant mit natürlichem Zopf aus Versehen auf der Wache den Rock eines Kameraden mit am Kragen angehefteten Zopf angezogen und sich so dem Kurfürsten doppelzöpfig präsentiert habe. Als die Jenenser Studenten beim Wartburgfest 1817 den hessischen Zopf in effigie verbrannten, da fand das der Kurfürst zwar „wenig erbaulich“, doch konnten ihn selbst diese Ausschreitungen nicht zu besonders scharfen Maßregeln veranlassen, wie es überhaupt in Kurhessen trotz des reaktionären Standpunktes des Regenten nicht zu solchen Demagogenverfolgungen kam wie in den Nachbarländern. „Hier geht es im ganzen viel besser, als es im Auslande und in den Zeitungen aussieht ... auch wenn im Bundestage gerade aus Hessen so viele Klagen einlaufen, während es ohne Zweifel hier ungleich besser, freier und treuer ist als in Baden, Darmstadt, Bayern u. dgl.,“ schrieb Wilhelm Grimm 1817 an Arnim, obwohl er den hessischen Verhältnissen doch keineswegs kritiklos gegenüberstand.

Digitized by Google

Die poetische Verspottung der Zöpfe durch Chamisso, Heine und Immermann erlebte der alte Kurfürst nicht mehr. Chamissos „tragische Geschichte" von „einem, dem's zu Herzen ging, daß ihm der Zopf so hinten hing" (1822) war wohl auch kaum speziell auf den hessischen Zopf gemünzt. Immermann dagegen setzte ihm 1838 im 13. Kapitel seines Münchhausen in der Geschichte von den sechs verbundenen Zöpfen der kurhessischen Gebrüder Piepmeyer ein Denkmal, und Heine besang die „Zeit der alten Katten, die lange Zöpfe hatten" in seiner Fabel „Aus der Zopfzeit", in der zwei Kasseler Ratten dem „edlen Philozopf" schließlich das boshafte Versprechen geben:

Und stirbst du einst, auf deinem Grab
Wir schneiden uns traurig die Schwänze ab
Und flechten sie um dein Haupt als Kranz;
Dein Lorbeer sei ein Rattenschwanz.

Den alten Fürsten hätten diese poetischen Angriffe, wenn er sie noch erlebt hätte, auch kaum berührt. Die öffentliche Tagesmeinung hatte ihn stets wenig gekümmert, er pflegte dem Zeitgeist keine Konzessionen zu machen. So dauerte die Renaissancezeit der Zöpfe in Kurhessen volle sieben Jahre bis zum 27. Februar 1821, dem Tage, an dem der alte Herr der „immer verdrehter werdenden Welt", in der er sich nicht mehr zurecht fand, Valet sagte. Und noch einige Tage länger. Denn der neue Kurfürst Wilhelm II., der aus Abneigung gegen den Zopf zum Ärger seines Vaters in Kassel oft preußische Uniform getragen hatte, zeigte doch so viel Pietät gegen den Verstorbenen, daß er die geplanten Neuerungen bis nach dessen Beisetzung verschob. Im Gegensatz zu der schlichten und kärglichen Lebensführung des Alten fand die Leichenfeier am 14. März 1821 mit ungewöhnlichem Prunk statt. Mehr als 2500 Mann Soldaten waren dazu aufgeboten und mußten zum Teil neu eingekleidet und extra neu mit Zöpfen versehen werden, um in diesem Schmucke den Leichenzug zu der Gruft in der Löwenburg zu geleiten, wo die kleine Leibschweizergarde in flächsernen Allongeperücken vor ihrem toten Herrn zum letzten Male salutierte.

Tags darauf, am 15. März 1821, erschien eine Order des neuen Kurfürsten: „Die bisher getragenen Haarzöpfe mit dem Haarpuder cessiren für die sämtlichen Truppen." Daß dann die Fulda auf ihren Wellen Tausende von abgeschnittenen kurhessischen Zöpfen bis zur hannöverschen Grenze getragen habe, gehört zu den vielen Zopflegenden. Dagegen verbrannten die Soldaten auf den Kasseler Kasernenplätzen ihre Zöpfe, um durch dies übelduftende Autodafé den Anbruch der neuen zopflosen Zeit zu feiern.

Sie erfüllte bei weitem nicht alle Hoffnungen, selbst nicht beim Militär, dessen vorher sehr knapp gehaltene Offiziere zunächst freilich sozusagen im Überflusse schwammen, aber auch jetzt nicht in schrankenloser Willkür der Modegöttin huldigen durften. Denn als nachmals der Leutnant v. Baumbach von der Leibgarde dem neuen Kurfürsten „in ganz vorschriftswidrigem Anzug

Digitized by Google

mit hängendem Kragen, der nicht einmal steif ist, und mit übel zurechtgemachten Haaren" begegnete, und als Wilhelm II. überhaupt bei den Offizieren „Frisuren, die gebrannt waren, und solche à l'enfant und à tire de bouchon" entdeckte, da mußte der Kommandeur der Leibgarde, Oberstleutnant v. Hesberg, sämtliche Offiziere sukzessive in sein Haus kommen und ihnen durch den Friseur die Haare reglementsmäßig schneiden lassen!

So hatte die neue Freiheit auch ihre Schattenseiten, und es gab deren noch mehr, die zeigten, daß mit dem Zopf das selbstherrliche Regiment noch nicht begraben war. Es kam sogar eine Zeit, in der man mit einer gewissen Wehmut sich des strengen alten Sonderlings erinnerte, der bei allen Schwächen und Marotten doch auch seine unleugbaren guten Seiten gehabt hatte. Damals kam in Hessen die noch jetzt nicht ganz vergessene Redensart auf: Wir armen Hessen, hätten wir doch unsere Zöpfe noch!

Crispi und Giolitti

Bruchstücke aus den noch ungedruckten Lebenserinnerungen eines Zeitungsschreibers

Von

Fried. Noack

(Schluß)

Das Ende mit Schrecken

Das persönliche und politische Ansehen des Ministerpräsidenten war ungeachtet der Neuwahlen, die ihm eine gehorsame Mehrheit verschafft hatten, ebenso durch die moralische Frage wie durch die gegen die Sozialisten geübte Härte erheblich gemindert; der Verlauf der Kammerverhandlungen zeigt deutlich, daß trotz der zu jeglicher Hilfe bereitwilligen Mehrheit ihm die Opposition einen Schrecken ohne Ende bereitete. Es liegt daher nahe zu glauben, daß Crispi, der seiner Natur nach viel auf äußere Erfolge und auf Schein gegeben hat, sich der ihm drohenden Gefahren im Innern durch wirkliche oder Scheinerfolge auf anderen Gebieten zu erwehren suchte, daß er nach Ablenkungen der öffentlichen Meinung von seinen unerfreulichen Angelegenheiten suchte, um ihr den Mund zu stopfen; entsprechend der Ansicht jenes Italieners, der mir einmal gesagt hat: Crispi mag meinetwegen eine Million stehlen, wenn er nur Italien groß macht! Der Gedanke ist daher nicht ohne weiteres abzuweisen, daß die Unternehmungen in Afrika, die im Jahre 1896 seinem letzten Ministerium ein Ende mit Schrecken brachten, ihm als Ablenkung der öffentlichen Meinung von den ihm gefährlichen Erörterungen der inneren Politik dienen sollten oder wenigstens in diesem Sinne sehr willkommen waren. Der Grundsatz des „Cui prodest" drängt sich hier um so mehr auf, als Crispi ein Interesse des persönlichen Ehrgeizes an der Frage hatte, die der letzte Grund des Krieges mit Menelik von Abessinien und seinen Unterkönigen war. Zu den Taten,

Digitized by Google

mit denen er Italiens Macht und Weltgeltung vermehrt hatte, rechneten seine Verehrer auch den am 2. Mai 1889 abgeschlossenen Vertrag von Utschalli, durch welchen Italien die Schutzherrschaft über das äthiopische Reich erlangt zu haben meinte. Der Artikel 17 dieses Vertrags jedoch, der von der Schutzherrschaft redete, ist von Menelik nie anerkannt worden, und es ist nicht ausgeschlossen, daß der Unterhändler Pietro Antonelli, ein Günstling Crispis, diese Klausel gegen den Willen des schwarzen Kaisers in den Vertrag hineingeschmuggelt hat. Ich habe das wenigstens von Italienern behaupten hören. Für die italienische Großmannssucht war es gewiß eine lebhafte Genugtuung, daß Italien die Schutzherrschaft über ein großes afrikanisches Reich ausüben sollte; und es ist begreiflich, daß Crispi und der inzwischen zum Unterstaatssekretär der Auswärtigen Angelegenheiten ernannte Antonelli auf das Verlangen Meneliks, den Artikel betreffend die Schutzherrschaft zu streichen, nicht eingehen wollten. Die damalige Regierung, die zweifellos die Schwierigkeiten eines Krieges am Roten Meer und die Kräfte des Gegners unterschätzte, bildete sich ein, den widerspenstigen Kaiser von Äthiopien und die der Kolonie Erythräa benachbarten Ras von Tigre durch Waffengewalt gefügig machen zu können. In dieser Meinung wurde man in Rom bestärkt durch die glücklichen Kämpfe des seit 1894 in der Kolonie kommandierenden Generals Baratieri. Seine vorübergehenden Waffenerfolge begannen damit, daß er am 17. Juli 1894 die Derwische bei Kassalah schlug und die Stadt eroberte. In den darauffolgenden Kämpfen mit den Tigrinern schlug er am 13. Januar 1895 den Ras Mangascha bei Coatit und besetzte nach einem weiteren glücklichen Gefecht am 25. März Adigrat. Nach diesen Ereignissen hielt man sich in Rom für berechtigt, sich als Herrn von Tigre zu betrachten, und am 13. Mai verkündete Baratieri die italienische Hoheit über diesen Teil des äthiopischen Reichs. Die Italiener waren sehr stolz auf diese Eroberungen und auf ihren glücklichen Feldherrn Baratieri; als dieser am 11. Juli auf Urlaub nach Rom kam, wurde ihm ein glänzender Empfang bereitet. Dem Ministerpräsidenten Crispi, der gerade damals die heftigsten Angriffe Cavallottis auszuhalten hatte, kamen diese für das italienische Selbstgefühl schmeichelhaften Errungenschaften gewiß sehr gelegen. Ein Teil der politischen Welt Italiens dachte allerdings anders über afrikanische Erfolge; schon in jenen Sommertagen 1895 tönten in den Siegesjubel hinein warnende Stimmen, welche die Befürchtung aussprachen, daß diese Siege nur der Anfang zu einem großen Krieg seien; ein Fachmann in afrikanischen Angelegenheiten, der Major Nerazzini, italienischer Vertreter in Zeila, erklärte warnend die Besetzung von Tigre für eine schwere Gefahr. Auch Baratieri war sich des Ernstes der Lage in der Kolonie einigermaßen bewußt, denn er verlangte während seines Aufenthalts in Italien Verstärkungen. Crispi und sein Anhang dagegen gebärdeten sich höchst sorglos und zuversichtlich; die Deputiertenkammer beschloß unter stürmischem Beifall am 13. Juni, dem General Baratieri ihre Anerkennung auszusprechen, und der Ministerpräsident erklärte am 29. Juli im Parlament bei der Beratung des Budgets des Aus-

Digitized by Google

wärtigen: „Tigre ist unser dank unseren siegreichen Waffen, und mit ihnen werden wir es behaupten." Es wagten sich zwar auch in der Kammer einige Zweifel hervor, wurden aber durch den allgemeinen Siegestaumel übertönt. Die Regierung fühlte sich ihrer afrikanischen Eroberung so sicher, daß sie in den amtlichen statistischen Angaben für den Gothaer Hofkalender die Landschaft Tigre zum italienischen Kolonialbesitz rechnete. Crispis Glücksstern schien noch einmal aufleuchten zu sollen.

Im September 1895 konnte der Ministerpräsident noch mit Stolz das Nationalfest der Erinnerung an die vor 25 Jahren erfolgte Einnahme der Hauptstadt Rom feiern. Die Kammer hatte auf Antrag des Abgeordneten und Freimaurers Vischi, wahrscheinlich einem Wunsch Crispis entsprechend, den 20. September zum staatlichen Feiertag erklärt, und trotz des Geschreis der klerikalen Presse wurde er sogleich das erstemal mit großem Aufwand begangen. Verschiedene nationale Kongresse, Turner- und Schützenfeste, Denkmalsenthüllungen usw. nahmen mehrere Tage in Anspruch. Entsprechend der damaligen feindseligen Haltung des Vatikans ordnete der Erzbischof von Mailand, Kardinal Ferrari, in seiner Diözese an, daß an dem Nationalfesttag Bußgottesdienste abgehalten und für die Befreiung des Papstes und die Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft des Papstes gebetet werden sollte. Im vatikanischen Hauptblatt, dem „Osservatore Romano", wurde die Enthüllung der verschiedenen vaterländischen Denkmäler mit der echt klerikalen Prophezeiung grausam verhöhnt, alle diese Denkmäler der nationalen Eitelkeit würden längst zerfallen und zu Ruinen geworden sein, wenn die katholische Kirche noch in ihrem alten Glanze dastehe. Es war in der Tat ein wenig allzuviel des Guten auf diesem Gebiet: Denksäulen vor Porta Pia und auf dem Hügel der Villa Glori, ein Reiterdenkmal für Garibaldi auf dem Gianicolo mit dem Blick nach dem von ihm so tief gehaßten Vatikan. (Beiläufig sei bemerkt, daß in Italien die Reiterdenkmäler nicht ausschließlich für Herrscher vorbehalten sind, sondern jedem gesetzt werden, der sich zu Pferde ausgezeichnet hat, während man in Deutschland vergebens nach einem Reiterdenkmal Ziethens oder Blüchers suchen würde.) Weiter Statuen Cavours vor dem noch unfertigen Justizpalast, Minghettis vor dem Ministerium des Innern, dem ehemaligen Nepotenpalast des Papstes Braschi, und endlich ein Denkmal des römischen Dichters Cossa. Der festliche Mittelpunkt der amtlichen Veranstaltungen war die Enthüllung des Garibaldi-Denkmals, wozu sich der Hof, die Regierung, das Heer ebenso wie die Garibaldiner und ihre mehr oder minder revolutionären Mitläufer diesmal friedlich zusammenfanden.

Kaum waren die römischen Erinnerungsfeste mit ihren Freuden verrauscht, so kehrten die Gedanken wieder zu den Ereignissen am Roten Meere zurück, die in der Tagespresse manchen Ausdruck der Sorge hervorriefen, obgleich am 9. Oktober die italienischen Truppen noch einen Sieg über den Ras Mangascha davontrugen. Aus diesem Gefecht gewannen die Italiener die bedenkliche Erkenntnis, daß die schwarzen Feinde mit französischen Gewehren bewaffnet

Digitized by Google

waren, und erfuhren durch Gefangene, daß Menelik selber mit großer Heeresmacht im Anzug war, um Tigre zu befreien und die durch den Vertrag von Utschalli ihm aufgedrungene Schutzherrschaft mit Waffengewalt abzuschütteln. Angesichts dieser Tatsachen begann man in Rom doch auch schon an die Möglichkeit zu denken, daß das Glück der Waffen sich wenden könnte, und ich schrieb unter dem Eindruck solcher Erörterungen am 7. Oktober an meine Zeitung: „Eine Schlappe der Italiener hingegen — man darf diese Möglichkeit immerhin ins Auge fassen, wenn man auch nicht daran glaubt und sie noch weniger wünscht — würde unbedingt das Kabinett Crispi in die gleiche Lage versetzen, wie sie durch die Niederlage von Dogali im Januar 1887 dem Ministerium Depretis-Robilant bereitet worden war. Die regierungstreue Mehrheit würde sofort in alle Winde zerstoben sein, sobald ihrem Meister der Erfolg untreu wird." Die Unruhe in der Bevölkerung wuchs mit jedem Tage, da keine Nachrichten von einem entscheidenden Sieg eintrafen und kein Friedenschluß in Aussicht stand. In der Regierung selber waren die Meinungen geteilt; während Crispi, der Minister des Auswärtigen Baron Blanc und der Kriegsminister Mocenni für Durchführung des Krieges und voll Vertrauen auf den Erfolg waren, hielten bedächtigere Mitglieder des Kabinetts, wie der Senator Saracco und die Abgeordneten Boselli, Sonnino und Ferraris, den Feldzug im fernen Afrika schon aus finanziellen Gründen für bedenklich und erhoben Schwierigkeiten. Dem selbstbewußten und zuversichtlichen Auftreten des Ministerpräsidenten gelang es gleichwohl, auch die Volksvertretung mitzureißen. Als er am 3. Dezember in der Kammer erklärt hatte, die Regierung verfolge keine Abenteuerpolitik, sondern beschränke sich auf die Verteidigung der italienischen Besitzungen (das kaum erst eroberte Tigre natürlich einbegriffen), erhielt das Ministerium ein Vertrauensvotum mit 267 gegen 131 Stimmen. Aber schon erfüllte sich im fernen Afrika das Verhängnis; ein Bataillon unter Führung des Majors Toselli, welches den südlichst vorgeschobenen Posten auf der Amba Alagi hielt, wurde am 8. Dezember von den Abessiniern überfallen und fast gänzlich vernichtet. Dieser erste Mißerfolg wirkte in Rom schon wie ein Donnerschlag; die Vorwürfe gegen die Regierung begannen, weil sie sich nach den kleinen Erfolgen der letzten Wochen in Sicherheit gewiegt und als unbestrittenen Herrn von Tigre angesehen habe, statt ihre Verteidigung auf die alten Grenzen der Kolonie Erythräa zu beschränken. Crispi mußte nun einen außerordentlichen Kredit von 20 Millionen fordern, den die Kammer am 19. Dezember bewilligte, und sandte zwölf frische Bataillone zur Verstärkung hinüber. So brach das Jahr 1896 in sorgenvoller Spannung an. Als zu Anfang Januar Gerüchte über eine teilweise Ministerkrise umliefen, äußerte ein Mitglied des Kabinetts: „Was soll uns jetzt eine Teilkrise? Afrika wird uns vertilgen und wir werden alle fallen." Um den parlamentarischen Kritiken und Vorhaltungen zu entgehen, vertagte Crispi die Kammer auf unbestimmte Zeit, in der Hoffnung, daß ein Sieg Baratieris ihm die Möglichkeit gebe, triumphierend vor sie hinzutreten. Inzwischen wurden neue Truppen nach Massauah geschickt und

Digitized by Google

man wartete von Tag zu Tag auf eine günstige Entscheidung. Statt dessen kam die Kunde von dem Verlust des Forts Makalle, dessen Besatzung unter Major Galliano nach heldenmütiger Verteidigung von Kaiser Menelik freien Abzug erlangt hatte. Kennzeichnend für den Mangel an Wirklichkeitssinn der Italiener ist die Tatsache, daß diese neue Schlappe, die das Eindringen der Feinde in das eroberte Tigre zur unmittelbaren Folge hatte, in der Heimat mit Jubel begrüßt und wie ein Sieg gefeiert wurde. Ich erinnere mich, daß in jenen Tagen vielfach neugeborene Knaben in der Taufe den Namen des Helden Galliano erhielten. Die Regierung hätte jetzt noch weiteres Unheil verhüten können, denn Menelik bot die Hand zum Frieden und verlangte dabei die Aufhebung des Vertrags von Utschalli, bzw. der Schutzherrschaft Italiens über sein Reich, die tatsächlich nie ausgeübt worden, sondern auf dem Papier ein toter Buchstabe geblieben war. Dies Friedensangebot wurde jedoch mit dem Stolz der werdenden Großmacht abgelehnt, und die Regierung entschloß sich vielmehr zur nachdrücklichen Führung des Krieges, ernannte an Stelle Baratieris den General Baldissera zum Oberbefehlshaber in der Kolonie und sandte Ende Februar neue Verstärkungen ab, die in Neapel vom König persönlich verabschiedet wurden. Die Regierung mußte es allerdings erleben, daß an verschiedenen Orten die Bevölkerung die Abreise der Truppen zu verhindern suchte, so wenig beliebt war der Eroberungskrieg in Afrika. Es kam auch damals schon und in größerem Umfang später an den Tag, daß die Kriegsausrüstung des Expeditionskorps sehr mangelhaft war; Offiziere haben unverhohlen erzählt, daß ihnen leere Munitionskisten geliefert worden seien, und was derartige ungeheuerliche Schlampereien mehr waren. Die Regierungspresse war trotzdem immer noch voll Zuversicht auf den Erfolg, oder tat wenigstens so, und wir Verbündeten mußten wohl oder übel diese Stimmung unterstützen, um der Sache unserer italienischen Freunde nicht zu schaden. Tatsächlich wünschten wir ihnen ja auch ein gutes Ende des gefährlichen Unternehmens, schon im Interesse des Ansehens unserer Verbündeten in Europa. Ich traf am Ende des Winters in den Tagen der Spannung auf einem Festabend im Palazzo Caffarelli mit dem Ministerpräsidenten zusammen. Er trug das Band des Schwarzen Adlerordens und sah mit seinem weißen Haupt im tadellosen Frackanzug sehr vornehm aus. Ich empfand es als eine Pflicht der Höflichkeit zum mindesten, ihm etwas Angenehmes über die Angelegenheit zu sagen, die damals alle italienischen Herzen bewegte. Ich trat auf ihn zu, machte ihm meine Verbeugung und beglückwünschte ihn zu der guten Haltung der italienischen Soldaten in den afrikanischen Kämpfen. Er sah mich mit seinen großen Augen an, nickte kräftig mit dem weißen Haupt und erwiderte nur: „Anzi, anzi!“ (was in diesem Zusammenhang etwa bedeutete: „Das will ich meinen“). Es waren die letzten Worte, die ich mit ihm geredet habe. Noch wenige Wochen und die Katastrophe war da.

In den ersten Märztagen verbreitete sich das noch unbestimmte Gerücht von einer schweren Niederlage der Italiener; dann kam die bestimmte Kunde,

Digitized by Google

daß am 1. März Menelik das Heer Baratieris bei Adua völlig geschlagen und zum großen Teil vernichtet hatte. Noch kannte man keine Einzelheiten, aber die Nachricht in ihrer Dürftigkeit war schon niederschmetternd genug für den italienischen Nationalstolz.

Es ist begreiflich, daß die politischen Gegner Crispis nach dem Fehlschlag der Unternehmungen in Afrika, einerlei, wem die unmittelbare Schuld an dem letzten unglücklichen Kampf beizumessen war, ohne Erbarmen den Ministerpräsidenten dafür büßen ließen. Auf den 5. März war die Deputiertenkammer wieder einberufen gewesen; seit dem Bekanntwerden der Niederlage von Adua wußte jedermann, daß das Kabinett Crispi den 5. März nicht überleben würde. Der Tag verlief wie in einer erschütternden Tragödie: die Sitzung der Kammer, in deren Umgebung eine zahllose Menschenmenge sich drängte und viele Truppen aufgeboten waren, begann mit der kurzen Mitteilung des Ministerpräsidenten, daß er mit allen Kollegen die Entlassung eingereicht habe; sie fühlten selbst, daß sie nach dieser Enttäuschung des Landes auf kein Vertrauen mehr rechnen konnten. Die Ankündigung, daß der König die Entlassung angenommen habe, wurde sofort gegen alles Herkommen von der Kammer, unter starker Beteiligung sogar der äußersten Linken, mit dem lauten Ruf beantwortet: „Viva il Re!" Unter ungeheurer Aufregung schloß der Präsident die Sitzung; sofort wurden durch Militär die Tribünen geräumt, so daß wir Zeitungsschreiber kaum Zeit hatten, unsere Siebensachen zusammenzuraffen. Die Regierung hatte Sicherheitsvorkehrungen getroffen, als erwarte sie eine revolutionäre Bewegung. Viel fehlte wohl auch nicht daran. Wie das Volk in seiner leichten Erregbarkeit nach jedem kleinen Waffenerfolg bereit gewesen war, dem Sieger Baratieri wie einem Triumphator zuzujubeln, so war es jetzt nach dem schlimmen Ausgang ebenso geneigt, gegen die wirklichen oder vermeintlichen Schuldigen das „Kreuzige" zu rufen. Der Erregung auf den Straßen entsprach die Stimmung in politischen Kreisen. Die Parteien der äußersten Linken gingen wie immer am schärfsten vor und verlangten ohne weiteres das Ende des „afrikanischen Deliriums", die sofortige Räumung der Kolonie Erythräa, und als Ergänzung und Sühne für das nutzlos vergossene Blut italienischer Söhne die Versetzung Crispis in Anklagezustand. Ihre Wünsche wurden natürlich nicht erfüllt, obschon auch auf der rechten Seite des Hauses die Unzufriedenheit mit der abenteuerlichen Eroberungspolitik in Afrika groß und die Erbitterung gegen Crispi heftig genug war. Dagegen vergaßen der König wie die einsichtigeren Führer der Parteien nicht, daß hier das ganze Ansehen Italiens in der Welt auf dem Spiele stand und daß Übereilungen und Entschlüsse aus der augenblicklichen Entmutigung und Erregung heraus nur bittere Reue zur Folge haben würden. Daß Italien für derartige weitausschauende Unternehmungen in fernen Erdteilen noch nicht genügend erstarkt war, das sahen nun doch viele ein und wagten es auch ohne Rücksicht auf die empfindliche Nationaleitelkeit offen auszusprechen. Am gründlichsten geschah dies wohl durch die Schrift eines sonst wenig bekannten Verfassers, eines gewissen Ottonieri,

Digitized by Google

der bald nach der Katastrophe ein Buch über die Zukunft Italiens herausgab, worin er nachdrücklich darlegte, daß Italien keine Großmachtspolitik treiben könne, bevor es innerlich und wirtschaftlich erstarkt sei. Zu allen Schwierigkeiten, die ein Krieg fern von der Heimat an sich bot, kam noch hinzu, daß der Feind Italiens von Frankreich wie von Rußland Beihilfe erhielt. Die italienische öffentliche Meinung hat das damals sehr übel vermerkt, aber nach ihrer Art gar bald wieder vergessen. Ebenso hat sie kein treues Gedächtnis bewahrt für die von dem verbündeten Deutschland in jenen trüben Tagen bewiesene Teilnahme und moralische Unterstützung. Während nämlich die Wunde noch frisch und das italienische Volk niedergedrückt und schwer besorgt war, verbrachte der Deutsche Kaiser die Frühlingswochen mit einem Teil der Familie in Sizilien und kehrte über Venedig nach Deutschland zurück, um durch eine Zusammenkunft mit dem italienischen Königspaar in der Lagunenstadt seinen Verbündeten vor aller Welt zu bekunden, daß er nach wie vor treu zu ihnen stehe und das Vertrauen auf sie durch die afrikanische Niederlage nicht verloren habe. Die Italiener haben damals die politische Bedeutung des Kaiserbesuchs unmittelbar nach Adua sehr wohl empfunden und zu würdigen gewußt; die Tagespresse gab ihrer Dankbarkeit und Befriedigung über diesen Freundschaftsdienst, den Wilhelm II. dem Königspaar und Italien leistete, einen warmen und gewiß in jenen Tagen aufrichtig gemeinten Ausdruck. Noch einige Jahre später haben venezianische Blätter in herzlichen Worten daran erinnert, wie Kaiser Wilhelm in den Tagen der italienischen Nationaltrauer und allgemeinen Niedergeschlagenheit herbeigeeilt sei, um durch die Bekundung seiner unveränderten Freundschaft Trost und neue Zuversicht zu spenden. In parlamentarischen Kreisen fühlte man das gleiche, und die Abgeordneten des venezianischen Gebiets ließen es sich daher nicht nehmen, den Kaiser während seines Aufenthalts in der Lagunenstadt persönlich zu begrüßen und ihm ihre dankbare Huldigung darzubringen. Der Empfang dieser Abordnung des italienischen Volkes im Schloß zu Venedig verlief zu beiderseitiger lebhafter Befriedigung, und die Presse war voll der Anerkennung für die Liebenswürdigkeit, mit der unser Kaiser sich mit den verschiedenen Onorevoli, insbesondere mit Luigi Luzzatti, unterhalten hat. Die Erinnerung daran ist für uns heute nicht frei von Bitterkeit, da gerade dieser Luzzatti in den Jahren des Weltkriegs seine Feindseligkeit gegen die ehemaligen Verbündeten in der schärfsten Weise zum Ausdruck gebracht hat. Mein persönlicher Anteil an den Vorgängen in Venedig bestand darin, daß ich in einem für das italienische Nationalgefühl wohltuenden Sinne darüber schrieb und drahtete, so daß die deutsche Botschaft ihre Zufriedenheit mit meiner journalistischen Unterstützung sofort in Venedig nicht nur mit Worten bekundete, sondern auch bei der italienischen Regierung eine Auszeichnung für mich beantragte, die vom Ministerium Di Rudini ohne weiteres bewilligt und mir nach einigen Monaten verliehen worden ist.

Digitized by Google

Dr. Aloys Dreyer

Die Vertreter der bayerischen Mundart in unserer Literatur sind allmählich stark zusammengeschmolzen. Auf ihre eigentlichen Begründer Kobell und Stieler folgten noch Maximilian Schmidt und Peter Auzinger, während Ganghofer sich nur selten der heimischen Mundart bediente. Nun auch Georg Queri und Ludwig Thoma dahingegangen sind, ist als letzter und zugleich der jüngeren einer fast nur noch Aloys Dreyer, der als bewährter Leiter der Zentralbibliothek des „Deutschen und Österreichischen Alpenvereins" in weiten Kreisen bekannte bayerische Kultur- und Literarhistoriker, übrig geblieben. Dreyer, der kürzlich sein 60. Lebensjahr beschloß, war am 3. September 1861 in Straubing geboren, wuchs zu Landshut auf, war dann Lehrer in Passau, studierte erst in reiferen Jahren und ward 1904 zum Bücherwart der neugegründeten Alpenvereinsbibliothek berufen. Der großen Verdienste, die er sich um die Ausgestaltung derselben erwarb, zu gedenken, ist hier nicht der Platz, aber sie beweisen den unermüdlichen Fleiß des Gelehrten und Dichters, der neben dieser Tätigkeit noch so viele selbständige Werke zu schaffen vermochte. Von seinen drei Sammlungen mundartlicher Gedichte: „Aus mein' Hoamatland", „Für's G'müat" und „Bergmoaf'n und Spötterln" haben besonders die letzteren allgemeinen Beifall gefunden und auch seine berühmteren Dichterkollegen, wie Martin Greif, L. Ganghofer, A. v. Perfall u. a., erkannten in lobenden Kritiken selbstlos Dreyers echte Volkstümlichkeit in Gedanke und Form, sein warmes Gemüt, die feine Stimmungsmalerei und seinen liebenswürdigen Humor an. Auf dramatischem Gebiete trat Dreyer mit zahlreichen Festspielen hervor, und sein Schwank „Der Bergfex" ging über viele Bühnen. Die Prosaerzählung kultivierte er mit Vorliebe in launigen Geschichten aus Münchens guter alter Zeit, die zumeist noch ungesammelt in Tageszeitungen und Zeitschriften verstreut sind. Nicht weniger bedeutend wie als Dichter aber hat sich Dreyer als Forscher und Sammler in der Kultur- und Literaturgeschichte seines engeren Vaterlandes erwiesen. Den Grund zu dieser Tätigkeit legte seine umfangreiche und liebevolle Biographie über Franz v. Kobell, die 1904 erschien. In ähnlicher Weise behandelte er 1905 Karl Stieler, später Ludwig Steub, Martin Greif, Maximilian Schmidt und in einer besonders wertvollen, mit vielen bisher unveröffentlichten Bildern von des Geschilderten Hand geschmückten Monographie den Dichter, Künstler und Kinderfreund Franz v. Pocci. Wie schon hier, so erweiterten sich auch seine kürzlich erschienenen äußerst interessanten „Lebenserinnerungen eines neunzigjährigen Altmünchners" (Professor Hyacinth Holland) zu einem anschaulichen Kultur- und Zeitbild, wie er in kleinerem Maßstab ein solches auch bereits in „Die Hofdichter Ludwigs II." und der „Geschichte des Münchener Dichterbundes der Krokodile" gegeben hatte. Doch nicht nur auf Bayerns Hauptstadt, auch auf das alte Nürnberg erstreckten sich seine Forschungen, dessen Vergangenheit er ein höchst interessantes Denkmal setzte in dem reich illustrierten, 1920 bei Georg Müller, München, erschienenen Werke „Nürnberg und die Nürnberger in der Karikatur und Satire ihrer Zeit". In allen diesen Schöpfungen verbindet sich die exakteste wissenschaftliche Forschung mit liebevollstem Eingehen auf die geschilderten Personen und Gegenstände, bei klarer, vornehmer Form der Darstellung. So läßt sich auch von seiner neuesten, demnächst bevorstehenden Publikation, einer umfassenden Geschichte des Reisens, aus der Dreyer auf seinen häufigen Vortragsreisen in zahlreichen deutschen Großstädten schon fesselnde Proben gab, nur das beste erwarten.

Franz Wichmann.

Digitized by Google

Literarische Berichte

Petersburger Briefe. Von Kurd v. Schlözer. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Geb. M. 40.—.

Kurd v. Schlözers „Römische Briefe" hatten den Namen dieses begabtesten und charaktervollsten deutschen Diplomaten aus der Zeit und der Schule Bismarcks erst wieder weiten Kreisen ins Gedächtnis gerufen und ihn, dank ihrer ungesucht vollendeten literarischen Form und ihrem menschlichen Gehalt, auch der deutschen Literaturgeschichte eingereiht. Die dann folgenden Sammlungen: „Mexikanische Briefe" und „Jugendbriefe" haben den Erfolg jenes ersten Bandes nur vertieft und aufs neue begründet. Die soeben erscheinenden „Petersburger Briefe" bilden biographisch das Zwischenglied zwischen den „Jugendbriefen" und den „Römischen Briefen"; sie lassen uns an der inneren Entwicklung des ausgezeichneten Mannes, den uns die „Jugendbriefe" in den Werdejahren vom Knaben und Jüngling zum reifen Historiker und Weltmann zeigten, weiter teilnehmen. Sie versetzen uns aber zugleich an einen Schauplatz und in einen Geschichtsabschnitt, die heute wieder eine besondere geschichtliche Wichtigkeit haben. Jene Jahre, die ersten der Regierung Alexanders II., in denen die „Bauernbefreiung" vorbereitet und durchgeführt wurde, waren schon erfüllt von Zeichen und Symptomen, die nicht allein dem Blick von heute, sondern auch schon den Augen nachdenklicher Zeitgenossen, wie des so scharf beobachtenden Schlözer, verrieten, daß die Grundlagen des Riesenreichs unterwühlt waren und daß über kurz oder lang eine furchtbare Katastrophe eintreten müßte. Panslawismus und Nihilismus traten damals schon hervor; die Bauernbefreiung, zu spät ins Werk gesetzt und ungeschickt durchgeführt, konnte keine innerliche Hebung der „Befreiten" bringen und darum in ihren letzten Folgen auch nur destruktiv wirken. Was die äußere Politik betrifft, so begann schon damals der eitle Gortschakoff mit Frankreich zu kokettieren — auch da also die ersten Wetterzeichen der späteren verhängnisvollen Entwicklung. In all das führen uns Schlözers Briefe ein. Im Schildern historischer Persönlichkeiten ist Schlözer ja ein heute anerkannter Meister. Die verschiedenen Glieder des Kaiserhauses, die in seinen Gesichtskreis traten, allen voran Alexander II. und dessen Mutter, die „alte Zarin", unseres „alten Kaisers" Schwester, dann hervorragende Diplomaten, wie der frühere russische Kanzler Graf Nesselrode und sein Nachfolger Gortschakoff, Mitglieder der Gesellschaft, wie der große Bankier Baron Stieglitz, werden vor uns lebendig. Vor allem aber: Bismarck, sein Vorgesetzter von 1858—62! Diejenigen Briefe, die auf die anfängliche Disharmonie und spätere vollständige Aussöhnung mit dem größten deutschen Staatsmann Bezug haben, konnte die „Deutsche Revue" schon im Vorabdruck mitteilen; sie bilden für die Leser dieser Zeitschrift vielleicht die beste Empfehlung der „Petersburger Briefe", die gleich den vorausgegangenen Bänden der Schlözerschen Briefe eine Bereicherung der deutschen Briefliteratur, einen Beitrag zur politischen und geistigen Geschichte bedeuten, wie er uns nicht allzuoft beschieden ist und darum doppelt dankbar willkommen geheißen werden wird.

Miniaturen der Liebe. Novellen. Von Erwin Weill. Wiener Literarische Anstalt, G. m. b. H., Wien. M. 12.—.

Es sind nicht eigentlich Novellen, die in dem vorliegenden Bande vereinigt sind, sondern Skizzen oder Miniaturen, wie der Titel sagt, leicht und geschickt hingeworfene Geschichten. Und in ihnen wird nicht von den hellen Seiten des Liebesglücks erzählt, sondern von den schmerzlichen. Weill entnimmt seine Personen dem alltäglichen Leben, und was er von ihnen erzählt, ist eigentlich auch nur Alltägliches; aber er weiß es außerordentlich fesselnd vorzutragen und in einem so flotten Tempo, daß der Leser kaum zu Atem kommt. Die Virtuosität, mit der der Verfasser die Sprache beherrscht, verleitet ihn wohl, nicht immer allzusehr in die Tiefe zu gehen. Das soll kein Vorwurf sein, denn man will auch einmal angenehm unterhalten sein. Gerade aber von Weill möchten wir Tieferes haben, er hat das Zeug dazu, Wertvolles zu bieten. H.

Albrecht Dürer. Von Max J. Friedländer. Mit 115 Abbildungen. (Deutsche Meister. Herausgegeben von Karl Scheffler und Curt Glaser.) Im Insel-Verlag, Leipzig.

Bruegel. Von Kurt Pfister. Mit 71 Vollbildern. Ebenda.

Wenn die Empfehlung des Dürer-Buches von Friedländer in einem Satz zusammengefaßt werden sollte, so könnte man sagen, daß es neben dem in seiner Art klassischen Werke Wölfflins nicht nur nicht als überflüssig erscheint, sondern dies aufs beste ergänzt. Wölfflin und Friedländer bedeuten in gewissem Sinne Gegenpole der Kunstschriftstellerei: sie vertreten zwei innerlich voneinander sehr verschiedene Arten der Kunstforschung und Kunstbetrachtung. Es berührt sympathisch, wie Friedländer in der Vorrede hervorhebt, daß „Wölfflins meisterhafte Analyse nachzuahmen unnütze

Digitized by Google

und zu überbieten vergebliche Mühe wäre." Friedländer geht mehr von den sachlichen Grundlagen, von der Einzeluntersuchung des kunsthistorischen Materials aus; wenn er die nachschaffende Intuition Wölfflins nicht ganz erreicht, so fundiert er wohl manchmal sicherer. Aber auch er bleibt nie am Detail, am Reinsachlichen kleben; und so sorgfältig er zu dem Kunstwerk oder der künstlerischen Persönlichkeit sich zunächst den Weg des Wissens bahnt, die letzten Schritte tut doch auch er als Schauender. Die Wärme und Ergriffenheit des echten Kunstfreundes durchklingt dann doppelt überzeugend den ruhigen, oft betont sachlichen Vortrag des Kunstforschers. Wenn wir uns in seinen „Dürer" vertieft, von seinem Wort geleitet die Abbildungen, deren vortreffliche, minder Bekanntes stark hervorhebende Auswahl besonders verdienstvoll ist, aufs neue in uns aufgenommen haben, bleibt uns ein Gesamtbild Dürers, das uns mit neuer Bewunderung und Liebe für den einzigen Mann erfüllt. — Wir erleben zur Zeit einmal wieder einen albernen Streit: wer „größer" sei, Dürer oder Grünewald? Freilich wird diese Albernheit heute vorsichtiger und hochtönender formuliert als früher, da der Streit etwa um Mozart und Beethoven, um Schiller und Goethe ging; minder verwerflich ist sie darum nicht geworden, und so wissen wir Friedländer besonderen Dank, daß für seine kluge, vornehme Art dies neueste Gesellschaftsspiel gar nicht existiert.

Kurt Pfisters „Bruegel" verdient empfohlen zu werden als der Versuch, einen noch lange nicht genug in das allgemeine Bewußtsein aufgenommenen großen Künstler durch knappe schriftliche Darstellung und reiches Abbildungsmaterial dem Interesse weiterer Kreise nahezubringen. Zeichnungen, Stiche und Gemälde — von letzteren leider keinerlei Ausschnitte aus den großen, vielfigurigen Bildern — machen ausgiebig mit dem Schaffen des älteren Bruegel bekannt, den man ebensowenig „Bauernbruegel" nennen sollte, wie z. B. Anzengruber einen „Dorfdichter". In Bruegel steckt etwas von einem großen Tragiker; dies vor allem hat Pfister richtig empfunden und stark betont. Seiner ganzen Betrachtungs- und Schreibweise möchte man noch mehr Abgeklärtheit und mehr Unabhängigkeit von dem bannenden Vorbild Hausensteins wünschen. K.

Ludwig Anzengruber. Von K. W. Neumann. Mit einem Bildnis Anzengrubers. Leipzig, Philipp Reclam jun. (Reclams Universalbibl. Nr. 6127/28.) Geh. M. 3.—.

Neumann, der gleichzeitig eine vierbändige Ausgabe der Werke des Dichters besorgte, verfolgte mit dieser Biographie das Ziel, für den großen Volksdichter Freunde zu werben. Es war seine Absicht, ein möglichst erschöpfendes, fesselndes Bild von seinem Leben und Wirken, Dichten und Kämpfen zu geben und dadurch für Anzengruber Interesse zu erregen. Das ist ihm in vorzüglicher Weise gelungen und man muß ihm für seine Arbeit dankbar sein. Dr. E. Müller.

Deutsche Musik auf geschichtlicher und nationaler Grundlage. Von Hermann von der Pfordten. 2. Auflage. 342 Seiten Großoktav. 15 Bildnisse (Vollbilder). Geb. M. 30.—. Leipzig, Verlag Quelle & Meyer.

Der Verfasser ist durch gemeinverständliche, treffliche Einzeldarstellungen rühmlich bekannt. Das neue, großangelegte Werk, das schon in zweiter Auflage vorliegt, lehrt Deutschland als Brennpunkt der musikalischen Entwicklung verstehen. Unsere Ueberlegenheit im Reiche der Tonkunst wird hier mit vaterländischer Wärme geschildert. Mit Recht ruht der Schwerpunkt auf den Meistern der letzten Jahrhunderte. Die Darstellung befleißigt sich teilnehmender gerechter Abwägung und enthält sich jeder parteiischen Aussonderung. Wenn wir auch mit mancher Einzelheit nicht übereinstimmen, können wir die Arbeit doch nachdrücklich empfehlen. Dr. Grunsky.

Erinnerungen von Ernst v. Plener. Dritter Band: Politische Tätigkeit bis zum Zusammenbruch 1918. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Geh. M. 40.—, in Halbleinen geb. M. 50.—.

Mit diesem dritten Band gelangt das Erinnerungswerk Ernst v. Pleners zum Abschluß. Der Band enthält nicht nur die Geschichte des Koalitionsministeriums, sondern gibt auch, nach einer Charakteristik des verstorbenen Kaisers Franz Joseph, eine Darstellung der Tätigkeit des Herrenhauses, die angesichts der Arbeitsunfähigkeit des damaligen Abgeordnetenhauses Beachtung verdient; er führt die Schilderung der politischen Ereignisse Oesterreichs bis zum Zusammenbruch der Monarchie im Oktober 1918 und fügt allgemeine Betrachtungen über die Ursachen der Katastrophe hinzu. Dieses letzte interessante Stück zeitgemäßer Geschichte hat bisher keine zusammenfassende Darstellung erfahren, und darum dürfte das Erscheinen einer solchen wegen ihrer Aktualität vom Publikum mit lebhaftem Interesse aufgenommen werden. Das Gesamtwerk der Erinnerungen Pleners bildet eine Geschichtsquelle von größter Bedeutung.

Digitized by Google

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Bonne, Dr. Georg, Sanitätsrat, Wie können wir Deutschlands Ernährung vom Ausland unabhängig machen? Ein volkswirtschaftlicher Leitfaden für Regierungsvertreter aller Parteien, insbesondere für Reichstagsabgeordnete, Landtagsabgeordnete und alle wahren Freunde unseres deutschen Volkes. Dresden, Verlag von Emil Pahl. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.50.

Brentano, Lujo, Der Weltkrieg und E. D. Morel. Ein Beitrag zur englischen Vorgeschichte des Krieges. München, Drei-Masken-Verlag.

Deutsche Bühne. Blätter des Vereins Deutsche Bühne. Heft 1. Kleftheft. Preis des Einzelheftes M. 2.—, des kompl. Jahrg. (6 Hefte) M. 5.—. Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt A.-G.

Engel, Prof. Dr. Eduard, Geschichte der englischen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart. Mit einem Anhang: Die nordamerikanische Literatur. Leipzig, Friedrich Brandstetter. Geh. M. 40.—, geb. M. 50.—.

Hellweg, Westdeutsche Wochenschrift für Deutsche Kunst. Heft 5 und 8. Essen, Verlag des Hellweg. Pro Heft M. 1.50.

Krappe, Wally, Einführung in Goethes Faust. (Band 1 der „Meisterwerke der Weltliteratur in ihrer esoterischen Bedeutung".) Leipzig, Theosophischer Kultur-Verlag. Geh. M. 16 —, geb. M. 20.—.

Lansing, Robert, Staatssekretär des Auswärtigen im Kabinett Wilson, Amerikanischer Friedensdelegierter in Paris, Die Versailler Friedensverhandlungen. Persönliche Erinnerungen. Berlin SW 61, Verlag Reimar Hobbing. M. 26.—.

Lukas, Dr. Josef, Ord. Professor der Rechte an der Univ. Münster. Deutschland und die Idee des Völkerbundes. Münster i. W., Verlag E. Obertüschens Akadem. Buchh. Adolf Schultze. M. 14.—.

Marden, O. S., Der erfolgreiche Kaufmann. Ein Ratgeber und Wegweiser für junge Kaufleute. Stuttgart, Verlag Julius Hofmann. Geh. M. 15.—, Geb. M. 20.—.

Moser, Otto v., Generalleutnant z. D., Kurzer strategischer Ueberblick über den Weltkrieg 1914—1918. Mit 6 Karten. Verlag E. S. Mittler & Sohn. Geh. M. 24.—, geb. M. 30.—.

Neurath, Otto, Anti-Spengler. München, Georg D. W. Callwey. Geh. M. 15.—.

Purper, Dr. Karl, Rechtsanwalt (Berlin), Geschäftsführer des Hilfsbundes für die Elsaß-Lothringer im Reich E. V., Das Verdrängungsschädengesetz. (Gesetz über den Ersatz der durch die Abtretung deutscher Reichsgebiete entstandenen Schäden.) — Das Recht der deutschen Grenzgebiete. (Monographien zum Friedensvertrag. Herausgegeben von Dr. Bruno Weil. I.) Berlin, Verlag für Politik und Wirtschaft G. m. b. H. M. 12.—.

Sammlung wissenschaftlicher Handbücher für Studierende und den praktischen Gebrauch. Herausgegeben von Richard Scholz, Leipzig. Heft 2. Brinkmann, Karl, England. Berlin W 62, Vossische Buchhandlung.

Seitz, Dr. Fr. X., Was haben wir unterschrieben? Das Londoner Ultimatum über die Pflicht Deutschlands zur Wiedergutmachung und Entwaffnung. (Politische Zeitfragen, Heft 5/6.) München, Dr. Franz A. Pfeiffer & Co., Verlag der Politischen Zeitfragen. M. 4.—.

Sonntag, Dr. Ernst, Kammergerichtsrat, Die Franzosenherrschaft in Oberschlesien. Eine Anklageschrift. Berlin C 2, Industrieverlag Spaeth & Linde. M. 2.80.

Strobl, Karl Hans, Verlorene Heimat. Jugenderinnerungen aus deutschem Ostland. Stuttgart, Verlag Robert Lutz. Geh. M. 30.—, in Halbl. mit Goldpressung M. 37.—.

Thor, Fritz, Der neue Glaube. Eine praktische Lebensphilosophie und vernunftgemäße Sittenlehre. Leipzig, Hammer-Verlag (Th. Fritsch). Geb. M. 15.—.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Welthandel und Weltverkehr

Von

Wirkl. Geh.-Rat Friedrich Edlen v. Braun,

Präsident des Reichswirtschaftsrates, M. d. R.

Der Krieg hat nicht nur uns Deutsche, sondern alle Völker, die daran beteiligt waren, dazu verführt, die natürlichen Entwicklungen auf den Kopf stellen zu wollen, um sie ihren Zwecken dienstbar zu machen, und das ist ja auf manchen Gebieten zeitweilig gelungen. Man denke nur an die Unterbindung der Wirkung von Angebot und Nachfrage durch die Festsetzung von Höchstpreisen, die eine Zeitlang das Steigen der Preise hintanhielt, aber je länger je mehr durch den Schleichhandel illusorisch gemacht wurde. So hat sich die Menschheit in den Gedanken eingelebt, man könne Naturgesetze durch menschliche Vorschriften und Verordnungen meistern, und wundert sich nun, daß die Natur ihrer nicht spotten läßt und die Sünden, die man gegen sie begeht, dadurch rächt, daß sie die Absichten ihrer Verächter in das Gegenteil verkehrt.

Diese Anschauungsweise hindert auch die Erkenntnis der wahren Ursachen der Katastrophe, die über die Weltwirtschaft hereingebrochen ist. Immer noch gibt es Regierungen und Parteien, die glauben, die verheerenden Wirkungen durch Gewaltmaßregeln oder Gesetze abwenden zu können, ohne die Ursachen zu beseitigen. Kurzsichtige Toren, die meinen, sich mit ihrem kleinen Menschenwillen gegen die Natur aufbäumen zu dürfen! Auch der Weltverkehr spielt sich in der großen Linie zwangsläufig ab. Man kann ihn beeinflussen, zeitweilig hindern und ablenken, aber schließlich wird er immer wieder gewaltsam in seine natürlichen Bahnen zurückkehren. Diese Bahnen sind durch die Wirkungen des Weltkrieges und des nach Abschluß der militärischen Handlungen fortgesetzten Wirtschaftskrieges verschüttet. Wenn wir Menschen die Bahn nicht freimachen, werden die Hindernisse durch eine Überschwemmung gewaltsam hinweggeräumt werden, und niemand kann voraussehen, was dabei alles vernichtet wird.

Welthandel und Weltverkehr bestehen erst seit der Einführung eines geordneten Münzwesens in den Kulturstaaten und haben zur Voraussetzung, daß die aus Warenlieferungen entstehenden Forderungen in einer Geldsorte bezahlt

Copyright 1921 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

werden, die auch im Lande des Empfängers verwertbar ist. Diese Voraussetzung ist für die Währungen Rußlands, Polens und Österreichs bereits völlig weggefallen und besteht für die deutsche Markwährung nur noch sehr bedingt. Denn bei der ungeheueren Anhäufung deutscher Papierwerte im Ausland — man schätzt sie annähernd auf 100 Milliarden — besteht ein Bedarf nach deutschem Geld oder nach Forderungen in deutscher Währung für wirtschaftliche Zwecke im Ausland überhaupt nicht mehr; die deutschen Banknoten, Wechsel und Wertpapiere sind vielmehr ausschließlich Spielpapiere geworden, die der Valutaspekulation dienen und im Auslande Aufnahme finden, solange das Vertrauen auf die deutsche Wirtschaft nicht vollkommen erloschen ist.

Es könnte auf den ersten Blick scheinen, daß diese Entwicklung nur ein Schaden für die von der Entwährung betroffenen Länder ist, weil ihnen dadurch die Möglichkeit, im Ausland Waren zu kaufen, erschwert oder unmöglich gemacht wird. In Wirklichkeit trifft aber der Schaden ebenso sehr, wenn nicht noch stärker, die übrigen am Weltverkehr beteiligten Länder, denn ihnen wird dadurch die Möglichkeit genommen, ihre Waren in die entwährten Länder abzusetzen, während ihnen andererseits die Erzeugnisse dieser Länder verstärkt zuströmen und dadurch die inländische Produktion stören.

Schematisch muß man sich das Verhältnis Deutschlands zur Weltwirtschaft gegenwärtig so vorstellen, daß die Milliardenbestände deutscher Mark im Ausland und der Hochdruck der fremden Valuten wie eine Saugpumpe auf die deutsche Warenausfuhr wirken, daß aber diese gesteigerte Ausfuhr nicht zu dem natürlichen Ausgleich führen kann, sondern sich fortsetzen muß, weil der deutschen Wirtschaft durch die Reparationsleistungen immer wieder das Blut abgezapft und so die Erholung unmöglich gemacht wird. Solange sich diese Entwicklung fortsetzt, zeigt die deutsche Industrie das Bild scheinbarer Blüte. Der finanzielle Zusammenbruch wird dadurch aufgeschoben, aber nicht verhindert. Auf die Volkswirtschaft der fremden Ausfuhrländer wie England, Amerika, Holland und die Schweiz aber wirkt diese zwangsläufige Expansion der deutschen Ausfuhr und die Unterbindung der Einfuhr nach Deutschland geradezu verheerend, und es ist eine seltsame Tragik, daß sich jetzt schon auszuwirken beginnt, was in dem Gutachten der deutschen wirtschaftlichen Sachverständigen vor der Londoner Konferenz vorausgesagt wurde. Dort wurde dargelegt, daß die Folge der Auferlegung so unerfüllbarer Forderungen zu einer gewaltsamen Steigerung der Warenausfuhr aus Deutschland führen müsse. „Dies könnte nur geschehen unter gewaltigem Widerstand aller beteiligten und betroffenen Nationen und unter einer Absenkung sämtlicher Warenpreise in einem Umfange, der allen Ländern die Produktion unrentabel machte. Bei jeder Marktlage wäre Deutschland gezwungen, zu unterbieten, und täte es dies nicht freiwillig, so würde seine Valuta so lange sinken, bis ein automatisches Herausspülen des erforderlichen Warenquantums aus dem Lande erfolgte."

Digitized by Google

Daneben tritt die Absatzkrise in der Mehrzahl der fremden Staaten auf, die vielleicht jetzt nur ein Symptom ist, das wieder abflaut.

Aber es muß wieder und immer stärker wieder kommen, weil die Weltwirtschaft es nicht ohne furchtbare Zuckungen überwinden kann, daß 200 Millionen Menschen in Deutschland, Österreich und Rußland, die als Hersteller und Verbraucher von Waren aufs engste mit dem Handel und der Industrie der anderen Länder verknüpft waren, durch den Zusammenbruch ihres Geldwesens aus dem Weltverkehr ausgeschaltet werden. Deutschland allein hat im Jahre 1913 für 11,638 Milliarden Goldmark Waren aus dem Ausland bezogen, das ist mehr als der neunte Teil des gesamten Welthandels. Rechnet man Österreich und Rußland hinzu, so wird man nicht fehlgreifen, wenn man sagt, daß damit der fünfte Teil des Welthandels ausgeschaltet ist. Die Wirkungen dieser Verheerung zeigen sich jetzt schon in allen Exportländern. Der amerikanische Staatssekretär für öffentliche Arbeiten, James Davis, hat Mitte August im Senat erklärt, daß in den Vereinigten Staaten 5 735 000 Arbeitslose vorhanden sind. In England beträgt deren Zahl drei Millionen. Dabei haben die Bankerotte in Amerika so zugenommen, daß Zahlungseinstellungen, die den Betrag von 500 000 Dollars nicht übersteigen, nicht mehr veröffentlicht werden dürfen. In den europäischen neutralen Staaten, wie Schweiz, Dänemark, Schweden und Holland, steht Handel und Wandel still, weil die ganze Ausfuhr stockt. Auch hier ist die Arbeitslosigkeit eine außerordentlich hohe. Nach den Feststellungen des Internationalen Gewerkschaftsbundes gelegentlich der Tagung am 13. und 14. August 1921 ist in Dänemark und Schweden ein Drittel der gewerkschaftlich organisierten Arbeiter arbeitslos, und ein weiteres Drittel leistet nur Kurzarbeit. In der Schweiz, einem Lande von 4 Millionen Einwohnern beträgt die Zahl der Arbeitslosen 200 000, also 5 v. H. der Gesamtbevölkerung und mehr als im Deutschen Reich mit seiner um das fünfzehnfache größeren Bevölkerungszahl. Von überall her kommen die Notschreie, die eine Lösung der Krisis verlangen.

So schreibt die „Finanztidende" in Kopenhagen am 29. Juli: „Ehe nicht eine allgemeine Regelung, die den Erdball umfaßt, getroffen wird, wird die wirtschaftliche Krise nicht überwunden werden können, und selbst wenn es geschieht, können Jahre vergehen, bis Europa an dem Fortschritt beteiligt wird. Die Berichte aus Oberschlesien, aus den besetzten Rheingegenden, aus Rußland und vom Balkan zeigen die Summe von Not und Haß, von der Europa verzehrt wird. Frankreich rächt sich brutal durch seine Sanktionen und seine Negerpolitik, und seine Machtbegierde ist ohne Ende. Seine Freunde ziehen sich von ihm zurück und isolieren es. In Oberschlesien stehen England und Italien im wesentlichen auf Deutschlands Seite. Im Mittelmeer orientieren sich beide auf die Isolierung Frankreichs. In Kleinasien durchkreuzt England mit Hilfe Griechenlands die Intrigen Frankreichs. Ganz Europa wird durch diese Politik zugrunde gerichtet."

Digitized by Google

Noch bezeichnender ist, was Ende Juli über die Wirtschaftslage der Schweiz mitgeteilt wird.

„Die Defizitwirtschaft des Bundes wird durch folgende Zahlen grell beleuchtet. 1913 betrug das Defizit etwa 5 Millionen Franken; 1915 schon 21½ Millionen, 1917 rund 50 Millionen und 1920 rund 100 Millionen Franken. In diesen Zahlen sind die Defizite der Bundesbahnen nicht eingeschlossen.

Die angeführten Zahlen geben nur das Defizit der Verwaltungsrechnung. Das bilanzmäßige Defizit der Vermögensrechnung beträgt etwa 1134 Millionen. Es zeigt in den letzten 8 Jahren folgende Entwicklung: 1913 ergab sich ein Überschuß von 102 Millionen. 1914 betrugen die Passiven 30 Millionen, 1916 400 Millionen, 1918 828 Millionen, 1920 rund 1134 Millionen. Stellt man die Vermögensbilanzen von 1913 und 1920 einander gegenüber, so ergibt sich, daß der Bund in diesen Jahren um etwa 1238 Millionen Franken zurückgewirtschaftet hat. Auch in diesen Zahlen ist der Bahnbetrieb nicht berücksichtigt. Bei diesem liegen die Dinge keineswegs erfreulicher, womöglich noch schlimmer. Unter solchen Verhältnissen ist es begreiflich, wenn Stimmen laut werden, die mit aller Tatkraft den Schuldenabbau fordern; Stimmen, die sogar vom kommenden Staatsbankerott reden.

Die Schweiz hat im Jahre 1920 um rund 1 Milliarde Franken Waren mehr ein- als ausgeführt. 1921 dürfte die Handelsbilanz noch ungünstiger ausfallen, denn im ersten Vierteljahr 1921 überstieg die Einfuhr die Ausfuhr bereits um 311 Millionen Franken."

Was für ein Land von 4 Millionen Einwohnern eine jährliche Mehreinfuhr von 1 Milliarde Franken gleich 35 Milliarden Papiermark bedeutet, bedarf keiner Unterstreichung.

Noch schlimmer fast ist die Lage Hollands, das nicht nur an den Erzeugnissen des eigenen Landes, sondern vor allem an der Produktion seines großen Kolonialbesitzes erstickt, die infolge des hohen Valutastandes des holländischen Guldens nicht mehr abgesetzt werden kann.

Es bedarf keiner weiteren Beispiele, denn der Grund des Übels liegt klar. Der Weltverkehr beruht auf einem geregelten Austausch von Rohstoffen und Erzeugnissen durch Vermittlung des Wertmessers „Geld". Die Valuta der Währungen der am Weltverkehr beteiligten Länder war auch vor dem Kriege keine gleichbleibende, aber sie unterlag nur geringen Schwankungen, die auf ersichtlichen wirtschaftlichen Ursachen beruhten, und auf die sich der Handel einstellen konnte. Die berghohen Schranken, die nun durch den Ausschlag der verschiedenen Währungen nach oben oder unten zwischen den einzelnen Ländern entstanden sind, können vom Handel nicht mehr überwunden werden, sie wirken tatsächlich wie eine Blockade und sind das Ergebnis der Fortsetzung des Wirtschaftskrieges nach dem Weltkriege.

Der Ministerpräsident der südafrikanischen Union, General Smuts, hat vor Beginn der britischen Reichskonferenz eine Rede gehalten, in der er aus-

Digitized by Google

führte: „Unsere Ansicht ist: das, was heute die Welt am dringendsten nötig hat, ist Friede (Beifall). Die Welt braucht Frieden. Südafrika braucht Frieden und das britische Reich braucht ihn vielleicht mehr als irgendeine andere Staatengruppe in der Welt. Innerer Friede kann nicht bestehen, solange die Welt sich im Kriegszustand befindet. Man kann nicht erwarten, daß die Völker zu ihren friedlichen Arbeiten zurückkehren, solange in der äußeren Welt ein Zustand des Krieges besteht.

Was wir brauchen, ist friedlicher Handel, Wiederherstellung friedlicher Verhältnisse und Rückkehr aller Völker zu ihren gewohnten normalen Beschäftigungen. Das ist es, was das britische Reich — nicht nur Südafrika — braucht, und die Politik des britischen Reiches muß direkt auf die Erlangung eines solchen Friedens zielen. Der Friede von Versailles hat einen Frieden in diesem Sinne nicht geschaffen!"

Das ist das Entscheidende; und in viel schärferer Form wird es in den Betrachtungen zum Ausdruck gebracht, die der Herausgeber der bekannten englischen Zeitschrift „Common Sense" vor kurzem unter der Überschrift „Was wir denken" veröffentlicht hat.

„Es gibt nur einen Weg der Reparation für die Verwüstungen und die Wunden des Krieges: den Versailler Vertrag neu zu schreiben, alle Reparationen und Entschädigungen aufzuheben, das Rheinland zu räumen, alles dieses militärische Bramarbasieren ein für allemal aufhören zu lassen, alle Anleihen und Entschädigungen glatt auszulöschen, zu leben und leben zu lassen, kurz, von neuem anzufangen. Der Versailler Vertrag ist auf einer Lüge gegründet. Wir sagen es wieder und wieder: Europa kann nicht auf einer Lüge aufgebaut werden. Die Reparationen sind ein Trug. Die Absicht, Deutschland den Krieg bezahlen zu lassen, ist ein Betrug. Die Wahrheit zu erkennen, die Politik der Nationen auf Wirklichkeiten und nicht auf Falschheiten zu gründen, das ist der einfachste Weg, um Europa vor der langsamen Erwürgung durch die monströsen Unwahrheiten und Irrtümer zu erretten, welche die letzten sieben Jahre hindurch die Völker Europas zu ihren Opfern gemacht haben."

Das ist eine Stimme, die in England und in der Welt der Entente vielleicht wenig gehört wird, weil sie von der nationalistischen Presse dieser Länder totgeschwiegen wird. Aber wirkungslos ist sie nicht. Beweis dafür ist, daß ein so einflußreicher und mutiger Politiker wie Churchill in zwei Reden Gedankengänge wiedergegeben hat, die sich von der Anklage des „Common Sense" nur in der Tonart unterscheiden. In seiner Rede am 8. Juni 1921 führt er aus: „Wenn es Deutschland gelingen sollte, während der nächsten 40 oder 50 Jahre seine Schulden abzuzahlen, so würde Deutschland durch diesen Prozeß Herr jeden Marktes in der Welt werden. Die Vereinigten Staaten würden andererseits, wenn sie alles, was ihnen geschuldet wird, erhielten, dadurch den eigenen Ausfuhrhandel zerstören. Einst werde es den großen Nationen zum Bewußtsein kommen, daß es für alle vorteilhaft sei, die gegenseitigen Schulden auf das

Digitized by Google

Maß herabzusetzen, das nicht unvereinbar sei mit gesundem Handel, mit normalen Währungen und mit angemessenen Arbeitsbedingungen."

Das sind Erwägungen, die unmittelbar dem Gutachten der deutschen Sachverständigen entnommen sind.

Und am 25. September 1921 wiederholt Churchill diese Mahnung zur Rückkehr zu wirtschaftlicher Vernunft: „Wenn alle Schulden und Entschädigungen zwischen Nation und Nation bezahlt würden, dann würde jedes der Gläubigerländer gepumpte Ware erhalten, und zwar in Mengen und zu Preisen, die für den geordneten Betrieb ihrer Industrien verhängnisvoll sein würden ... es würde zum Vorteil der Welt sein, wenn alle in diesem Krieg entstandenen internationalen Verpflichtungen auf praktische Dimensionen herabgesetzt würden ..."

Leider ist diese Stimme der Vernunft bei den Politikern des Feindbundes noch eine vereinzelte Erscheinung.

Solange sich aber diese Erkenntnis nicht auch bei den führenden Staatsmännern der Entente und Amerikas durchsetzt und zur Umkehr führt, sind alle Versuche, das Übel mit Palliativmittelchen zu heilen, vergebliche Liebesmühe, solange sind Anleiheaktionen Deutschlands, wie sie in dem Industrieangebot geplant werden, oder der Vorschlag einer europäischen Amerikabank, den der amerikanische Finanzmann Vanderlip mit viel Geschäftssinn und technischem Geschick entwickelt hat, nichts als Kampfereinspritzungen für ein todkrankes Herz, die den Auflösungsprozeß verlangsamen, aber nicht aufhalten können.

Die wirtschaftlich denkenden Kreise der Welt fühlen und begreifen das mehr und mehr, nur die Staatsmänner stehen dieser Erkenntnis noch verständnislos gegenüber, weil sie nicht begreifen, daß die diplomatischen Künste früherer Zeiten bei der engen unlösbaren Verflechtung der wirtschaftlichen Verhältnisse der Neuzeit versagen.

Jetzt heißt es, „die Kapitäne von Industrie und Handel an die Front". Sie müssen durch ihre vielseitigen internationalen Beziehungen am ersten die Wege öffnen können, um über den Wahnsinn des Versailler Diktates und seine Auswirkungen hinweg zu wirtschaftlicher Verständigung und zur Beendigung des Wirtschaftskrieges zu kommen. Denn es handelt sich nicht nur um das Schicksal des deutschen Volkes — es geht um Leben oder Sterben der europäischen Kultur.

Digitized by Google

Die Naturwissenschaft als Erzieherin zum Wirklichkeitsdenken

Von

Friedrich Poske (Berlin-Dahlem)

In seiner „Deutschen Politik" hat Fürst Bülow die folgende bedeutsame Äußerung getan: „Der Deutsche wendet auf die Politik selten die Methode des modernen Naturforschers an, meist die des alten spekulativen Philosophen. Es gilt ihm nicht, mit offenen Augen vor die Natur hinzutreten, zuzusehen, was geschehen ist, was geschieht und deshalb notwendig weiter geschehen kann und wird. Es wird vielmehr bedacht, wie die Dinge sich hätten anders entwickeln müssen, und wie sie hätten werden müssen, damit alles fein logisch zusammenstimmt und damit das System zu seinem Recht kommt. Die Programme passen sich nicht der Wirklichkeit an, sondern die Wirklichkeit soll sich nach den Programmen richten." [1])

Mit diesen Worten ist auf einen Mangel unserer nationalen Eigenart hingewiesen, der, abgesehen von ursprünglichen Stammeseigenschaften, zum guten Teil auf die Besonderheit unseres Bildungswesens im letzten Jahrhundert zurückzuführen ist, das nicht nur durch das Überwiegen des Sprachunterrichts, sondern auch durch die in ihm vorherrschende literarisch-ästhetische Richtung von der Beschäftigung mit den Naturwissenschaften ablenkte; dem entsprach es auch, daß die den Naturwissenschaften auf den Schulen zugewiesene Zeit viel zu kümmerlich war, um ihnen einen wirksamen Einfluß auf die geistige Struktur der heranwachsenden Jugend zu gestatten. Wir waren das Volk der Dichter und Denker, nur zu gern hätten uns ja unsere Feinde noch während des Weltkrieges auf diesen Standpunkt zurückverwiesen, gern hielten sie uns auch heute auf diesem Standpunkt fest, um in der Verwirklichung ihrer Weltbeherrschungspläne ungestört zu sein. Wir waren ein Volk der Dichter und Denker und wollen das Denken und Dichten nicht aufgeben; aber wir müssen ein Volk von Wirklichkeitsmenschen und Gegenwartsmenschen werden. Dies ist nur zu erreichen durch eine völlige Umgestaltung unseres Bildungswesens, und die Naturwissenschaft wird die große Erzieherin sein, die uns dem Ziele entgegenführt.

Inwiefern nun vermag die Naturwissenschaft zu Wirklichkeitsmenschen und zu Gegenwartsmenschen zu erziehen? Von vornherein ist eine irrtümliche Auffassung zurückzuweise . Nicht auf das Wissen um Naturtatsachen kommt es an, nicht auf die Kenntnis von Naturvorgängen und Naturgesetzen, die ja für viele Anwendungsgebiete der Naturwissenschaft unerläßlich sind. Sondern es handelt sich um die Pflege und sozusagen um die Züchtung des Wirklichkeitssinnes. Darunter ist zu verstehen die Fähigkeit, vorurteilslos zu beobachten und richtige,

[1]) Deutsche Politik, Berlin, Hobbing 1916, S. 193.

Digitized by Google

den Beobachtungen entsprechende Begriffe zu bilden; weiterhin die gebildeten Begriffe an der Wirklichkeit zu prüfen und umzubilden, wenn die Tatsachen es erfordern; endlich die Gewöhnung, sich bei Urteilen und Schlüssen nicht von vorgefaßten Meinungen, von abstrakten Grundsätzen oder allgemeinen Ideen, sondern von den aus der Wirklichkeit geschöpften Beweggründen und von der Rücksicht auf alle in Betracht kommenden Umstände leiten zu lassen. Zu einer Geistesrichtung dieser Art erziehen die Naturwissenschaften nicht vermöge der von ihnen ermittelten Tatsachen oder Gesetze, sondern vermöge der von ihnen angewandten Methode.

Schon die rechtverstandene Beobachtung ist eine Erziehung des Wirklichkeitssinnes. An die Stelle bloßen Buch- und Wortwissens tritt das eigene Erlebnis in der Form der einfachsten sinnlichen Wahrnehmung. Denn diese bedeutet ja nicht ein bloß passives Affiziertwerden, sie schließt vielmehr eine aktive Betätigung in der Form der bestimmt gerichteten Aufmerksamkeit in sich. Die Fähigkeit aber, sich in dieser Weise beobachtend zu verhalten, stellt allein für jedes wissenschaftliche sowohl wie praktische Umgehen mit den Dingen die sicheren Grundlagen zur Verfügung.[1]) Jeder Lehrer weiß, wie wenig diese Fähigkeit bei unserer heutigen Jugend entwickelt ist, wie sehr sie, einseitig auf das „Lernen" eingestellt, des Sinnes für die sie umgebende Wirklichkeit verlustig geht. Einseitiges und übermäßiges Lernen verdummt! Man denke an die ergötzliche Episode von Dorf und Schloß an der Jaxt in „Götz von Berlichingen". Genauer gesagt: einseitige Betonung des Lernens schwächt den Wirklichkeitssinn und hindert seine Entfaltung.[2]) Demgegenüber ist die erste wichtige Aufgabe des naturwissenschaftlichen Unterrichts die Erziehung zum richtigen Sehen und aufmerksamen Beobachten. Wenn die Beobachtung richtig gelenkt und auch auf das Einzelnste und Kleinste gerichtet wird, so ergibt sich daraus ein liebevolles Sichvertiefen in den Gegenstand. Zu dem Beobachten muß die sorgfältige Beschreibung des Gesehenen und womöglich auch die Zeichnung treten, mag es sich z. B. um den Bau einer Getreideblüte oder um die Mundwerkzeuge eines Maikäfers handeln. Man weiß, welchen Wert große Forscher — wie z. B. Rudolf Virchow — auf die peinlich genaue Beschreibung eines Objektes gelegt haben, und wie hoch auch Goethe das reine Beobachten und Beschreiben schätzte. Solches Beobachten darf auch nicht auf das Schulzimmer beschränkt bleiben, es muß sich auch auf den Schulgarten und vor allem auf Schulausflüge erstrecken, auf denen namentlich die Wachstumserscheinungen der Pflanzen und die Lebensäußerungen der Tiere verfolgt werden können.[3]) Man hat die verschiedenen Arten des Beobachtens, die in Betracht kommen, unterscheiden wollen als bestätigendes,

[1]) So Jonas Cohn in seinem „Geist der Erziehung auf philosophischer Grundlage" (Leipzig, Teubner, 1919), S. 35.

[2]) F. Poske in der Zeitschrift „Die neue Erziehung" (Verlag Gesellschaft und Erziehung G. m. b. H., Berlin), 1919, Heft 12/13.

[3]) Hingewiesen sei besonders auf das Werk „Biologische Schularbeit", Verlag von Quelle & Meyer 1916.

Digitized by Google

registrierendes und entdeckendes Beobachten. Wesentlich ist, daß durch solche spezifischen Zielsetzungen das Verfahren der Beobachtung mannigfach variiert wird und ihm immer neue Seiten abgewonnen werden können, wodurch auch das Interesse auf seiten der Schüler stets rege erhalten wird. Die Pflege der Beobachtung ist auch nicht auf den botanischen und zoologischen Unterricht beschränkt, sie spielt namentlich auch im physikalischen und chemischen Unterricht eine bedeutsame Rolle,

Die Übung im Beobachten hat zunächst nur die Wirkung, daß der Mensch nicht sozusagen mit sehenden Augen blind durch die Welt geht, versonnen in seine Gedanken und seine Phantasien, sondern daß er auf die Umwelt ein scharfes Augenmerk richtet. Die naturwissenschaftliche Bildung zielt aber nicht bloß auf die beschreibende Auffassung eines Tatbestandes, auch nicht bloß auf die Fähigkeit, das Gesehene in Begriffe zu fassen und in Worten wiederzugeben, sondern auf die Erziehung zum eigentlichen Wirklichkeitsdenken. Dies Wirklichkeitsdenken hat Ernst Mach treffend gekennzeichnet, wenn er von einer Anpassung der Gedanken an die Tatsachen spricht. Er erinnert daran, daß Galilei sein Auge der Natur zugewendet habe, um von ihr seine Gedanken umbilden zu lassen, anstatt sie in die Fesseln seiner Vorurteile zu schlagen.[1]) In der Tat hat sich erst seit Galilei jener gewaltige Umschwung im menschlichen Denken vollzogen, der eine schärfere Erfassung der Wirklichkeit und damit zugleich eine ungeahnte Beherrschung dieser Wirklichkeit herbeiführte. Fußt doch auch unsere ganze neuere Technik auf den von ihm geschaffenen Grundlagen!

Was es mit der Anpassung der Gedanken an die Tatsachen für eine Bewandtnis hat, wird am besten an einigen Beispielen ersichtlich. Die Alten hatten aus unzureichender Naturbeobachtung geglaubt schließen zu müssen, daß jede irdische Bewegung allmählich von selbst erlischt. Galilei erkannte, daß jede Aufwärtsbewegung mit Verzögerung, jede Abwärtsbewegung mit Beschleunigung verbunden ist, daß aber auf wagerechter Bahn weder zur einen noch zur anderen eine Ursache vorhanden ist, und daher ein bewegter Körper auf solcher Bahn sich in gerader Linie und gleichförmig ohne Ende weiterbewegen müsse, sofern man nur von der Reibung absehe. Damit war der Begriff der Beharrung geschaffen und zugleich mit ihm der des Bewegungswiderstandes. — Der freie Fall der Körper erschien der vorgalileischen Zeit durch das Merkmal der Tendenz nach dem Erdmittelpunkt hinreichend gekennzeichnet; Galilei erst schuf den Begriff der Beschleunigung und damit das Werkzeug zur genauen Beschreibung dieser Bewegung. Man erkennt hieraus schon, daß die genauere Anpassung an die Tatsachen mit strengeren begrifflichen Operationen verknüpft ist, die ihrerseits wieder zur Erschließung einer umfassenden Wirklichkeit führen. So verhelfen die Begriffe Beharrung und Beschleunigung zum Verständnis der Wurfbewegung und der durch sie beschriebenen Kurve, weiterhin aber auch zur Erklärung der elliptischen Bahnen der Planeten. Wenn den Alten solche Leistungen nicht gelangen, so lag

[1]) Ernst Mach, Populär-wissenschaftliche Vorlesungen. 4. Aufl., S. 245.

Digitized by Google

dies nicht an dem Mangel an Gedanken, sondern daran, daß die Gedanken den Tatsachen nicht angepaßt waren. — In der Frühzeit der Elektrizitätslehre, um den Anfang des vorigen Jahrhunderts bedurfte es gewaltiger Anstrengungen, um die den Tatsachen entsprechenden Begriffe aufzufinden. Die ungemeine Veränderlichkeit dessen, was man als Voltaschen Strom bezeichnete, erschwerte die Auffindung solcher Begriffe ungemein. Die Stromstärke war durch den Ausschlag einer Magnetnadel zunächst ganz unzureichend definiert; der Begriff wurde erst geklärt, als man das Verhältnis der ablenkenden Kraft des Stromes zur Richtkraft des Erdmagnetismus in Betracht zog, die Bedingungen der Ablenkung also genauer untersuchte, erst damit war die Anpassung des Begriffs an die Tatsachen vollzogen. Der Veränderlichkeit der Stromstärke mit der Veränderung des Leitungskreises wurde man gerecht durch den Begriff des galvanischen Widerstandes, aber wiederum wurde auch dieser erst brauchbar, als man seine Abhängigkeit von einer Reihe von Bedingungen festgestellt und in eine Formel zusammengefaßt hatte. Endlich mußte auch die Ursache des Stromes, die elektromotorische Kraft, als eine meßbare Größe begrifflich festgelegt sein, was nur an der Hand von Versuchen gelingen konnte. Dadurch erst war der Weg zu dem berühmten Gesetz von Georg Simon Ohm geebnet, das heute den größten Teil der gesamten Elektrizitätslehre beherrscht.

Was die Auffindung angemessener Begriffe so außerordentlich erschwert, ist die Vielheit der Bedingungen, von denen jeder Vorgang der uns umgebenden Wirklichkeit abhängt. Die Kunst des Naturforschers besteht darin, diese Bedingungen zu erkennen, sie voneinander zu sondern und die Stärke des Einflusses einer jeden von ihnen zu ermitteln. Indem die Naturwissenschaft das Verständnis hierfür erschließt, leitet sie zu dem hinüber, was man heute als technisches Denken bezeichnet. Das technische Denken unterscheidet sich vom wissenschaftlichen Denken dadurch, daß es nicht wie dieses auf reine Erkenntnis, sondern auf die Beeinflussung und Gestaltung der Wirklichkeit gerichtet ist. Auch für das technische Denken aber gilt, und in noch höherem Grade als für das naturwissenschaftliche, daß es den Tatsachen angepaßt sein muß. Der Techniker muß nicht nur die Kräfte kennen, die er verwendet, nicht nur die Gesetze, auf die er sich bei seinem Schaffen stützt, sondern vor allem auch die Bedingungen, von denen die Leistung seiner Schöpfungen abhängt, wie Materialbeschaffenheit, Temperatureinflüsse usf. Der Brückenbauer muß nicht bloß Berechnungen anstellen können, er muß auch ein Gefühl haben für das Zusammenwirken der Kräftespannungen in dem von ihm ausgeführten Bau. Der Maschinenbauer muß nicht bloß die Zusammensetzung der Maschine aus ihren einzelnen Bestandteilen durchschauen, er muß auch die Druck- und Zugkräfte richtig schätzen, die in ihr sich betätigen. Nur mit solchen Kenntnissen und Fähigkeiten ausgerüstet, kann er ein Werk schaffen, das die von ihm erwarteten Leistungen vollbringt.

Die hiermit gekennzeichnete Eigenart des technischen Denkens ist keineswegs auf die Technik im engeren Sinne beschränkt: diesem Denken kommt vielmehr

Digitized by Google

ein Allgemeinwert zu.[1]) Überall, wo es auf ein Eingreifen in die Wirklichkeit ankommt, ist technisches Denken vonnöten. So vor allem bei der Kriegsführung, wo es das Merkmal des genialen Heerführers ist, daß er die Fähigkeit besitzt, die Stärkeverhältnisse bei sich und beim Gegner richtig abzuwägen, alle zu seinen Gunsten vorhandenen Umstände zu benutzen, alle möglichen Maßnahmen des Gegners vorherzusehen. Nicht minder trifft dies bei der Politik zu, wo es darauf ankommt, nicht nach vorgefaßten Meinungen oder nach abstrakten Prinzipien zu handeln, sondern die realen Mächte, die im Leben des eigenen Volkes wie in dem der fremden Nationen wirksam sind, zutreffend einzuschätzen und selbst die sogenannten Imponderabilien in ihrer Bedeutung zu bewerten. Wenn es zutrifft, daß Politik die Kunst des Möglichen ist, so liegt auch eben hierin die Nötigung, die in der Wirklichkeit vorhandenen Bedingungen richtig zu erkennen und zu benutzen. Wir treffen auch hier wieder auf die Grundforderung der Naturwissenschaft, die Gedanken den Tatsachen anzupassen. In diesem Sinne hat schon Stuart Mill die Methode der Physik als die geeigneten Muster für die Politik bezeichnet. Noch bestimmter hat sich neuerdings der nordamerikanische Staatssekretär Franklin S. Lane geäußert, der technische Geist, d. h. die Fähigkeit, auf der sicheren Grundlage der Tatsachen vorauszudenken, müsse auch in der Staatsverwaltung maßgebend werden, wenn fruchtbare Arbeit geleistet werden solle.[2]) Die Männer, die die Vereinigten Staaten groß gemacht haben, hätten nicht versucht, Unmögliches zu leisten, sie hätten vielmehr gesucht, das Bestmögliche mit den Tatsachen zu erzielen, die ihnen bekannt waren, sie hätten wie der Techniker mit Wirklichkeiten in den Grenzen des Möglichen gearbeitet. Damit kommen wir auf die anfangs angeführte Bemerkung des Fürsten Bülow zurück. Was uns nottut, ist eine Erziehung zum naturwissenschaftlichen und insbesondere auch zum technischen Denken. Man wird nicht behaupten dürfen, daß uns Deutschen diese Art des Denkens versagt sei. Im Gegenteil, wir dürfen uns als besonders befähigt in dieser Richtung bezeichnen, hat doch die deutsche Technik vor dem Weltkriege und in ihm die glänzendsten Triumphe gefeiert. Wenn gleichwohl der Geist der Technik in dem weiteren Bereich unseres gesamten nationalen Lebens noch nicht wirksam hervorgetreten ist, so liegt dies hauptsächlich daran, daß Naturwissenschaft und Technik in unserer Jugenderziehung noch so gut wie keine Rolle gespielt haben. Es hat durchaus noch an der Erziehung zum Wirklichkeitsdenken gefehlt, und damit an der Ausbildung jener Denkgewohnheit, die für jede Betätigung im öffentlichen Leben die Grundlage bilden muß. Auch die neuerdings lebhaft geforderte Verstärkung des Deutschunterrichts kann uns diesem Ziel nicht näher bringen. Alle Pflege der Schätze unserer Literatur bleibt nur zu leicht im Ästhetischen stecken, und alle Vertiefung in das eigene

[1]) Man vgl. M. Kloß, Der Allgemeinwert des technischen Denkens. Rektoratsrede an der Technischen Hochschule zu Berlin, 1. Juli 1916.

[2]) Angeführt bei v. Hanffstengel, Technisches Denken und Schaffen. 2. Auflage, Berlin, Julius Springer, 1920.

Digitized by Google

Wesen hilft uns nicht dazu, die uns umgebende Wirklichkeit richtig zu beurteilen. Es würde geradezu ein nationales Unglück bedeuten, wenn die vermehrte Pflege des Deutschen durch eine Verkürzung des naturwissenschaftlichen (und des mit ihm eng verknüpften mathematischen) Unterrichts erkauft werden sollte.

Man wird uns einwerfen, daß es ja nicht an Schulen fehlt, an denen die Naturwissenschaften zu ihrem Rechte kommen; nur schade, daß die Kreise, denen die in unserem öffentlichen Leben wenigstens bisher maßgebend gewesenen Persönlichkeiten angehören, ihre Ausbildung fast durchweg auf humanistischen Lehranstalten erhielten, an denen neben der vorwiegenden sprachlichen Schulung die Naturwissenschaften nur wenig Einfluß auf die Art der Geistesbildung auszuüben vermochten. Man soll nicht meinen, daß tiefergehende naturwissenschaftliche Bildung nur denen vonnöten ist, die davon in ihrem künftigen Berufsleben unmittelbare Anwendung zu machen haben; viel wichtiger ist es, daß eine gediegene naturwissenschaftliche Bildung ein unumgänglicher Bestandteil der sogenannten allgemeinen Bildung wird, am dringlichsten nötig für alle, die im späteren Leben mit der Naturwissenschaft nicht mehr in Fühlung stehen.

Es ist eine schwere und verantwortungsvolle Aufgabe, die dem naturwissenschaftlichen Unterricht gestellt ist. Der Geist der wissenschaftlichen Forschung und des technischen Schaffens ist an sich noch keineswegs auch der Geist des naturwissenschaftlichen Unterrichts. Bloße Übermittlung von Erfahrungstatsachen und von Naturgesetzen führt noch nicht zu naturwissenschaftlicher Bildung in dem vorher erörterten Sinne. Aber unser Unterricht hat zum Glück schon seit Jahrzehnten eine Richtung eingeschlagen, die geradeswegs zu dieser Art der Bildung erzieht. Die preußischen Lehrpläne von 1901 (und ähnlich andere deutsche Lehrpläne) enthalten die Vorschrift: der Schüler soll, soweit dies auf der Schule möglich ist, die Wege verstehen lernen, auf denen man zur Erkenntnis der Naturgesetze gelangt ist. Dies trifft zusammen mit der schon vor Jahrzehnten speziell für die Physik erhobenen didaktischen Forderung: Die Methode des physikalischen Erkennens muß auch die Methode des physikalischen Unterrichts sein.[1]) Es muß von Problemen ausgegangen werden, wie sie sich bei denkender Betrachtung der Erscheinungen schon dem Kinde darbieten und beim Fortschreiten des Unterrichts in stets wachsender Zahl auftreten. Diese „Problemphysik" nötigt geradeswegs dazu, die Methoden der Forschung, die im wesentlichen induktiver Art sind, auch im Unterricht anzuwenden. Dazu gesellt sich dann die heute immer allgemeiner gewordene Einrichtung der praktischen Übungen im physikalischen, wie auch im chemischen und biologischen Unterricht. Hier tritt der Schüler in ein unmittelbares Verhältnis zu dem zu bearbeitenden Stoffe. Er lernt unabhängig und selbständig denken, einen Tatbestand in seiner wahren Beschaffenheit auffassen, aus selbstbeobachteten Tatsachen die richtigen Folgerungen ziehen. Er bildet seine Be-

[1]) Zeitschrift für den physikalischen und chemischen Unterricht, Jahrg. I (1887), S. 1.

Digitized by Google

griffe am Leitfaden der Wirklichkeit. Zu diesem Verfahren tritt endlich noch als besonders bildend die Lektüre von Abschnitten aus den Schriften großer Forscher, die neuerdings durch Klassikerausgaben allgemein zugänglich geworden sind. —

Wenn in dem bisher Gesagten der Nachdruck auf die erziehliche Kraft gelegt ist, die dem Verfahren der Naturwissenschaft und des naturwissenschaftlichen Unterrichts zukommt, so darf doch andrerseits der Wert nicht unterschätzt werden, der den naturwissenschaftlichen Kenntnissen als solchen innewohnt. Es handelt sich hier um den großen Gedanken der unverbrüchlichen Gesetzmäßigkeit alles Naturgeschehens, den die neuere Forschung mit immer größerer Bestimmtheit als einen durchweg gültigen erwiesen hat. Es sei hier abgesehen davon, daß die Kenntnis der Naturgesetze dazu führt, sich bis zu einem gewissen Grade von ihrer Gewalt freizumachen und das Naturgeschehen zu beherrschen. Nicht minder wichtig aber ist es, daß die Kenntnis jener Gesetze dazu hinleitet, alle Betätigung menschlichen Wollens nur innerhalb der durch die Naturnotwendigkeit gesteckten Schranken ins Werk zu setzen. Wir können frei sein nur innerhalb der Grenzen des Notwendigen, das ist die große Lehre, die uns die Naturwissenschaft verkündet. Wer dies recht verstanden hat, wird auch die Synthese von Freiheit und Notwendigkeit begreifen, die einen Höhepunkt germanischer Weltanschauung darstellt. Indem die Naturwissenschaft dem werdenden Menschen konkrete und wenig verwickelte Beispiele gesetzmäßiger Zusammenhänge vor Augen führt, bahnt sie den Weg, der zu dieser Höhe hinaufführt. Sie vermag von sich aus zwar nur die eine Seite jenes Gegensatzes, die Notwendigkeit, zum Bewußtsein zu bringen; aber sie wird durch eine zutreffende Abgrenzung dieses Begriffs auch den Spielraum erkennbar machen, der für die Betätigung menschlicher Freiheit übrig bleibt. Denn kein Naturgesetz nötigt dazu, auch das freie Handeln in den Bereich der Naturnotwendigkeit einzubeziehen. Nur allem willkürlichen, ohne Rücksicht auf die Tatsachen und die Gesetze der Wirklichkeit geplanten Vorgehen schneidet sie die Berechtigung und die Möglichkeit des Erfolges ab. Man sieht leicht, wie auch hier wieder sich eine Beziehung zum politischen Leben ergibt. Erleben wir es doch eben in der heutigen Zeit, daß weite Volkskreise nicht imstande sind, der Tatsachen Rechnung zu tragen und sich mit Notwendigkeiten abzufinden, die nun einmal durch den Lauf der Dinge uns auferlegt sind. Da hilft kein Klagen um versunkene Ideale, kein Festhalten an dem, was vergangen ist, kein gefühlsmäßiges Sträuben gegen das Unvermeidliche, sondern einzig ein nüchternes Erfassen der wahren Sachlage, ein besonnenes Abschätzen der vorhandenen Kräfte, ein wohlbedachtes Handeln in den Grenzen des Möglichen. Zu dieser Art des Denkens und Handelns zu erziehen vermag wiederum nur eine Denkweise, die mit der Gesetzmäßigkeit und Unabänderlichkeit alles Geschehens vertraut ist.

Schließlich sei noch der Hinweis gestattet, daß mit der Erziehung zum Wirklichkeitsdenken erst eine wichtige Seite des naturwissenschaftlichen Unterrichts

Digitized by Google

bezeichnet ist. Man hat den Naturwissenschaften zuweilen die Einwirkung auf die Charakterbildung absprechen und diese den sogenannten ethischen Unterrichtsfächern vorbehalten wollen. Welche ethischen Werte aber in den Naturwissenschaften enthalten sind, haben namentlich die Erfahrungen mit den schon erwähnten praktischen Schülerübungen gelehrt. Durch diese wird der Schüler nicht nur zur Achtung vor der Wirklichkeit erzogen, sondern auch zu Geduld und Ausdauer, zu Redlichkeit und Zuverlässigkeit. Arbeitet er mit andern gemeinsam, so sieht er, daß das Ganze nur gedeihen kann, wenn jeder Einzelne seine Pflicht genau erfüllt, und lernt andererseits die Hilfe schätzen, die ihm seine Mitarbeiter leisten. Mit einem Wort, er erkennt den Wert der Arbeitsgemeinschaft und wird dazu geführt, sich auch im späteren Leben als dienendes Glied willig und kraftvoll dem Dienste des Ganzen einzufügen. Wir erziehen arbeitsfrohe und unternehmungsbereite Männer der Tat.[1])

Nimmt man alles zusammen, so ergibt sich, daß die Naturwissenschaft an erzieherischem Wert hinter keinem anderen Unterrichtsgegenstand zurücksteht, ja sogar eigenartige Vorzüge vor allen andern voraus hat.

Erinnerungen an den deutschen Kronprinzen

Von

Philipp Zorn

I

Im Dezemberheft der „Preußischen Jahrbücher" von 1920 hat der Historiker Dr. Friedrich Thimme ein Charakterbild des deutschen Kronprinzen als Politiker gegeben, das entgegen einer im In- wie im Ausland weitverbreiteten Anschauung die Persönlichkeit des Kronprinzen menschlich und politisch in ein helles und gutes Licht stellt. Als mehrjähriger Universitätslehrer des Kronprinzen und in der Kriegszeit bei Beratung einer wichtigen Lebensfrage ihm nahe verbunden, empfinde ich es als Gewissenspflicht in den ernsten Stunden der gegenwärtigen Zeit, zu den Thimmeschen Ausführungen das Wort zu ergreifen und ein Bekenntnis meiner persönlichen Erlebnisse und Erfahrungen, die den Kronprinzen betreffen, abzulegen. Dies Bekenntnis hat ebenso wie die Abhandlung Thimmes keinerlei besondere Zwecke, am allerwenigsten politische. In schlichter Erzählung seien meine Erinnerungen aus der Bonner Studentenzeit des Kronprinzen wiedergegeben, denen sich dann bedeutsame Erinnerungen aus dem Feldlager der Kriegszeit anreihen werden.

---

[1]) Vgl. H. Hahn bei Norrenberg, Die deutsche höhere Schule nach dem Weltkriege, Leipzig, Teubner, 1916.

Digitized by Google

In schönen Frühlingstagen des Jahres 1901 kam der Kaiser mit großem Gefolge nach Bonn, um seinen ältesten Sohn der rheinischen Universität, an der er selbst glückliche Jugendjahre verlebt hatte, zur weiteren Ausbildung zuzuführen.

Der Immatrikulation folgten zwei große akademische Festlichkeiten. Einmal ein allgemeiner Kommers der gesamten Bonner Studentenschaft, auf dem der Kaiser eine glänzende, nach Inhalt und Form meisterhafte Rede hielt, in der er in großen Zügen die Entwicklung der deutschen Geschichte zeichnete, wie seit den ältesten Zeiten die Germanen „propter invidiam" dem Verhängnis der inneren Zwietracht durch die Geschichte von fast zwei Jahrtausenden verfallen gewesen seien, bis endlich durch glorreiche Heldentaten dies Verhängnis habe überwunden und die Einheit der deutschen Stämme im neuen Reiche habe hergestellt werden können: die Rede gipfelte in der Mahnung zur Eintracht und der Betonung der besonderen Pflicht der Universitäten, für die Erhaltung dieses höchsten deutschen Gutes mit aller Kraft zu wirken. Dem allgemeinen Studentenkommerse folgte an einem der nächsten Tage noch ein besonderer Kommers der Korpsstudenten, auf welchem der Kaiser selbst im „Burschenhut" das Präsidium in den alten studentischen Formen mit Landesvater und Semesterreiben führte.

Nach diesen Feierlichkeiten begann alsbald der regelmäßige Semesterbetrieb, wie er für den Kronprinzen dann vier Semester lang andauerte, nur in der späteren Zeit einige Male unterbrochen durch Besuchsreisen des Kronprinzen nach Petersburg und Wien. Der Kronprinz hörte zahlreiche Vorlesungen über die verschiedensten Fächer; eingeschrieben war er in der juristischen Fakultät. Die Vorlesungen waren zum Teil allgemeine Vorlesungen in der Universität, zum größeren Teil sogenannte Privatissima, zu denen die Lehrer sich in die kaiserliche Villa begaben. Den Vorlesungen folgte der Kronprinz mit sichtlichem Interesse und mit gespannter Aufmerksamkeit; niemals habe ich ihn müde oder gelangweilt gesehen. Mein Wunsch, die Vorlesungen mehr konversatorisch zu gestalten und dadurch kräftiger zu beleben, den ich dem sorgsamen und strengen ersten Adjutanten lebhaft ausgesprochen hatte, ging leider nicht in Erfüllung; nur selten unterbrach mich der Kronprinz durch Fragen, aber wenn es geschah, zeugte die Frage von wohlbegründeten Geschichtskenntnissen und von klarem und gutem kritischem Verstande. Für Pathos und starke Gefühlsäußerungen hatte der Kronprinz keine Anlage; er war überhaupt in Worten karg; aber daß seine innere Anteilnahme an den Dingen stark war, zeigte sich doch unverkennbar. Daß ich die große Gestalt des Fürsten Bismarck in den Mittelpunkt des deutschen Einigungswerkes stellen mußte, war mir selbstverständlich, und der Kronprinz nahm dies nach dem Ausdruck seiner Mienen als ebenso selbstverständlich an, und nach dem Berichte über den tragischen Konflikt zwischen Stein und Friedrich Wilhelm III. drückte mir der Kronprinz mit besonderer Wärme beim Abschied die Hand. Als der Kronprinz einmal wegen leichter Erkältung vom Arzt zur Bettruhe verurteilt

Digitized by Google

war, ließ er mich durch den Diener fragen, ob ich ihm nicht doch die Vorlesung halten wolle, was ich gern tat und mehrmals wiederholte.

So sind mir diese Vorlesungen, die sich zwei Jahre fortsetzten, zu einer schönen bleibenden Lebenserinnerung geworden. Gern hätte ich sie reicher gestaltet durch lebhaftere Zwiesprache oder durch schriftliche Arbeiten, wie sie später die Prinzen Eitel-Friedrich und Oskar mit großem Eifer und Fleiße fertigten; das habe ich nicht erreichen können; aber eine wertvolle akademische Pflichterfüllung durch den Kronprinzen waren diese Vorlesungen doch und, daß sie ihm in freundlicher Erinnerung geblieben sind, hat er mir später warm bezeugt; mir aber sind sie eine Lebenserinnerung, die auch nicht durch den leisesten Mißton getrübt ist; auch nicht ein einziges Mal bin ich in der langen Zeit mit einer unangenehmen Empfindung weggegangen, und der warme Händedruck beim Kommen und Gehen war immer der Ausdruck guter Kameradschaft unter Kommilitonen; von mir weiß ich das, und von dem Kronprinzen weiß ich es auch, denn jede Heuchelei war diesem offenen und geraden Menschenkinde ganz unmöglich.

Oft haben Gewissensbedenken mich bewegt, ob ich nicht aus diesen Stunden viel mehr hätte machen können und sollen. Und gewiß hätte der Kronprinz im Studium eifriger sein können. Aber an der Allgemeinheit unserer Studenten gemessen, war der Kronprinz fleißig und hat seine Universitätszeit wohl ausgenutzt.

Auch an den jugendlichen Freuden des Studentenlebens nahm er fröhlichen Anteil. Insbesondere waren es körperliche Übungen jeder Art, die den gewandten, sehnigen, zwar feingebauten, aber kraftvollen Jüngling erfreuten; an jeder Art Sport beteiligte er sich lebhaft und um so lieber, wenn damit Gefahr verbunden war; von dem studentischen Verbindungsleben interessierte ihn am meisten der Fechtboden, und daß ihm die Mensur durch strenges väterliches Verbot untersagt war, hat ihn bitterlich geschmerzt.

Daß ihm das gesellige Leben Bonns innerhalb und außerhalb der Universitätskreise vielen Reiz gewährt hätte, wird nicht behauptet werden dürfen. Er folgte den Einladungen seiner akademischen Lehrer und war ein heiterer, lebhafter Gesellschafter, der ohne Zwang sich in freundlichem Gespräche sich menschlich liebenswürdig gab, in keiner Weise sich überhob, einen heiteren Scherz liebte und ohne jeden Dünkel höherer Geburt als Mensch unter Menschen verkehrte. Den Bonner und überhaupt rheinischen Adelskreisen blieb er fast geflissentlich ferne und die gesellschaftlichen Überlieferungen des kaiserlichen Vaters übernahm er nicht; dagegen weilte er mit besonderer Vorliebe in einigen vornehmen bürgerlichen Häusern zu geselliger Unterhaltung und zu musikalischen — er spielte Violine — Übungen. Auch an diese Dinge wie an die ganze Persönlichkeit und das Leben des Kronprinzen hat sich viel törichter und bösartiger Klatsch geknüpft; daß er mit schönen jungen Mädchen, auch wenn sie bürgerlicher Herkunft waren, gern tanzte und scherzte — wer durfte ihm dies verargen? Und daß diese Beziehungen die Grenzen des Erlaubten

Digitized by Google

überschritten hätten, konnte nur böswillige Klatschsucht behaupten, die mir damals wie heute lächerlich erschien. Fern von jedem Hofzwang fühlte sich der Kronprinz als Mensch unter Menschen und gab sich rückhaltlos den Freuden jugendlichen Frohsinnes hin, ohne den Willen und, selbst wenn er den Willen gehabt hätte, ohne die Möglichkeit, die festen Grenzen der Sitte zu überschreiten, wie dies sonst so oft in der Universitätszeit geschieht. Und wie nach dem Sprichworte das Kind der Vater des Mannes ist, so darf auch beim Kronprinzen aus dem Bonner Studenten der sichere Schluß auf den Charakter und die Persönlichkeit des Mannes gezogen werden.

Das Bild des Bonner Studenten, das ich zu zeichnen versucht habe, wäre nicht vollständig, wenn ich nicht des Verhältnisses gedächte, in dem der Kronprinz zu seinem Bonner Korps Borussia stand. Selbst alter Korpsstudent und von dem hohen Werte richtiger Korpserziehung wie überhaupt jeder richtigen Verbindungserziehung für die innere Gestaltung der jugendlichen Persönlichkeit überzeugt, habe ich es schmerzlich empfunden, daß das richtige Verhältnis zwischen dem Korps und seinem „Fuchs", dem Kronprinzen, nicht gewonnen werden konnte; ja es kam zu einem offenen Bruche, der nur mühsam und notdürftig geheilt werden konnte. Ich enthalte mich des Urteils über diese Episode in des Kronprinzen Studentenleben. Es scheint, daß, was sonst in keiner Weise hervortrat, im Korps seinen adligen Standesgenossen gegenüber der Kronprinz den Vorzug des Höhergeborenen empfand und sich in die gehorchende, fast dienende Stellung des „Fuchs" nicht zu schicken vermochte; dazu kam, daß der Kronprinz ein abgesagter Feind und Hasser von Trinkzwang und Trinksitten war und ihnen einfach den Gehorsam weigerte. Allezeit ist der Kronprinz dem Alkohol gegenüber in den Grenzen allermäßigsten Genusses geblieben. Auch dieser Zug ist für die Persönlichkeit des Kronprinzen in hohem Grade kennzeichnend, und wenn aus diesem Grunde das Verhältnis des Kronprinzen zum Korps ein Vakuum blieb, so wird man dies bedauern können, aber gewiß wird daraus kein Makel auf die Persönlichkeit des Kronprinzen entfallen, vielmehr werden viele es ihm zum Vorzug anrechnen.

Noch eine Erinnerung aus dieser Zeit möchte ich hier niederlegen, weil sie das menschlich so schöne Verhältnis zwischen Eltern und Kindern im Kaiserhause hell beleuchtet. Im zweiten Sommersemester, das der Kronprinz in Bonn zubrachte, kamen Kaiser und Kaiserin zum Besuch des Sohnes; der Kaiser weilte ja immer gern in seinem alten lieben Bonn. Der Kaiser lud die alten Freunde und Freundinnen seiner Studentenzeit zu einer Rheinfahrt ein, an der auch einige andere Personen, darunter auch ich, teilnehmen durften. Der Kaiser umgab sich alsbald mit den alten Freunden und Freundinnen, und der Kreis blieb von Anfang bis zu Ende der mehrstündigen Fahrt unzertrennlich vereinigt, in lebhaftestem Gespräche mit dem Kaiser als Mittelpunkt der alten Zeiten gedenkend. Die Außenseiter gruppierten sich um die Kaiserin und den Kronprinzen an einer anderen Stelle des Dampfers. Die Kaiserin begrüßte mich mit der herzgewinnenden Freundlichkeit, die das Wesen dieser

Digitized by Google

edelsten Frau war, die als Engel der Liebe und Güte den Boden dieser argen Welt durchschritt.

Mit Mutter und Sohn in kleinem Kreise genossen wir bei freundlichem, leichtem Gespräche die Schönheit der wunderbaren Rheinlandschaft. Der Kronprinz war besonders heiter und erzählte der Mutter lebhaft von seinen Vorlesungen und Professoren, mancherlei scherzhafte Beobachtungen und Erfahrungen seiner Kollegbesuche einflechtend. Und noch klingt es mir in den Ohren, wie bei einem dieser harmlosen, immerhin nicht ganz respektvollen Scherze die Mutter lächelnd und doch mit ernsthaftem Verweise dem Sohne zurief: „Aber Wilhelm, wer wird so etwas sagen," und wie der Sohn heiter entgegnete: „Aber Mutter, es war doch so." Ein Eltern- und Kindesverhältnis von innerster Herzlichkeit und von fast ergreifender menschlicher Schlichtheit sprach aus diesen Worten, die mir oftmals in der Erinnerung wiederkehrten als Zeugnis schönen, einfachen Menschentums. Und dies schöne Familienleben hat sich sicherlich auch auf die eigene Familie des Kronprinzen übertragen. Ihn in der eigenen Familie zu sehen, war mir nicht vergönnt; aber ich habe die Bilder von Frau und Kindern auf seinen Tischen im Felde gesehen, ich habe ihn mit starker innerer Bewegung erzählen hören von der Gefahr, in der seine Frau mit ihm gelegentlich eines kurzen Besuches im Felde schwebte in einem Hause, das keine Keller hatte und einem schweren Luftangriff ausgesetzt war.

So vergingen die vier Semester, die für das Universitätsstudium des Kronprinzen bestimmt waren; ohne besondere Abschiedsfeierlichkeiten schied der Kronprinz von der rheinischen Alma mater. Daß der Aufenthalt auf der Universität auf die Entwicklung des Kronprinzen einen entscheidenden oder auch nur sehr starken Einfluß gehabt hätte, wie dies z. B. bei dem jungen Herzog von Albany, dem späteren Herzog von Sachsen-Koburg und Gotha, unzweifelhaft der Fall war und woran auch das Korps Borussia seinen vollen Anteil hat, glaube ich nicht; die Berührung mit der Wissenschaft blieb doch nur Berührung, und wenn dies in den Fächern des öffentlichen Rechtes zu einer stärkeren Anteilnahme führte, so lag dies in den tatsächlichen Verhältnissen des künftigen Thronfolgers. Keiner seiner Lehrer hat auf den Kronprinzen richtunggebend eingewirkt. Daß auch die erzieherische Kraft des Verbindungswesens leider nicht zur Geltung zu gelangen vermochte, wurde oben bereits hervorgehoben.

Aber eines darf mit Sicherheit gesagt werden: der Kronprinz fühlte sich wohl in der Freiheit von dem Zwang und der Enge und der Beschränktheit des Hoflebens, wie sie die Universitätszeit ihm bot. Er genoß diese Freiheit gern und in vollen Zügen durch Genuß der schönen Rheinlandschaft in ungezwungener Geselligkeit und vor allem durch täglichen persönlichen Verkehr mit bürgerlichen Kreisen des Volkes, die er sich selbst aussuchte und die dem Kastengeist des Hoflebens vollkommen fernstanden und fremd waren. Wenn der Kronprinz in bürgerlichem Hause, sei es bei Professoren, sei es in anderen Kreisen, zu Tische war, so war er eben ein lieber — und sehr lebhafter und anregender — Gast, wie die anderen auch; und wenn er in bürgerlichem Hause

Digitized by Google

mit musizierte, so geschah dies in der einfachen und ungezwungenen Weise wie mit anderen Menschen auch. Und in dieser Atmosphäre fühlte der Kronprinz sich wohl, und dies einfache bürgerliche Leben entsprach seiner Natur und seinem Wesen.

Wenn ich dieses Moment besonders hervorhebe, so scheint mir beim Rückblick auf jene Zeit darin der charakteristische Kernpunkt in dem Bonner Universitätsleben des Kronprinzen zu liegen, daß er Mensch unter Menschen sein durfte, sein wollte und sein konnte; daß er ohne höfischen Prunk und Zwang Gleicher unter Gleichen war und sein wollte. Die Anlage dazu lag in seinem Wesen, und die Universitätszeit hat diese Anlage zu schöner Entfaltung gebracht. Das war der wichtigste und ein wahrhaft wichtiger Erfolg der Bonner Universitätszeit des Kronprinzen; weder vorher noch nachher ist er mit dem bürgerlichen Leben des Volkes in so nahen und unmittelbaren Zusammenhang gekommen wie während der Bonner Universitätszeit.

II.

Nach dem Abgang von der Universität hatten für mich die persönlichen Beziehungen zum Kronprinzen zunächst ihr Ende gefunden. In der Einladung, den Hochzeitszug des Kronprinzen bei seinem Durchgang durch die Bildergalerie des Schlosses zu sehen, erhielt ich noch einmal ein Zeugnis seines freundlichen Gedenkens; höfische Beziehungen durch Teilnahme an Ordensfesten oder in anderer Weise zu suchen und zu pflegen, lag nicht in meiner Natur. Nur einmal im Leben habe ich diese Zurückhaltung bedauert und bereut, nämlich auf der zweiten Haager Friedenskonferenz, wo es sich darum gehandelt hätte, die trostlose Politik des Auswärtigen Amtes zu vernichten; doch das gehört nicht in diesen Zusammenhang. Dem Kronprinzen folgten auf der Universität die Brüder: Prinz Eitel-Friedrich, der ein eifriger, und Prinz Oskar, der ein sehr eifriger Student war; zwischen ihnen Prinz August Wilhelm, der in Straßburg sein Studium durch eine tüchtige Dissertation aus der Geschichte des preußischen Verwaltungsrechtes, die unter Schmollers Leitung entstanden war, abschloß und mit ihr die summi honores der Staatswissenschaften in ordnungsmäßiger Weise sich erwarb. Auch die beiden anderen Prinzen hatten in größeren schriftlichen Arbeiten sich versucht, die die Anerkennung tüchtiger Seminararbeiten fanden. Die vielen Stunden gemeinsamer Arbeit mit diesen einfachen, aufrechten, arbeitsamen Sprossen des Hohenzollernhauses sind mir gleichfalls eine liebe persönliche Lebenserinnerung, deren Rahmen der ungezwungene, jeden höfischen Zeremoniells entbehrende freundschaftliche Verkehr von Mensch zu Mensch bildete; nicht der leiseste Schatten trübt das Andenken an die schönen menschlichen Beziehungen auf dem Boden gemeinsamer geistiger Arbeit im Dienste der freien Wissenschaft: Freiheit und Gleichheit im höchsten und edelsten Sinne des Wortes beherrschte diese Arbeit.

Die Jahre vergingen ohne weitere persönliche Beziehungen zum Kronprinzen. Ich las in den Zeitungen von den mancherlei militärischen Dienst-

Digitized by Google

leistungen, auch von Arbeit in den Ministerien, die der Kronprinz tat; und in dem, was die Presse über den Kronprinzen der Öffentlichkeit mitteilte, fand sich auch mancherlei, was mir nicht gefiel und wozu ich den Kopf schüttelte, weil es dem Bilde, das ich mir in mehrjähriger, fast täglicher Erfahrung von dem Kronprinzen gestaltet hatte, so gar nicht entsprach; mein sicheres und festes Gefühl wies diese Anwürfe einiger Preßorgane gegen den Kronprinzen zurück. Wenn der Kronprinz gegen den steifen Zwang höfischer Zeremonialtyrannei verstieß; wenn er in einem leichten Scherzwort der Ironie oder selbst des Sarkasmus sich vielleicht im Ausdruck mehr gehen ließ, als richtig war; wenn er, unbekümmert um die strenge Etikette, die Husarenmütze schiefer aufs Haupt setzte, als Vorschrift war; wenn er gern mit schönen Frauen verkehrte und in heiterem Scherzton plauderte; wenn er in dem Vollbewußtsein seines vaterländischen Empfindens starke, vielleicht unvorsichtige Worte brauchte gegen solche, denen nach seiner Meinung dies vaterländische Empfinden fehlte; wenn er in diesem selben vaterländischen Empfinden selbst an Parlamentsausführungen höchster Würdenträger Anstoß nahm und diesem Anstoß rücksichtslos offenen Ausdruck gab: all das konnte ich wohl verstehen und es paßte in den Rahmen der Persönlichkeit, wie sie sich mir aus seiner Universitätszeit im Geiste eingeprägt hatte. Ich hätte ihn wohl gerne gewarnt vor unvorsichtigen schnellen Worten, zumal das schnelle Wort eigentlich gar nicht in seinem Wesen lag, und ich hätte ihm gerne die Husarenmütze richtig auf dem Kopf zurechtgerückt. Aber alle die Folgerungen des Leichtsinns, der Menschenverachtung, des brutalen Zynismus, der Neigung zu Tyrannei und Willkür, der ungezügelten Sinnenlust und anderer schlechter Charaktereigenschaften, die eine bösartige und gewissenlose Presse, sei es in offenen Worten, sei es in noch schlimmeren Andeutungen, zog und womit sie in niederträchtiger Weise weithin in allen Kreisen des deutschen Volkes die Meinung über den Kronprinzen vergiftete und bis zu diesem Augenblick vergiftet — alle diese Folgerungen lehnte mein Herz wie mein Gewissen unbedingt ab, denn ich war von der festen Überzeugung erfüllt, daß der Kronprinz in wenigen Jahren unmöglich ein so vollständig anderer Mensch habe werden können, als der er als Bonner Student gewesen war. All das erschien mir als dieselbe Art jämmerlichen gemeinen Klatsches im großen, wie sie einst in Bonn im kleinen an dem ungezwungenen Verkehr des Kronprinzen in bürgerlichen Häusern und an seiner harmlosen jugendlichen Freude am unschuldigen Zusammensein mit schönen jungen Mädchen geübt worden war. Und was im kleinen lächerlich gewesen war, war im großen erbitternd. Es war mir tiefschmerzlich, wie in immer weiteren Kreisen sich die üble Meinung über den Kronprinzen mehr und mehr festsetzte und verdichtete; denn mein Gewissen sagte mir mit Bestimmtheit, daß diese Meinung falsch sei.

Es kam der Weltkrieg. Der Kronprinz wurde an die Spitze einer Armee gestellt. Die militärischen Dinge liegen außerhalb dieser Betrachtungen, und ich bin nicht befugt, darüber zu urteilen. Ob es zweckmäßig war, Prinzen an die Spitze der Armeen zu stellen, bleibe dahingestellt.

Digitized by Google

Eines Morgens im Herbst 1917 erhielt ich zu meiner größten Überraschung die Aufforderung, zu einer Unterredung mit dem Kronprinzen nach Berlin zu kommen. Kurz zuvor war Bethmann Hollweg aus dem Amte des Reichskanzlers geschieden und an seine Stelle war Graf Hertling getreten. Selbstverständlich folgte ich der Aufforderung, und vor der Unterredung selbst wurde ich durch einen nahen Bekannten des Kronprinzen dahin unterrichtet, daß der Kronprinz ein wissenschaftliches Gutachten über die staatsrechtliche Stellung des Thronfolgers nach preußischem und Reichsstaatsrecht von mir wünsche. Die Unterredung fand sodann im Berliner Stadtschlosse des Kronprinzen statt; der Kronprinz sprach mir diesen Wunsch aus, und ich habe das Gutachten erstattet, dasselbe auf Wunsch des Kronprinzen dem Reichskanzler sowie dem Feldmarschall Hindenburg überbracht. Die Erörterung der, wie jeder Staatsrechtskundige weiß, nicht ganz einfachen Frage ist heute gegenstandslos; das Gutachten ruht in den Akten des Staatsministeriums und sein Inhalt hat auch für die Zwecke dieser Abhandlung keine Bedeutung.

Aber die Veranlassung des Gutachtens und die Unterredung, die hierüber stattfand, sind für die Wertung der Persönlichkeit des Kronprinzen von höchster Bedeutung.

Der Kronprinz, der zur Taufe seiner jüngsten Tochter aus dem Felde nach Berlin gekommen war, begrüßte mich mit der alten herzgewinnenden Freundlichkeit, und ich war aufrichtig erfreut, nach so langer Zeit die lieben Züge wiederzusehen und in der alten Herzlichkeit die Hand wieder zu drücken, die ich in Bonn jahrelang so oft hatte fassen dürfen. Der Kronprinz war in der Zwischenzeit vom Jüngling zum Manne gereift; im übrigen war er sowohl äußerlich wie in seinem Wesen unverändert. Die schlanke, elastische, hohe Figur war die gleiche wie früher, nur etwas voller geworden; das Gesicht frisch und fein wie ehedem, trotz der Strapazen des langen Feldzuges von blühender Gesundheit und von Abgelebtheit oder Spuren eines ausschweifenden Lebens auch nicht die allermindeste Spur; im Wesen ganz die alte liebenswürdige, menschlich so überaus anziehende natürliche Art; die Augen, die im Bilde öfters einen fremden, starren Ausdruck haben, so frisch und hell und so voll gütigen Wohlwollens, daß das Herz gleich warm wurde; mit einem Worte derselbe liebe, sonnige Mensch, der er als Student gewesen war, nur jetzt in der Reife des ernsten Mannes, der die schwersten Dinge der Welt jetzt verantwortlich mit zu tragen hatte.

Und von dem Bewußtsein dieser schweren Verantwortung gab mir die Unterredung alsbald ein tiefes, ergreifendes Zeugnis. In schlichten Worten, ohne Überhebung und ohne eine Spur von ehrgeiziger Sucht, sich geltend zu machen, legte mir der Kronprinz dar, daß es ihm ein unrichtiger Zustand zu sein scheine, wenn, wie dies tatsächlich bei ihm der Fall war, in einem Staate der volljährige und zum Manne gereifte Thronfolger von der gesamten Regierungstätigkeit, ja selbst nur von vorheriger Kenntnisnahme der wichtigsten Regierungsmaßnahmen völlig ausgeschlossen sei; er wünsche über die staats-

Digitized by Google

rechtliche Stellung des Thronfolgers genauen Aufschluß, um danach sein künftiges Verhalten einrichten, erforderlichenfalls die nötigen Schritte zur Abänderung dieses Zustandes tun zu können. Die Bemerkungen des Kronprinzen waren rein sachlich und von ruhigster Objektivität; nicht ein Wort scharfer oder etwa erbitterter Kritik sprach er aus, und es wird wohl kaum irgend jemand die Richtigkeit des vom Kronprinzen ausgesprochenen Grundgedankens über die staatsrechtliche Stellung des Thronfolgers bestreiten können.

Daß der Kronprinz mit dem System Bethmann Hollweg nicht einverstanden war, wußte man aus Pressemitteilungen und aus der Erinnerung an die Reichstagsverhandlungen über die Marokkokrisis von 1911. Aus diesem Gegensatz machte auch der Kronprinz im weiteren Gespräche kein Hehl, aber ohne irgendwie geringschätzig oder bitter zu werden. Noch weniger etwa stellte sich der Kronprinz in Gegensatz zu seinem kaiserlichen Vater; vielmehr versicherte er in der Unterredung mit Wärme, als ich auf den Gegensatz König Wilhelms I. und seines Sohnes in Sachen Bismarcks hinzuweisen nicht unterlassen konnte, seine Ehrerbietung und treue Gesinnung zum Kaiser, dem es, wie er meinte, selbst erwünscht sein werde, ihn zu den Regierungsgeschäften in geordneter staatsrechtlicher Form beiziehen zu können.

Die ganze Unterredung war mir in hohem Grade wohltuend. Aus den einfachen Worten des Kronprinzen sprach nicht etwa eitle Herrschbegierde oder unbändiges Streben nach Teilnahme an der Herrschermacht, sondern nur tiefe Sorge um die Geschicke des Vaterlandes und ein schweres Verantwortungsgefühl des zum Manne gereiften und durch den Ernst der schweren Kriegszeit gestählten künftigen Thronfolgers. Das war der Eindruck, den ich aus der Unterredung gewann und der mich keinen Augenblick zögern ließ, dem Kronprinzen die Zusage der Erfüllung seines Wunsches zu geben, wenn ich ihm auch nicht verhehlen konnte, daß die beiden Verfassungen keine staatsrechtliche Handhabe zur Begründung seines Wunsches böten, vielmehr nur aus allgemeinen staatsrechtlichen Erwägungen und aus historischen Materialien — besonders der Kronprinzenzeit Friedrich Wilhelms IV. und Kaiser Friedrichs — seine Befürwortung möglich sei.

Aus dem ganzen Vorgehen des Kronprinzen und aus der Begründung, die er ihm gab, geht jedenfalls mit Gewißheit hervor, daß der Kronprinz bis zu diesem Zeitpunkte, Herbst 1917, von den Regierungshandlungen und Entschlüssen grundsätzlich ferngehalten worden war, daß er also unmöglich auf die zum Krieg führenden Entscheidungen einen bestimmenden Einfluß gehabt haben, daß er somit unmöglich der fanatische Kriegshetzer gewesen sein kann, zu dem ihn eine gewissenlose Presse im In- und Ausland ohne jede Spur eines Beweises gestempelt hat.

Noch einen Punkt aus der Unterredung muß ich berühren, weil er mir von besonders hoher Bedeutung war, einerseits für die Beurteilung der Persönlichkeit des Kronprinzen, andererseits für meine innere und äußere Anteilnahme an seiner staatsmännischen Entwicklung. Lange vor Weltkrieg und

Digitized by Google

Revolution hatte sich mir die Überzeugung festgestellt, daß jede Regierung für Preußen-Deutschland in der gegenwärtigen Zeit des festgesicherten Bodens im Volke ermangeln müsse, der es nicht gelinge, den ungeheuren Komplex der sozialen und wirtschaftlichen Fragen wenn nicht der Lösung zuzuführen, so doch deren Lösung aufs ernsteste und umfassendste als Hauptaufgabe in Angriff zu nehmen und damit das große Werk der Bismarckschen Sozialreform weiterzuführen bis zu endlicher annähernder — vollständig wird sie in menschlichen Verhältnissen niemals möglich sein — Ausgleichung der sozialen Gegensätze und Beruhigung der großen Massen des arbeitenden Volkes. Von den bürgerlichen Parteien der Vorkriegszeit, insbesondere auch der mir nächststehenden konservativen, hatte es mich abgestoßen, daß ihrer keine diese große Aufgabe, die mir die wichtigste Staatsaufgabe der Gegenwart erschien, ernstlich und energisch in Angriff zu nehmen den Mut oder die staatsmännische Einsicht besaß: die christlich-soziale Partei wie der groß angelegte nationalsoziale Versuch Naumanns waren in nichts zergangen. Die staatsmännische Persönlichkeit Friedrich Wilhelms I. war mir, natürlich in der entsprechenden Umgestaltung für die moderne Zeit, darin vorbildlich: der Landesvater mußte als oberste Pflicht erkennen, für jedes Landeskind zu sorgen, soweit immer dies möglich sei, und dies mußte die Quintessenz der Regierung sein.

Ich empfand es als Pflicht, diesen Punkt zu betonen. Auch hierüber sprach sich der Kronprinz nicht mit vielen Worten aus, wie er eben überhaupt kein Mensch der vielen und am allerwenigsten der großen tönenden Worte ist, aber was er sagte, ergab mir die wohltuende Überzeugung von der vollkommenen Übereinstimmung der Ansichten in diesem Grundproblem des heutigen Staatslebens sowohl in der Sache selbst als bezüglich der Aufgaben für die zu treffenden staatlichen Maßnahmen. Der Kronprinz zeigte sich vollkommen durchdrungen von der hohen Bedeutung dieser Regierungsaufgabe als der obersten der inneren Politik: nicht „regis voluntas", sondern publica salus suprema lex esto.

In hohem Grade befriedigt verließ ich die schönen Räume des kronprinzlichen Schlosses in der Überzeugung, daß aus dem lieben Bonner Studenten ein ernster, mit dem vollen sittlichen Verantwortungsgefühl für die ihn erwartende hohe Aufgabe erfüllter fester deutscher Mann geworden sei, der, im inneren Wesen seinem großen Urgroßvater verwandt, das deutsche Volk zu frohen Hoffnungen der Zukunft berechtige und die Bürgschaft für deren Erfüllung biete. Und mein Ingrimm gegen die unglaublichen Verdächtigungen einer gewissen Presse gegen diesen Mann wurde immer stärker.

III.

Nach einer Reihe von Wochen war die vom Kronprinzen gewünschte Arbeit fertiggestellt. Auf Wunsch des Kronprinzen überbrachte ich sie ihm persönlich behufs etwaiger Besprechung erforderlich scheinender Abänderungen. In Gegenwart seines Generalstabschefs las ich die Abhandlung vor; sie fand

Digitized by Google

volle Billigung, und damit war meine Sendung erledigt; ich gedachte alsbald wieder abzureisen, aber der Kronprinz hielt mich noch fast eine volle Woche zurück, und diese Woche im Dezember 1917 ist eine der größten Erinnerungen meines Lebens geworden. Das Bild des Kronprinzen, das ich zu geben vermag, ist nur dann vollständig, wenn ich die Eindrücke und Empfindungen dieser großen Kriegswoche in Charleville wiederzugeben versuche.

In der Dunkelheit des frühen Wintermorgens war ich von Stuttgart abgefahren und ohne Wechsel des Zuges kam ich abends gegen 7 Uhr in Charleville an. Die Spuren des Krieges waren während der Fahrt vielfach an zerschossenen Gebäuden bemerkbar, doch eigentliche Verwüstung des Landes war nirgends zu erkennen; in den meisten Ortschaften ging die Bevölkerung ihrer Arbeit nach, und der Anblick deutscher Soldaten in offenbar sehr friedlichem Gespräch oder als Helfer bei dieser Arbeit war keine Seltenheit. Der Weg führte durch das vielbesprochene Erzbecken von Briey-Longwy; der größte Teil der Landschaft war aber Acker- und Wiesenland, nicht wesentlich anders als unser süddeutsches Land, wie besonders mein heimatliches Frankenland. Sedan, der welthistorisch denkwürdige Ort, war letzte Haltestelle, dann war die lange Eisenbahnfahrt zu Ende. Von einem der prächtigen persönlichen Adjutanten des Kronprinzen, die ihm auch in der jetzigen schweren Zeit die felsenfeste Treue halten, begrüßt, empfing ich die Weisung, alsbald nach Beseitigung des Reisestaubs in das Quartier des Kronprinzen zum Essen zu kommen. In der alten Herzlichkeit empfing mich der Kronprinz mit den Worten: „Ich wollte Sie mit Ihrem Sohne (der in der Nähe als Generalstabsoffizier bei einer Division stand) hier begrüßen; aber er kann leider dienstlich nicht abkommen." Dieser menschlich schöne Zug des Kronprinzen, dem Vater als erste Freude das Wiedersehen mit dem seit mehr als drei Jahren im Felde stehenden und während dieser Zeit nicht gesehenen Sohne bereiten zu wollen, war mir herzbewegend; er entsprach so ganz dem Wesen des Kronprinzen, wie es mir aus der Bonner Zeit in freundlichster Erinnerung war. Der Abend bot sonst nichts Bemerkenswertes; ich lernte die Herren der Umgebung des Kronprinzen kennen, ein paar Stunden vergingen rasch in teils heiterem, teils ernstem Gespräche, und zu früher Stunde fand das einfache Mahl, das nichts weniger als ein üppiges Gelage war, seinen Abschluß. Daß der Kronprinz selbst im Alkoholgenuß mehr als mäßig, fast enthaltsam ist, wurde bereits erwähnt.

In einem von den Bewohnern verlassenen Gebäude fand ich angenehmes Quartier und gute Versorgung. Am nächsten Vormittag erledigte ich die Aufgabe, die mich nach Charleville geführt hatte, und gedachte alsbald wieder abzureisen. Aber der Kronprinz erklärte, da mein Sohn nicht zu meiner Begrüßung habe kommen können, müsse ich ihn an der Front besuchen; er werde mir zu diesem Zweck am nächsten Morgen das Auto und einen militärischen Führer senden. In längerer Fahrt durch eine teilweise vom Krieg schwer heimgesuchte Gegend erreichten wir das merkwürdige Waldlager, in dem mein Sohn Dienst tat, und ich verbrachte wertvolle Stunden in unmittelbarer Nähe des Feindes, der

Digitized by Google

an diesem Tage in voller Ruhe blieb. Ein großer Friedhof unserer gefallenen Helden am Wege erfüllte mich mit tiefer Bewegung. Eine teilweise abenteuerliche Autofahrt durch verwüstetes Land brachte uns abends wieder nach Charleville zurück, und ein einfaches Essen beim Kronprinzen beendete den Tag. Die Tafelrunde, diesmal fast nur aus jüngeren Herren bestehend, machte den besten Eindruck einer gemütlichen Häuslichkeit, deren Mitglieder nach der schweren Tagesarbeit in leichtem Gespräch und heiterem Scherzwort Erholung fanden. Nichts von militärischer Überhebung, nichts von Schlemmerei weder im Essen noch im Trinken, nichts von Laszivität oder Frivolität — eine einfache deutsche Familienmahlzeit von Männern, die nach schwerer Tagesarbeit sich abends ausruhen. Und was hatte man nicht alles an Schauermären über den Kronprinzen und seine Umgebung lesen müssen! Vom Krieg und den Kriegsursachen wurde kaum gesprochen. Es widerstrebte mir, dem Gespräch diese Richtung zu geben, da ich nicht in den Verdacht eines Interviewers kommen wollte. Nur eine Bemerkung des Kronprinzen blieb mir in Erinnerung, die etwa besagte: „Mein Onkel — Eduard VII. — hat keinen Krieg mit uns gewollt; er hat in London lange und lieb mit mir allein gesprochen." Die Frage, ob er uns nicht auf friedlichem Wege zum englischen Vasallen herunterzuzwingen gedachte, wollte ich nicht aufwerfen.

Wieder verabschiedete ich mich herzlich vom Kronprinzen und wieder sollte es anders kommen. Als ich am nächsten Morgen mein Köfferchen packte, erschien ein Bote vom Kronprinzen: zum Abend sei eine Abordnung des Reichstages angekündigt, und der Kronprinz wünsche, daß ich noch bleibe, um die Abordnung mit zu begrüßen. So geschah es. Die Reichstagsherren erschienen und wurden vom Kronprinzen und einer größeren militärischen Versammlung feierlich empfangen; es waren Herren der verschiedensten Parteirichtungen, darunter auch zwei Sozialdemokraten; mit Freude begrüßte ich unter ihnen einen fränkischen Landsmann, einen biederen Bauersmann aus der Dinkelsbühler Gegend. Ein Generalstabsoffizier hielt einen militärischen Vortrag, ein einfaches Essen vereinigte sodann die parlamentarisch-militärische Gesellschaft und ein längeres ungezwungenes Beisammensein in lebhaftem Zwiegespräch schloß den wohlgelungenen und interessanten Abend ab. Mir persönlich war die Bekanntschaft des einen der sozialdemokratischen Abgeordneten, jetzt Professor an der Universität Berlin, von Wert, mit dessen Schriften ich mich kurz zuvor beschäftigt hatte; er war wohl überrascht, in den Räumen des Kronprinzen auf seine Schriften angesprochen zu werden; wir unterhielten uns längere Zeit lebhaft, für meine These: daß Friedrich Wilhelm I. und Bismarck große Sozialreformatoren waren, fand ich leider bei ihm kein Verständnis. Jedenfalls verlief dieser parlamentarische Abend in Charleville sehr harmonisch, und sicherlich haben die Reichstagsherren von ihm und der liebenswürdigen Freundlichkeit des Gastgebers angenehme Eindrücke in die Heimat zurückgebracht.

Ganz nahe bei Charleville liegen die großen historischen Stätten von Sedan, Donchéry, Bazeilles. Der Wunsch, sie zu sehen, war bei mir sehr

Digitized by Google

lebhaft, und als ich gelegentlich im Gespräch dies andeutete, schickte mir der Kronprinz am nächsten Tag einen jungen Offizier mit Auto, der mir mitteilte, er habe den Auftrag, mir das Schlachtfeld von Sedan und die umliegenden historischen Stätten zu zeigen. Wir durchfuhren einen großen Teil des Schlachtfeldes und ich stand auf der Höhe, von der der alte große Kaiser die Riesenschlacht verfolgte; auf dem Kirchhof von Bazeilles gedachte ich des furchtbaren Heldenkampfes, den die Bayern dort zu bestehen hatten, Hunderte von Schädeln gefallener Kämpfer, die dort aufgereiht sind, geben noch heute Zeugnis von dem grausigen Kampfe, dessen Schilderung einem alten Kirchhofswärter jetzt zur ergiebigen Einnahmequelle geworden ist; in Donchéry weilte ich in dem Zimmer, in dem Bismarck mit Napoleon die Kapitulation verhandelt hatte, auch diese Stätte, ein kleines Bauernhäuschen, ist für die Besitzer zu einer angenehmen Geldquelle geworden, und in dem Fremdenbuch finden sich viele bedeutende Namen eingezeichnet. Tiefbewegt von den Erinnerungen des großen deutschen Heldentums schied ich von den Schlachtfeldern des Kampfes um Sedan, und wir fuhren durch belgisches Gebiet über Bouillon nach Charleville zurück; die prachtvollen Wälder, durch die der Weg führte, trugen zwar die Spuren des Krieges, waren aber im ganzen wohlerhalten.

Noch einmal erhielt ich dann eine Botschaft vom Kronprinzen, die mich zurückhielt: er werde am nächsten Morgen Eiserne Kreuze verteilen, und ich solle der Feierlichkeit beiwohnen; auch einige der noch anwesenden Reichstagsabgeordneten waren dazu eingeladen, darunter der eine der beiden Sozialdemokraten: dieser und ich waren die einzigen Zivilisten bei der militärischen Feier. Im großen Saale der städtischen Gemäldegalerie waren wohl mehrere Hundert Soldaten der kronprinzlichen Armee versammelt, Offiziere und Mannschaften aller Grade und Waffengattungen, um den Lohn ihrer Tapferkeit vom Heerführer selbst zu empfangen; die Feierlichkeit dauerte mehrere Stunden. Nach meinem Gefühl hätte der Akt durch eine kurze Ansprache des Heerführers eingeleitet werden müssen; dies geschah nicht. Ich hatte den Eindruck, als trage der Kronprinz Scheu vor öffentlicher Rede; schon oben wurde betont, daß Pathos und hohe Worte seinem Wesen fremd sind; fast möchte ich glauben, er empfindet sie als Unwahrheit. Die Beredsamkeit Friedrich Wilhelms IV. und seines kaiserlichen Vaters ist ihm vollkommen fremd; er ist ein Mensch des einfachen schlichten Wortes, wie es sein großer Urgroßvater war, er gehört überhaupt zur Gruppe der Hohenzollern von der Art des alten Kaisers Wilhelm, er gehört nicht, um ein treffendes Wort Thimmes aufzunehmen, zu den „romantischen", sondern zu den „empirischen" Hohenzollern. Aber diese Abneigung gegen öffentliches Hervortreten und insbesondere gegen öffentliches Reden, so anziehend auch der darin liegende Charakterzug der Abneigung gegen alles Schauspielerische ist, darf doch nicht zu weit gehen: jene militärische Feier hätte eines einleitenden kraftvollen militärischen Wortes unbedingt bedurft.

Im übrigen gab auch diese Feierlichkeit Zeugnis von des Kronprinzen herzgewinnender Freundlichkeit und seiner menschlich schönen Zusammen-

Digitized by Google

gehörigkeit mit seinen Soldaten. Bei den Offizieren hielt er sich nicht lange auf; aber mit jedem der Soldaten plauderte er eine Weile, sich nach Heimat und Privatverhältnissen erkundigend und in liebenswürdigem Scherzwort die scheue Zurückhaltung der Leute überwindend. Oft erklang bei diesen Gesprächen helles Lachen auf beiden Seiten, und die herzliche Art, mit der der Heerführer dem einfachen Arbeiter aus dem Ruhrgebiet oder dem westfälischen Bauernjungen gegenübertrat und mit ihnen über ihre Familienverhältnisse plauderte, hatte etwas überaus Anziehendes und Wohltuendes. Auch mein sozialdemokratischer Nachbar brachte dies mit warmen Worten zum Ausdruck.

Eine Woche der reichsten und vielseitigsten Eindrücke lag hinter mir, als es dann wirklich ans Scheiden aus dem schönen Charleville ging. Nur der Erinnerung an den Kronprinzen gelten diese Blätter; eine Pflicht der Dankbarkeit und vor allem eine Pflicht der Gerechtigkeit sollen sie erfüllen; dem Anschein höfischer Schmeichelei setzt sich heute der nicht mehr aus, der sie erfüllt; ob ich andernfalls diese Erinnerungen niederzuschreiben mich hätte entschließen können, ist mir zweifelhaft.

Das Kind ist der Vater des Mannes: so ist auch der Kronprinz, der er heute ist, herausgewachsen aus dem Bonner Studenten, der er einst war, in gerader Fortentwicklung seines Wesens ohne Veränderung der Grundlagen der Persönlichkeit. Die Grundlagen dieser Persönlichkeit aber sind: Einfachheit, Schlichtheit und Geradheit, die alles ablehnt, was an hohles Pathos, große Worte und schauspielerisches Wesen erinnert; Freundlichkeit und Wohlwollen gegen jedermann, ohne irgendwelche Überhebung; ruhige, nüchterne Erwägung und klares Urteil. Zur gewissenhaften Pflichttreue in Erfüllung der ihm gestellten Aufgaben hat ihn die eiserne Zeit mit harter Lehre erzogen.

Was macht nervös und was beruhigt die Nerven?

Von

Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Meyer,

Direktor der Psychiatrischen und Nervenklinik der Universität Königsberg i. Pr.

Das Nervensystem gilt als der wunde Punkt unserer Zeit. Etwas nervös ist heutzutage jeder, so heißt es wohl. Die Richtigkeit solcher meist ohne jede Überlegung nachgesprochenen Urteile zu prüfen, ist nicht ohne Reiz.

Der Laie braucht das Wort „nervös“ im weitesten Umfange bei jedem anscheinend ungewöhnlichen Verhalten gegenüber seelischen Erregungen, meist ohne weiteres Nachdenken, ob darin tatsächlich etwas Auffallendes, möglicherweise Krankhaftes, liegt, oder ob es besondere Umstände sind, die die Eigenart des Verhaltens erklären.

Digitized by Google

Der Arzt bezeichnet den als nervös, der in Fällen, die weder bei ihm in früherer Zeit noch bei dem Durchschnitt seiner Mitmenschen gleicher Lage eine solche Wirkung erzielen, aus dem seelischen Gleichgewicht gerät, der erregt, unruhig wird, wobei körperliche Erscheinung wie Zittern, Herzklopfen, Rötung des Gesichts, Schwindel sich hinzugesellen.

Das ist die augenblickliche Reaktion des Nervösen. Mit ihr pflegen verbunden zu sein Dauererscheinungen der Nervosität, wie anhaltende Ermüdbarkeit, Schwächegefühl, Unfähigkeit zu stetiger Arbeit, reizbares Wesen, Vergeßlichkeit, schlechter Schlaf, Kopfdruck und Schwindel, um nur der Hauptpunkte zu gedenken.

Bei derartigen Krankheitsbildern spricht der Laie gern von Neurasthenie, eine Bezeichnung, die wir Ärzte aber wegen der mangelhaften Erfassung der Ursachen und der ungenauen Umgrenzung neuerdings mehr und mehr zu vermeiden suchen.

Ähnlich steht es mit der „nervösen Erschöpfung". Denn wir sehen die gleichen nervösen Erscheinungen bei Menschen, die einen sehr elenden Eindruck machen, wie bei solchen, deren Ernährungszustand nichts zu wünschen übrig läßt, und es geht auch keineswegs die Gewichtskurve ohne weiteres mit der „nervösen Erschöpfung" bzw. der Erholung parallel. Schließlich ist zu betonen, daß wir ebenso oft Nervöse sehen, die einen erschöpften Eindruck machen und bei denen doch jede „erschöpfende" Ursache fehlt, wie solche, bei denen das Umgekehrte der Fall ist.

Dem Laien liegt der Gedanke ja nahe, daß „eine nervöse Erschöpfung" keineswegs selten ist, daß Überanstrengung, Aufregung, Sorgen, kurz seelische Erregungen und Belastungen der verschiedensten Art, oft mit körperlichen vereint, sei es in einmaliger heftiger Erschütterung, sei es in langanhaltender Zermürbung an und für sich ausreichen sollten, „nervös" zu machen. Die ärztliche Erfahrung zeigt aber — die Kriegs- und Nachkriegszeit jetzt sind darin sehr lehrreich —, daß die menschliche Natur in der „Norm" von einer fast brutalen Elastizität gegenüber selbst ganz unfaßbarer, unsäglicher seelischer Bedrückung ist und daß sie offenbar besonders angelegt sein muß, um „nervös" zu reagieren.

Eine solche Anlage kann von Haus aus bestehen, angeboren sein — wir sprechen dann von einer psychopathischen oder neuropathischen Veranlagung — oder durch äußere Schädigungen bedingt oder verstärkt sein. Es sind neben Verletzungen, besonders des Kopfes, sowie körperlichen Krankheiten verschiedener Art, so Typhus und Grippe, vorzüglich übermäßiger Alkohol- und Tabakgenuß, die nicht nur organische Krankheiten des Nervensystems, Lähmungen, Krämpfe u. dgl. im Gefolge haben, sondern gerade besonders häufig zur „Nervosität" die Grundlage geben. — Dabei mag es dahingestellt sein, ob diese Schädigungen allein genügen, eine psychopathische Konstitution hervorzurufen oder ob noch eine angeborene dazu gegeben sein muß. — In all ihrer Unruhe und Qual sucht gerade die Menschheit der Gegenwart wieder

Digitized by Google

im Alkohol und Nikotin Beruhigung, obwohl jeder wissen muß und weiß, daß es sich um keine wahre Beruhigung, sondern um eine Art Betäubung handelt, deren angenehme Wirkungen bald vorübergehen und von den anhaltenden schädlichen Folgen weit aufgewogen werden. Sehr verbreitet ist auch der oft schrankenlose Gebrauch von Beruhigungs- und Schlafmitteln. Ungezählte nehmen bei jedem kleinen Unbehagen irgendein Brompräparat, Veronal, Pantopon u. dgl. — von Morphium-, Kokain-, Opiumsucht gar nicht zu reden —, ohne zu bedenken, daß darin ein gefährlicher Mißbrauch liegt, der eine Schwächung des Nervensystems bedingt.

Zügellose Lebensweise führt unbestritten zu Nervosität. Verschiedene Schädlichkeiten vereinigen sich in ihr. Exzesse in bacho, denen die in venere, die zu Geschlechtskrankheiten mit ihren unübersehbaren Gefahren führen, sich meist vergesellschaften, dazu ungenügende Nachtruhe, Mangel an Erholung, ganz besonders seelische Einflüsse verrohender und verflachender Art wirken zusammen.

Kommt es nach Gemütserschütterungen verschiedenster Art von kürzerer und längerer Dauer, ohne oder jedenfalls ohne wesentliche Mitwirkung äußerer Schädigungen zu Nervosität, so ist, wie ich oben ausgeführt habe, die unbedingte Voraussetzung eine angeborene Schwäche des Nervensystems, eine psychopathische Konstitution von Haus aus.

Je nach ihrem Grade wird es eines stärkeren oder geringeren Reizes bedürfen, um eine Reaktion des Nervensystems im Sinne der Nervosität hervorzurufen, doch kommt die Gesamtanlage und die Konstellation des inneren Menschen zu der ganzen umgebenden Welt in Betracht, um uns zu erklären, warum bei diesem oder jenem Vorkommnis Nervosität sich einstellt und andererseits wider Erwarten ausbleibt; wie es z. B. kommt, daß manche Nervöse auf jeden kleinen Verdruß heftig reagieren, aufgeregt und ganz kopflos erscheinen, die bei einem schweren Unglücksfall wiederum ruhiger und überlegter handeln als der „Normale".

Gegen die ärztliche Annahme, daß stets Vorbedingung für das Entstehen von Nervosität eine Disposition dazu sei, werden viele einwenden, daß doch aus gewissen Berufsklassen, wie denen der Lehrer, Post- und Eisenbahnbeamten im Laufe der Jahre verhältnismäßig viele nervös würden, daß das auf Überanstrengung zu beziehen sei, und daß dieser überhaupt nach den unzweideutigen Erfahrungen des täglichen Lebens eine wichtige ursächliche Rolle für die Entstehung der Nervosität zukomme, wobei sie betonen, daß auch gerade der Eintönigkeit des Dienstes viel Schuld beizumessen sei. Gewiß ist, daß sehr viele Personen dem Arzte bei Schilderung ihrer nervösen Beschwerden guten Glaubens versichern, daß die übermäßige Anforderung des Dienstes daran schuld seien. Bei genauer Prüfung des Einzelfalles werden wir jedoch zumeist eine angeborene Anlage in irgendwelcher Form oder den Einfluß äußerer Schädigungen anderer Art nachzuweisen vermögen. Auch bekommt schließlich jeder Beruf eine gewisse Eintönigkeit, wenn er nicht immer wieder von dem, der ihn ausübt, neu beseelt wird.

Digitized by Google

Die Erfahrung lehrt uns auch, daß das Gefühl der Überanstrengung sich erst geltend macht, wenn die nervösen Störungen, richtiger weil die nervösen Störungen hervortreten. Das gilt besonders auch von der angeblichen Überanstrengung in der Schule. Die verschiedensten körperlichen, psychischen und nervösen Leiden können, daran müssen wir immer denken, Überanstrengung vortäuschen. Bei dem Gesunden pflegt, falls nicht andere Schädigungen hinzutreten, auch nach der größten geistigen Anstrengung ein Ausgleich von selbst sich einzustellen.

Wir sahen, daß die Wurzeln dessen, was den Menschen nervös macht, in seinem Innern wie in der Außenwelt liegen. Dort finden wir auch, was die Nerven ruhig macht, die Mittel zur Fernhaltung und Linderung der Nervosität.

Es ist zu allererst die Abwehr der äußeren Schädlichkeiten, insbesondere übermäßigen Genusses von Alkohol und Nikotin, die Hand in Hand geht mit dem Bemühen, der Neigung zu ausschweifendem Lebenswandel mit all seinen Gefahren entgegenzuwirken.

In Haus und Schule muß in dieser Richtung, durch staatliche Maßnahmen unterstützt, gearbeitet werden, denn schon sehr früh setzen diese schädlichen Einflüsse ein. Vor allem gilt das für die Zeit der Entwicklungsjahre, in denen die Verleitung zu seichten, oberflächlichen Vergnügungen am stärksten ist.

Es ist hier nicht der Ort, auf die Erziehung als solche einzugehen, nur weniges sei für unseren Zweck gesagt: Geistige Arbeit in harmonischem Wechsel mit körperlichen Übungen und Erholung, Mäßigkeit in Sitten und Gebräuchen und klare Voranstellung der Pflichterfüllung in Haus und Schule gegenüber allen Vergnügungen, wie Theatern, Konzerten, ganz besonders Kinos, die nicht zu früh und nur mit großer Vorsicht und sorgfältiger Auswahl gestattet werden sollen, müssen die leitenden Gesichtspunkte sein. Mit fortschreitendem Alter muß die Pflege des Verständnisses für die Natur, für alles Schöne und Edle in Kunst und Literatur sich immer mehr dem hinzugesellen.

Viele werden sagen, das sind alles Selbstverständlichkeiten, aber einmal gibt es manches anscheinend Selbstverständliche, was doch nicht oft genug wiederholt werden kann, und dann überwiegt in unserer Zeit die Sucht zu oberflächlichen Vergnügungen, zu platter Genußsucht so sehr, Vergnügen geht in vielen Kreisen so hemmungslos der Pflicht vor, daß ich es für nötig hielt, hier darauf hinzuweisen. Nur durch solche Art der Erziehung, die Einfachheit und Schönheit vereinigen muß, kann man erhoffen, unsere Jugend vor der für die gesamte Entwicklung, aber besonders für das Nervensystem verheerenden Wirkung der ja so zahlreichen äußeren Schädigungen zu schützen, ihre Nerven ruhig fürs Leben zu machen.

Noch wichtiger aber ist die Aufgabe, bei psychopathischer Veranlagung von Kindheit an das Nervensystem zu festigen. Gerade dafür ist eine derartige Erziehung notwendig. Wir müssen solche Kinder und Jugendliche unermüdlich an regelmäßige Pflichterfüllung, ruhige, einfache Lebensweise gewöhnen, in der

Digitized by Google

durch Streben zum Edlen und Pflege des Schönen ermüdende Eintönigkeit vermieden wird.

Daß für die Jugend mit solcher Veranlagung Alkohol selbst in den kleinsten Gaben, ebenso wie Nikotin das schlimmste Gift sind, bedarf nicht weiterer Betonung.

Die Erziehung, die Haus und Schule zum Schutze und zur Festigung der Nerven anstreben, muß der Erwachsene sich selbst stets von neuem zuteil werden lassen. Nur durch eine solche Selbsterziehung können wir eine Beruhigung der Nerven erreichen, einerlei, ob schon eine psychopathische Veranlagung vorliegt, oder ob es gilt, von einem intakten Nervensystem die von außen andringenden Schädlichkeiten fernzuhalten. — All die vielfachen Behandlungsarten der Nervosität, die verschiedenen Formen von Psychotherapie, die Kuren, die durch Medikamente, Elektrisieren, Bäder usw. Beruhigung und Kräftigung der Nerven anstreben, bleiben, so wertvoll sie sind, doch nur Mittel, um den Weg zu ebnen und Hindernisse zu beseitigen zum Zweck der Selbsterziehung.

Freilich, so sicher es bei gutem Willen gelingen wird, den Genuß von Alkohol und Nikotin oder narkotischen Mitteln einzuschränken oder ganz aufzugeben, so schwer ist es, wie ich wohl weiß, unter dem Drucke des täglichen Lebens und Ungunst der Verhältnisse — vom Dunkel der Gegenwart sehe ich ganz ab — für den reifen Menschen das entsprechend durchzuführen, was wir für das heranwachsende Geschlecht mit allen Kräften erstreben.

Die Verschiedenheit der Temperamente, der Berufe und Lebensverhältnisse gestaltet des Einen Leben unruhig, voll äußerer Kämpfe und Spannungen, während dem Anderen ein ruhiges, gleichmäßiges Dasein beschieden ist. Den einen führt das Leben über Höhen, den anderen durch unwegsame Täler. Die Nerven ruhig machen, ruhig halten, ist im Grunde nichts anderes als den inneren Menschen zu feien gegen die Wechselfälle wie das Einerlei des äußeren Lebens, ihn über all dies hinauszuheben. Vermag er das zu erreichen oder wenigstens ernsthaft sich darum zu mühen, so wird er Freud' und Leid mitempfinden in fühlender Brust, aber nicht fortgerissen werden im Sturm, im Spiel der Winde, die seine „Nerven" aufpeitschten. So macht die Nerven ruhig das unwandelbare Streben nach innerer Festigkeit, in der Pflichterfüllung getragen wird von dem Sinn für alles Schöne und Edle.

Digitized by Google

Richard Wagner und das schöngeistige München 1864/65

Von

Dr. A. Dreyer

Bis ins 19. Jahrhundert war München eine unbedeutende Kleinstadt geblieben, abseits von dem mächtigen Strome befruchtenden deutschen Geisteslebens. Dann aber holte es das Versäumte ein, und zwar „Schlag auf Schlag". Den wirksamen Anstoß zu seinem überraschend schnellen Aufstieg gaben zunächst auswärtige und nicht einheimische Kräfte. Viel dazu trug auch der glückhafte Umstand bei, daß von den drei bayerischen Königen, denen die Stadt ihren ungeahnten Aufschwung verdankt, von Ludwig I. bis zu seinem gleichnamigen Enkel, jeder eine andere Lücke auszufüllen bemüht war, die sein Vorgänger nicht beachtet hatte. Unter Ludwig I. wurde in Bayern (nach dem herben Urteil Böhmers) alles „der Kunstwut" geopfert; um den bayerischen „Bildungspartikularismus" zu brechen, zog Max II. fremde Gelehrte und Dichter an seinen Hof; Ludwig II. wurde der rettende Schutzgeist Richard Wagners.

Den Eingeborenen waren diese „Berufenen" ein Dorn im Auge. Manche der „Nordlichter" wurden niemals „recht warm und heimisch" am Isarstrand und ließen die Münchener Lokalgrößen ihre geistige Überlegenheit deutlich fühlen.

Schon unter Max I., noch mehr aber unter seinen beiden Nachfolgern, namentlich unter Max II., war das literarische und künstlerische München in zwei feindliche Lager gespalten. Zwar fehlte es nicht an glücklichen Annäherungsversuchen, und in der aus Dichtern, Gelehrten und Künstlern bestehenden Gesellschaft der „Zwanglosen" reichten sich Nord und Süd die Hand zum Bunde. Geibel und Heyse scharten im Dichterbund der „Krokodile" neben außerbayerischen Poeten auch vielversprechende jüngere einheimische Talente um sich.

Die älteren hielten sich vom Krokodil fern und sahen mit stillem Ingrimm die einseitige Bevorzugung der „Fremden". Seine eigenen Landeskinder schätzte Max II. nicht besonders hoch. Nur der Fürsprache Geibels hatte Hermann Lingg ein Gnadengehalt zu verdanken. Der Rieser Dorfnovellist Melchior Meyr bezog bisher eine kleine jährliche Unterstützung vom König. Als jedoch Geibel zu König Max II. die unbedachten Worte sprach: „M. Meyr ist kein Dichter", da war's mit der königlichen Pension aus für immer.

Mit dem frühen Tode Max II. erlosch der Stern der berufenen Gelehrten und Dichter. Erwartungsvoll richteten sich die Blicke der grollenden, lange zurückgesetzten Einheimischen auf den neuen Herrn, auf den jugendlichen König Ludwig II. Ob er auch in die Fußtapfen seines Vaters treten wird?

Schon einige Wochen nach dem Tode seines Vaters (Mitte April 1864) äußerte er zu seinem Kabinettssekretär v. Pfistermeister den Wunsch, Richard Wagner persönlich kennen zu lernen. Eine Aufführung des „Lohengrin" im

Digitized by Google

Münchener Hoftheater (16. Juni 1861), der er beiwohnen durfte, hatte den sechzehnjährigen Kronprinzen für Wagner völlig eingenommen. Döllinger behauptet, er besitze kein musikalisches Gehör, und in der Tat zog ihn weit mehr der Dichter Wagner, der Neugestalter der deutschen Sagenwelt, als der „Zukunftsmusiker" Wagner an.

Am 5. Mai 1864 stehen sich König und Künstler Aug' in Aug' gegenüber. Dieser wird nicht müde, in Briefen an seine Freunde das Lob seines fürstlichen Gönners in jubelnden Tönen anzustimmen. So schreibt er am 20. Mai 1864 dem Sänger Ludwig Schnorr in Dresden, seinem späteren „Tristan": „Ein junger König, voll Geist, Tiefe und unglaublicher Innigkeit, ... kennt meine Werke, wie vielleicht kein anderer ... und fühlt sich berufen, alles zu verwirklichen, was irgend von meinen Plänen durch Menschen verwirklicht werden kann. Was ich an ihm gefunden habe, ist nicht zu beschreiben."

Recht überflüssig erschien den Münchenern mit Recht die „offiziöse Versicherung", daß durch Wagners Berufung weder die Stellung des Hofmusikintendanten noch die des Generalmusikdirektors eine Änderung oder gar Abschwächung erleiden solle. Dadurch wurde das gerade Gegenteil von dem erreicht, was diese beruhigende Meldung bezweckte.

Den Münchenern war ja Wagner durch die Aufführungen des „Tannhäuser" und „Lohengrin" kein unbeschriebenes Blatt mehr. Hatte auch die hauptstädtische Presse Bayerns diese beiden Tonschöpfungen nicht gerade glimpflich behandelt, so fand sie doch damals noch keine Veranlassung zu einem offenen Kampf gegen den Meister. Selbst der von Martin Schleich herausgegebene, humoristische, einseitig weißblaue „Münchener Punsch" meinte: „Herrn Wagner, der ja ein Genie ist, wird man wohl für so praktisch halten dürfen, daß er nicht ganz München und später auch Bayern zukunftsmusikalisch reformieren oder revolutionieren will. Das wäre ein schwieriges Beginnen."

In den Kreisen des Münchener Hochadels hatte Wagners Kunst schon fast ein Jahrzehnt vorher einen aufrichtigen Bewunderer in dem zitherkundigen Herzog Maximilian in Bayern gewonnen. Nach einer Tannhäuseraufführung in Würzburg schrieb derselbe an Franz v. Kobell: „Das ist eine herrliche, großartige Musik! Man hört Akkorde und Töne, die noch nicht da waren. Sein Lohengrin ist noch eigentümlicher."

Glasenapp zieht in seiner sonst vortrefflichen Wagnerbiographie weidlich los gegen München, den „Ort der Intrige und der unausgesetzten Beunruhigungen" des Meisters, und meint: „Der alle Münchener Kreise beherrschende bornierte altbayerische Nativismus mit seiner Abneigung gegen alles Fremde, alles von außen Herzutretende machte Wagners Gegnern die Arbeit leicht." Demgegenüber sei nur darauf hingewiesen, daß der „bayerische Residenzphilister" ebensowenig reif für Wagners seiner Zeit vorauseilende künstlerische Pläne war, als der Bewohner mancher anderen deutschen Stadt, z. B. Berlins.

In den nachgelassenen Schriften von Ludwig Steub findet sich auch das Konzept zu einem für die „Allgemeine Zeitung" bestimmten Wagner-Artikel

Digitized by Google

von 1865, der jedoch nicht erschien. Hier betont Steub, daß man in München, „wie in der ‚märkischen Metropole' eine Schicht von wissenschaftlichen und künstlerischen Zelebritäten über die ursprüngliche Einwohnerschaft zog. So hat die Stadt auf dem Deckel eine ideale Glasur angenommen, welcher der Inhalt des Topfes nicht ganz entspricht". Die auch schon damals da und dort auftauchenden Klagen, als sei „irgendeine geniale Persönlichkeit an den Propyläen (gemeint ist natürlich Wagner, der in München unweit der Propyläen wohnte) nicht warm genug bewillkommt und mit begeistertem Zuruf empfangen worden", fallen natürlich nicht auf die Münchener, sondern auf „jene Zelebritäten, die mit ihrem Eintritt in unsere anspruchslose Stadt auch die moralische Verbindlichkeit übernommen haben, sie in solchen Dingen würdig zu repräsentieren". Den Grund, warum diese „auserlesenen Sphären" dem „Halbgott" ihre Salons noch nicht geöffnet haben und auch nicht öffnen werden, erblickt Steub in ihrer Scheu, sich „mit dem Musikantentum zu amalgamieren", dann aber auch in Wagners Verhalten den Münchenern gegenüber.

Der Meister tat nichts, um sich die Sympathie der einheimischen und ortsansässigen Münchener zu erringen. Nachher scheint er diese für ihn verhängnisvoll gewordene Unterlassungssünde eingesehen zu haben, andernfalls wären seine Worte unverständlich: „In den ersten Zeiten meiner Niederlassung (in München) mußte ich für später mir aufsparen, meinem herzlichen Verlangen nach Befreundung in weiteren Kreisen ... gerecht zu werden."

Am 14. Mai 1864 wies ihm Kabinettssekretär v. Pfistermeister im Auftrag Ludwigs II. das Landhaus Pellet in Kempfenhausen am Starnberger See zum Sommeraufenthalt an. Im täglichen Verkehr mit seinem königlichen Gönner (im nahen Schloß Berg) fühlt er sich unbeschreiblich glücklich.

Seine damalige Stimmung spiegelt ein Brief an seinen Freund Weißheimer (vom 20. Mai): „Welch ungeheurem Neid ich zu begegnen habe, können Sie sich denken; mein Einfluß auf den jungen Monarchen ist so groß, daß alle, die mich nicht kennen, in der größten Sorge sind. Der große Gehalt, den mir der König ausgesetzt hat (jährlich 4000 Gulden), wird deshalb geflissentlich geringer angegeben; ich selbst aber halte mich, wie es auch meine Natur und mein Bedürfnis erfordert, gänzlich zurück und beruhige nach allen Seiten hin, so daß allmählich die Furcht verschwindet. Lachner ist bereits um den Finger zu wickeln."

Nach seiner Übersiedlung vom Starnberger See nach München schenkte ihm die Huld des Königs ein eigenes prächtiges Heim in der Briennerstraße, das er am 12. Oktober bezog.

Wagners Plan, die Erbauung eines großartigen Festspielhauses nach Sempers Entwurf, scheiterte — wie Luise v. Kobell hervorhebt — an dem Widerspruch der an einen sparsamen Haushalt gewöhnten Kassabeamten des Hofes. Die abenteuerlichsten Gerüchte von dem „sybaritischen Aufwand" des Meisters durchschwirrten die Stadt und wurden — wenigstens von dem urteilslosen Publikum — für bare Münze gehalten. In dem durchsichtigen Münchener

Digitized by Google

Schlüsselroman von August Becker „Verfemt" heißt es u. a. von Ludwig II. und Wagner: „Er schenkte ihm ein Palais, in welchem Wagner der Fama nach wie ein orientalischer Fürst lebte." Die künstlich geschürte Erregung gegen den „Zukunftsmusiker" wurde noch vermehrt durch die Furcht vor Wagners wachsendem Einfluß auf den bisher vergeblich vielumworbenen jungen Herrscher.

Im vierten Bande seiner „Erinnerungen" (1891) erzählt Johann Nep. v. Ringseis, daß der greise König Ludwig I. zu ihm gesagt habe: „Könnte man an Zaubertränke glauben, dann müßte man annehmen, einen Zaubertrank habe Richard Wagner meinem Enkel gereicht."

Die dem Meister feindlich gegenüberstehenden Münchener Kreise hoffte Ludwig II. durch eine glanzvolle Aufführung des „Fliegenden Holländer" (4. Dez. 1864) für seinen Schützling zu gewinnen. Allein die Stimmung gegen Wagner nahm stets zu. Man brandmarkte ihn als „Barrikadenheld", als „männliche Lola", und der „Punsch" warf ihm ganz unverhüllt in einer Satire, (1865, Nr. 9) „Morgenstündchen eines neudeutschen Komponisten", maßlose Verschwendungssucht vor.

Der Sonnenschein der königlichen Gnade lockte nur — wie Bülow in einem Briefe an Weißheimer vom 12. Februar 1865 wettert — „unverschämtes, zudringliches Bettelvolk" heran, „was von nah und fern Wagner und selbst meine Wenigkeit wanzengleich, sommerfliegenmäßig mit Suppliken um Protektion bis zum Exzeß peinigt".

An Wagner drängte sich auch Ludwig Nohl, der von jenem zunächst schroff zurückgewiesen wurde. Sein Biograph Eitner urteilt über ihn: „Er schrieb sich in eine wahre Verserkerwut gegen alles hinein, was nicht von Liszt und Wagner herrührte." Nohl, Mitglied des Dichterbundes der Krokodile, trug — allerdings ungewollt — manches dazu bei, des Meisters Ansehen in München zu schädigen. Der geradsinnige Bülow ist ganz wütend über den „seichten, faden Schwätzer", den „Renegaten, den die reaktionäre musikalische Professorenpartei früher, als er ihr noch huldigte, ohne weiteres ausgespien". (Glasenapp IV, 47, Anm. 3.)

Auf Wagners Betreiben wurden Bülow, „sein zweites Ich", und der ihm treu ergebene Peter Cornelius nach München berufen. An jenen schreibt er: „Ich darf nicht allein sein, heißt nicht nur, ich darf nicht ohne Freund sein, der mich versteht und mir hilft, sondern ich muß diejenigen haben, die mit mir zum gleichen Ziele streben, eine neue Schule gründen, nötigenfalls mein eigenes Werk vollenden können."

Einen unentwegten Anhänger fand er auch an dem Regisseur des Hoftheaters Franz Grandaur. Als Musikreferent des von Grosse geleiteten „Morgenblatts" trat Grandaur als begeisterter Herold für „die neue Offenbarung" auf.

Zwischen Richard Wagner und Franz Lachner konnten sich selbstverständlich keine näheren Beziehungen anbahnen. Lachner, seit 1836 an der Spitze des Münchener Musikwesens, der eifrige Vertreter der streng klassischen Richtung,

Digitized by Google

witterte in Wagner einen gefährlichen Nebenbuhler, der ihn aus seiner angesehenen Stellung zu verdrängen drohte.

Bülow ist entsetzt darüber, wie weit die Münchener in musikalischer Hinsicht zurück sind, „dank namentlich Herrn Generalmusikdirektor Lachner". Nohl belustigt sich weidlich über das erste Zusammentreffen Lachners mit Wagner, über das gegenseitige Komplimentieren mit „berühmter Meister, großer Künstler" usw., und meint, daß es „dem älteren Kollegen im Grunde doch ernst war, während Wagner dabei die ganze ironische Heiterkeit seines Hans Sachs entwickelte". Am 10. November 1864 schlug Lachner Wagner zur Aufnahme in den Maximiliansorden vor; allein Ludwig II. zog den Dichter Redwitz vor; erst neun Jahre später hatte Lachners abermaliger Vorschlag Erfolg.

Fast gleichzeitig mit Wagners Übersiedelung nach München wurde Karl Freiherr v. Perfall zum Intendanten der Hofmusik ernannt. Wagner, der ihn „als sorgfältigen und zuverlässigen Administrator" kennen gelernt hatte, empfahl ihn trotz mancherlei Bedenken 1868 für die Stelle des Hoftheaterintendanten. Allein Perfall konnte seiner ganzen musikalischen Erziehung nach kein Wagnerianer werden, und es ergaben sich bald schwere Reibungen zwischen ihm und dem Meister.

Als ein entschiedener Gegner Wagners trat schon frühzeitig der Kulturhistoriker W. H. Riehl auf, der sich auch als Liederkomponist versuchte. Im Vorwort zu seiner „Hausmusik" (1855) gesteht er, daß ihm die einfache süße Weise Walters von der Vogelweide bezaubernder klinge „als die in der Tat unerhörten Dissonanzen, womit der moderne Walter von der Pfingstweide seinen armen Tannhäuser im Venusberg bezaubert werden läßt".

Riehl war auch Mitglied jener Kommission, die 1865 Wagners Plan zur Neugestaltung des Münchener Konservatoriums verwarf.

Für Riehls Angriffe rächte sich Wagner durch eine abfällige Kritik von dessen „Neuem Novellenbuch", in der er ihm „Unbehilflichkeit und Überschätzung der eigenen Kräfte" vorwirft und anrät, er möge sein ganzes Buch nach der einen darin enthaltenen Novelle „Die Hochschule der Demut" benennen.

Riehls Gegnerschaft des Baireuther Unternehmens veranlaßte Wagner, diesen Artikel noch einmal, und zwar im „Musikalischen Wochenblatt" 1872, mit einem gepfefferten „Nachwort" zu veröffentlichen, das mit den sarkastischen Worten anhebt: „Herr Riehl mußte es leider für vorteilhaft finden, in neuerer Zeit aus seinem zuletzt mit empfehlendem Anstand eingenommenen Idyllenrefugium hervorzubrechen, um allerhand kleinlichen, aber boshaften Unfug anzurichten."

Dagegen behauptet Riehl, daß er sich redlich bemüht habe, „der Wagner-Bewegung gerecht zu werden", und daß ihn dies oft einen schweren Kampf gekostet habe. Das Heil erhofft er nicht von dem „Kunstdiktator" Wagner, sondern von einem „nationalen Befreier, welcher uns in neuem Geiste zum Urquell des deutschen Volksliedes zurückführt".

Digitized by Google

Der treffliche Zeichner und Jugenddichter Franz Graf Pocci, der gelegentlich auch als Komponist auftrat, kann sich mit der neuen musikalischen Richtung nicht befreunden; daher verspottet er sie in Wort und Bild: in seinen Puppenkomödien, namentlich in der „Zaubergeige", wie in Karikaturen des Anglia-Albums (der Münchener Gesellschaft „Altengland"). Doch sein satirischer Stift hatte auch die „berufenen" Dichter (Geibel, Heyse usw.) ebensowenig verschont wie die einheimischen Poeten und Gelehrten.

Der Komponist Robert Freiherr v. Hornstein, der Wagner, den „hochbedeutenden Menschen", in Zürich „lieben und bewundern" gelernt hatte, traf ihn in München wieder. „Oft habe ich es schmerzlich bedauert (sagt er in seinen „Memoiren"), daß ich dem Manne nicht bis zu seinem Lebensende Freund bleiben konnte."

Von den Münchener Künstlern wurde dem Meister später Lenbach ein aufrichtiger Freund. Die anderen zeitgenössischen Kunstheroen der Isarstadt standen ihm entweder gleichgültig oder feindlich gegenüber. Insbesondere ist der derbe Moritz v. Schwind, Lachners innigster Vertrauter, herzlich schlecht auf den Meister zu sprechen.

In einem Briefe an den Wiener Lustspieldichter Eduard v. Bauernfeld (1866) zieht er gegen den „selbstherrlichen" König Ludwig II. los, der sich „mit soviel roten Halunken umgibt, als er nur auftreiben kann". Am 14. April 1869 schreibt er dem gleichen Freunde, daß ihn „alles Konzertante" langweile, ja anekle; „daher ich mich auch nicht anstrenge, von dgl. Heroen, sei es Wagner, sei es Liszt, sei es Makart, noch ein fünftes Werk kennen zu lernen, nachdem mich schon viere angewidert haben".

Kaulbach weilte damals in Berlin; doch berichtete ihm seine Gattin Josephine getreulich alle Ereignisse in München. (Den Briefwechsel des Ehepaars gab dessen Tochter Josepha Dürck-Kaulbach in dem Buche „Erinnerungen an Wilhelm v. Kaulbach", 1918, heraus.) „Die Münchener," schreibt Josephine, „sind in einer entsetzlichen Aufregung, namentlich die musikalische Welt, Schafhäutl an der Spitze. Richard Wagner ist der Liebling des jungen Königs ..." Ein anderes Mal erzählt sie von dem Besuche Wagners, mit dem Beifügen: „Ich glaube, München ist kein Ort für ihn. Seine Persönlichkeit ist nicht angenehm; ich war aber sehr freundlich gegen ihn, da er durch Liszt an uns empfohlen ist. Soll ich ihn einmal einladen?"

Wagners inneres Wesen blieb Kaulbach zeitlebens fremd; das zeigt sich am deutlichsten in den Illustrationen zu des Meisters Schöpfungen, die im Auftrag Ludwigs II. entstanden.

Der Maler und Kunsthistoriker Friedrich Pecht, mit Wagner schon 1839 in Paris befreundet, sah hier den „Fliegenden Holländer" allmählich Gestalt gewinnen. In München kam ihm Wagner mit „großem Zutrauen" entgegen. Pecht glaubt, der Meister habe auf den König keinen guten Einfluß ausgeübt, jedenfalls dessen Neigung, sich in eine phantastische Traumwelt einzuspinnen, nur gesteigert. Die Schuld des Mißfallens der Münchener an Wagner schiebt

Digitized by Google

er Bülow zu, der es in ganz ungewöhnlichem Grade verstand, bei den Münchenern sich unbeliebt und Wagner zahllose Feinde zu machen.

Die feindselige Stimmung gegen Wagner wurde durch die Münchener Presse fast aller Parteien noch erheblich gesteigert. Nur das Organ der Regierung, die „Bayerische Zeitung" mit ihrem Morgenblatt, machte — wie Grosse betont — niemals Front gegen Wagner und seine Kunst. Die Münchener Tagespresse (läßt sich Bülow an Dr. Gille, 27. Dez. 1865, vernehmen) „ist identisch mit der Lüge. Übrigens ist sie ihres Publikums würdig".

Am schärfsten wurde Wagner von der in München vielgelesenen „Augsburger Allgemeinen Zeitung" und dem von einem gewissen Dr. Zander herausgegebenen „Volksboten" bekämpft. Ein (unveröffentlichter) Brief des Redakteurs der „Allgemeinen", Altenhöfer, an Ludwig Steub vom 11. Januar 1866 atmet grimmige Erbitterung gegen den „Zukunftsmusiker" und die „Wagneriade".

Wie Pecht ausführt, hätten es die biederen Philister und selbst die Hofkreise ganz natürlich gefunden, wenn der König an eine hübsche Maitresse zehnmal so viel Geld gewendet hätte, „aber an einen großen Künstler — dies war unerträglich!" Daß übrigens diese Behauptung nicht zutrifft, beweist die Erhebung Münchens gegen Lola Montez 1848.

Noch weilten in der Isarstadt die von Max II. dorthin gezogenen fremden Gelehrten und Poeten, von den Einheimischen mit scheelen Blicken betrachtet. Unter Bezugnahme auf die Berufung von Wagner, Bülow und Peter Cornelius schreibt Ignaz Döllinger am 15. Januar 1865: „Wenn das so fortgeht, werden den guten Bayern die fremden Tonkünstler bald so widerwärtig werden, als die ihnen vom Vater hereingerufenen fremden Gelehrten widerwärtig geworden sind."

Den Höhepunkt der namentlich seit dem Februar 1865 einsetzenden heftigen Preßfehde gegen Richard Wagner erstieg ein ohne Namen gezeichneter Artikel in der „Allgemeinen Zeitung" vom 19. Februar 1865, in welchem Wagners Privatleben bloßgestellt wurde. Als Verfasser dieses Artikels entpuppte sich später Oskar v. Redwitz, der Dichter der „Amaranth". Im Bunde mit Bülow und Cornelius schrieb Wagner eine kräftige Abwehr, die eine matte Erwiderung hervorrief. Bülow aber spottete im „Kladderadatsch":

„Unser armer, großmannstoller
Amaranthus hat schon wieder
Seinen Autochthonenkoller."

Im allgemeinen ließ die Münchener Presse der Kunst Wagners etwas mehr Gerechtigkeit widerfahren, als seiner Person. Überhaupt begegnet uns die merkwürdige Erscheinung, daß selbst in der Zeit der tiefsten Empörung der Münchener gegen Wagner dessen Musikdramen stets vor ausverkauftem Hause gespielt wurden.

Auch die Erstaufführung von „Tristan und Isolde" (10. Juni 1865) hatte eine zahlreiche und angesehene Zuhörerschaft angelockt. Allerdings drang nur

Digitized by Google

ein kleiner Teil derselben in den Geist des Werkes ein. Die „Münchener Neuesten Nachrichten" meinen: „Der Dichter-Musiker sucht die Wahrheit auf einer falschen Spur", während die „Allgemeine Zeitung" das Werk nur „als die Verirrung eines hochbegabten Mannes" betrachtet.

Seltsam mutet uns heute das Urteil der Gattin Kaulbachs an, die mit Riehl, Siebold, Büllner, Pfeuffer u. a. zur Aufführung geladen war: „Der Gesang (das Liebesduett im zweiten Akt) besteht nur aus heulenden, schrillen Tönen; sie brüllen, wüten, toben und werden dazu von dem Orchester mit den kunstvollsten Dissonanzen begleitet."

Wagners Glücksgefühl über die wohlgelungene (erste) Tristanaufführung wurde bald wieder ausgelöscht durch die Trauer über den jähen Tod des stimmbegabten Hauptdarstellers (Schnorr von Dresden) und durch die wachsende Gereiztheit, der er in München überall begegnete. Allerlei Vorfälle trugen noch dazu bei, diese zu steigern, u. a. die unbesonnenen Ausdrücke von Bülow und Nohl. Darauf spielt der „Punsch" in Nr. 20 an: „Der Wagnergenosse Dr. Nohl nannte das Münchener Hoftheater in der ‚Bayerischen Zeitung' einen Stall. Bülow klassifiziert die Zuhörer — das Gemälde vervollständigt sich immer mehr."

Im Spätherbst 1865 setzt ein neuer, „beispiellos erbitterter Sturmlauf" der Münchener Presse gegen Wagner ein, veranlaßt durch einen dem Meister fälschlich zugeschriebenen Aufsatz im „Nürnberger Anzeiger" vom 13. November: „Ein freies Wort an Bayerns König und sein Volk", der die Abschaffung des Kabinettssekretariats verlangt. Auf eine schriftliche Vorstellung Wagners erwidert der König aus Hohenschwangau (27. Nov.), es scheine ihm nicht angezeigt, Pfistermeister und die übrigen Herren des Kabinetts zu entlassen; der Zeitpunkt sei noch nicht gekommen.

Ein leidenschaftlicher, von Wagner inspirierter Artikel in den „Münchener Neuesten Nachrichten" vom 29. November fordert die Entfernung der Unruhstifter, „zweier oder dreier Personen, welche nicht die mindeste Achtung im bayerischen Volke genießen" (der Beamten des Kabinettssekretariats und der Kabinettskasse).

Diese Kundgebung, von der Cornelius sagt, daß sie ihm „die besonnenen Freunde, selbst Bülow, gewiß widerraten und ausgeredet hätten", bot den Feinden des Meisters eine willkommene Handhabe, um auf seine Entfernung zu dringen, in welche der eingeschüchterte junge König nach hartem Kampfe willigte: „Ich will meinem teuern Volke zeigen, daß sein Vertrauen, seine Liebe mir über alles geht." (Morgenblatt zur „Bayerischen Zeitung", 1865, Nr. 339 vom 10. Dez.)

Am 7. Dezember schrieb Ludwig II. dem „teuern Freunde": „Meine Liebe zu Ihnen währt ewig", und tags darauf: „Verkennen Sie mich nicht, selbst nicht auf einen Augenblick, es wäre Höllenqual für mich."

Am 10. Dezember frühmorgens reiste Wagner von München nach Vevey am Genfer See. Sein Fortgehen illustrierte der „Punsch" in hämischer Weise

Digitized by Google

mit der Gloſſe: „Kein armer Reiſender!“ Die „Fliegenden Blätter“ dagegen widmen dem Scheidenden die bedeutungsvollen Worte: „Den Böſen ſind ſie los, die Böſen ſind geblieben.“

Die Schuld an dieſen hochdramatiſchen Vorgängen trifft keineswegs das ſchöngeiſtige München; der Hof, ſowie teilweiſe der Adel, einzelne höhere Staatsbeamte und namentlich die Kabinettsſekretäre hatten ein perſönliches Intereſſe an der Vertreibung Wagners. Von dem literariſchen München jener Zeit beteiligten ſich außer Redwitz wohl nur wenige an der „Wagnerhetze“. Seine Freunde in dieſem Kreiſe waren ebenfalls dünn geſät. Mit ſeinem Hausnachbar, dem Grafen Schack, pflog er freundſchaftlichen Verkehr. Im zweiten Band ſeiner Lebenserinnerungen „Ein halbes Jahrhundert“ erzählt dieſer von häufigen Beſuchen ſeiner Gemäldegalerie durch Wagner unter ſeiner Führung. Des Meiſters muſikaliſche Kunſt ſchätzt er überaus hoch; als Dichter läßt er ihn jedoch nicht gelten: „Wenn man eine ſolche Szenerie, deren poetiſche Ausführung ſelbſt hinter den beſcheidenſten Anforderungen zurückbleibt, als dichteriſches Werk preiſt, ſo zeigt man damit, daß man gar keine Ahnung von dem hat, was Poeſie heißt.“

In ähnlicher Weiſe äußert ſich Hopfen über die Liebesſzene zwiſchen Triſtan und Iſolde: „Das ſollen Verſe ſein! Das ſoll Poeſie ſein!“

In ſchreiendem Widerſpruch zu dieſen beiden Meinungen ſteht das von Hornſtein überlieferte Urteil Schopenhauers: „Der Kerl iſt ein Dichter und kein Muſiker.“

Der Dichter Karl v. Heigel, Geibels Schützling, ein begeiſterter Wagnerianer, rühmt in ſeiner Monographie Ludwigs II., daß dieſer Fürſt Werken zum Siege verhalf, „die nach ihrer ungeheuern und dauernden Wirkung eine große künſtleriſche Tat ſind“.

Groſſe geſteht ſpäter, daß Wagners Muſik eine ſiegende, ein Land nach dem anderen unterwerfende Weltmacht geworden ſei, auf die jeder Deutſche ſtolz ſein müſſe.

Der freimütige Hopfen gedenkt in ſeinen Briefen an den ihm vertrauten Krokodilgenoſſen und Novelliſten Oskar Horn des Verhältniſſes zwiſchen Wagner und dem „heiligen Teich“. So fragt er beiſpielsweiſe (12. Juli 1865): „Haben Dich die Wagnerianer umgebracht?“, und ein paar Jahre darauf: „Lebt das Krokodil noch? Oder hat Wagner alles in ſich geſchlungen?“

Noch trefflicher charakteriſiert Cornelius in einem Briefe an ſeine Braut die führenden Geiſter dieſes Dichterbundes:

„Groſſe hat nicht angebiſſen,
Heyſe iſt mir ausgeriſſen,
Geibel geht gar bald — nach Bremen,
Bodenſtedt will mich verfemen.“

An Fedor und Roſa v. Milde ſchreibt er: „Ja, hier dieſe Dichter, ſie ſind alle befangen wie das Tier in dem Kreis! Heyſe iſt von den hieſigen gewiß

Digitized by Google

noch der beste; aber er und die anderen sehen Wagner mit Unbehagen an; er ist ihnen unheimlich." Nach seinem eigenen Geständnis brach Heyse den Verkehr mit seinem Jugendfreunde Peter Cornelius jäh ab, weil er ihm in seiner Begeisterung für den „Meister der Zukunftsmusik" nicht folgen konnte. In seinem Roman „Kinder der Welt" spricht er von „musikalischer Haschisch-Benebelung", und die erste Tristanaufführung in München entlockte ihm das geharnischte Epigramm:

„Versuch's und übertreib's einmal,
Gleich ist die Welt von dir entzückt;
Das Grenzenlose heißt genial,
Und wär's auch grenzenlos verrückt."

An die Stelle der von den „Berufenen" ins Leben gerufenen „Bayerischen Zeitung" trat auf Anregung Wagners im Herbst 1867 unter Leitung von Julius Fröbel die „Süddeutsche Presse", die schon in ihrer ersten Nummer den Anfang einer längeren Artikelreihe von Wagner „Deutsche Kunst und deutsche Politik" brachte, jedoch mit Nummer 14 auf ausdrücklichen Befehl Ludwigs II. eingestellt werden mußte.

Hier wirft Wagner den von Max II. „begünstigten Literaturpoeten" den Fehdehandschuh hin. Ausdrücke wie „Impotenz der deutschen Literatur", „verdorbene Studenten" usw. mußten die von idealem Geiste erfüllten Führer des „Krokodils", die keine direkte Veranlassung zu den Angriffen Wagners geboten hatten, tief erbittern. Sie selbst wären auch niemals gegen ihn zu Felde gezogen, ebensowenig wie der weitaus größere Teil der Einheimischen. Zwar spottet Herwegh:

„Ihres Hofbräuhorizontes
Grenzen überfliegst du keck,
Und du bist wie Lola Montez
Dieser Biedermänner Schreck."

Allein Wagners Vertreibung aus München war nicht ihr Werk. Wohl nannte der Meister später einmal im gerechten Unmut die bayerische Hauptstadt seine „Hölle"; doch der Aufenthalt daselbst verhalf seiner lang verkannten Kunst zum endgültigen Siege. Dies ist allerdings nicht das Verdienst der Münchener, sondern Ludwigs II., der sich rühmen konnte, diesen Genius der Welt gerettet zu haben.

Digitized by Google

Das „Kontinentalsystem" Napoleons

Ein Versuch, das Napoleonproblem zu lösen.

Von

Professor Hans Haefcke

Rätselhafter noch als der rasche Aufstieg des Advokatensohns von Korsika zum Beherrscher fast ganz Europas erschien den Zeitgenossen und den Späteren sein noch rascherer Sturz. Behalf sich die massive Frömmigkeit des Geschlechts der Befreiungskriege mit dem Zorne Gottes, der seine Zornrute zerbrach, da sie vergaß, daß sie nur ein Werkzeug war, und wähnte, der Meister selbst zu sein, so dachten die Söhne und Enkel, die die harte Faust des Imperators nicht mehr selbst zu spüren bekamen, nüchterner. War es sein Genie gewesen, das ihn von Erfolg zu Erfolg geführt hatte, so erschien es als eine Selbstverständlichkeit, daß der Umschwung ein Erlahmen seiner geistigen Kräfte voraussetzte. Indes meldete sich hier doch bald Widerspruch von dazu berufenster, nämlich militärischer Seite. In seinem Werke über den Krieg 1806/07 wies v. Lettow-Vorbeck nach, daß Napoleon bereits damals dieselben Fehler gemacht habe, die ihn später ins Verderben stürzen sollten. Auch weiß man ja, daß die Unentschlossenheit, auf die mit Vorliebe diejenigen hinweisen, die einen Unterschied zwischen dem Napoleon von 1813 und dem von früher machen, ihm bereits früher eigen war. Goethes Urteil, daß Napoleon in jeder Lebenslage sich gleich geblieben sei, stimmt eben nicht mit den Tatsachen überein. Im kritischsten Augenblick seines Staatsstreichs (1799) versagte er. Vor dem gefürchteten Ruf: „Hors la loi!" im Rate der Fünfhundert taumelte er bewußtlos gegen die Wand. Und nur der Geistesgegenwart Lucians verdankte er den glücklichen Ausgang des Unternehmens. Unentschlossen war er dann, als er am 14. Juni vormittags von Melas besiegt worden war. Lediglich Desaix' Entschiedenheit bestimmte ihn, die Schlacht zu erneuern. Diese Beispiele ließen sich vermehren. Sie zeigen aber zugleich, wie unzureichend die Erklärung seines Aufstiegs mit seinem Genie ist. Man muß doch auch die Menschen und die Verhältnisse in Betracht ziehen, die er zu meistern hatte. Und da ist vielleicht eine Tatsache bislang nicht genug gewürdigt worden. Es ist doch in hohem Grade auffällig, daß das nationalstolze Volk der Franzosen einen Ausländer zu seinem Abgott erkor, einen Ausländer, der sein Empfinden in zwei Punkten verletzte, wo er beständig in Gefahr war, der gerade in Frankreich so verhängnisvollen Lächerlichkeit anheimzufallen. Ging doch seine Formlosigkeit so weit, daß er, über die festgesetzten Zeremonien sich hinwegsetzend, auf den Wagen stürzte, in dem die ihm als Gemahlin ausgelieferte Marie Luise saß, diese umhalste und küßte — inmitten seiner Großwürdenträger. Und ebensowenig wie die Formen beherrschte er die französische Sprache. Es muß diese Tatsache heute um so mehr betont werden, als ein deutscher Verehrer

Digitized by Google

Napoleons vor nicht langer Zeit ſeinen Helden als den größten Proſaſchriftſteller aller Zeiten und Völker gefeiert hat. Taine führt viele Beiſpiele für Napoleons ſchlechtes Franzöſiſch an. Häufig hörte er Wörter, die man zum erſtenmal in ſeiner Gegenwart gebrauchte, verkehrt und gab ſie dann beſtändig falſch wieder. So ſagte er für „armistice" — „amnistice", für „session" — „section", für „point culminant" — „point fulminant" uſw. Zudem warfen ihm die Franzoſen mangelndes Verſtändnis für die Bedeutung von Redewendungen und mangelndes Gefühl für die Richtigkeit ſprachlicher Bilder vor. Schon einer ſeiner Lehrer ſprach von der „fehlerhaften und bizarren Größe" ſeiner Vergleiche und Ausführungen. Und Frau v. Rémuſat urteilt: „Es war, als ob er ſich Gewalt antun müſſe, um ſeinen Gedanken zum Ausdruck zu verhelfen". Zu dieſen Mängeln, von denen der zweite ſeit der Umgeſtaltung von Conrarts literariſcher Geſellſchaft in die Académie française durch Richelieu und der damit einſetzenden Pflege der Sprache, der erſte wohl ſchon früher in Frankreich ſchwer gewogen hat, kam eine völlige Nichtachtung der Errungenſchaften der Revolution bis zu einem Verfahren, das Fournier geradezu als eine Wiederherſtellung der Kabinettsjuſtiz, der „lettres de cachet", bezeichnet. Ohne richterliches Verfahren, auf Kabinettsbefehl erfolgten ſo oft Verhaftungen — u. a. wegen Äußerungen in Familienbriefen! —, daß die Staatsgefängniſſe 1811 bereits an 2500 Opfer dieſer „Rechtspflege" bargen. Von Freiheit der Preſſe war überhaupt nicht mehr die Rede, wie auch das Theater einer ſtrengen Zenſur unterlag. Übrigens auch die Wiſſenſchaft! Denn die zur Schau getragene Auszeichnung von Gelehrten und Künſtlern durch Penſionen, Dekorationen und Standeserhöhungen löſcht nicht die Tatſache aus, daß Napoleon Chateaubriands Antrittsrede, die dieſer bei der geplanten Aufnahme in die Akademie halten wollte, „verbeſſerte" (worauf ſie freilich nicht gehalten wurde), ſowie auch die andere nicht, daß er das Erſcheinen von Léon Says Lehrbuch der politiſchen Ökonomie in zweiter Auflage verhinderte, da der Verfaſſer freihändleriſchen Grundſätzen huldigte.

Indes für die Wiederherſtellung der Ordnung und der Ruhe, für die Sicherſtellung des Ertrages der Arbeit, für die unerhörte Machtſtellung ſeines Staates nahm das durch die Schrecken der Revolution jahrelang gepeinigte Volk ſchließlich das in Kauf, was das nationale Empfinden keiner, was der Freiheitsſtolz dieſer Generation nie verziehen hätte. Als die Umſtände, die ihn zu dem Abgott erhoben hatten, dem alles nachgeſehen wurde, aufhörten, iſt Napoleon ja auch beinahe dem nun ungehemmt aufflammenden Haſſe des Volkes auf der Fahrt nach Elba zum Opfer gefallen.

Ebenſowenig wie die Schwierigkeiten, die Napoleon innerhalb Frankreichs zu überwinden hatte, ſind — allgemein wenigſtens — bei der Würdigung ſeines Aufſtiegs die Förderungen in Anrechnung gebracht worden, die ihm aus der Epidemie der Charakterloſigkeit und der Beſchränktheit erwuchſen, die in den „führenden" Kreiſen des damaligen europäiſchen Feſtlandes herrſchte. Erſt einer der neueſten Kritiker — es iſt Karl Leyſt — bringt dies Verhältnis

Digitized by Google

zwischen den Fürsten, Staatsmännern und Generalen des Kontinents und Napoleon auf die drastische Formel: „Unter Blinden ist der Einäugige König." Im großen und ganzen aber ist der Strom der kollektivistischen Auffassung, der rücksichtslos das Monument eines Richelieu, eines Cromwell, eines Pitt, eines Luther, eines Bismarck unternagt, achtungsvoll vor dem Götterbild Napoleons ausgewichen. Wie hypnotisiert starrt man auf den Mann, in seinem Wesen allein des Rätsels Lösung suchend. Und wie wenig selbst die freimachende Wissenschaft die aus dieser Hypnose erwachsende Befangenheit zu lösen vermag, erhellt wohl am deutlichsten aus einer Äußerung von seltsamer Schüchternheit. Da heißt es in einem in erster Linie für wissenschaftliche Kreise bestimmten Buch bei einer Erörterung des Bruchs des Friedens zu Amiens: „Er (Napoleon) ist in diesem Punkte — man darf vor einer Kritik der Politik des großen Mannes nicht zurückschrecken — zu sehr der Nachfolger der Revolution geblieben." (Wahl: Geschichte des europäischen Staatensystems von 1789 bis 1815.) Wo und wann hat wohl ein deutscher Gelehrter seine Kritik eines großen Deutschen mit einer gleich devoten Verbeugung begleitet?

Und doch ist der Ausgang des Kampfes, auf den Napoleon je länger desto mehr alle ihm zu Gebote stehenden Kräfte zusammenfaßte, des Wirtschaftskrieges gegen England, gar nicht zu verstehen, wenn man die Völker des Kontinents außer Betracht läßt — wohlverstanden: nicht ihre Fürsten und Staatsmänner, nicht ihre Dichter und Denker, sondern die Völker selbst mit ihren Bedürfnissen, mit ihrem Selbsterhaltungstrieb.

Für die richtige Wertung des Staatsmannes Napoleon ist es ja nicht ohne Belang, daß nicht nur der Gedanke dieses Wirtschaftskrieges, sondern auch seine Verwirklichung bereits der vornapoleonischen Zeit angehören. Denn bereits am 1. März 1793 hatte der Nationalkonvent die Einfuhr aller Waren aus England und den Ländern der Koalition verboten. Dieser ersten Maßregel, die übrigens nur eine Antwort auf die englische Blockade war, folgten dann noch zur Zeit der Republik mehrere andere. Hier ist vor allem das Schiffahrtsgesetz zu nennen, das der Konvent am 21. November 1793 erließ — eine etwas gemilderte Abschrift des Schiffahrtsgesetzes Cromwells. Selbst die „Réunion" der deutschen Nordseeküste ist bereits von dem Direktorium geplant worden, wie denn Sieyès, dies Gebiet als den „für Frankreich wichtigsten Teil des Erdballs" bezeichnet hatte. Der Gedanke des Wirtschaftskrieges ist also nicht Napoleons Eigentum, ebensowenig der Beginn seiner Verwirklichung. Aber seine kriegerischen Erfolge ermöglichten es ihm, den Kampf in einem Umfange aufzunehmen, den die republikanische Regierung bereits als notwendig erkannt hatte. Und wenn er die durch seine Siege geschaffene Möglichkeit ausnutzte, wenn er seine von Jahr zu Jahr steigende Macht beharrlich in den Dienst des Gedankens stellte, England wirtschaftlich niederzuringen, so wäre das gewiß eine staatsmännische Leistung. Freilich handelte er unter dem Zwang einer unausweichlichen Notwendigkeit. Denn seit der Vernichtung der französischen Flotte bei Trafalgar war England nur noch durch den Wirtschaftskrieg zu bezwingen.

Digitized by Google

Es kam nun aber für den Erfolg dieses Kampfes nicht nur auf eine möglichst große Ausdehnung des Gebiets an, von dem der englische Handel ausgeschlossen ward, sondern auch noch auf etwas anderes. Man mußte der Not steuern, die den festländischen Völkern aus dem Aufhören des Verkehrs mit England erwuchs. Sie bestand in dem Ausbleiben englischer Industrie- und kolonialer Rohwaren, in dem Aufhören des Zwischenhandels, von dem Holland und die Hansastädte lebten, sowie in der Unmöglichkeit, die eigenen Erzeugnisse über See abzusetzen. Daß Frankreich sich in einer solchen Notlage befand, hat Napoleon erkannt und entsprechend gehandelt. Er förderte die französische Industrie durch reiche Aufträge, durch Ausschreiben von Preisen auf neue technische Verfahren, durch Vorschüsse und Darlehen, durch Beeinflussung der Mode — so schrieb er für die Hoftracht Seide vor und brachte für die immer knapper werdende Baumwolle Hanf- und Leinenstoffe in Aufnahme — endlich durch Ausstellungen. Durch diese Maßregeln — freilich auch durch andere, die jedoch in einem anderen Zusammenhang behandelt werden — bewirkte er, daß die französische Industrie, die im Jahre 1788 Werte im Betrage von $^3/_4$ Milliarden Mark erzeugt hatte, ihre Leistungen im Jahre 1812 auf $1^1/_2$ Milliarden steigerte. Auch die französische Landwirtschaft förderte er, indem er sie veranlaßte, die Kolonialwaren durch heimische Erzeugnisse zu ersetzen. So ermunterte er zu dem durch das ehemalige Tabakmonopol verbotenen Anbau inländischen Tabaks, zum Anbau der Runkelrübe, der Zichorie usw.

Aber auch die anderen Länder litten unter der Sperre. So war für Holland, das bisher den Zwischenhandel zwischen England und dem Festlande betrieben hatte, die Verarmung unvermeidlich. Und Napoleon erkannte das. „Holland," schrieb er schon im März 1808 an seinen Bruder Ludwig, „wird seinem Ruin nicht entgehen können." Da wird man wohl annehmen dürfen, daß er für gleiche oder ähnliche Wirkungen der Sperre auf die anderen Länder nicht blind gewesen ist. Für Rußland und Norddeutschland bestanden sie vornehmlich darin, daß sie nicht mehr die zur Bekleidung nötigen Stoffe erhielten, andererseits nicht mehr ihr überschüssiges Getreide absetzen konnten, da ihnen ihr altes Absatzgebiet England verschlossen war. Hatte er denn da das Recht, ja, war es — um von der sittlichen Pflicht, die ihm aus dieser Lage erwuchs, ganz abzusehen — politisch klug gehandelt, der Not der zum Anschluß an die Sperre gezwungenen Völker mit verschränkten Armen zuzuschauen? Wahrlich nicht! Es war vielmehr sittliche Pflicht und politische Notwendigkeit, hier einzugreifen. Und dazu wäre Napoleon in der Lage gewesen. Er mußte und konnte die durch die Sperrlinie äußerlich zusammengehaltenen Länder auch zu einem innerlich zusammengefügten Ganzen organisieren. Dazu bedurfte es der Beseitigung aller Verkehrs- und Handelshemmnisse, wie sie sich in Gestalt von Ein-, Aus- und Durchfuhrzöllen und -verboten, in Meistbegünstigungsverträgen zwischen den einzelnen Staaten oft unübersteiglich erhoben. Innerhalb des so einheitlich gestalteten Wirtschaftskörpers konnten sich dann seine Glieder durch eine Reihe von Jahren gegenseitig mit ihren Überschüssen aushelfen. Die Not

Digitized by Google

wäre zwar nicht ganz beseitigt, aber doch wesentlich gemildert worden, und es hätte nicht des die Moral untergrabenden Schmuggels als entschuldbarer Notwehr bedurft. Vielmehr hätte eine solche Tat sicherer als alle Reden und Verheißungen, von denen obendrein, wie zu zeigen sein wird, nichts zu halten war, die von der gleichen Not, nunmehr aber auch durch die gegenseitige Hilfe zusammengeschmiedeten Völker mit Gemeinschaftsbewußtsein erfüllt, d. h. mit einer sittlichen Idee, die den Kontinent aus einem beständig an seinen Ketten zerrenden Sklaven zu einem begeisterten Bundesgenossen Napoleons gemacht hätte, zu dem haßbeseelten Feinde Englands, dessen er in seinem Riesenkampf bedurfte. Denn die Organisation der Festlandsstaaten zu einem Kontinentalsystem hätte jedermann überzeugt, daß es Napoleon mit seiner Absicht, Europa, die Menschheit von England zu befreien, die Freiheit der Meere herzustellen, wovon er schon bei seinem ägyptischen Unternehmen geredet hatte, wirklich ernst war.

Da aber Napoleon seiner negativen Maßregel der Sperre nicht durch eine solche Schöpfung die unentbehrliche positive Ergänzung gegeben hat, so kann man auch nicht von einem Kontinentalsystem, einem Wirtschaftsbunde Napoleons sprechen. Im Lichte der geschichtlichen Tatsachen sind vielmehr beide Bezeichnungen wahrheitswidrige Schlagworte.

Lauter aber noch und deutlicher als diese Unterlassung und jenes zynische Wort von Hollands unvermeidlichem Ruin zeugt gegen Napoleon und seine namentlich auf St. Helena im Tone des Märtyrers vorgetragenen Befreiungspläne die Wirtschaftspolitik, die er innerhalb des Sperrgebiets wirklich betrieben hat. Nicht zufrieden mit den vorhin gezeichneten Maßregeln zur Förderung des französischen Wirtschaftslebens, umgab er Frankreich auch noch mit einem unübersteiglichen Wall von Schutzzöllen und Einfuhrverboten, um von der heimischen Industrie und Landwirtschaft jede Konkurrenz im Inlande fernzuhalten. Ja, er erzwang für die französischen Erzeugnisse Einfuhrmonopole und Vorzugszölle in anderen Ländern. So kam es schließlich durch seine immer neuen nichtfranzösische Waren ausschließenden Einfuhrverbote in Italien dahin, daß man hier Samt-, Seiden-, Musselin-, Baumwoll- und Wollwaren nur noch aus Frankreich beziehen konnte. Andererseits wurde die Ausfuhr der italienischen Rohseide nach allen Ländern außer Frankreich mit einem so hohen Ausfuhrzoll belastet, daß der ganze Ertrag der italienischen Seidenraupenzucht der französischen Seidenindustrie zugute kam. Überall erfreute sich Frankreich einer unerhörten Bevorzugung im internationalen Warenaustausch, während der Verkehr der fremden Länder untereinander erschwert, vielfach geradezu unmöglich gemacht wurde. Ja, innerhalb ein und desselben Staates richtete Napoleon neue Schranken auf. So verbot er die Ausfuhr von Baumwollwaren aus Westpreußen nach anderen Teilen des Königreichs.

Napoleons wirkliche Absicht liegt hiernach klar zutage. Sie ging trotz aller bald mit Pathos, bald im Tone des verkannten Biedermanns vorgetragenen Phrasen nicht auf Befreiung der Völker, sondern auf Ersetzung der englischen

Digitized by Google

durch die französische Handelsherrschaft, wie er denn auch am 23. August 1810 an Eugen Beauharnais geschrieben hat: „Mein Grundsatz ist: Frankreich vor allem! Sie dürfen nicht außer acht lassen, daß, wenn der englische Handel das Meer beherrscht, dies deshalb der Fall ist, weil die Engländer zur See am mächtigsten sind. Es ist daher nur in der Ordnung, daß der Handel Frankreichs, des mächtigsten Staates zu Lande, ebenso auf dem Kontinent triumphiert."

Und zu dem Ende steigerte er die seiner angeblich höchsten Absicht ohnehin schon gefährliche wirtschaftliche Zerklüftung des Festlandes durch Gewaltmaßregeln noch mehr — in einem Augenblick, wo von seiner einheitlichen Zusammenfassung für das Gelingen der Sperre alles abhing! Man wird es ja — namentlich in dem „objektiven" Deutschland — verstehen, daß Napoleon als französischer Herrscher nur französische Interessen verfolgte. War aber die Wahrnehmung dieser Interessen unter diesen Umständen nicht zu teuer erkauft? Mindestens mußte vorerst England niedergerungen werden. Dann war es noch immer Zeit, die „befreite" Menschheit mit einem neuen Herrn zu beglücken. Napoleon machte also den schlimmsten Fehler, den ein Staatsmann überhaupt machen kann: er tat den zweiten Schritt vor dem ersten. Es fehlte ihm eben die für einen Staatsmann so wichtige Geduld.

Er hat freilich in jenem Briefe an Eugen Beauharnais sich — wohl auch vor sich selbst — zu rechtfertigen gesucht. „Verlöre ich einmal eine große Schlacht, so würden aus dem alten Frankreich eine, zwei Millionen Menschen unter meine Fahnen eilen — und alle Börsen mir offen stehen." Aber dieser Rechtfertigungsversuch zeigt doch nur, daß ihm das rechte Augenmaß fehlte. Denn abgesehen davon, daß diese Zahlen viel zu hoch gegriffen sind — man weiß, wie schwer es ihm die „Refraktäre" und „Deserteure" gemacht haben, nach dem Zusammenbruch in Rußland 430 000 Franzosen auszuheben — in dem Kampfe gegen England war Frankreich eine viel zu schmale Operationsbasis. Da mußte Napoleon den ganzen Kontinent hinter sich haben. Obendrein hätte er, falls er dessen öffentliche Meinung für sich gewann, falls es ihm glückte, durch die Idee der wirtschaftlichen Zusammengehörigkeit Europa zu vereinigen und an sich zu fesseln, nicht weitere kontinentale Kriege zu befürchten gehabt, in denen er allein auf Frankreich angewiesen gewesen wäre.

Aber auch rein wirtschaftspolitisch betrachtet erweist sich die Art, wie Napoleon das französische Wirtschaftsleben hob, als eine Handlung, die seinem oft gerühmten, alles umfassenden Weitblick ein mäßiges Zeugnis ausstellt. Denn auch der leistungsfähigste Großindustrielle bedarf der Kunden. Wo aber gab es schließlich noch Käufer der französischen Erzeugnisse, wenn den anderen Völkern die Erwerbsmöglichkeit immer mehr beschnitten, ja ganz genommen wurde? So ist denn auch die französische Ausfuhr nach Deutschland nach anfänglichem Steigen im Jahre 1811 auf 83 Millionen Mark zurückgegangen von 115 Millionen im Jahre 1810. Aber Napoleon war für diese Zusammenhänge so blind, daß er die Verarmung derer, auf deren Kundschaft Frankreich angewiesen war, noch durch Kontributionen, Beschlagnahmungen, kurz Plünde-

Digitized by Google

rungen aller Art beschleunigte. Aus dem damals kleinen und nichts weniger als reichen Preußen hat er in den Jahren nach dem Tilsiter Frieden nach seiner eigenen Erklärung eine Milliarde gesogen. Aus den Gütern der deutschen Mediatisierten „erwarb" er 250 Millionen, aus der Plünderung spanischer Adelsfamilien 300 Millionen, wie sich aus seinen im Jahre 1897 veröffentlichten Briefen ergibt, die sein Neffe der Öffentlichkeit vorenthalten hatte. Unter den Griffen Napoleons verschwanden die Gelder aus den Banken, aus den Stiftungen, aus den Witwen- und Waisenkassen. Mit welcher Skrupellosigkeit er die Völker von ihrem Hab und Gut befreite, zeigt besonders deutlich folgender Fall. Der Artikel 25 des Tilsiter Friedens hatte die in dem neuen Herzogtum Warschau angelegten Kapitalien der Preußischen Bank, der allgemeinen Witwenkasse, anderer Wohltätigkeitskassen und Privater sichergestellt. Gleichwohl beschlagnahmte Napoleon bald darauf alle diese Gelder im Werte von 30 Millionen Talern. Wir wollen hier nicht sentimental werden und auf die Not hinweisen, in die so Tausende der Ärmsten der Armen gerieten. Das wäre vielleicht kleinlich gegenüber einem Manne, der sich das „Hochziel" der Befreiung der Menschheit gesteckt hatte. Wohl aber dürfen wir fragen: Wie dachte sich sein „alles umfassender Geist, dem nichts entging", die Abnahme französischer Waren durch die bis aufs Hemd ausgeplünderten Völker? „Ich habe," so hat er später auf St. Helena erklärt, „den Völkern gezeigt, wie sie ohne England auskommen können." Im Gegenteil! In den Ländern mußte durch solche Methoden der Gedanke erzeugt werden, daß sie vor seinem Befreiungsversuche gut versorgt gewesen seien durch England — dank Englands See- und Kolonialmacht.

Und solche Beschlagnahmungen, die aus immer neuen Anlässen, unter immer neuen Vorwänden den Völkern das Blut aus den Adern sogen, bildeten nur die willkürliche Ergänzung vertragsmäßig festgesetzter Kontributionen. Man könnte also zu dem Schluß kommen, Napoleon habe diese nach ihrer Festsetzung zu niedrig befunden, habe gemeint, die Leistungsfähigkeit der Völker sei doch größer; mithin habe er auch nicht erkannt, daß er die Kaufkraft der Kunden Frankreichs völlig vernichte. Aber wir hörten ja schon sein Wort über den unabwendbaren Ruin Hollands. Und kann man dies Wort vielleicht noch als eine Art Bankrotterklärung seiner selbst verstehen, als eine Erklärung nämlich, daß seine staatsmännischen Fähigkeiten nicht hinreichten, das Verhängnis abzuwenden, so klingt eine Äußerung Talleyrands um so eindeutiger. „Preußens Vernichtung," sagte dieser 1808 zu Metternich, „wird jetzt von Napoleon durch das System der Kriegssteuern bewirkt."

Dagegen war wohl die Einquartierung der Heere in fremden Ländern auf die Schonung Frankreichs berechnet. Aber wirken mußte sie dort auf die Dauer wie die Kontributionen und die Beschlagnahmungen. Statt der vertragsmäßigen 40 000 Mann mußte Preußen nach dem Tilsiter Frieden 157 000 verpflegen. Zugleich lagen in Hannover 30 000, in Holland 20 000 und in Neapel 15 000 Mann. Welche Kosten diese nichts weniger als blöden Gäste verursachten, erhellt aus folgenden Tatsachen. In Danzig beliefen sich die Kosten der Ein-

Digitized by Google

quartierung für einzelne wohlhabende Bürger auf 5000 Taler jährlich. Und in einem Rechnungsabſchluſſe der Stadt Breslau vom Dezember 1809 ſind für den Marſchall Mortier 38 086 Taler, für den General Suchet 13 849 Taler gebucht. Die Geſamtausgaben der Stadt nur für die Generale und die Stabsoffiziere betrug 354 307 Taler.

Und wiederum fragen wir: Woher ſollten die alſo ausgeſogenen Völker noch Geld nehmen, um von Frankreich zu kaufen, wo ihnen gleichzeitig die Möglichkeit, eigene Erzeugniſſe abzuſetzen, ja ſelbſt hervorzubringen, auf jede Weiſe beſchnitten wurde?

Gekrönt aber wurde dies „Syſtem" durch Falſchmünzerei und Banknotenfälſchung auf Koſten anderer Staaten. Daß der „große Mann" vor dieſem ſchändlichen Mittel, ſich — oder Frankreich — aus anderer Leute Taſchen zu bereichern, nicht zurückgeſcheut iſt, erfuhr alle Welt 1897 durch die Veröffentlichung ſeiner bis dahin verheimlichten Briefe. Es iſt ihm wohl nur in den Augen ſeiner ergebenſten Verehrer als mildernder Umſtand anzurechnen, daß dieſer Streich eines ſeiner Kriegsmittel gegen Öſterreich im Jahre 1809 war. Er ſelbſt hat denn auch dieſe Finanzoperation „eine politiſche Maßregel" genannt. Und Champagny mußte auf die Wiener Vorſtellungen 1810 erwidern: „Alle dieſe Zettel wurden ſeither, wie billig, verbrannt und vernichtet." Eine Lüge mehr! Was tut's? Drei Jahre ſpäter ſchreibt Napoleon an Eugen Beauharnais: „Sie werden ein Paket zugeſchickt bekommen, eine Million Wiener Papiergeld enthaltend. Machen Sie davon entſprechenden Gebrauch!" So hat er denn auch nach dem Tilſiter Frieden minderwertiges preußiſches Geld prägen laſſen, wie er dann 1812 wieder den Krieg mit Rubelfälſchungen begann. Daß England auch ſolche Geſchäfte machte, ſei ausdrücklich erwähnt, um den Verdacht fernzuhalten, als ob wir etwa das Recht in dem Kampfe vor hundert Jahren auf Englands Seite ſuchten. Wahrlich nicht! England betrieb den Völkern des Feſtlandes gegenüber eine nicht minder brutale Raubpolitik als Napoleon.

Nach alledem kann man in Napoleon nicht den großen Staatsmann ſehen, der unbeirrt ſeine kriegeriſchen Erfolge einzig in den Dienſt des Gedankens der Niederringung Englands geſtellt habe. Vielmehr je länger, deſto mehr verlor er dieſes nächſte Ziel über dem anderen aus dem Auge, Frankreich wie politiſch und militäriſch ſo auch wirtſchaftlich zum Herrn des europäiſchen Feſtlandes zu machen. Zu dieſer Behauptung berechtigt außer allem, was bereits angeführt worden iſt, namentlich noch der Tarif von Trianon (1810), der durch das Dekret von St. Cloud noch einen Nachtrag erhielt. Denn dieſer Tarif ſoll nicht mehr nur eine vorübergehende Kriegsmaßregel ſein, ſondern eine „mesure municipale", eine Maßregel der inneren Verwaltung oder, um einen modernen Ausdruck zu gebrauchen, der Protektion: Frankreich ſollte ein von außen völlig unabhängiger, ganz auf ſich geſtellter Wirtſchaftskörper ſein. Konnte Napoleon da wirklich noch erwarten, daß der europäiſche Kontinent ihm im Kampfe gegen England Gefolgſchaft leiſten werde?

Digitized by Google

Zugleich mit dem neuen Tarif ordnete Napoleon eine Nachverzollung sämtlicher im Sperrgebiet vorhandener Kolonialwaren an. Auf welche Erträge er dabei hoffte, zeigt seine Erwartung, aus der Nachverzollung allein in Leipzig über 30 Millionen Mark zu erzielen. Nachdem er dann aber diesen Fischzug gemacht hatte, ließ er durch ein Zirkularschreiben des Ministers des Innern vom 6. April 1811 verkünden: „daß der Verbrauch von Kolonialwaren möglichst aufhören müsse, indem sie durch einheimische (lies: französische!) ersetzt werden sollten." Und dieser Entwicklung half er dann nach durch das Edikt von Fontainebleau vom 19. Oktober 1811: die sämtlichen Waren englischer Herkunft sollten vernichtet werden. Das war doch keine Maßregel, die gegen England sich richtete. Denn dieses hatte die der Vernichtung geweihten Werte ja schon bezahlt erhalten. Der einzige Sinn, den diese Verordnung haben konnte, war vielmehr der: es sollte Platz geschaffen werden für die französischen Ersatzstoffe wie Runkelrüben, Zichorie, Flachs usw.

So offenbaren Napoleons Verfügungen in den Jahren 1810 und 1811, was nach seiner Absicht die positive Ergänzung der negativen Maßregel der Sperre sein sollte: die wirtschaftliche Verselbständigung Frankreichs und seine wirtschaftliche Herrschaft über den Kontinent.

Immerhin wäre auch dies noch ein politisches Ziel gewesen, wenngleich es staatsmännisch unklug war, es vor der Bezwingung Englands zu erstreben, gar zu offenbaren. Nun hat Napoleon aber das Fundament, worauf allein Frankreichs Handelsherrschaft sich gründen konnte, die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit der übrigen Festlandsstaaten, zerstört. Es kam ihm offenbar nur auf eine möglichst schnelle Bereicherung Frankreichs durch planmäßige, skrupellose Ausplünderung des europäischen Kontinents an.

Mithin sollte man nicht von einem Kontinentalsystem oder Wirtschaftsbunde, sondern von einem Raubsystem dieses Mannes sprechen.

Und in dieses System fügen sich auch seine Kriege weit logischer ein als in das Sperrsystem. Mit einer überlegenen Handbewegung weisen Napoleons Verehrer die Kennzeichnung seiner Kriege als Eroberungskriege zurück. Er war keine „Eroberungsbestie!" So schallt es entrüstet aus ihrem Lager. Zugestanden! Wohl aber dienten die Kriege zur Aufbesserung der Finanzen. Des Mittels der Anleihe bediente er sich zu diesem Zweck grundsätzlich nicht. Er bezeichnete ein solches Verfahren als „unmoralisch, weil künftige Geschlechter belastend". Aber dieser Grund klingt aus seinem Munde so überraschend sittlich, daß man gut tut, sich nach einem anderen Grunde umzusehen. Da nun seine 1897 veröffentlichten Briefe zeigen, daß er in Börsensachen ein vollendeter Fachmann war, so können wir wohl den wahren Grund seiner Abneigung gegen Anleihen in der Besorgnis erblicken, daß eine solche der Börse auf seine Finanzwirtschaft einen starken Einfluß einräumte. Da war es denn schon richtiger, eigenhändig an irgendeinem Staat einen tüchtigen Aderlaß vorzunehmen. So sagte Romanzow 1809 zu Metternich: „Napoleon braucht Geld. Er macht

Digitized by Google

kein Hehl daraus, er wünscht Krieg, um es sich zu verschaffen." Auch bezeugt die große Banknotenfälschung, mit der er diesen Krieg einleitete, den Geschäftscharakter dieses Feldzuges. Zum Überfluß sei erwähnt, daß der Gewinn aus diesem „Unternehmen" für Napoleons „außerordentliche Domäne" nach Thiers 150 Millionen Franken betrug. Aber auch Napoleons eigenes Zeugnis haben wir für diese Abzweckung seiner Kriege. Als der Minister Mollien ihm von dem Kriege mit Rußland abriet, weil die Finanzen Frankreichs der Ruhe bedürften, entgegnete er: „Im Gegenteil! Sie geraten in Verwirrung und bedürfen deshalb des Krieges." Zwar machte er hier die Rechnung ohne den Wirt. Aber aus Molliens „Erinnerungen" wissen wir, daß Anordnungen zur Ausbeutung Rußlands getroffen worden sind. So wollte er große Salzlager um 20 Millionen Franken verkaufen, und der Flottenminister sollte seinen Bedarf an Schiffsmaterial aus den russischen Wäldern decken. Auch umfangreiche Kontributionen während des Feldzugs faßte Napoleon ins Auge.

Man sieht, was die Behauptung mancher Verehrer Napoleons wert ist, er habe seufzend zum Schwert gegriffen gegen die Festlandsstaaten, weil sie ihn doch immer nur von seinem Hauptfeinde abgelenkt hätten. Die Ablenkung von seinem Plan, in England zu landen, durch die Koalition im Jahre 1805 ist ihm sogar sehr willkommen gewesen. Er hat zwar selbst erklärt, daß ihn wegen des Verzichts auf seinen Landungsplan Schmerz, mit heftigen Zornausbrüchen untermischt, beseelt habe. In Wirklichkeit aber hatte sich die Lage trotz der mit Eifer im Lager von Boulogne betriebenen Vorbereitungen so gestaltet, daß sich der unmittelbare Angriff auf England als ein zu gewagtes Unternehmen herausstellte. Seine freiwillige Aufgabe nach zweijährigen Arbeiten aber hätte sein Ansehen doch sehr erschüttert. So war ihm die Koalition ein innerlich freudig begrüßter Anlaß, sich von England abzuwenden. Und auch in diesem Falle mischten sich in seine Absichten solche geschäftlicher Art. Wenigstens erzählt Mollien, daß Napoleon ihm bei seinem Aufbruch in den Krieg gesagt hat: „Die Finanzen sind schlecht: die Bank ist in Verlegenheit. Hier kann ich diese Angelegenheiten nicht in Ordnung bringen."

Jetzt, nach Sammlung dieses immerhin reichen Materials, sind wir in der Lage, einmal grundsätzlich Stellung zu nehmen zu der gerade in Deutschland noch immer vielfach beliebten Verwertung von Napoleons Offenbarungen auf St. Helena. Noch, trotz allem, was er den von ihm besiegten Völkern geboten hatte, hatte er die Stirn, dort zu Montholon zu sagen: „Der Einfall in England war möglich und hätte, einmal geschehen, unfehlbar die Einnahme Londons zur Folge gehabt. Dann hätte sich in London eine sehr mächtige Partei gegen die normannischen Lords erhoben. Ich wäre nicht als Eroberer, sondern als Befreier erschienen. Wir hätten uns den Engländern nicht als Sieger gezeigt, sondern als Brüder mit der Aufgabe, ihnen die Freiheit wiederzugeben. Ich hätte ihnen gesagt: ‚Sammelt euch! Arbeitet an eurer Wiedererneuerung!' Nach einigen Monaten wären die beiden so erbittert verfeindeten Völker zwei Volksgemeinschaften geworden mit gleichen Grundsätzen, Anschauungen und

Digitized by Google

Interessen. Und ich wäre zurückgekehrt, um unter der republikanischen Fahne die Wiedererneuerung Europas vom Süden bis zum Norden zu vollenden."

Die Gegenüberstellung dieser Worte und seiner Taten genügt wohl. Jedes Wort der Kritik würde den Eindruck, den sie auf einen selbständig denkenden Menschen machen muß, nur abschwächen.

Uns steigen angesichts dieser Selbstanpreisung als Heiland Europas einschließlich des mit ohnmächtigem Grimm gehaßten Englands sogar Zweifel auf, ob ihm ernstlich auch nur Frankreich vor allem ging, wie er doch Eugen Beauharnais schrieb.

In der Tat blühte ja das bis in die Revolution von einem Staatsbankrott in den anderen taumelnde Frankreich dank der Wirtschaftspolitik Napoleons und dank seinen Raubkriegen unerhört und — dauernd auf. Öffentliche Prachtbauten aller Art, Staatsgebäude, Schlösser, Brücken, Triumphbogen, Denkmäler, Schulen, Kunst- und wissenschaftliche Anstalten erhoben Paris zur ersten Weltstadt in einer Zeit, wo Not und Elend in den anderen Hauptstädten Europas an die Türen selbst der Wohlhabenden pochten. Daneben blühten Städte wie Toulon, Rochefort, Brest durch Hafen- und Werftanlagen, durch Kasernen, Festungen und Kanalbauten auf, während ringsum die alten Handelsemporien des europäischen Festlandes verfielen. Aber es war eine künstliche Blüte von letzten Endes unsittlichem Ursprunge. Denn sie war gezeitigt durch die Ausplünderung der anderen Völker. Damit hat Napoleon dem französischen Geist ein bis in die Gegenwart wirkendes Gift eingespritzt. Denn während in dem durch eigene Arbeit emporgekommenen Deutschland sich auch die kleinen Städte von Jahr zu Jahr verschönerten und immer neue Anlagen zur Förderung der Volkswohlfahrt schufen, hörte die Weiterentwicklung mit Ausnahme des noch einmal von Napoleon III. geförderten Paris auf, weil sich keine Gelegenheit wieder bot, sich fremde Arbeit nutzbar zu machen. Jetzt soll das so lange Zeit Versäumte nachgeholt werden, wie denn französische „Arbeiter" die Nachricht von dem deutschen Zusammenbruch mit dem Jubelruf begrüßt haben: „Jetzt brauchen wir nicht mehr zu arbeiten, jetzt müssen die Deutschen für uns arbeiten!"

Daß aber der Wohlstand Frankreichs seit seiner Begründung durch Napoleon unerschüttert alle von außen hereinbrechenden Katastrophen überdauert hat, erklärt sich dadurch, daß es niemals, weder 1814 noch 1815 noch auch 1871, seine Niederlagen so furchtbar hat bezahlen müssen wie die von Napoleon niedergeworfenen Völker, daß es vielmehr vor hundert Jahren den Ertrag einer fast fünfundzwanzigjährigen Raubpolitik fast ungeschmälert hat behalten dürfen.

Wenngleich nun aber Napoleon der Begründer des französischen Wohlstandes ist, so ist doch auch dieser nicht sein höchster Zweck, sondern auch wieder nur Mittel zu einem anderen Zweck gewesen. Die Handelsherrschaft Frankreichs auf dem Kontinent sollte, wie er an Eugen Beauharnais schrieb, ihm die Ergebenheit des französischen Volkes sichern. Und auch bei der Schaffung von Arbeitsgelegenheit hatte er sein persönliches Wohl im Auge. Als ein deutscher Fürst das so sehr verschönerte Paris bewunderte, sagte er: „Wissen Sie denn

Digitized by Google

nicht, mein Herr Vetter, daß der Pöbel keine Verſchwörungen macht, wenn er arbeitet?“ So hat er denn auch bei der Ausplünderung des Kontinents nicht ſich ſelbſt vergeſſen.

Es war bereits von ſeiner „außerordentlichen Domäne“ die Rede. Es war das jene Kaſſe, die ihm durch einen Senatsbeſchluß vom 30. Januar 1810, unabhängig vom Haushalt des Staates und frei von jeder Kontrolle, bewilligt worden war. Indes hatte durch dieſen Senatsbeſchluß das Kind, das Napoleon bereits früher ins Leben gerufen hatte, nur einen neuen Namen bekommen, ſowie ein Legitimationspapier. Es war der „Kriegsſchatz“, den er aus ſeinen „Einnahmen“ aus dem dritten Koalitionskriege gegründet hatte. Ihm führte er alsbald den Goldſtrom zu, der den Mediatiſierungen in Deutſchland, den Beſchlagnahmungen adliger Güter in Spanien und anderen Finanzoperationen entquoll. Welch liebevolle Aufmerkſamkeit Napoleon ſeiner „außerordentlichen Domäne“ zuwandte, geht daraus hervor, daß ihr bis zum Anfang des Jahres 1810 nach Rupelle bereits zwei Milliarden zugefloſſen ſind. Und ſie, d. h. alſo ſein eigenes, perſönliches Intereſſe, ſcheint ihm denn doch noch vor Frankreich geſtanden zu haben. Das erhellt einmal aus einem Vergleich des Standes der Staatskaſſen mit dem der ſeinigen. Zwar ſollten aus dieſer „die Auslagen für die Armee, für Belohnungen von Militär- und Zivilperſonen, für Errichtung von Denkmälern, Schaffung öffentlicher Bauten und Arbeiten, Ermunterung der Künſte und Mehrung des Glanzes des Kaiſertums“ beſtritten werden — wenn auch nur „teilweiſe“ (wie vorſichtig!). Aber zu all dieſen Zwecken muß die „außerordentliche Domäne“ doch nur ſehr „teilweiſe“ benutzt worden ſein. Denn dieſe hatte im Jahre 1811 nach Mollien einen Beſtand von 400 Millionen Franken, während den Einnahmen des Staates im Betrage von 900 Millionen damals Ausgaben in der Höhe von 954 Millionen gegenüberſtanden. In noch grelleres Licht aber wird Napoleons Fürſorge für ſein Privatvermögen, zugleich aber auch der Geſchäfts-, um nicht zu ſagen der Krämergeiſt, mit dem er ſelbſt die Sperre gegen England behandelte, durch eine Maßregel geſtellt, die ihn kurz vor dem Ziel um den erſehnten Erfolg brachte. Wie hypnotiſiert auf den von Jahr zu Jahr erhofften wirtſchaftlichen Zuſammenbruch des Inſelreichs ſtarrend, hatte er kein Auge für das Hungergeſpenſt, das, aus der Sperre ſich löſend, ſeine knöcherne Fauſt nach Albion ausreckte. Dreimal, 1800—1801, 1809 und 1811—1812, ſtand England vor der Aushungerung. Das letztemal war hier der Getreidebedarf nur zu 40 vom Hundert gedeckt. John Holland Roſe urteilt, daß eine ſtrenge Unterbindung der Getreideausfuhr nach England während des Winters 1810/11 ſein Vaterland auf die Knie gezwungen hätte. Daß menſchliche Erwägungen Napoleon von einer ſolchen Auswirkung der Sperre haben abſehen laſſen, kann man um ſo weniger annehmen, als man engliſcherſeits bereits im Jahre 1793 in Kopenhagen ganz offen erklärt hatte, Frankreich müſſe durch Hungersnot bezwungen werden. So ſah er denn in dem Getreidemangel des Inſelreiches wiederum nur eine günſtige Gelegenheit, Geld zu machen oder, um die Sache etwas anders, in ſeinem Sinne zu bezeichnen,

Digitized by Google

durch Verkauf von Getreide an die hungernden Engländer gegen Wucherpreise den Feind noch weiter wirtschaftlich zu schwächen und so seinen wirtschaftlichen Zusammenbruch herbeizuführen. So gestattete er denn die Ausfuhr von Getreide. Freilich mußten die mit Erlaubnisscheinen ausgestatteten Schiffe auch französische Fabrikate ausführen, wie es ihnen andererseits gestattet war, gewisse Waren in beschränkter Menge aus England einzuführen. Trotz aller Beschränkungen und obwohl die „Lizenzen" im allgemeinen nur französischen Schiffen erteilt wurden, bedeutete dies Verfahren doch eine Lockerung der Sperre — und zwar gerade in dem damals für England wichtigsten Punkte. Napoleon ist in Englands größter Not sein Retter geworden. Da nun die sehr hohen Gebühren für die „Lizenzen" in die „außerordentliche Domäne" flossen, so läßt sich das Rätsel, vor dem wir hier stehen, nur lösen, wenn man annimmt, daß Napoleon viel zu sehr auf die wirtschaftliche Schwächung Englands wie auf seine eigene Bereicherung bedacht war, daß das Gold seinen vielgerühmten klaren Blick blendete. Und wer seine im Jahre 1897 herausgegebenen Briefe liest, erkennt, welche Rolle das Geld in seinen Augen gespielt hat.[1]) Unter Kanonendonner denkt er an den Kurs der französischen Rente. Er weiß auch genau, wie er in die Höhe getrieben werden kann. Mit der Börse spielt er wie der gerissenste Börsianer — mit ihr und an ihr. Preußen will eine Anleihe begeben. Sofort sucht er einen Strohmann, der für ihn 10 Millionen zeichnen soll. Schmunzelnd berechnet er, daß er damit wohl 10 Prozent verdienen wird. Einmal erfährt er, daß eine von seinem Bruder Ludwig aufgenommene Anleihe für die Hälfte des Preises zu haben ist. Sogleich wird sein Pariser Vertrauensmann zu Rate gezogen: da müsse sich doch ein einträgliches Geschäft machen lassen. Freilich erwuchs ihm diese durch keinerlei Bedenken beim Erwerb gehemmte Hochschätzung des Geldes aus dem Zwange seiner Lage. Denn es ist keineswegs so, daß sich seine Herrschaft in erster Linie auf sein Feldherrntum gründete. Sie war in weit höherem Grade ein finanzielles Unternehmen.

Auf eine Würdigung des Feldherrn Napoleon genauer einzugehen, ist hier nicht der Ort. Es mag genügen, auf Autoritäten wie v. Lettow-Vorbeck, Th. v. Bernhardi und v. d. Goltz hinzuweisen, von denen der letztere in einer Studie über den Herbstfeldzug des Jahres 1813 Blüchers überlegenes Feldherrngenie nachgewiesen hat, während Bernhardi urteilt: „Er (Napoleon) war eigentlich nur da, wo ihm die Gunst der Umstände die unbedingteste Offensive gestattete, nur an der Spitze einer Übermacht ganz in seinem Element."

[1]) Im Anschluß an eine Klage über sein geringes Taschengeld, das gegen das seiner Kameraden nicht aufkam, schreibt der Brienner Kadett seinem Vater: „Ich ziehe vor, der Erste unter den Arbeitern einer Fabrik zu sein, als der mißachtete Künstler einer Akademie." — Von einem Durchschnittsjungen wird man zwar keine höhere Weisheit verlangen. Aber — die freilich nicht unangefochtene Echtheit des vom 5. April 1781 datierten Briefes vorausgesetzt — bei der sonstigen Selbständigkeit des jungen Bonaparte, die selbst Strafen der Vorgesetzten und der Haltung der Kameraden trotzte, ist die Anwendung von Cäsars bekanntem Wort auf Geldsachen doch wohl bezeichnend. Ich möchte den Brief gerade weil sich hier schon die Anschauung seiner späteren Lebenszeit offenbart, für echt halten.

Digitized by Google

Hier, wo es ſich um eine Prüfung der Begründung ſeiner Herrſchaft handelt, muß es genügen, einen kritiſchen Blick auf die „Wiege ſeines Ruhmes" zu werfen. Das iſt „bekanntlich" Italien wegen der Kette von Siegen, die er dort im erſten Koalitionskriege erfochten hat. Nun handelt es ſich hier aber in den meiſten Fällen um kleine Gefechte, deren ſiegreicher Ausgang überwiegend das Verdienſt eines oder mehrerer der tüchtigen Generale war, die ihm dort zur Verfügung ſtanden. Zu „glänzenden Siegen", obendrein Bonapartes, wurden ſie erſt durch eine geſchickte Reklame aufgebauſcht. So mußte der Maler Gros ein Gemälde herſtellen, auf dem Bonaparte mit der Fahne in der Hand ſeine Soldaten gegen die Brücke von Arcole führt. Es muß jedoch bemerkt werden, daß Bonaparte etwa 200 Meter vor der Brücke einem Krampfanfall erlag, von Muiron und ſeinem Bruder Ludwig unter den Brückenkopf getragen wurde und ſomit an dem entſcheidenden Teil des Gefechtes nicht teilgenommen hat.[1]) Die Beſchwichtigung nun der Generale, deren Siege Bonaparte ſich zuſchrieb, ſowie die Reklame, durch die Barras und Joſephine die Ereigniſſe in Italien in das „richtige" Licht ſetzten, koſteten viel Geld. Bonaparte brachte es durch Kontributionen in Italien auf, durch die er auch Barras' Vertrauen rechtfertigte, das weniger ſeiner militäriſchen Tüchtigkeit gegolten hatte, als er[2]) dem jungen General das italieniſche Kommando verſchaffte, als vielmehr ſeiner finanztechniſchen. Hatte doch früher bereits Joſeph in ſeinem Bruder einen tüchtigen Häuſerſpekulanten erblickt.

Mit den Millionen, die Bonaparte aus den italieniſchen Kontributionen nicht an das Direktorium abführte, wurde dann während ſeiner Abweſenheit in Ägypten von ſeinen Vertrauensleuten der Staatsſtreich vorbereitet. Seine Durchführung nicht nur, ſondern dann auch die Erhaltung der Anhänger verſchlang immer neue Millionen. Taine führt einige Beiſpiele an. Unter 4970 Perſonen wurden jährlich 32 1/2 Millionen verteilt. Cambacérès erhielt ein Vermögen mit einem Ertrag von 450 000 Franken, Maſſenas Dotation warf ſogar 683 000 ab, Neys 728 000, Davouſts 910 000, Berthiers 1 354 000.

Man ſieht, wie bitter nötig Napoleon Geld hatte, um ſich im Sattel zu halten, und man verſteht es, daß der Geſchäftsſtandpunkt für ihn der beherrſchende wurde. Gerade das aber wurde ſein Verhängnis. Denn bei der Durchführung der Sperre wirkte er, wie wir ſahen, lähmend bis zur Vereitelung ihres nahezu erreichten Zwecks.

---

[1]) Auf die Napoleonlegende des zweiten Koalitionskrieges einzugehen, erübrigt ſich in dieſem Zuſammenhange, da Bonaparte in ſeinen Gang bereits als Herrſcher eingriff. So ſei denn hier nur geſagt, daß der Umſchwung in der äußeren Lage Frankreichs bereits vor ſeinem Eingreifen dank der Abberufung Suworows eingetreten war, wie denn auch der Friede zu Lünnſtatt durch Moreaus Sieg bei Hohenlinden bewirkt wurde, nicht aber durch den ein halbes Jahr älteren Sieg bei Marengo, der übrigens ein ſolcher Defaix', nicht aber Bonapartes war.

[2]) Da Carnot und Larevellières berichten, daß jener die Übertragung des italieniſchen Kommandos an Bonaparte beantragt habe, ſo mag auf Napoleons eigene Äußerung hingewieſen werden, die dahin geht, daß er ſeine Beförderung Barras verdankte.

Digitized by Google

In der Verehrung des Geldes erreicht wohl die Selbstsucht ihren nicht mehr übersteigbaren Höhepunkt, und so konnte der doch wahrlich weder mit christlichen noch mit nationalen Vorurteilen belastete Schopenhauer in Napoleon das Gegenbild zu Christus sehen. Diese unbedingte, durch nichts ablenkbare Selbstsucht[1]) ist der Schlüssel zu dem Napoleonproblem. Sie erklärt seinen Aufstieg, sie erklärt seinen Sturz.

Nicht erst vor Toulon, sondern schon vorher hat mit einem Akte krassester Selbstsucht sein Aufstieg begonnen. Der brennende Ehrgeiz, der schon den Jüngling beseelte, hatte anfangs in einem starken Patriotismus, dem seine korsische Heimat über alles ging, was außerhalb ihrer lag, einen sittlichen Halt gehabt. Auch als französischer Offizier trägt er sich noch mit dem Gedanken, seine heimatliche Insel von Frankreich loszureißen. Er sucht sogar diesen Plan rechtlich zu begründen. Und noch ein Brief, den er im Juni 1789 an den vergötterten Nationalhelden Paoli schreibt, atmet fanatischen Haß gegen die französischen Unterdrücker seiner Heimat. Als dann die Revolution ausbricht, hofft er durch sie die eigene Unabhängigkeit wie die seines Vaterlandes zu gewinnen. Aber dann entzweit er sich durch seine Schuld mit Paoli. Und er, der noch kurz vorher Paoli in einem selbst diesem zu parteiischen offenen Brief gegen die Beschuldigung des Hochverrats — der Befreiung Korsikas — in Schutz genommen hat, trägt jetzt kein Bedenken, mit seinen Brüdern als Denunziant Paolis aufzutreten, ihn laut dessen zu zeihen, was er selbst ziemlich unverhohlen bis vor kurzem erstrebt hat. So hat Napoleon „das Ideal seiner Jugend mit Verleumdung und Beschimpfung vernichtet" und seine „Karriere" mit der Verleugnung seines Patriotismus bezahlt. „Mit ihm," sagt Fournier, „ist auch sein Ehrgeiz heimatlos geworden," d. h. sittlich entwurzelt. Und erst dadurch ist er im tiefsten Sinne des Wortes das geworden, als was er sich selbst wiederholt bezeichnet hat: der Erbe der Revolution.

Denn mögen auch sittliche Beweggründe beim Entstehen der Revolution mitgewirkt haben, letzten Endes war sie das Ergebnis einer höchst unsittlichen Betonung des eigenen Ich gegenüber dem Staate, dessen Rechte, ja dessen Existenzberechtigung der auf die Spitze getriebene Individualismus der Aufklärung bestritt. Aus dieser Auffassung des Verhältnisses zwischen Staat und Einzelperson die letzten Folgerungen zu ziehen, d. h. den Staat restlos seinem persönlichen Nutzen dienstbar zu machen, war am befähigtsten ein Mensch, der jeder inneren Beziehung zu der im Staate organisierten Volksgemeinschaft entbehrte. Das aber war bei Napoleon um so mehr der Fall, als er an dem eigenen Vaterlande zum Verräter geworden war. In dem Kampfe zwischen Licht und Finster-

[1]) Bezeichnend für seine Selbstsucht ist sein Verhalten beim Nahen einer Niederlage. Er eilte dann zu seinem Wagen, um, in die Ecke gedrückt, sich selbst vor allem in Sicherheit zu bringen, das Heer seinem eigenen Schicksal überlassend. Man vergleiche damit Blüchers Verhalten. Durch von ihm persönlich geführte Reiterangriffe deckt er den Rückzug, um dann während dieses hoch zu Roß sein Heer zu umkreisen, durch Scherze und munteren Zuruf den gesunkenen Mut wieder aufrichtend.

Digitized by Google

nis, den wir Weltgeschichte nennen, war ihm also von vornherein sein Platz angewiesen.

Wenn nach Schopenhauer das, was Napoleon vor allen Egoisten auszeichnet, bloß die größere Kraft war, dem selbstischen Willen zu genügen, sowie größerer Verstand, Vernunft, Mut, wozu der Zufall ihm noch einen günstigen Spielraum schenkte, so kann man dies Urteil nur unterschreiben. Jedoch muß man im Auge behalten, daß es in erster Linie moralische, nicht intellektuelle Kräfte waren, die ihn hoch brachten — „moralisch" natürlich als vox media —. Denn weder im eigenen Lande noch außerhalb desselben standen ihm sittliche Kräfte im Wege, da auch hier seit langem eine Auffassung sich breit gemacht hatte, die dem Staate nicht gab, was des Staates war. So herrschte überall eine Charakterlosigkeit, die Halbe und Schwächlinge in verantwortliche Stellungen gebracht hatte, wie denn auch im Heerwesen die Hofgenerale das große Wort führten. In dem Zusammenfallen dieses allgemeinen Zustandes mit dem Auftreten Bonapartes besteht der „Zufall" oder Napoleons „Glück".

Über die selbstische Ausnutzung Frankreichs verstand er die Franzosen durch Befriedigung ihrer materiellen und — um die Ruhmsucht so zu nennen — ideellen Bedürfnisse[1]) hinwegzutäuschen. Deshalb konnte es im eigenen Lande nicht zu einer siegreichen Gegenwirkung der sittlichen Kräfte kommen. Wohl aber mußte eine solche Gegenwirkung im Auslande eintreten. Denn hier brauchte er sich, wenigstens seiner Meinung nach, keinen Zwang aufzuerlegen. Ja, je rücksichtsloser er hier auftrat, desto mehr schien er dem Interesse Frankreichs zu dienen. In diesem Sinne ist ja auch sein Brief an Eugen Beauharnais geschrieben. Am stärksten und nachhaltigsten mußten die sittlichen Kräfte aber dort geweckt werden, wo man unter der Einwirkung der napoleonischen Politik die Bedeutung des Staates für das Volksganze wie für den Einzelnen am sinnfälligsten wahrnahm. Das war in Preußen der Fall. Denn die Preußen aufgezwungene pax Romana übertrifft an Grausamkeit und Unmenschlichkeit alle Friedensschlüsse der christlichen Ära bis zum Jahre 1918. Übertroffen wurde sie selbst jedoch wieder durch ihre brutale Ausführung, die auf restlose Ausplünderung eines vermeintlichen Leichnams hinauslief. Je mehr aber jedem einzelnen die Folgen des Verlustes der Macht des Staates am eigenen Leibe, im eigenen Hause, am eigenen Hab und Gut, an der eigenen Ehre wie an der von Weib und Kind zum Bewußtsein kam, desto mehr machte die Gleichgültigkeit, ja der Haß gegen den Staat, der auch Preußen um die Wende des Jahrhunderts verseucht hatte, einem

[1]) Selbst zu der Blutsteuer zog Napoleon die Franzosen nur schonend heran. Dazu hatte er ja die „verbündeten" und Tributärstaaten, vor allem den Rheinbund. Auch in Frankreich selbst wurden nach dem gewiß unverdächtigen Zeugnis Thiers' die deutschen Gebiete Elsaß, Lothringen und Flandern viel stärker mit Aushebungen belastet als das innere und das südliche Frankreich. Unter den vier „französischen" Armeekorps, die der sächsische Offizier Aster am 11. Mai 1813 die Dresdener Elbbrücke passieren sah, waren 20 Regimenter und 9 Batterien Nichtfranzosen. Und von den 400 000 Mann, die nach Napoleon — bei de Las Cases — 1812 die russische Grenze überschritten, waren nur 130 000 Franzosen.

Digitized by Google

tiefen Verständnis für das Recht des Staates, einer heißen, hingebungsvollen Liebe zu ihm Platz.

In seiner Broschüre „Napoleon und wir" bewundert Stresemann Napoleons staatsmännische Enthaltsamkeit bei dem Friedensschluß mit Rußland im Jahre 1807. Aber für die am 7. Juli geübte Zügelung seines Temperaments hat Napoleon sich zwei Tage später Preußen gegenüber reichlich entschädigt. Oder — um es anders auszudrücken und so das Ergebnis von Tilsit unserer Betrachtung einzufügen — am 7. Juli stellt Napoleon seinen kriegerischen Erfolg ganz und gar in den Dienst seiner Blockadepolitik, zwei Tage später aber durchkreuzt er diese, indem er sich den grimmigsten, einen unbesieglichen Feind schafft. Denn nur im Widerspruch mit den geschichtlichen Tatsachen kann man in England den Besieger Napoleons sehen. Jenes hat ihn mit all seinen materiellen Mitteln, mit seinen Heeren in Spanien trotz Talavera und Vittoria, mit seiner Flotte trotz Abukir und Trafalgar, mit seinem Gelde trotz noch so vieler Koalitionen nicht niederringen können. Aber dann trat die sittliche Kraft eines in seiner Ehre, in seinem Dasein bedrohten Volkes in die Schranken. Und erst sie hat den Sieg entschieden. Denn sie fegte die Charakterlosen hinweg und brachte Männer in die führenden Stellungen, sie überwand die Entschlußlosigkeit des schwankenden Königs, die Verräterei Bernadottes, die an Verräterei grenzende Halbheit Metternichs. Ja es ist, als ob die Macht, die die Geschicke der Völker lenkt, der Menschheit recht augenscheinlich hätte dartun wollen, daß es die sittliche Kraft war und nichts anderes, die den Sieg des Lichts über die Finsternis errang. Denn auf dem kleinen Raum von Ligny bis Waterloo, in der kurzen Zeitspanne vom 16. bis zum 18. Juni 1815 drängten sich noch einmal alle mit- und widereinander ringenden Kräfte jener Jahre zusammen. Und den Ausschlag gab die sittliche Kraft, die, ein ganzes Heer beseelend, es zu der unerhörten und einzigen Leistung befähigte, vom Schauplatz seiner Niederlage unter Überwindung materieller Hindernisse und der ungleich schwereren moralischen, wie sie aus dem Bewußtsein einer verlorenen Schlacht erwachsen, sofort auf eine andere Walstatt zu eilen, wo die Dinge verzweifelt schlecht standen, und hier den endgültigen Sieg zu erringen.

So bedeutet, mag auch Napoleons Stern später noch gestiegen sein, doch Tilsit den Wendepunkt seiner Laufbahn. Hier hat sich seine Selbstsucht am schrankenlosesten ausgewirkt, hier hat sie gerade dadurch die Liebe geweckt, die ihr Leben läßt für die Brüder und darum im Kampf zwischen Finsternis und Licht zuletzt stets diesem den Sieg erwirken wird.

Literatur: v. Peez und P. Dehn, Englands Vorherrschaft. Leipzig 1912. — Fournier, Napoleon I. Wien-Leipzig 1904—1911. — Wiedemann, Breslau in der Franzosenzeit. Breslau 1906. — Böhtlingk, Napoleon Bonaparte. Jena 1877, 1880. — Bosse, Übersicht der europäischen Staatsverhältnisse (in Posselts Annalen 1812, Band 1). — Die gegenwärtige Lage Europas in Voß' Zeiten, Band 20. — Stresemann, Napoleon und wir. Berlin 1917. — Ségur, Histoire et Mémoires IV, 1873. — Mollien, Mémoires d'un ministre du trésor public. Paris 1845. — Rupelle, Les Finances de la Guerre de 1796 à 1815 (Annales de l'école polit.,

Digitized by Google

1892). — J. H. Rose, Leben Napoleons, deutsch von R. W. Schmidt. Stuttgart 1906. — J. H. Rose, Napoleonic Studies. London 1904. — Napoléon, Lettres inédites 1897. — Karl Leyst, Hindenburg oder Napoleon. Berlin 1917. — Karl Leyst, Der Brückensturm von Lodi und die Fahne von Arcole. — Karl Leyst, Hoche, Barras und Bonaparte. Beide Halle (ohne Datum). — Th. v. Bernhardi, Friedrich der Große als Feldherr. 1881. — v. Lettow-Vorbeck, Der Krieg von 1806 und 1807. 1891—1896. — Kießelbach, Die Kontinentalsperre. Stuttgart und Tübingen 1850.

Albrecht von Graefe

Eine Fest-Rede

von

Julius Hirschberg

Hochansehnliche Fest-Versammlung!

Am 20. Juli 1870 hat Albrecht von Graefe seine Augen für immer geschlossen; im Alter von nur 42 Jahren seine unsagbar erfolgreiche und gesegnete Lebens-Arbeit vollendet.

Die Berliner augenärztliche Gesellschaft hat den Beschluß gefaßt, die fünfzigste Wiederkehr dieses Tages durch eine Gedächtnis-Rede auszuzeichnen. Mir ist die Ehre zu theil geworden, den Gedanken und den Gesinnungen der Gesellschaft Ausdruck zu verleihen.

Mit dieser Feier erfüllen wir eine dreifache Pflicht, — eine gegen die Vergangenheit, eine für die Gegenwart und endlich eine für die Zukunft. Die erste verlangt von uns, Gerechtigkeit zu üben gegen unsren großen Toten. Die zweite heischt von uns, daß wir mit seinen Lehren und namentlich auch mit seinen sittlichen Grundsätzen uns innig vertraut machen, um daraus für unsren schweren Beruf Kraft und Ausdauer zu gewinnen. Die dritte gebietet uns, die wir ihn noch geschaut und gesprochen, der Jugend, der Hoffnung des Vaterlandes, ein lebendiges Bild seiner Persönlichkeit und seiner Leistungen vorzuführen, das in schwerer Zeit als Ideal ihr vorschweben soll, um sie zur Anspannung aller ihrer Kräfte zu begeistern.

Das Leben Albrecht's von Graefe floß gleichmäßig dahin, wie das eines Arztes oder Forschers, der das λάθε βιώσας[1]) zum Grundsatz gewählt. Tragisch wurde der letzte Abschnitt durch den unabläßigen Kampf der zum Helfen und Schaffen entschlossenen Seele mit der Krankheit und Schwäche des leidenden Körpers.

Albrecht war der Sohn von Carl Ferdinand von Graefe und von Auguste, geb. von Alten, die 1814 in die Ehe getreten war und ihrem Gatten fünf Kinder schenkte.

---

[1]) „Leb' im Verborgenen". (Epikur.)

Digitized by Google

Carl Ferdinand Graefe, von manchen als Vater der deutschen Chirurgie gerühmt, im Alter von 24 Jahren 1811 als ordentlicher Professor der Chirurgie an die neugegründete Universität zu Berlin berufen, als General-Arzt thätig in den Freiheitskriegen 1813—1815, wo er die größte Tapferkeit und Opferwilligkeit, Thatkraft und Umsicht bewies, als Wundarzt Schöpfer der deutschen Rhinoplastik[1]) und Urheber zahlreicher Verbesserungen auf den verschiedensten Gebieten, als Lehrer der eigentliche Begründer der chirurgischen Klinik, — seinem Sohne konnte er für dessen Ausbildung nicht mehr viel leisten: Carl Ferdinand starb bereits 1840, als Albrecht erst 12 Jahre alt war; aber sein Genie hat der Vater dem Sohne vererbt.

Geboren war Albrecht am 22. Mai 1828, und zwar nicht in dem geräumigen, geschmackvoll eingerichteten Hause Behrenstraße 48, das sein Vater erworben hatte, sondern in dem reizenden Sommerhause, welches derselbe auf einem im Thiergarten belegenen, von dem dankbaren König Friedrich Wilhelm dem Dritten ihm zur Verfügung gestellten Grundstücke von Schinkel hatte erbauen lassen und Finkenherd benannte, da hier einstmals ein kurfürstlicher Vogelherd bestanden. Wer heute das Wirthshaus Charlottenhof im Thiergarten aufsucht, findet das Gebäude noch in ziemlich unverändertem Zustand.

Von der Mutter zärtlich behütet, in dem stattlichen Wohnhaus zu Berlin, während der besseren Jahreszeit auf dem Finkenherd, theilte der Knabe seine Zeit zwischen fröhlichem Spiel und ernster Arbeit und verrieth eine staunenswerth frühzeitige Entwicklung.

Das französische Gymnasium zu Berlin, dem Albrecht, ebenso wie seine beiden Brüder, anvertraut worden, bot seinen Schülern den Vortheil, neben einer gründlichen Unterweisung in den Gymnasial-Fächern, noch die sichere Beherrschung der französischen Sprache zu erlangen.

Als der Abiturient Albrecht von Graefe, unter Erlaß der mündlichen Prüfung, das Zeugniß der Reife am 29. September 1843 erhalten, war er grade 15 Jahre und 4 Monate alt und mußte erst konfirmirt werden, ehe er im Herbst 1843 die Universität zu Berlin beziehen konnte.

Sehr merkwürdig war damals der Zustand der medizinischen Fakultät. Aus der vergangenen naturphilosophischen Epoche ragten noch einzelne Überlebende, wie Johann Christian Juengken, hinein in die neue Zeit, welche von schöpferischen Geistern der naturhistorischen und sogar der naturwissenschaftlichen Richtung vertreten wurde, wie von Johannes Müller, Schönlein, Dieffenbach: während unter den jüngeren Privat-Docenten und Prosektoren bereits jene Männer thätig waren, welche in der nächsten Generation die Heilkunde reformiren und den Ruhm des geeinigten Deutschland ausmachen sollten, wie Emil du Bois-Reymond, Ludwig Traube, Robert Remak, Rudolf Virchow, Ernst Brücke.

---

[1]) Bildung einer künstlichen Nase.

Digitized by Google

So fleißig übrigens Albrecht v. Graefe studirte, — Vorlesungshefte hat er niemals nachgeschrieben oder ausgearbeitet. Bei aller Ordnung und regelmäßigen, eifrigen Thätigkeit war Albrecht doch ein herzensfröhlicher Student, einem lustigen Streich gar nicht abhold, mit köstlichem Humor begabt, der den kleinen Widerwärtigkeiten des Lebens die Spitze abbricht. Vor größeren hatte ihn das Schicksal bewahrt, zumal er damals einer vortrefflichen Gesundheit sich erfreute, in den glücklichsten Familien- und Vermögens-Verhältnissen lebte, der Liebe und Aufmerksamkeit seiner Lehrer sowie der Achtung seiner Kommilitonen gewiß war, und das Glück hatte, Freunde für das Leben zu gewinnen und zu erhalten.

Am 21. August 1847 empfing Albrecht von Graefe aus den Händen des Dekans Johannes Müller die Doktor-Würde. Seine Dissertation führt den Titel „de Bromo ejusque praecipuis praeparatis". Die Arbeit umfaßt 87 Druckseiten, ist wohl besser, als bei uns sehr viele medizinische Doktor-Schriften, zeigt aber noch nicht die „Kralle des Löwen".

Im Winter 1847/8 bestand Albrecht die ärztliche Staats-Prüfung mit dem Zeugniß „vorzüglich gut und als Operateur".

Während seiner ganzen Studien-Zeit war er in Berlin geblieben; als junger Arzt machte er jetzt ausgedehnte wissenschaftliche Reisen, bevor er sich eine eigne Wirksamkeit gründete.

In Prag studirte er bei Jacksch, Ditterich und Pitha und vor allem bei Ferdinand Arlt; — ohne dessen Unterweisung wäre er nicht als Augenarzt heimgekehrt. Von Prag ging er im Winter 1848/9 nach Paris und fühlte sich daselbst bald sehr behaglich; aber auch hier hat er unermüdlich und planmäßig gearbeitet. Die Leistungen der Lehrer zu beurtheilen war der 21 jährige schon so weit befähigt, daß er nur den besten, wie Philippe Ricord und Armand Trousseau, seine Zeit widmete. Vor allem aber besuchte er Julius Sichel, einen Deutschen aus Frankfurt a. M., der 1832 die erste Augenklinik zu Paris begründet hatte, und Louis Auguste Desmarres, des ersteren ehemaligen Schüler und jetzigen Gegner, den Begründer der modernen französischen Schule der Augenheilkunde; bei ihm hat Graefe viel von der örtlichen Behandlung und von kühner Operation der Augen nicht blos gelernt, sondern sogar geübt. Jetzt stand sein Entschluß fest: — Augenarzt, Lehrer und Wirker der Augenheilkunde, wollte er werden.

Von Paris, dem Mekka der angehenden Ärzte jener Tage, pilgerte Graefe noch im Winter 1849/50 nach dem näheren Medina, nämlich nach Wien, dessen medizinische Fakultät sowohl durch ihre Lehrkräfte, als auch durch den riesigen und im Gegensatz zu Paris mehr zusammengefaßten Krankenbestand des Wiener allgemeinen Krankenhauses zu jener Zeit auf der Höhe stand und unser Berlin weit überragte.

Hier studirte Graefe so recht aus dem Vollen und sorgte für Abrundung seiner medizinischen Kenntnisse und Fertigkeiten. Wunderbar ist es, wie er dabei noch die Zeit fand, mit Augenheilkunde eingehend sich zu beschäftigen. Fried-

Digitized by Google

rich Jäger und sein Sohn Eduard erkannten und würdigten Albrecht von Graefe's hohe Begabung auf das vollständigste: sie stellten ihm nicht nur ihr klinisches, sondern auch bereitwilligst ihr bedeutendes Privatkranken-Material zur Verfügung; bei ihnen erlernte er die genaue Untersuchung und die feine Operation.

Mitte Juli 1850 verließ Graefe die schöne Kaiserstadt, ging auf 14 Tage nach Prag zu Arlt und wohnte den zahlreichen Star-Operationen auf dem Hradschin bei, verweilte noch kurze Zeit in Berlin und reiste dann nach London. Hier trat er in freundschaftliche Beziehungen zu den berühmtesten englischen Augenärzten der Zeit, William Bowman und George Critchett. Von London reiste er nach Glasgow zu William Mackenzie und nach Dublin zu William Wilde. Hierauf eilte er noch einmal in seine geliebte Alpen, nach der Monte Rosa Gruppe, kehrte dann nach Berlin zurück und ließ sich daselbst als Augenarzt nieder.

An den Bericht über diese wissenschaftliche Odyssee möchte ich zwei Bemerkungen anschließen.

Erstlich haben alle seine eigentlichen Lehrer in der Augenheilkunde, die doch alle weit älter waren, als er selber, den Lieblings-Schüler überlebt, zum Theil für viele Jahre, — mit alleiniger Ausnahme von Julius Sichel. In dieser Thatsache zeigt sich das tragische Schicksal unsres Helden, dem nur eine allzu kurze Zeit beschieden war.

Zweitens muß betont werden, daß er die ihm gebotene Möglichkeit zu so ausgedehnten wissenschaftlichen Reisen mit größter Umsicht und höchstem Eifer fruchtbringend ausgestaltet hat, wirklich nach Goethe's Forderung: Wie ein bedächtiger Mann schicklich das Reisen benutzt. Es soll durchaus nicht geleugnet werden, daß er durch Rang und Reichthum seiner Familie hervorragend in seinen Studien begünstigt gewesen. So mancher Andre mußte erst in harter Arbeit die Stellung sich erringen, ehe er durch das unleugbare Bildungsmittel der wissenschaftlichen Reisen seinen Blick zu erweitern vermochte; so manchem recht strebsamen und begabten Arzt ist dies überhaupt nicht geglückt. Aber man soll auch nicht übersehen, daß Graefe seine glückliche Lage voll ausgenutzt und durch aufopfernden Fleiß verdient, daß er sein Erbe gewißermaßen durch Arbeit neu sich erworben hat.

Die schöne Stadt Paris ist diesem Eroberer des Wissens nicht ein Capua geworden, — wie später unser Berlin für die bei ihm studierenden Söhne seiner Pariser Freunde Sichel und Desmarres.

Jetzt komme ich zu Graefe's Meisterjahren, Berlin 1850 bis 1870.

Als Albrecht von Graefe, nach zweijähriger, auf wissenschaftlichen Reisen zugebrachter Abwesenheit, in seiner Vaterstadt als Augenarzt sich niederließ, da hätte man erwarten sollen, daß seine Familien-Beziehungen, der nachwirkende Ruhm seines vor zehn Jahren in allerbedeutendster Stellung verstorbenen Vaters, die Unterstützung des ihm aufrichtig ergebenen Ministers von Ladenberg, mit dessen Tochter Albrecht's Bruder Carl seit 1845 vermählt

Digitized by Google

war, und zuletzt doch vor allem seine eigne Genialität ihm rasch zu einer bedeutenden Praxis verhelfen würde.

Dem war aber nicht so. Das lag freilich nicht an dem Arzt, sondern an der Stadt. Berlin war ja eine verhältnismäßig große Stadt, mit nahezu einer halben Million Einwohner; aber es war keine Großstadt.

Der geheime Medizinal-Rath Juengken, seit 1838 ordentlicher Professor der Chirurgie und Augenheilkunde, seit 1840 Leiter der chirurgischen und Augen-Klinik in der Königlichen Charité, schien mit seinem Stabe von Assistenten das Bedürfniß der Hauptstadt Preußens auf dem Gebiet der Augenheilkunde vollständig zu befriedigen.

Ganz klein mußte Graefe anfangen. Nach einem Jahre verlegte er Klinik und Poliklinik nach dem Hause Karlstr. 46, woselbst beide bis zu seinem Tode verblieben sind. Übrigens war dieses Haus 1851 — noch fast das Ende der Stadt.

Von der großen Bescheidenheit und Zurückhaltung Graefe's zeugt die Thatsache, daß Goeschen's Deutsche Klinik, diejenige medizinische Wochenschrift, welche für die Jahre 1850 bis 1860 wohl die genaueste Chronik des ärztlichen Lebens von Berlin uns überliefert, in den drei ersten Jahren (1850, 1851, 1852) nicht einmal den Namen Albrecht von Graefe's erwähnt; erst der Jahrgang 1853 bringt seine Vorträge in dem Verein für wissenschaftliche Heilkunde, erstens über prismatische Gläser, zweitens über Schiel-Operation, sowie Berichte aus seiner Klinik, die bereits von einem bedeutenden Krankenbestand sowie von einer Fülle neuer Ideen Kunde geben.

Im Herbst 1852 habilitierte sich Graefe „als Privat-Docent für Chirurgie und Augenheilkunde" an der medizinischen Fakultät der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin, mit einer Abhandlung „über die Wirkung der Augenmuskeln". Übrigens ist das Band, das ihn mit der Universität verknüpfte, zunächst und sogar für längere Zeit nur ein sehr lockeres gewesen.

Es erschien jene Verfügung des Ministers von Raumer, welche den Privat-Docenten untersagte, die Abhaltung von Klinik am schwarzen Brett der Universität anzukündigen.

Als Graefe, einer der von den Privat-Docenten an den Minister abgeordneten, die Rücknahme der Verfügung nicht durchzusetzen vermochte, gab er die Ankündigung am schwarzen Brett der Universität völlig auf und beschränkte seine Lehrtätigkeit auf die Ärzte, die, zum großen Theil seinethalben, aus allen Teilen der Welt nach Berlin zusammenströmten.

Wie gründlich Graefe für die ihm folgenden Ärzte den Unterricht in der Augenheilkunde zu gestalten bestrebt war, ergibt sich z. B. aus dem Lehr-Plan für das Winter-Semester 1855/6, der neun verschiedene Vorlesungen und Übungen enthält, darunter von Graefe selber Klinik der Augenkrankheiten, Vorlesung über Augenkrankheiten und deren Behandlung, Operations-Übungen.

Aber die Studenten mußten bei Juengken belegen und hörten dort eine rückständige Augenheilkunde. Die Mehrzahl der Fakultäts-Mitglieder hat noch für längere Zeit der Ansicht gehuldigt, daß die Vorlesungen Graefe's für die

Digitized by Google

Studenten zu hoch und nicht verständlich seien. Allerdings, im Jahre 1857 konnte die Fakultät nicht umhin, Graefe zum a. o. Professor vorzuschlagen. Aber selbst noch im Jahre 1864, zwei Jahre vor seiner Ernennung zum Ordinarius, als ich zum ersten Male seine Klinik besuchte, waren wir Studenten in erheblicher Minderzahl gegenüber den Ärzten.

Die selbstverständliche Pflicht, dem weltberühmten Ordinarius dann eine gebührend eingerichtete Unterrichtsstätte zu beschaffen hat die Regierung überhaupt nicht recht erfüllt; erst Ende 1868, anderthalb Jahre vor seinem Tode, erhielt er die damals durchaus ungenügende Augenklinik in der Königlichen Charité.

Nicht die Habilitation im Jahre 1852 bildet also den eigentlichen Wende-Punkt im wissenschaftlichen Leben Graefe's, sondern vielmehr die im Jahre 1854 erfolgte Herausgabe des ersten Bandes seines Archivs für Ophthalmologie, durch die er mit einem Schlage, als 26jähriger, sich an die Spitze aller lebenden Augenärzte stellte.

Aus dem Vorwort will ich nur zwei kennzeichnende Sätze hervorheben: „Die sich häufenden anatomischen und pathologisch-anatomischen Untersuchungen, die zahlreichen physiologischen Arbeiten, vor allen Dingen aber die Erfindung des Augenspiegels, welche den Namen Helmholtz mit dem Lorbeer der Unsterblichkeit schmückt, geben dem Fach (der Augenheilkunde) einen literarischen Aufschwung, dem selbst der Ophthalmologe nur mit Anspannung aller Kräfte zu folgen im Stande ist... Wenn nun aus den angeführten Gründen die Schöpfung eines Organs für Augenheilkunde als dringendes Bedürfniß anerkannt wird, so mag es manchem Fachgenoßen wunderbar erscheinen daß ich, als ein noch jüngerer Arbeiter in diesem Feld, mich zu einem solchen Unternehmen angeschickt habe. In der That aber ann ich versichern, daß mich hierzu nicht die Überschätzung meiner Kräfte, sondern nur die Einsicht brachte, daß von einer andren Seite der gewünschte Anfang nicht gemacht werde."

Staunenswerth war der Umfang des ersten Heftes von 480 Seiten, dessen größter Theil von dem Herausgeber selber verfaßt worden; und die Wichtigkeit des Inhalts: nämlich drei magistrale Abhandlungen von Graefe's[1]), — Abhandlungen, welche völlig neue Aussichten eröffneten. Und dazu kamen noch seine hochbedeutenden Mittheilungen von Krankheitsfällen. So war es denn nicht wunderbar, daß bereits im August desselben Jahres die beiden berühmten Professoren Ferdinand Arlt aus Wien und Frans Cornelis Donders aus Utrecht in die Redaktion mit eintraten. Die Hoffnungen des Begründers haben sich im vollsten Maße erfüllt.

Das Archiv war — und ist noch heute, nachdem über hundert Bände erschienen sind, — die wichtigste und gehaltreichste Zeitschrift der Augenheilkunde

[1]) „Über Wirkung der schiefen Augen-Muskeln", „Über Doppelt-Sehen nach Schiel-Operation", „Über diphtherische Bindehaut-Entzündung und die Anwendung der Ätz-Mittel".

Digitized by Google

in der ganzen Kultur-Welt und hat zu der modernen Ausgestaltung dieses Faches den wesentlichen Beitrag geliefert, — hauptsächlich durch die eigenen Arbeiten von Graefe's. In diesem Archiv, das bis zum 16. Bande (1870) zu leiten ihm selber beschieden war, hat er die Groß-Thaten seines Geistes veröffentlicht. Obwohl seine Arbeiten alle rein sachlich, auf eigne Beobachtung begründet, meist klinisch und praktisch sind, — nicht aufgebläht durch Literatur-Auszüge, geschichtliche, kritische und polemische Erörterungen, allzu umständliche Beschreibung von Experimenten, was wir an Archiv-Arbeiten unsrer Tage wohl gelegentlich zu beklagen hatten, so füllen sie doch 2500 Druckseiten: das ist nicht weniger, als ein so fleißiger Schriftsteller, wie Gotthold Ephraim Lessing, in einem immerhin um zehn Jahre längeren Leben, frei geschaffen hat. Dabei war Albrecht von Graefe an jedem Tage von früh bis spät umringt von Hilfe-Suchenden; nur die ersten Morgen-Stunden hatte er frei für wissenschaftliche Schöpfungen und ferner seine Ferien-Reisen.

Seine Ernennung zum a. o. Professor, welche im Jahre 1857 erfolgt ist, bewirkte keine wesentliche Änderung in seiner Thätigkeit und Stellung.

Epoche machten in seinem weiteren Leben drei Ereignisse.

1. Seine Entdeckung der Heilbarkeit des Glaukoms durch die künstliche Pupillen-Bildung, die er im Jahre 1857 veröffentlichte und die ihn im 30. Jahre seines Lebens auf die höchste Staffel des Ruhmes erhob. Diese Operation war für Graefe, was für Goethe die Faust-Dichtung gewesen. Von den ersten Jahren eigner wissenschaftlicher Tätigkeit bis zu den letzten Monaten seines Lebens hat er sich unabläßig damit beschäftigt. Seine große Arbeit über Krankheitslehre und Heilung des Glaukoms vom Ende des Jahres 1869 war sein Schwanen-Gesang.

2. Seine Verlobung mit Anna Gräfin Knuth im Frühjahr 1861. Die Hochzeit war auf den Beginn des Winters festgesetzt.

3. Da trat im Herbst 1861 auf der Erholungs-Reise, in Baden-Baden, die tragische Erkrankung auf, die Graefe an den Rand des Grabes brachte.

Unter der sorgsamen Behandlung von Professor Friedreich und seinem alten Freunde Professor Traube, unter der aufopfernden Pflege seiner Angehörigen gelang es glücklicherweise, der Krankheit, welche als tuberkulöse Brustfell-Entzündung erkannt wurde, noch einmal Halt zu gebieten.

Nach einem Winter-Aufenthalt in Nizza kehrte Graefe am 1. Mai 1862 nach Berlin zurück, — um sofort seine Thätigkeit im vollen Umfang wieder aufzunehmen. Am 7. Mai 1862 wurde die Hochzeit gefeiert.

Einige wunderschöne Jahre waren jetzt Graefe beschieden,— nur nicht so viele, wie dem Dichter des West-östlichen Diwan. Während draußen der Stern des Ruhmes in immer hellerem Glanze erstrahlte, war über das Innere des Hauses der milde Schein des reinsten Familien-Glückes ergossen. Die anmutige, liebevolle Gattin pflegte den Geliebten, — soweit er sich pflegen ließ. Sie lebte ganz für ihn. Fünf Kinder schenkte sie ihm in der kurzen, nur achtjährigen Ehe. Freilich ist auch dieser das Menschliche nicht erspart geblieben. Die älteste Tochter

Digitized by Google

wurde von schwerer Augenkrankheit heimgesucht: aber sie genas wieder, nach einer Reihe von aufregenden Wochen. Das zweite Kind starb nach einem halben Jahre; und das letzte, am 2. Juli 1869 zu Inselbad in Westfalen geboren, bereits nach wenigen Tagen.

Die drei anderen, ein Knabe und zwei Mädchen, gediehen prächtig. Der Vater hing mit innigster Liebe an seinen Kindern. Mit freudigem Stolz ließ er auf einem Festmahl, das er in der neubezogenen Villa (Viktoria Str. 34) im Sommer des Jahres 1868 seinen Freunden und Assistenten gab, den Erben seines Namens in den Saal bringen.

Vielleicht ist es angemessen, einige Bemerkungen über sein Privat-Leben, über seine Erscheinung, seine Arbeitsweise und Zeiteinteilung hier einzuflechten.

Die Vorzüge einer guten Küche wußte Albrecht von Graefe recht wohl zu schätzen. Den Freuden einer ordentlich besetzten Tafel war er nicht abhold, namentlich wenn seine Freunde tüchtig zulangten; denn er selbst war im Essen und Trinken ganz außerordentlich mäßig. Ein Glas Wein genügte ihm meistens. Nach Tisch liebte er eine gute Zigarre, bei Tische aber vor allem eine gute Unterhaltung, die er meist selber anregte und mit sprühendem Witz fortzuführen pflegte.

Nur selten war er in der Öffentlichkeit zu sehen. An schönen Sommertagen fuhr er wohl mit seiner Gattin nachmittags vor Tisch ein Stündchen durch den Thiergarten.

Im Winter besuchte er einige mal die Oper oder das Schauspielhaus, wohl auch die französische Truppe, welche auf Wunsch des Königs im Konzert-Saal des Schauspielhauses auftrat. Vom Hofball brachte er gelegentlich eine unterhaltende Bemerkung mit. Im Ganzen aber war Albrecht von Graefe selten zu sehen,— außer in seiner Klinik, bei seinen Kranken, seinen Schülern. Er hatte weder Zeit noch Lust noch Bedürfniß, sich zu zerstreuen.

Worauf beruhte nun der Zauber, den Albrecht von Graefe auf Jeden ausübte, der mit ihm in Berührung kam? Für den ersten Eindruck war entscheidend seine ganz ungewöhnliche Schönheit. Seine hohe, schlanke Gestalt, die edle Stirn, das von dunklem Bart und langem, lockigem Haupthaar umrahmte Antlitz von klassischer Regelmäßigkeit und darin ein Augenpaar von scheinbar unergründlicher Tiefe, in welchem die größte Sanftmuth mit durchdringender Schärfe des Blickes sich paarte, seine fein modellirten Hände, die ebenso, wie die von Menzel, wohl ihren Bildhauer hätten finden sollen, — das war es, was in der Blüthezeit seines Lebens als ein harmonisches Ganzes Jedem entgegentrat; und von dem in der Kreide-Zeichnung von Wild ein schwaches Abbild uns erhalten ist. Wenn er bereits nach der ersten schweren Brustfell-Entzündung vom Jahre 1861 einen etwas leidenden Zug darbot, seine Wangen ein wenig einfielen, das Haupt- und Barthaar dünner wurde und frühzeitig Silberschmuck gewann,— das große Gepräge seiner Erscheinung blieb erhalten, ja es wurde sogar gesteigert zum Typus eines Apostels der leidenden Menschheit.

Digitized by Google

Doch dies war nur der erste Eindruck, den seine Gestalt hervorrief; und viele seiner Kranken waren desselben beraubt durch Blindheit oder Schwachsichtigkeit. Das zweite und Hinreißende war der Wohlklang seiner Stimme. Der Inhalt seiner gütigen Worte mußte Jeden gewinnen; sie mußten zum Herzen dringen, da sie vom Herzen kamen. Albrecht von Graefe hat es begriffen, geübt und durch Beispiel und Lehre überliefert, daß Niemand ein großer Arzt werden und bleiben kann ohne Barmherzigkeit und Menschenliebe.

Das dritte war das ganz hervorragende Ansehen, der ganz einzige Ruf in seiner Wissenschaft und Kunst, der durch die zahlreichen glücklichen Operationen und Kuren in's ungemessene gesteigert wurde, so daß von ihm behandelt und operiert zu werden für das größte Glück der Augenleidenden, seine Behandlung entbehren zu müssen für das größte Unglück gehalten wurde.

Es ist schwer, von Graefe's Zeit-Eintheilung und -Ausfüllung ein zutreffendes Bild zu geben. Ich wähle als Beispiel einen idealen Sommer-Tag des Jahres 1867.

Albrecht von Graefe ging spät zu Bett und stand nicht sehr früh wieder auf. Aber, wenn es möglich oder nöthig war, liebte er es doch, in der Frühe wissenschaftlich zu producieren, d. h. nach seinen kurzen Aufzeichnungen, unter Zuhilfenahme seines wunderbaren Gedächtnisses, druckfertige klinische Arbeiten zu diktieren.

Dann fuhr er nach der Karlsstraße. Während er in der Klinik einige wichtige Fälle besuchte, hatte der Assistent genügend Zeit, diejenigen Ärzte, welche in den klinischen Vorträgen „prakticirten", ein wenig vorzubereiten, die Diagnose und die Haupt-Punkte der Behandlung mit ihnen zu besprechen. Denn Graefe liebte es nicht, wenn die Praktikanten gar nichts zu sagen wußten. Nie führte er sie auf das Glatt-Eis, sondern ging stets freundlich auf ihre Gedanken ein, verfolgte dieselben weiter und schloß mit einem Krankheits-Gemälde, das in seiner Klarheit und Abrundung den Stempel der Vollendung in sich trug. In meinem ganzen ärztlichen Leben habe ich nie einen Universitäts-Lehrer getroffen, der an Beredsamkeit Graefe überragte. Diese Beredsamkeit erwuchs ihm aus der vollständigen Beherrschung des Stoffes, aus der künstlerischen Anschauung des darzustellenden Gegenstandes und aus der ungeheuren Fülle von Gedanken, die ihm mühelos zuströmten. Diese Klinik war für Graefe selber ein hoher künstlerischer Genuß, aber auch eine gewaltige Anstrengung, da er sich nicht an die Stunde band, und da seine Hörer, fast nur Ärzte, mit Entzücken zuhörten und zuschauten, so lange es etwas zu hören und zu schauen gab.

Es folgte für den Erschöpften ein anspruchsloses Frühstück, das er in der Klinik nahm, — eine kurze Ruhe-Pause, oft genug noch unterbrochen durch einige nothwendige Kranken-Besuche, sei es in der Klinik, sei es in der Stadt.

Hierauf begann die berühmte Poliklinik, etwa von 1 bis 3 Uhr Nachmittags, die Graefe stets persönlich abhielt, zusammen mit seinen Assistenten.

Der Diener Andreas, der Gewaltige und Getreue, hatte vorher den Strom der Hilfesuchenden gebändigt und geordnet. Die Neuen standen in einer Phalanx

Digitized by Google

von drei Mann Breite, jeder hatte einen Zettel mit seinem Namen, Alter, Wohnung in der Hand. Sowie der Professor mit seinem Stabe von Assistenten in den großen Saal getreten war und an der rechten Seite des riesigen Tisches, mit dem Rücken gegen ein Fenster, Platz genommen, wurden die Pforten aufgethan. Von den Kranken setzte sich einer nach dem andern vor den Meister, der ihn gütig und eingehend ausfragte, in den einfachen Fällen die kleinen Hand- und Eingriffe sofort vornahm, danach die Kranken zur weiteren Belehrung und zur Empfangnahme der Vorschriften an einen der älteren Assistenten verwies, während die schwierigen Fälle von innerer Augenkrankheit erst von uns Jüngeren auf Sehkraft, Gesichtsfeld, Verhalten der Muskeln usw. genau geprüft werden mußten, ehe sie ihm zur schließlichen Beurtheilung wieder vorgestellt wurden. Dann trat er selbst in das der Augenspiegel-Kunst geweihte Dunkelzimmer, um zu prüfen, zu vervollständigen, zu berichtigen. Auch die alten Fälle prüfte er genau, namentlich auf die Wirksamkeit der Behandlung, da er vor allem sichere Grundsätze der Therapie aufzubauen als seine wichtigste Aufgabe und heiligste Pflicht betrachtete. Sofort wurden genaue Bemerkungen über den Einzelfall diktirt und sorgsam aufbewahrt.

Merkwürdig war nicht nur die Menge, sondern auch die Art der Hilfe-Suchenden. Viele Privat-Kranken wollten nicht bis zu der späten Privat-Sprechstunde warten. So geschah es denn wohl einmal, daß ein Fürst oder einer der ersten Bankiers von Berlin an der Seite eines Arbeiters oder eines polnischen Juden vor das Antlitz des Professors trat.

Nach der öffentlichen Sprechstunde folgten die Operationen, etwa drei Mal in der Woche: das war ja gewiß nicht die beste Zeit-Eintheilung; aber in diesen Dingen war Graefe sehr konservativ und ließ von uns Jüngeren, so wohlwollend er uns anhörte, sich nicht beeinflussen.[1]) Rasch wurde der Saal aufgeräumt, der Chirurg machte sich frisch; und nun begann die Haupt-Thätigkeitdes Tages.

Zuerst kamen, Arm und Reich durcheinander, die leichteren Eingriffe, wie Schiel- und Lid-Operationen; dann die schwierigeren, Pupillen-Bildung und Star-Schnitt. Das lag ihm so. Je länger er operirte, desto mehr fühlte er sich angeregt. Bei den schwierigeren Operationen assistirte ihm meistens sein Jugend-Genosse Dr. Schuft-Waldau.

Graefe's Technik war tadellos: der Operations-Plan, der genau vorbedacht worden, ward langsam, aber sicher auf das sorgsamste ausgeführt. Nach den Operationen gab er sich Rechenschaft von seinem Thun: er diktirte, was er vor der Operation beobachtet, was er mit dieser gewollt, was er durch dieselbe erreicht hatte. Diese Urkunden bildeten die wichtigsten Grundlagen für seine klinischen Veröffentlichungen.

Nach den Operationen durchstürmte er noch einmal die Klinik, schöpfte vielleicht ein wenig Luft in einer Wagenfahrt durch den Thiergarten, nahm sein

---

[1]) Vergeblich habe ich den Plan des Neubaues einer Augenklinik ihm vorgelegt. Allerdings fürchtete er wohl, die Beendigung des Baues nicht mehr zu erleben.

Digitized by Google

Mittagsmahl und begann danach die Privat-Sprechstunde, die er mit Hilfe seiner älteren Assistenten erledigte und die oft genug bis nach 11 Uhr Abends sich hinzog. Hier vereinigten sich nun mit den hiesigen Kranken die seltensten, erlesensten und schwierigsten Fälle von auswärts, selbst aus weitester Ferne, die von ihren Ärzten und Augenärzten dem Meister zur entscheidenden Beurtheilung und zur Operation zugesendet worden waren.

Nachts um die zwölfte Stunde hielt noch einmal Graefe's Wagen vor der Klinik. Er besuchte die wichtigen Fälle, alle frisch operirten, die Privat-Kranken im ersten und zweiten Stock, wie im dritten die Armen und die Freistellen. Die Klinik hatte damals 120 Betten.

Als im Jahre 1868 Graefe's Gesundheit zu wünschen übrig ließ, versuchte ich, ihm das Emporsteigen zu ersparen, indem ich ihn unten erwartete und ihm versicherte, daß oben Niemand klage. Öfters gelang es mir wohl, aber nicht immer.

Endlich nach 1 Uhr Nachts war Graefe wieder zu Hause. Da konnte es wohl einmal in einer schönen Sommernacht sich ereignen, daß er noch um 2 oder 3 Uhr Morgens, namentlich Sonntags, im Garten seiner Villa, bei einigen Windlichtern mit seinen Freunden plauderte, während auch einige Weingläser auf dem Tische standen. Haben doch Vorübergehende einmal über den reichen Schlemmer gemurrt, der schon so früh zu zechen anfinge oder so spät noch nicht aufhöre, während er doch thatsächlich noch eine Stunde zuvor den Ärmsten seine Nachtruhe geopfert hatte.

Im Jahre 1866 wurde Albrecht von Graefe zum ordentlichen Professor in der medizinischen Fakultät ernannt. Unterstützt hat ihn die Fakultät nicht genügend, ebensowenig die Regierung. Erst am Ende des Jahres 1868, als Juengken zurücktrat, erhielt Graefe endlich die Leitung der Augenklinik in der Charité.

Als eine Lichtseite seines Lebens kann Graefe's Wirken in der Berliner Ärzteschaft betrachtet werden. Als die beiden ärztlichen Gesellschaften Berlins am 30. Oktober 1860 zu der „Berliner medizinischen Gesellschaft" sich verschmolzen, wurde Albrecht von Graefe, der bei der Vereinigung thatkräftig mitgewirkt hatte, zum ersten Vorsitzenden gewählt und alljährlich stets wiedergewählt, bis zu seinem Tode.

Die Berliner medizinische Gesellschaft verdankt ihr Aufblühen zu einem großen Theil der Persönlichkeit ihres ersten Vorsitzenden.

Zu seinen wichtigen Mittheilungen in dieser Gesellschaft gehört die Entdeckung der Aderhaut-Tuberkel mit dem Augenspiegel, die operative Entfernung des Blasenwurms aus der Tiefe des Augapfels, die neue Behandlung des Hornhaut-Kegels durch Ätzung, die Augen-Erkrankung bei epidemischer Hirnhaut-Entzündung, seine Beobachtungen über Cholera.

Eine ganz eigenartige Leistung Graefe's ist die Gründung der Heidelberger Ophthalmologen-Gesellschaft, der ersten augenärztlichen (ja vielleicht der ersten fachärztlichen) Gesellschaft, über welche wir Kunde besitzen.

Digitized by Google

Von der ersten Zusammenkunft Graefe's mit einigen seiner Jünger, im Herbst 1857 zu Heidelberg, möchte Adolf Weber, einer von denen, die dabei gewesen, die Begründung der Graefe'schen Schule rechnen. Im Jahre 1863 wurde die Gesellschaft konstituirt; im Jahre 1864 zählte sie bereits 80 Mitglieder, nicht blos aus den Ländern des deutschen Sprachgebietes, sondern auch aus Holland und Belgien, aus Frankreich und England.

Albrecht von Graefe war und blieb die Seele der Gesellschaft. Die Freundschaft, welche ihn mit einigen Mitgliedern verband, die Liebe und Verehrung, die alle, auch die fernstehenden, ihm zollten, — diese Empfindungen brachten es mit sich, daß die ganze Vereinigung wie eine große Familie sich fühlte; daß eine Innigkeit zu Tage trat, wie sie sonst in wissenschaftlichen Vereinen nicht häufig gefunden wird.

Über die hervorragenden Leistungen dieser Gesellschaft auch nur andeutungsweise hier zu berichten muß ich mir leider völlig versagen.[1])

Die Gesellschaft, die jetzt endlich, wie ich schon so lange vorgeschlagen, den Namen deutsche augenärztliche Gesellschaft angenommen, hat ein Graefe-Museum zu Heidelberg begründet, einen Graefe-Preis und eine Graefe-Medaille gestiftet. Die letztere wurde in der Fest-Sitzung vom 9. August 1886 zum ersten Male verliehen, an Hermann Helmholtz, der in einer feinsinnigen Rede seinen Dank ausdrückte. Im Jahre 1896 erhielt als zweiter Theodor Leber, im Jahre 1906 Ewald Hering als dritter die Graefe-Medaille.

Jetzt komme ich zu dem traurigsten Theil meiner Aufgabe; es liegt mir ob, die Leidensgeschichte meines Helden anzudeuten, den fast ununterbrochenen Kampf, den er vom Herbst 1868 bis zum Frühjahr 1870 mit Krankheit und Körperschwäche führte, — ohne Zagen, ohne Wanken, ohne Nachgeben.

Da er fühlte, daß sein dem Wohl der Leidenden und dem Ausbau der Wissenschaft geweihtes Leben einem früheren Ende zuneigte, als sein noch jugendliches Alter hätte erwarten lassen, so arbeitete er fort mit rücksichtslosem, verdoppeltem Eifer, um die kleine Frist auszunützen, die ihm noch vergönnt zu sein schien. Immer kürzer wurden die Zwischenräume leidlichen Wohlseins; immer verhängnißvoller bildete sich aus den Rückfällen der Brustfell-Entzündung das erschöpfende Lungenleiden aus, über dessen Ausgang er sich selbst vollkommen klar gewesen. Für die Liebenswürdigkeit seines Wesens zeugt die Thatsache, daß er in den Briefen an seine Freunde weit mehr von Arbeitsunfähigkeit spricht, als von Krankheit; weit mehr von dem Kummer über die Erkrankung seiner Frau und den Tod seines Söhnchens, als von seinem eignen, doch schon so vorgeschrittenen Leiden.

Im Juli 1870 nahm dieses einen akuteren Charakter an. Am 20. Juli morgens um drei Uhr hat Albrecht von Graefe seine Augen für immer geschlossen.

---

[1]) Vor mir liegt der im Jahre 1919 gedruckte Bericht über die 41. Versammlung, ein stattlicher Band von 483 Seiten, mit 60 Abbildungen im Text und 24 Tafeln. Die Zahl der Mitglieder betrug 690 im Jahre 1918.

Digitized by Google

Im blühenden Mannes-Alter von 42 Jahren hat er seine so reiche und gesegnete Lebens-Arbeit vollendet.

Der Ernst des Augenblicks bewirkte, daß das Trauer-Gefolge viel kleiner war, als es in friedlichen Zeiten gewesen wäre. Von den Ärzten, die folgten, waren viele schon in Uniform, — gerüstet, an demselben Tage oder am nächsten zu ihren Regimentern sich zu begeben.

Albrecht von Graefe's Tod fiel in jene gewaltige Zeit, wo dem Vaterland der Kampf um die höchsten Güter aufgedrängt worden. In dem mächtigen Ringen Deutschlands um Einheit, Frieden und Freiheit verhallte die Trauer um seinen großen Sohn.

Aber er war nicht vergessen. Von einem Denkmal haben nur die Fachgenossen Kunde, obwohl es noch bedeutsamer scheint, als das eherne, welches Allen bekannt ist.

Im April 1874, nahezu vier Jahre nach dem Tode Graefe's, traten hervorragende Gelehrte und Forscher auf dem Gebiet der theoretischen und praktischen Augenkunde zusammen zur Schöpfung des ersten encyklopädischen Handbuches der gesamten Augenheilkunde, welches, dem Andenken Albrecht von Graefe's gewidmet, den damaligen Zustand der Wissenschaft darstellen sollte, mit vorzugsweiser Berücksichtigung derjenigen Arbeiten, denen wir die Neugestaltung unsres Faches verdanken. Unter der Leitung von Prof. Alfred Graefe in Halle und von Prof. Theodor Saemisch in Bonn ist dieses große Handbuch binnen sechs Jahren in sieben stattlichen Bänden glücklich vollendet worden, — ein Werk ohne Gleichen in Vergangenheit und Gegenwart.

Das allen sichtbare Denkmal steht in Berlin am Kreuzungs-Punkt der Luisen- und Schumann-Straße, dicht vor dem Garten des Charité-Krankenhauses. Im Schooße der Berliner medizinischen Gesellschaft reifte der Plan; unter dem Vorsitz von B. von Langenbeck bildete sich ein Ausschuß, in welchem alle Kultur-Völker vertreten waren. Die Gaben flossen reichlich. Ein hervorragender Künstler, Prof. Siemering zu Berlin, wurde mit der Ausführung betraut. Am 22. Mai 1882 (an dem Tage, an welchem Graefe 54 Jahre alt geworden wäre) fand die Enthüllung statt.

Das Denkmal an der abgestumpften Ecke des Charité-Gartens, übrigens das erste, welches einem Manne der Wissenschaft auf öffentlicher Straße der Hauptstadt Deutschlands gesetzt worden, macht einen überwältigenden Eindruck, obwohl es ja dem Künstler, der niemals unsren Graefe gesehen, nicht gelingen konnte, uns, die wir ihn so gut gekannt, sein liebes Antlitz leibhaftig vorzuführen. Die acht Fuß hohe Bronze-Gestalt des großen Meisters, in ungekünstelter Haltung und in der Kleidung unsrer Zeit, steht in einer mit Majolika-Platten ausgelegten Nische. In der rechten Hand hält er den Augenspiegel von Helmholtz, die linke stützt sich auf die Lehne eines reichgeschmückten, halbrunden, antiken Sessels. Sinnend blickt er uns an, als wolle er den beredten Mund soeben öffnen und seinen Schülern Rechenschaft ablegen von seiner Beobachtung. Zu beiden Seiten der Bildsäule sind — auf Flügel-Mauern, in farbiger Majo-

Digitized by Google

lika, — verkleinerte Reliefs angebracht von hoher, poetischer Schönheit. Das Relief zur Rechten der Bildsäule bringt den Zug der hin zu dem großen Arzt und Helfer pilgernden Augenkranken, das Relief zur Linken den Zug der Geheilten.

Wir sind zu Ende. 32 Jahre alt ist Alexander geworden, welcher das Morgenland dem Hellenismus unterwarf. 42 Jahre alt ist Albrecht von Graefe geworden, welcher der Kultur der Menschheit eine erneute Augenheilkunde hinterlassen hat. Der Biograph Alexander's sagt, daß keiner jenem gleich kam. Der Biograph Albrecht's wagt zu behaupten, daß er in den 54 Jahren eigner Beobachtung des ärztlichen Wirkens keinen gesehen, der seinem Helden gleich oder überlegen gewesen wäre.

Schön von Gestalt, schön von Seele, ein ganzer Mann und dabei mit dem Besten und Anmuthigsten, was das Weib ziert, ausgestattet, ein Ausnahme-, aber nicht ein Übermensch, mit durchdringendem Scharfsinn und einer gegenständlichen Beobachtungskraft, voll heiligen Feuers für die Wissenschaft, seinem menschenfreundlichen Berufe des Helfers mit wirklicher Leidenschaft ergeben: so stand er vor uns, so lange er lebte; so wird er in unsrer Erinnerung fortleben, so lange diese uns bleiben wird. Keine Körperschwäche, keine Atemnoth hinderte ihn, in die dumpfe Atmosphäre der überfüllten Poliklinik einzutauchen und Hilfe zu spenden, — so lange es ihm vergönnt war. Wer mich der Übertreibung zeihen wollte, möge an das Wort des Perikles sich erinnern: „Maaßvoll zu reden ist schwierig, wenn die Wahrheit jede Wahrscheinlichkeit übertrifft."

Julius Jacobson, der viele Seiten seiner Schriften seinem Freunde Albrecht von Graefe gewidmet, sagt in seiner letzten vom Jahre 1889, daß jener nicht allein wegen seiner wissenschaftlichen Leistungen, sondern mehr noch wegen der sittlichen Motive, die sein ganzes Leben bewegten, bewunderungswürdig gewesen sei.

Noch ein Menschen-Alter von heute: und keiner wird mehr leben, den er belehrt, behandelt, beglückt hat. Denjenigen unter den Lebenden, die ihn nicht gekannt und den nachfolgenden Geschlechtern ein Abbild seines Wirkens zu liefern, war das Ziel, das ich mit meiner Darstellung erstrebte. Sein Name und sein Andenken wird ewig leben.

Ich habe Ihre Geduld vielleicht schon zu lange in Anspruch genommen. Aber ich fürchte, einer Pflicht-Versäumniß mich schuldig zu machen, wenn ich zum Schluß nicht wenigstens den Versuch unternehme, wie im Fluge Ihnen eine Übersicht über die hauptsächlichen Arbeiten Graefe's vorzuführen.

Da muß ich denn zunächst bemerken, daß Graefe heutzutage vielleicht schon mehr gepriesen, als gelesen wird. Aus der Literatur, aus persönlichen Unterhaltungen, sogar mit hervorragenden Fachgenossen, ersehe ich, daß so mancher Fund, so manche Vorschrift Graefe's nicht mehr im Bewußtsein so ganz lebendig geblieben. Und, wenn ich meine tüchtigen Fachgenossen jüngeren und mittleren Alters befrage, — Graefe's Werke, d. h. die ersten 16 Bände des Archivs für Ophthalmologie, stehen nicht in ihrer Bücher-Sammlung. Eine

Digitized by Google

Sonder-Ausgabe von Graefe's Arbeiten zu veranstalten wurde von dem Verleger wohl zuerst für unnütz, ja für abträglich gehalten, sodann leider vernachläßigt und ist jetzt für die nächste Zeit ganz unausführbar geworden. Und doch ist das Studium von Graefe's Abhandlungen so außerordentlich förderſam, nicht blos wegen des Inhalts, nicht blos wegen der Form und der strengen Richtung, die in ihnen sich offenbaren! Graefe's wissenschaftliche Gesamt-Arbeit möchte ich vergleichen mit der dichterischen von Goethe: es ist auch eine große Konfession.

Albrecht von Graefe fühlte sich befähigt und berufen, die Augenheilkunde zu reformieren, und empfand diese Aufgabe wie eine heilige Pflicht; so wollte und mußte er der wissenschaftlichen Welt Rechenschaft ablegen von jedem Fortschritt, den er gemacht, von jeder Verbeßerung, die ihm gelungen, und die der ganzen Menschheit zu Gute kommen sollte: das Heilen war ihm das höchste, Asklepios war ihm der Retter.

Diese ethische Grundlage macht seine Schriften so anziehend, auch auf solchen Gebieten, wo wir seitdem erheblich weiter gekommen sind.

Bei der Eintheilung von Graefe's Arbeiten ziehe ich es vor, die Entwicklung zu berücksichtigen. Ein Künstler kann fertig sein im Beginn, ein Mann der Wissenschaft bildet sich im Laufe der Jahre.

Die erste Periode von Graefe's Schaffen reicht bis gegen das Jahr 1857 und umfaßt die Arbeiten über Schielen und Schiel-Operation, über Wirkung der Augen-Muskeln, ferner über Bindehaut-Krankheiten und ihre Behandlung, endlich über Amblyopien und Funktions-Prüfung.

Kühn greift der junge Graefe mit seiner ersten großen Arbeit eine der schwierigsten Aufgaben an: die Physiologie und Pathologie der schiefen Augenmuskeln. Zum ersten Male wird das Bild der Trochlearis-Lähmung richtig gezeichnet. Das diagnostische Verfahren ist bereits vollständig ausgebildet. Die reife Frucht, welche Graefe auf diesem Felde geerntet, ist niedergelegt in dem einzigen Buche, das er uns geschenkt hat, — Symptomen-Lehre der Augenmuskel-Lähmungen, vom Jahre 1867. Uns war dasselbe, als es erschien, eine Quelle der Belehrung, ja des Entzückens.

Bezüglich der großen Arbeit über Schielen und Schiel-Operation vom Jahre 1857 möchte ich folgendes hervorheben. Graefe hat die Schiel-Operation, die wegen der überstarken Wirkung erheblich an Vertrauen eingebüßt hatte, wieder zu Ehren gebracht, die richtige Dosirung angebahnt, die Insufficienz der inneren Augenmuskeln uns klar gelegt, für die operative Heilung von Augenmuskel-Lähmungen zuerst richtige Regeln aufgestellt.

Gleichfalls im ersten Heft des Archivs vom Jahre 1854 findet sich die große Arbeit über diphtherische Bindehaut-Entzündung und die Anwendung des Ätzmittels. Wunderbar ist die therapeutische Leistung des 26jährigen Graefe.

Der zweite Band des Archivs, vom Jahre 1856, bringt die Untersuchung des Gesichtsfeldes bei amblyopischen Störungen. Mit erstaunlicher Sicherheit hat der 28jährige ein ganz neues Gebiet der klinischen Forschung eröffnet.

Digitized by Google

Übrigens macht er davon gar kein Aufhebens. Auch beherrschte er damals schon vollkommen die hauptsächlichen Augengrunds-Veränderungen. Diese Arbeit hat uns zuerst den Werth der Funktions-Prüfung für Erkenntniß der inneren Augenkrankheiten und für ihre Vorhersage klar gemacht, zum ersten Male die Lehre von der Halbblindheit richtig entwickelt.

Die zweite Periode bringt uns die Arbeit „über die Wirkung der Iridektomie bei Glaukom," aus dem Jahre 1857. Auch diese Arbeit, welche, auf unsrem Gebiete, die größte therapeutische That des 19. Jahrhunderts darstellt, wird nur durch ganz einfache, rein thatsächliche Worte eingeleitet; sie bringt zum ersten Mal eine verständliche Darstellung des Glaucoma, das durch Steigerung des Augapfel-Binnendrucks erklärt wird, und eine genaue Angabe der Heilwirkung des operativen Eingriffs. Hierdurch ist Graefe zu einem Wohlthäter der Menschheit geworden. Denn, so widersprechend bis dahin die Ansichten über das Wesen des Glaucoma einander entgegengetreten waren, in einem Punkte hatten alle Schriftsteller übereingestimmt, — in der Unheilbarkeit. In seiner letzten Arbeit, vom Jahre 1869, hat Graefe die Glaukom-Lehre zu einem vorläufigen Abschluß gebracht.

Eine große Wichtigkeit und Bedeutung erlangte die Arbeit über Verflechtung von Sehnerven-Entzündung mit Gehirnkrankheiten, vom Jahre 1860, da sie ein ganz neues Gebiet uns eröffnete. Graefe's Entdeckung der Stauungs-Papille hat hervorragend fruchtbar sich erwiesen zur Erkenntniß von Hirngeschwulst und auch die Therapie ganz wesentlich gefördert, zuerst für konstitutionelle Geschwülste, die ja der friedlichen Behandlung zugänglich sind, und sodann, mit der Verbeßerung der Schädel-Chirurgie, für alle Zustände von gesteigertem Hirndruck.

Entschlossen und erfolgreich hat Graefe auch die chirurgische Behandlung von Augengrunds-Veränderungen angebahnt.

Die Verbeßerungen der Star-Operation, zur Verminderung der unglücklichen Ausgänge, bildeten für Graefe nicht blos eine Episode; sie haben sein menschenfreundliches Herz und seinen wissenschaftlichen Sinn ununterbrochen, das ganze Leben hindurch, ernstlich beschäftigt: sie gipfelten in dem modificirten, d. h. mit einer Ausschneidung von Regenbogenhaut verbundenen, peripheren Linear-Schnitt für den Alters-Star, aus dem Jahre 1865. Wenn gleich auf diesem Gebiete ein Theil seiner Gedanken sowie auch seiner Vorschriften von der fortschreitenden Wissenschaft überholt worden ist, so bleibt doch die Thatsache bestehen, daß durch Graefe's Verfahren, welches rasch die Herzen und die Hände der Star-Wirker gewann, damals die Zahl der Verluste nach Star-Ausziehung erheblich herabgedrückt worden ist.

Wenn wir die Arbeiten unsres Albrecht von Graefe, von denen ich nur die allerwichtigsten andeuten konnte, ganz nüchtern und ohne Überschwang betrachten; so können wir wohl behaupten, in allen unsren geschichtlichen Betrachtungen noch niemals einen Arzt gefunden zu haben, welcher den vorhandenen Beſitz-Stand unsrer Fach-Wissenschaft und Kunst durch so zahlreiche und so

Digitized by Google

wichtige Entdeckungen vergrößert hat. Er ist der Mehrer des Reiches, wie kein andrer vor ihm oder neben ihm.

Freilich dürfte es schwierig, ja fast unmöglich sein, den Werth von zwei ganz verschiedenen Entdeckungen gegen einander abzuwägen.

Wenn wir dem Franzosen Jacques Daviel für die größte Leistung des achtzehnten Jahrhunderts auf unsrem Gebiete, für die Star-Ausziehung, die Palme reichen; so ist die Glaukom-Operation jedenfalls auf therapeutischem Gebiet die höchste Leistung des neunzehnten.

Danach hört jede Möglichkeit eines weiteren Vergleiches auf. Daviel hat eine Groß-Leistung; Graefe hat das ganze Gebiet umgearbeitet.

Vergleichen wir Graefe mit denjenigen, welche originale Lehrbücher unsrer Fach-Wissenschaft uns geschenkt, wie St. Yves im 18., und Joseph Beer im 19. Jahrhundert, so muß auch dieser Vergleich zu Gunsten Graefe's entschieden werden.

Endlich von seinen ärztlichen Zeitgenoßen — Helmholtz und Donders als Physiologen sind mit ihm ungleichmaßig, — hat keiner ihn übertroffen, trotz der tragischen Kürze seines Lebens, keiner ihn nur erreicht.

Graefe war der Augenarzt seiner Epoche.

„Es kann die Spur von seinen Erdentagen
Nicht in Aonen untergehn."

Neuere Forschungen über das altindische Drama

Von

Alfred Hillebrandt

Das im vorigen Jahr erschienene Werk von Ernst Windisch über die Geschichte der Sanskritphilologie von ihren Anfängen bis an die Schwelle der Gegenwart gibt auf seinen 460 Seiten einen vortrefflichen und anziehend geschriebenen Überblick über die stille und rastlose Arbeit, die seit hundert Jahren auf allen Gebieten der weitverzweigten Kulturgeschichte Altindiens geleistet worden ist und aus bescheidenen Anfängen ein großes Reich geschaffen hat. In dem Grundriß der indoarischen Philologie und Altertumskunde, der über alle Leistungen der Sanskritphilologie berichtet und außer der Arbeit von Windisch einundzwanzig mehr oder weniger umfangreiche Hefte oder Bände enthält, erschien gleichzeitig eine andere, kleinere, nicht minder wertvolle Schrift von Sten Konow, „Das indische Drama", über diesen bedeutsamen Zweig der Dichtkunst die erste vollständige Übersicht, die um ihrer Sachkunde und Klarheit der Darstellung willen auch dem Nichtfachmann zur Benutzung empfohlen sei. Sie bleibt nicht an der Schwelle der Gegenwart stehen, sondern führt unmittelbar in sie hinein bis zum Jahr 1918 und legt alle Fragen dar,

Digitized by Google

die mit der Entwicklung des Dramas und seiner Technik, mit der einheimischen Poetik wie der modernen Forschung in Verbindung stehen. Auch hier hat die Arbeit nicht geruht, sie hat unser Wissen durch neue Funde über die bisher gesteckten Grenzen erweitert wie durch Einzelforschungen vertieft und Ausblicke eröffnet, die vor wenigen Jahren unwahrscheinlich schienen.

Der Name, welcher seit Beginn unserer Wissenschaft im Mittelpunkt der indischen Literaturgeschichte stand, war der, wie wir jetzt mit ziemlicher Sicherheit wissen, Mitte und Ende des 5. Jahrhunderts n. Chr. angehörende Kālidāsa. Er bezeichnete die höchste Erhebung der indischen Kunst, ohne daß wir die Vorberge erblickten oder mit Deutlichkeit den Weg erkannten, den die indische Dichtung bis zu diesem gleichsam unmittelbar aus der Ebene emporsteigenden Höhepunkt genommen hat. Zwar wußten wir, daß es ihm an Vorgängern nicht fehlte, da am Anfange seines jugendlichen Stückes, dem Drama Mālawikā und Agnimitra, bei Ankündigung des „neuen Stückes" von Kālidāsa der Schauspieldirektor von seinem Gehilfen gefragt wird, warum er denn soviel Ehre dem Werke dieses lebenden Dichters antue und die berühmten Dichter wie Bhāsa, Saumilla, Kaviputra ihm zuliebe übergehe. Aber von diesen Dichtern erfuhren wir nichts oder sogut wie nichts. Bhāsa war dem Namen nach bekannt; ein Dichter des 7. Jahrhunderts rühmt den Reichtum seiner Stücke wie die Süßigkeit von Kālidāsas Rede; doch keines davon war erhalten. Da fand in den Schätzen der Königlichen Bibliothek von Travancore in Indien ein einheimischer Gelehrter, Gaṇapati, eine alte Palmblatthandschrift und darin eine Anzahl der verloren geglaubten Werke des berühmten Verfassers, ein Fund von ungewöhnlicher Bedeutung, der 13 Werke an das Tageslicht brachte und einen Einblick in die Kunst dieses Dichters und zugleich in die Geschichte des indischen Theaters überhaupt gewährte. Gaṇapati hat die Werke seit 1910 mit einem ausführlichen Vorwort in die Wissenschaft eingeführt und ein lebhaftes Echo in der Gelehrtenwelt erweckt, die alsbald die Technik Bhāsas im Verhältnis zu der Lehre der indischen Poetik und zu der Kunst Kālidāsas prüfte, seine nun gegen Ende des 2. Jahrhunderts n. Chr. angesetzte Lebenszeit festzustellen sich bemühte. Unter den Stücken befindet sich eines, das Ausgangspunkt und Grundlage für das vielgenannte „Thonwägelchen" des Königs Schūdraka geworden ist, das dadurch viel von seiner Originalität eingebüßt hat.

Bhāsa hat noch gegenüber der Darstellung des Todes auf der Bühne nicht dieselbe Sprödigkeit, wie sie spätere Autoren zeigten und verlangten; er zeigt manche maßgebend gebliebene Neuerung auf dem Gebiet der dramatischen Technik und eröffnet die Möglichkeit, durch seine Technik zwischen neuen und alten Partien des großen, auf Bharata zurückgeführten Lehrbuches der Schauspielkunst zu unterscheiden. Lindenau, dem wir eine sehr eindringende Studie über Bhāsa verdanken, hat hierauf zuerst hingewiesen und sich an die Seite einiger alter Autoren gestellt, die ihn noch höher als Kālidāsa gestellt haben. Er rühmt an ihm die Redekunst des Dialoges, die Behendigkeit und Schlagfertigkeit

Digitized by Google

der Wechselrede, oft Vers um Vers, ja Wort um Wort, Pointe um Pointe, die der dramatische Dichter nicht vom epischen Dichter gelernt hatte, sondern zweifelsohne vom Mimen.[1]) Im allgemeinen scheint aber die weichere und schmiegsamere Kunst Kālidāsas dem indischen Geschmack mehr entsprochen zu haben als Bhāsa, dessen Ruhm im Laufe der Jahrhunderte verblich, während Kālidāsa unverändert als Stern erster Größe am indischen Himmel glänzt.

Noch überraschender ist ein anderer Fund. Wir verdanken ihn den deutschen Ausgrabungen in Ostturkestan. Von seinen großen Forschungsreisen brachte Herr von Le Coq eine Anzahl indischer Palmblattfragmente mit, die sich in den Höhlentempeln unweit Kutscha gefunden hatten, darunter einige, die durch eigentümlichen Schriftcharakter und paläographische Eigenheiten auf das 2. Jahrhundert unserer Zeitrechnung wiesen. Es gelang Lüders und seiner Gattin, die Schriftstücke zu lesen und festzustellen, daß Bruchstücke indischer Dramen vorlagen, die älter waren als alles, was wir sonst von der Bühnenkunst Indiens hatten, und auf die Umgebung Aschwaghoschas, sogar auf ihn selbst hinweisen, den großen Theologen des nördlichen Buddhismus, der zur Zeit des indoskythischen Königs Kanischka lebte und als Verfasser einer poetischen Lebensbeschreibung Buddhas wie anderer Werke bekannt ist. Die Kenntnis des indischen Dramas hat damit die bisher gezogenen Grenzen überschritten und reicht bis ins 1. oder 2. Jahrhundert n. Chr. zurück. Wir besitzen durch jenen Fund aus dieser Zeit Schauspiele, die durch Anwendung von Sanskrit und Volksdialekten, durch die Person des aus dem Volksstück herübergenommenen Spaßmachers, des Widūschaka, die Eigentümlichkeiten des späteren Dramas teilen; der, wie wir bisher glaubten, der Theaterkunst so abgeneigte buddhistische Glaube hat sie geschaffen und sich in einem von ihnen sogar des bisher nur aus später Zeit bekannten Mittels der Allegorie bedient, indem er Weisheit, Standhaftigkeit und Ruhm auftreten läßt, um Buddhas Herrlichkeit zu preisen. Literaturgeschichtlich beginnt hier eine neue Schwierigkeit; lassen die unerwarteten, die Lücken der Jahrhunderte ausfüllenden Funde auf eine noch ältere Entwicklung der Kunstform des indischen Dramas schließen oder stehen wir hier sehr nahe ihrem wirklichen Beginn? Man kann behaupten, und es ist geschehen, daß die Anwendung fester Formeln und der ständigen Figuren, die aus den populären Vorstufen des Kunstdramas stammen, als Beweis dafür anzusehen ist, daß dieses selbst sich noch nicht zu voller Selbständigkeit entwickelt habe. Es scheint aber doch auch möglich, daß die strenge Scheidelinie, die wir zwischen Volksstück und literarischem Drama ziehen, für Indien künstlich ist und die Geschichte unseres eigenen Dramas, das von außen Anregung und Verfeinerung empfing, nicht für das der Inder maßgebend sein darf, daß bei ihnen vielmehr die Entwicklung in gerader Linie vor sich ging und das Volksstück gleichsam unbemerkbar von großen Dichtern mit verfeinernder Kunst aus dem niederen Kreise emporgehoben worden ist.

---

[1]) Bhāsa-Studien, Leipzig 1918, Harrassowitz.

Digitized by Google

In einer Abhandlung über die Anfänge des indischen Dramas[1]) habe ich die Punkte hervorgehoben, welche den volkstümlichen Ursprung des indischen Dramas kennzeichnen: das Zwiegespräch zwischen Schauspieldirektor und Schauspielerin am Anfang des Stücks, das wenigstens noch den äußeren Anschein der Improvisation auch bei großen Dichtern beibehalten hat, die Anwendung verschiedener Dialekte neben dem Sanskrit, um hoch und niedrig sowie Herkunft zu bezeichnen, die Mischung von Prosa und Liedchen oder Chansons, die enge Verbindung mit Musik und Tanz, welche aus ältester Zeit stammt und dem indischen Drama melodramatischen Charakter gibt, schließlich die Einfachheit der indischen Bühne, die einen szenischen Apparat noch nicht kannte und an die Gaukelbühne des klassischen Mimen erinnert. Es folgt hieraus, daß eine Scheidelinie zwischen Volks- und Kunstdrama durch die Verhältnisse nicht geboten ist. „Volksstück" sowohl wie überhaupt Volkslied ist ein künstlicher Begriff, denn das Volk schafft weder Stück noch Lied, sondern nimmt nur, was ihm von dichterischer Hand geboten ist, auf, und vergißt die Namen derer, die gegeben haben. Auch wenn kein Name vor Aschwaghoscha erhalten geblieben ist, mag mancher große Dichter vor ihm in die Vergessenheit gesunken sein.

Wir haben nun eine alte, sehr bedeutsame Nachricht aus dem 4. oder 5. Jahrhundert v. Chr., die Gegenstand großer Meinungsverschiedenheiten ist und von den einen als ein Beweis alter dramatischer Kunst in Indien angesehen, von den anderen nur auf Tanz und Pantomimik bezogen worden ist, das ist die Regel Pāṇinis, des großen Grammatikers, welche sich auf die Bildung von Worten bezieht, wenn es sich um das Studium eines Lehrbuches für Mimen handelt. Die Regel unterliegt keinem Zweifel, aber eine große Anzahl von Gelehrten, wenn nicht ihre Mehrzahl, bestreiten das Recht, aus ihr auf das Vorhandensein einer alten Schauspielkunst und dramatischen Literatur zu schließen; es handle sich nicht um Schauspieler, sondern um Tänzer, höchstens um Pantomimen. Es ist ja sicher, daß das Wort für Schauspiel **naṭaka** von **naṭa** Tänzer, Schauspieler stammt, das auf dialektischem Wege aus dem Zeitwort nart „tanzen" entstanden ist; es ist nur die Frage, ob dieser Bedeutungswandel nicht schon sehr alt und lange vor Pāṇini eingetreten ist, ob nicht lange vor Pāṇini der Tänzer schon Schauspieler geworden ist und in schlichteren Verhältnissen werden mußte, wie auch die spätere Zeit den Zusammenhang von Tanz, Musik und Darstellung bewahrt hat. Jene Ablehnung erscheint allzu kritisch und errichtet Scheidewände, die die Wirklichkeit des indischen Lebens nicht kannte. Ein Lehrbuch für Tänzer und Pantomimen allein wäre wohl kaum verfaßt worden, weil die wesentlich praktische Kunst am wenigsten dazu auffordert, außer Zusammenhang mit dramatischen Aufführungen in Buchform dargestellt zu werden, sondern am zweckmäßigsten sich im Schulbetrieb fortpflanzt. Bharatas Werk, das das Schauspiel in seinen mannigfachen Formen

[1]) München 1914.

Digitized by Google

behandelt, hat auch die Lehren für Mimik, Kostümierung usw. nicht allein, sondern sämtliche Bühnenkünste aufgenommen und für seine Zeit ersichtlich als zusammengehörig betrachtet, mag er nun, wie manche wollen, vor oder nach unserer Zeitrechnung gelebt haben; er wird schwerlich von den praktischen und theoretischen Anschauungen seiner Zeit und seiner Vorgänger abgewichen sein und kennt eine solche Fülle unterschiedlicher Details, wie man bei Konow sehen kann, daß er viele Dichter als Vorgänger gehabt haben muß. Die Abfassung von ursprünglich nur für Tänzer und Pantomimiker gedachten Lehrbücher würde einen so hohen Standpunkt theoretischer Betrachtung voraussetzen, daß die Übergehung der dramatischen, viel mehr zu theoretischer Darstellung neigenden Kunst unverständlich bliebe. Ich denke, daß Bharata die mimischen Künste nicht um ihrer selbst willen, sondern um ihres engen Verhältnisses zu dem Schauspiel willen, dem sie dienstbar gemacht werden, in sein Werk aufgenommen hat. Goethe hat seinen Regeln für Schauspieler [1]) aus Anlaß der Ausbildung zweier junger Männer für die Bühne die Bemerkung hinzugefügt: „ich beschloß sie festzuhalten und, weil ich eben Zeit hatte, auch einer heiteren Ruhe genoß, begann ich mit ihnen gründliche Didaskalien, indem ich auch mir die Kunst aus ihren einfachsten Elementen entwickelte und an den Fortschritten beider Lehrlinge mich nach und nach emporstudierte, so daß ich selbst klärer über ein Geschäft war, dem ich mich bisher instinktmäßig hingegeben hatte . . ." Wenn ich recht verstehe, drängt selbst die äußere Form der Schauspielkunst erst ganz spät oder allmählich zur schriftlichen Feststellung, wie viel später noch die praktische Kunst des Pantomimen.

Woher ist das indische Schauspiel entstanden? Wo liegen seine Anfänge? Die überwiegende Zahl aller Sanskritisten hat den von Windisch mit umfassenden Kenntnissen unternommenen Versuch, seine Entstehung auf griechischen Einfluß zurückzuführen, mit Entschiedenheit abgelehnt. Konow hat klar und knapp noch einmal die Gründe für und gegen die griechische Hypothese abgewogen und ist ebenfalls zu dem Schluß gekommen, daß sie unhaltbar ist und nur dann auf Wahrscheinlichkeit Anspruch habe, wenn das indische Drama sich nicht aus einheimischen Voraussetzungen erklären ließe, diese aber liegen vor und gestatten durchaus, es als Kind des indischen Geistes zu erklären. Das gleiche gilt für die geistreiche und glänzend durchgeführte Ansicht Reichs, der nicht mehr wie Windisch in der neueren attischen Komödie, sondern in dem klassischen Mimus, in der Nachahmung und Vorführung des täglichen Lebens, wie es sich im Volkstreiben abspielt, den Ausgangspunkt des indischen Dramas sehen will. Auch sie unterschätzt die Selbständigkeit des indischen Geistes, die fabulierlustige Art seines Volkes, die schon früh in dramatischen Anläufen ihre Freude fand. Weder ist der Spaßmacher, wie Pischel wollte, von Indien nach dem Westen, noch, wie Reich annimmt, von

[1]) Heinemannsche Ausgabe, Bd. 25, S. 111, 392.

Digitized by Google

Osten nach Westen gewandert, sondern war hier wie dort ein selbständiges, im Boden der indischen wie der griechischen Heimat wurzelndes Erzeugnis. Er hat schließlich seinen Ausgangspunkt in der allgemein menschlichen Eigenschaft von Humor und Nachahmungstrieb und ist von geistreichen Völkern über die Sphäre gemeinen Witzes hinausgehoben worden. In dem der Alexanderzeit lange vorausgehenden Ritual Indiens begegnen wir einer eigenartigen Szene, die zwischen dem Somahändler, der die heilige, den Somasaft liefernde Pflanze feilhält, und ihrem Käufer sich abspielt und damit endet, daß der Käufer jenen unter Schlägen heimschickt. Ich habe das für einen kleinen kultischen Akt erklärt und den unter Prügeln heimgeschickten Händler als den geprellten dummen Teufel unserer eigenen Literatur, Konow hat das erweitert und den Ursprung der Szene in alten Volksbelustigungen gesucht, die also Nachahmung oder Aufnahme in das Ritual gefunden haben, ebenso wie bei den Sonnwendfeiern, den Mahawratafesten, wo ein junger Schüler und eine Dirne sich mit Schimpfworten überhäufen, ein Arya und ein Śūdra sich um ein Fell streiten, Szenen, welche ihren Weg in das Ritual aus der Mitte des Volkstreibens gefunden haben. Von ihnen führt eine Linie unmittelbar zu dem Vidūschaka des späteren Dramas, der eine populäre, in ihrer Ausführung natürlich von Witz und Stimmung des Autors wie anderen Umständen abhängige, daher nicht immer gleichbleibende Figur geblieben ist; es läßt sich zeigen, daß Kālidāsa es vermied, sie in immer gleicher Weise zu zeichnen und zu wiederholen, und darum drei in ihrem Wesen sich leise unterscheidende Personen derart geschildert hat.[1]) Nach der äußeren Beschreibung bei Bharata ist er „ein Zwerg mit hervorstehenden Zähnen, bucklig, ein Brahmane, verzerrten Angesichts, kahlköpfig und glotzäugig", der durch sein Aussehen, seine Kleidung, seinen Gang und sein ganzes Auftreten Gelächter hervorrufen soll: ganz die Figur eines Volksstückes, die zum Vergnügen der Menge auftritt und durch Verspottung der Herrenkaste, des Brahmanentums, ihr besonderes Wohlgefallen gewinnt. Während die hier beschriebene Figur dem französischen Harlekin gleicht, ehe dieser von einem italienischen Schauspieler in die Kunstkomödie in Paris eingeführt wurde, zeigt er sich in der Schilderung späterer Dramaturgen mehr als harmloser Spaßmacher, an dessen mit jenem gemeinsamem Ursprung man zweifeln kann.

Das hohe Alter dieser dramatischen Figur, die zwar nicht dem Namen, wohl aber der Sache nach in die vedische Literatur, nach einer ansprechenden Vermutung Lindenaus sogar in den Rgveda selber zurückgeht, macht die Versuche, welche den Ursprung des indischen Dramas an Schatten- oder an Puppenspiele anknüpfen, unwirksam. Erstere sind in Indien erst aus später Zeit, aus dem 13., 15. und 17. Jahrhundert bezeugt und mögen eine Erfindung indischer Künstler oder auch aus Java und China, wo sie im Schwange waren, eingeführt sein; aber die ganze ältere Zeit weiß von ihnen in Indien so wenig

[1]) Siehe meinen „Kālidāsa", Breslau 1921.

Digitized by Google

wie die Dramaturgen, deren alle technischen Hilfsmittel damaliger Bühnenkunst umfassende Darstellung an dem Schattenspiel vorübergegangen ist und es nicht gekannt zu haben scheint. Allerdings ist es von Lüders unternommen worden, die viel umstrittene Stelle eines indischen Grammatikers aus dem 2. Jahrhundert v. Chr. auf Schattenspiele zu beziehen, aber Webers alte Ansicht, die von Darstellungen aus dem Vischnu-Krischnakult spricht, wenn wir sie nur erheblich modifizieren, bleibt noch in Ehren. Selbst wenn sich aber alte Schattenspiele fänden, damit wäre noch nicht der Beweis erbracht, daß sie notwendige und historische Vorläufer des Dramas sind. Dasselbe gilt für das Puppenspiel, das unter Hinweis auf die große Vorliebe Altindiens für Puppen ebenfalls als Vorläufer des indischen Dramas in Anspruch genommen worden ist. Das Puppenspiel, sagt Pischel in einer Untersuchung,[1]) wendet sich an das Volk, wie es aus dem Volk hervorgegangen ist. Gerade deshalb sei es so oft ein viel klarerer Spiegel des Denkens und Fühlens des Volkes als die Kunstpoesie und nicht selten Träger alter Überlieferung. Es sei nicht unwahrscheinlich, daß das Puppenspiel überhaupt die älteste Form dramatischer Darstellung sei; sicher sei das der Fall in Indien.

Man wird einen Zweifel an der von viel Gelehrsamkeit gestützten Annahme nicht unterdrücken können und noch weitere Beweise erwarten, da ein altes Puppenspiel nicht erhalten ist und Hinweise auf Stellen, die von Puppen und kunstvoll hergestellten Puppen sprechen, nicht genügen. Sollten die kleinen vorerwähnten Kultszenen, die man als dramatische Szenen ansehen kann, wirklich erst der Puppenspiele bedürfen, um lebendige Gestalt zu gewinnen, sollte Bharata sein Buch zusammengestellt haben, ohne einer solchen Tradition zu gedenken? Das Leben führt unmittelbarer zur Nachahmung und bedarf zu seiner Inszenierung nicht des Umwegs über das Puppenspiel, das selbst erst eine technische Erfindung ist. Wie der dramatische Vorgang eine Nachbildung des Lebens, so sind die Puppenspiele eine für kleinere Verhältnisse passende Nachahmung des Volksstückes. Ist die Puppe erst einmal erfunden, so bietet sie dem Puppenspieler die Möglichkeit, mit seinem Figurenkasten umherzuziehen und im Umherziehen der Verbreiter der Kunst in anderen Kreisen zu werden, zu denen Schauspielertruppen nicht gelangen. Er ist Nachahmer, der an den Höfen der Vornehmen seine Ideen holte und nach unten trug. In einem so schauspielfrohen und für Eindrücke lebhaft empfindlichen Volke wie Indien setzt der Nachahmungstrieb von selber ein und bringt die Schauspielkunst, so primitiv sie sein mag, zuwege. Wir haben in Bengalen ein Volk der Nar, Nāt, Nātak oder Nartak, das Ostbengalen seine Musiker liefert, in den Nordwestprovinzen und Audh lebt der 63 000 Köpfe zählende und weitverbreitete Stamm der sogenannten Zigeunertänzer, Akrobaten und Prostituierten. Es ist sicher, daß die Natas eine populäre Einrichtung, aber nicht erst von heute, sondern von jeher gewesen sind. Von Aschvaghoscha, dem großen Meister,

[1]) Die Heimat des Puppenspiels, Halle 1900.

Digitized by Google

wird erzählt, daß er mit einem Trupp von Sängern und Sängerinnen umherzog. Eine Dschainaerzählung berichtet von einem Schauspielerdorf; Mathura (Muttra), die alte Krschnastadt war ein berühmter Sitz der Schauspieler, in der die Krschnaspiele stattfanden wie die Passionsspiele in Oberammergau; eine Inschrift dorther aus dem 1. oder 2. Jahrhundert spricht von berühmten Söhnen der Schauspieler, eines der Wortverzeichnisse zu Pāṇini von „einem von Schauspielern bewohnten Dorf"; nāṭya von naṭa abgeleitet, erklärt Pāṇini im Sinne von Gesetz oder Tradition der Schauspieler. Gesetzbücher wie Politiker berücksichtigen in ihren Werken Herkunft, Leben und Wesen der Natas, ihre Abgaben wie Einkünfte und zeigen solche Vertrautheit mit ihnen, daß wir ihre Gilden als ein organisches Gebilde des altindischen Lebens ansehen müssen.

Nun hat es an Gelehrten nicht gefehlt, welche im Gegensatz zu allen diesen Ansichten die Anfänge des indischen Dramas in eine unvergleichlich frühere, bis in den Ṛgveda hinaufreichende Zeit verlegen wollen und einige Hymnen dieser ältesten Liedersammlung als kultische Dramen deuten. Diese Hymnen bestehen aus Wechselreden oder Wechselgesängen, zu deren Verständnis die verbindende Vermittlung eines Prosatextes hinzuzudenken ist. Leopold v. Schroeder war nicht der erste, wohl aber der gründlichste und anregendste Vertreter dieser Richtung, der in seinem inhaltreichen Werk „Mysterium und Mimus" seine Ansicht auf eine ethnologische Grundlage gestützt und dazu kultische Dramen von Natur- oder Halbkulturvölkern herbeigezogen hat. Es ist ihm nicht gelungen, alle Fachgenossen zu überzeugen, welche vorziehen, diese Lieder als sogenannte Ākhyānas, d. h. reine Wechselreden mit festem, metrischem Bestandteil und einem zu ergänzenden Prosatext oder neuerdings mit Geldner als Balladen zu erklären; und sicher ist der Wiener Gelehrte, dessen Tod wir tief zu beklagen haben, in manchen Fällen zu weit gegangen, aber andererseits ist sein Gedanke nicht abzuweisen. Der Ṛgveda enthält z. B. einen großen, der Verherrlichung Indras gewidmeten Lobgesang, der die Entscheidung, ob Ballade oder Ākhyāna, schwer macht und ganz gut als Zwischenspiel bei einem Indrafest gelten kann. Der Inhalt ist dramatisch genug. Der Gott will nicht auf gewöhnlichem Wege geboren werden, sondern auf dem Weg durch die Seite hinaus, dem Wege großer Wesen. Die Mutter schämt sich seiner (wegen der Untaten, die er bald nach seiner Geburt verübte, so ist anzunehmen),[1]) als sie aus der Ferne einen Lobgesang der Wasser hört und von der ausgesandten Botin die Kunde empfängt, daß ihr Sohn es ist, der das große Werk getan habe, die Wasser aus der Gewalt des Winterriesen Vṛtra zu befreien. Das Lied bedarf im einzelnen vielfacher Erläuterung, mit der wir die verbindende Prosa ersetzen müssen; ich gebe es annähernd hier so, wie ich es in meinen Liedern des Ṛgveda übersetzt habe.

[1]) Eine Parallele bietet der wegen verschiedener kleinerer Untaten bekannte Knabe Krschna.

Digitized by Google

(Eine Person, vielleicht Indras Mutter): Das ist der von alters her betretene Weg, auf dem die Götter alle geboren wurden. Auf dem mag auch der starke (Indra) geboren werden. Nicht bringe er derartig die Mutter zu Fall.

(Indra): Nicht will ich auf ihm hinaus, das ist der gemeine Weg, quer aus der Seite will ich hinaus.[1]) Ungetanes muß ich noch viel vollbringen. Mit dem einen will ich kämpfen, mit dem anderen reden.

(Nach der Geburt):

(Eine Person): Der weggehenden Mutter blickte er nach (und überlegte): soll ich ihr nachgehen, soll ich ihr nicht nachgehen? In Tvaschtars Hause trank Indra den Soma von hundertfachem Wert.

(Eine Person): Was wird der noch alles Hervorragendes tun, den (seine Mutter) durch tausend Monde und Herbste getragen hat. Nicht gibt es unter denen, die geboren sind und erst geboren werden, seinesgleichen.

(Eine Person): Sie (die Mutter) hielt Indra für einen Schandfleck und verbarg den kraftvollen. Da erhob er sich von selbst, in ein Gewand sich hüllend, und erfüllte Himmel und Erde bei seiner Geburt.

Indras Mutter hört die Wasser rauschen und läßt fragen, was das bedeutet, da sie von Indras großer Tat noch nichts weiß.

(Indras Mutter): Da rauschen sie laut, jubelnd wie fromme Frauen. Frage sie. Was singen sie da? Welches Felsenwehr durchbrechen die Wasser?

Die Abgesandte kommt zurück und berichtet, daß die Wasser von Indra aus Vṛtras Hand befreit wurden und ihm zujubeln, worauf Indras Mutter erfreut sagt:

(Indras Mutter): Loblieder haben sie ihm gesungen? Die Wasser wünschen Indras Schmach auf sich zu nehmen![2]) Mein Sohn hat diese Ströme befreit, nachdem er mit gewaltiger Waffe Vṛtra erschlagen!

Es folgen mehrere andere Verse, unter ihnen der oben angedeutete Gesang der Wasser, der redaktionell ans Ende gestellt ist.

Ist das nun Ākhyāna, Ballade oder kultisches Drama? Sollen wir die dramatische Gestalt ablehnen nur auf Grund gewisser theoretischer Festsetzungen, die ein frühes Drama nicht anerkennen? Verteilen wir die Verse auf verschiedene Personen, geben wir ihnen einzelne Abzeichen in die Hand (Donnerkeil usw.), denken wir uns Ergänzungen in Prosa hinzu, die Botenrede vielleicht sogar im Dialekt, nehmen wir an, daß der Gesang, den die Mutter hört, in der Ferne, hinter dem Vorhange, erschallt, so ist ohne Schwierigkeiten ein kleines Drama vorhanden, das keiner vorhergehenden Puppen- oder Schattenspiele bedarf. Auch M. Winternitz gibt die Möglichkeit kultischer Dramen für den Ṛgveda zu und sagt in einer Zusammenfassung seiner Ansichten:[3]) „Nicht alle Dialoglieder des Ṛgveda sind auf

[1]) Der Weg der Großen. So wird nach der Legende auch Buddha geboren.
[2]) Reinigende Kraft der Wasser.
[3]) Österreichische Monatsschrift für den Orient 1915, Bd. 41, S. 174.

Digitized by Google

dieselbe Weise zu erklären, sondern die einen sind Balladen ..., andere sind die poetischen Überreste einer Erzählung in der aus Versen und (nicht überlieferten) Prosa gemischten Form; und wieder andere sind als Strophen aufzufassen, die zu kultlichen Dramen gehören. An großartige Kunstwerke der Dramatik möchte ich allerdings nicht denken, sondern nur an recht einfache Vorführungen, bei denen Musik und Mimik zum gesungenen oder im Halbgesang vorgetragenen Liede hinzutraten."

Hier haben wir ein solches, nicht einmal einfaches Beispiel solcher kultischen Dramatik. Ich glaube, wir beurteilen die Frage zu sehr nach der Fertigkeit unserer modernen Kunst und nach der literarischen, an Zufälligkeiten reichen Überlieferung, mehr nach den Scheidewänden, die die Poetik errichtet hat, als nach dem schlichteren Kunstbedürfnis und Kunsttrieb einfacher Völker, deren Nachahmungs- und Unterhaltungstrieb den Mimus schuf. Im Kultus Indiens boten die großen Feste mit ihren Sängern, ihren rezitierenden und ministrierenden Priestern zwar das Bild eines großen Dramas, das nicht ohne Anregung gewesen sein wird. Dennoch wäre es nicht richtig, die Anfänge des Dramas aus dem Kultus und seiner Einwirkung herzuleiten. Die Art unserer Überlieferungen verschleiert nur den Einblick in das Volksleben der ältesten Zeit; sie vermag dennoch die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit nicht auszuschließen, daß das Volksleben zuerst das Drama schuf, das je nach dem Bedürfnis seine Dienste dem Volksvergnügen oder dem Götterfeste lieh, sowie der einzelne Schauspieler sich bald in den Dienst der Posse, bald in den der ernsten Künste stellt. Es ist das Verdienst von Reich, in seinem Mimus die Bedeutung des Volksstückes für die Entwicklung des Dramas dargetan zu haben. Religiöse Feste, die viel Volk anlockten, boten Schauspielern und Dichtern die beste Gelegenheit, ihre Kunst der Menge vorzuführen und diese zu unterhalten, natürlich unter Anlehnung an die Gottheit des Festes, der durch Segensspruch und anderes zuvor die gebührende Verehrung erzeigt werden mochte, so wie das Fest des Schutzpatrons und Kirchweih Händlern, fahrenden Leuten auch heute zur gern benutzten Gelegenheit wird, ihren Beruf auszuüben. Aber der Ausgangspunkt oder der alleinige Ausgangspunkt des Dramas ist der Kultus nicht gewesen. Es kann nicht bezweifelt werden, sagt Vogt in seiner deutschen Literaturgeschichte I² 248, daß schon von alters her die Spielleute auch außerhalb der Jahreszeitfeiern an den Höfen wie vor einem geringeren Publikum mancherlei Späße in Masken und Verkleidungen aufführten. So wichtig die Frühlingsfestbräuche für die Entstehung des weltlichen Dramas überhaupt und des komischen insbesondere seien, so werde man in ihnen doch nicht deren einzige Grundlage sehen dürfen. Das trifft auch für das Indische zu, das eine feste Scheidelinie zwischen Volksstück und wirklichem Drama nicht gestattet, weil hier, wie überall, seine Kultur, seine Religion und Philosophie ohne Unterbrechung auf volkstümlichem Grunde emporwächst. Diese gradlinige Entwicklung bildete nach meiner Ansicht den Hauptstrom, von dem aus Schatten- oder Puppenspiele sich wie Seitenkanäle

Digitized by Google

abzweigten, während er selbst aus Religion, Sage und Epos immer neuen Zufluß empfängt und von der Hand großer Meister allmählich in ein sicheres Bett gelenkt wird, wie das Sanskrit aus einem Volksdialekt zu einer Kunstsprache emporgehoben worden ist.

Ich kehre zum Ausgang zurück. Meine Zeilen sollten einige Fortschritte auf diesem Gebiete unserer Wissenschaft und einige ihrer Probleme darlegen. Wer „über das indische Drama" in seiner Gesamtheit sich unterrichten will, wird in Konows Schrift einen vortrefflichen Führer finden.

Literarische Berichte

Wir empfehlen der Beachtung unserer Leser den diesem Heft beiliegenden Prospekt:
„Neue Erscheinungen aus dem Verlage der Deutschen Verlags-Anstalt", Stuttgart.
Die darin angezeigten Werke aus verschiedenen Gebieten sind zu Festgeschenken besonders gut geeignet.

Paul Heyse. Gesammelte Novellen. Auswahl in fünf Bänden. [Herausgegeben von Erich Petzet.] Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. — Preis in 5 Halbleinenbänden M. 125.—.

Den Ruhm, den Paul Heyse von den ersten Mannesjahren bis an die Schwelle des Greisenalters genoß, hat er in den letzten Dezennien seines Lebens mit Anfeindung, Verkennung, Gleichgültigkeit neu heranwachsender Generationen zahlen müssen. Aber wenn an dem Abendrot seiner späteren Erdentage sich schon wieder das Frühlicht des Nachruhms entzündete, so ist dieser nun im unaufhaltsamen Wachsen begriffen. Die Veröffentlichung seiner Briefwechsel mit Jakob Burkhardt, Theodor Storm und Gottfried Keller hat uns den Menschen Heyse in der ganzen Vornehmheit und Liebenswürdigkeit seines Wesens erkennen gelehrt, die schöne Auswahl aus seinen Gedichten, durch Erich Petzet besorgt und geleitet von einem feinsinnigen Büchlein Petzets über Heyses Lyrik, uns den Lyriker Heyse neu gewonnen. Nun beschert derselbe treue, liebe- und verständnisvolle Hüter seines literarischen Nachlasses mit der vorliegenden Auswahl der Novellen dem deutschen Volk die schönsten, poetisch und menschlich gehaltvollsten Schöpfungen des Erzählers Heyse. Eine solche Auswahl aus der gerade durch ihren Umfang schwer zugänglichen und übersehbaren Reihe der Heyseschen Novellenbände mußte einmal gemacht werden, und sie konnte nicht glücklicher getroffen werden, als wie es hier geschehen ist. Sie wird den meisten der heutigen Leser Ueberraschungen bringen: nach der Seite des Formalen, indem wir einerseits nach so manchen Exzessen der modernsten deutschen Prosa den strengen Adel der Form neu schätzen, andererseits in der schönen Form wieder deutlicher den Puls echten Erlebens durchfühlen; nach der Seite des Inhalts, der uns den Dichter, was die Motive der Handlung, die Probleme der Charaktere, die Schilderung der Umwelt, die Mannigfaltigkeit des Grundtons und der Stimmungen betrifft, von nahezu unerschöpflicher Vielseitigkeit zeigt. Was uns um 1900 herum etwa in der äußeren Form ein wenig altmodisch anmuten mochte, empfinden wir heute als Zeitstimmung, die nun schon historischen Reiz gewinnt, wie denn nun überhaupt das Bild Heyses für uns in geschichtliche Beleuchtung rückt, die erst das echt Menschliche und darum auch künstlerisch Unvergängliche in ihm recht erhellt und bewährt. Ueber das geschichtliche Verdienst Heyses um die Kunstform der Novelle, die Verflechtung seines Persönlichsten in die scheinbar so ganz objektiven Gebilde seiner erzählenden Phantasie gibt Petzet so reiche Aufschlüsse und anregende Andeutungen in der Einleitung, die er seiner Auswahl vorangeschickt hat, daß hier nur auf diese verwiesen zu werden braucht. Möge die Auswahl ihre Mission für das Fortleben des Dichters im verdienten Maß erfüllen und damit den Herausgeber wie den Verlag ermutigen, der Auswahl aus den Gedichten und den Novellen die nicht minder wünschenswerte aus den Dramen Heyses folgen zu lassen!

— y —

Digitized by Google

Goethes Leben. Von Wilhelm Bode. Dritter Band: 1774 bis 1776, die Geniezeit. Mit Bildertafeln und Abbildungen. Verlag von E. S. Mittler & Sohn in Berlin. Geh. M. 22.—, geb. in Pappband M. 32.—, in Ganzleinenband M. 42.—.

Wir haben auf Bodes großangelegte Geschichte von Goethes Leben schon beim Erscheinen der ersten beiden Bände hingewiesen und können jetzt beim Erscheinen des dritten Bandes bestätigen, daß Bode einer der besten Kenner Goethes und der Goetheschen Zeit und Umwelt ist. In dem vorliegenden Bande sind die drei für das Leben und Schaffen des Dichters besonders ereignisreichen Jahre 1774—1776 behandelt. Goethe ist zum Liebling der bedeutendsten Männer und Frauen seiner Zeit und aller für die Dichtkunst empfänglichen Herzen geworden. Von allen Seiten strömen Besucher nach Frankfurt, um ihn persönlich kennen zu lernen, unter ihnen der junge Herzog Karl August von Weimar. Wir sehen den um sein Haupt gelegten Ruhmesglanz durch Neider verdunkelt und den verdrossenen Dichter zur Entspannung und Befreiung seines seelischen Zustandes in großer Eile mit den Brüdern Stolberg in der Schweiz Zuflucht nehmen. Sein Verlöbnis mit „Lilli", der 17jährigen Elisabeth Schönemann, die ersten Arbeiten am Faust, die Annahme der herzoglichen Einladung nach Weimar, das Bekanntwerden mit Frau v. Stein, der Einzug in den Garten am Stern bilden die bemerkenswertesten Marksteine in Goethes Geniezeit. Den reichen textlichen Inhalt begleiten zahlreiche Bildnisse von Goethe und Goethes Zeitgenossen, sowie landschaftliche Ansichten zum Teil nach Goethes Zeichnungen usw.

Geschichte der deutschen Kunst. Von Georg Dehio. Des Textes zweiter Band (geh. M. 50.—, geb. M. 65.—). Der Abbildungen zweiter Band (geh. M. 75.—, geb. M. 90.—). Berlin und Leipzig, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger.

Mit wahrer Freude begrüßen wir das Erscheinen dieses zweiten Bandes des Dehioschen Werkes und hoffen, daß auch der dritte Band, dessen Vollendung freilich noch größere Schwierigkeiten sich entgegenstellen mögen, in nicht allzulanger Zeit in die Oeffentlichkeit treten wird. Denn daß diese Geschichte der deutschen Kunst nicht Fragment bleibe, ist nicht nur für die Kunstwissenschaft wichtig; es ist geradezu etwas wie eine nationale Angelegenheit. In der deutschen Kunst, in ihrer Entwicklung, ihren Persönlichkeiten und Einzelschöpfungen, Geschichte und Wesen des deutschen Volkes selbst wie „in einem Spiegel und einer abgekürzten Chronik" zu zeigen, das war die Absicht, mit der Dehio an seine gewaltige Aufgabe herantrat, und dank der Klarheit und Folgerichtigkeit, mit der er von diesem Standpunkt aus seinen Stoff sichtete und gestaltete, ist denn auch seine Geschichte der deutschen Kunst zu einer Geschichte der deutschen Seele geworden, wie und soweit diese sich in unserer Kunst ausspricht und sich den Körper baut. Daß Dehio als Gelehrter der hohen Mission, die er sich selbst mit seinem Werk auferlegte, wohl als einziger der heute lebenden deutschen Kunsthistoriker vollauf gewachsen sei, darüber konnte von vornherein kein Zweifel sein; aber schon der erste Band brachte die schöne Gewißheit, daß er auch als Schriftsteller, oder sagen wir besser: als Meister des Wortes und der Komposition, als Künstler, der berufene Mann für seine Aufgabe ist. Und diese Gewißheit bestätigt in vollem Maße der zweite Band, dessen überquellend reicher Stoff, die Kunstgeschichte der zweieinhalb Jahrhunderte etwa von 1250 bis 1500, mit erstaunlicher Kraft der Konzentration so behandelt ist, daß die großen Linien des allgemeinen Verlaufs, bestimmt durch die vollendetsten und bezeichnendsten einzelnen Werke, mit voller Klarheit heraustreten und doch eine Fülle farbiger Einzelheiten dies Allgemeine niemals abstrakt werden, die tiefstgreifenden Probleme immer als Angelegenheiten erlebten Lebens, nicht als Thesen spintisierender Buchgelehrsamkeit empfinden läßt. Man wird unbedenklich Dehio, den Balten, als Meister wissenschaftlich künstlerischer Darstellung neben Jakob Burkhardt, den Deutschschweizer, stellen dürfen. Mit hoher persönlicher Würde und voller menschlicher Wärme, mit einer Art leidenschaftlicher Sachlichkeit ergreifen und formen beide ihre Stoffe. Empfängt aber Burkhardts Erscheinung einen besonderen Reiz durch die internationale Urbanität des vor allem nach Italien orientierten Baslers, so ist Dehios Wesen durchdrungen von einem tiefen nationalen Ethos und Pathos, das durch die Schicksale der Gegenwart, die er sozusagen am eigenen Leibe miterleben mußte, einen tragischen und eben darum fortreißenden Nebenklang erhielt. Auch in diesem Sinn ist Dehios „Geschichte der deutschen Kunst" eine deutsche Angelegenheit geworden. Wenn sie aber in die deutsche Geistesgeschichte, in das deutsche geistige Erleben im weiteren Sinn eingeht, darin aufgeht, so wird sie doch auch wieder auf das engere Gebiet, dem sie angehört, auf die Kunstwissenschaft und die Kunstschriftstellerei befruchtend und erziehend einwirken, die Jünger dieser Wissenschaft immer aufs Große, auf die tiefen Zusammenhänge hinweisen und ihnen vorbildlich werden in der allen äußerlichen Wortprunk

Digitized by Google

verschmähenden, vornehmen und doch immer innerlich belebten Kunst der Darstellung.
—y—

Ostpreußen-Chronik. Kriegsbilder aus den beiden Russeneinfällen 1914/15. Von H. Braun. Mit Buchschmuck von Prof. K. Liebich. München, O. Nemnich.

Wenn einmal wieder die Zeit kommt, wo Kriegsbücher aus dem Weltkriege gelesen werden, dann werden auch diese Erinnerungen ihren verdienten Platz finden. Einfach und schmucklos erzählt der Verfasser, ein ostpreußischer Pfarrer, von dem vielen Schweren, was die Ostpreußen im Winter 1914/15 bis zur Masurenschlacht und in Memel im März 1915 erlitten haben. Da er nur aus eigener Anschauung und nach den Berichten von Augenzeugen erzählt, hat das Buch einen gewissen Quellenwert. Auf Seite 13 ist übrigens ein kleiner Fehler zu verbessern: der erste Mobilmachungstag war Sonntag, den 2. August 1914. Schn.

Die Grundlagen künstlerischen Sprechens und Singens. Von Albertine Zehme. Leipzig, Karl Merseburger.

Während des Krieges ist ein amerikanischer Gesanglehrer gestorben, der sich um Anwendung der alten Gesangweise auf die deutsche Sprache Verdienste erworben hat — wie so manche Lehrmeister, die das gleiche Ziel verfolgten. Der „Konsonantenkult", der übrigens in romanischen Sprachen mehr sich entladende Laute kennt als im Deutschen, welches p, t, k ganz anders und weicher gibt, ist keine so schlimme Erscheinung, wie die Verfasserin meint. Was sie aber an bessernden, belehrenden Vorschlägen auf Grund der Unterweisung ihres Lehrers — King Clark — vorzubringen weiß, scheint doch der allgemeinen Beachtung wert und sei nicht bloß Sängern, sondern auch Sprechern von Melodramen und allen Arten von Rednern empfohlen.
Dr. K. Grunsky.

Der deutsche Generalstab in Vorbereitung und Durchführung des Weltkrieges. Von H. v. Kuhl. Berlin, Mittler.

Man hat den deutschen Generalstab wohl beschuldigt, daß er die Kraft unserer Gegner nicht richtig eingeschätzt und deshalb die Vorbereitung auf den Krieg nicht sorgfältig genug organisiert habe. H. v. Kuhl, der Generalstabschef des Kronprinzen Rupprecht, liefert in dem obengenannten Werk den Nachweis, daß diese Vorwürfe völlig unbegründet sind und der Verlust des Krieges vielmehr darauf zurückgeht, daß der General v. Moltke den Plan seines Vorgängers, des Grafen Schlieffen, in verhängnisvoller Weise abgeändert und namentlich die Stoßkraft im Westen durch Abgabe von zwei Korps nach Osten ohne Not geschwächt hat. E.

Der Weltkrieg im Lichte naturwissenschaftlicher Geschichtsauffassung. Laiengedanken eines Berufsoffiziers. Berlin SW 11, G. Bath. 8°. Geh. M. 20.—, geb. M. 23.—.

Im ganzen ein lesenswertes Buch. Verfasser untersucht vom Standpunkt des Offiziers und Naturwissenschaftlers aus die Ursachen unseres Zusammenbruchs und findet sie nicht in dem oder jenem Ereignis, sondern mit Recht in der mangelnden Entwicklung des deutschen Rassetriebes. Wie er selbst sagt (S. 279): „Die Revolution hat uns nicht den Krieg verlieren lassen, denn dieser war schon viel früher verloren, nicht etwa seit dem 15. Juli, nicht etwa seit der ersten Marneschlacht, wie das dramatische Denken behauptet, nicht vom Tage des U-Boot-Kriegs ab, nicht auch, seit Bismarck den Dreibund schloß, er war verloren von der Zeit ab, da sich unsere Rasse ohne Rassetrieb herauszuentwickeln begann." Darin hat er meines Erachtens recht, und recht hat er auch darin, daß er verlangt, der Jugend diesen Rassetrieb einzuimpfen, da nur dann eine Wiedererneuerung möglich ist. Auch sonst findet sich manche gute und richtige Beobachtung in dem Buche, allerdings auch manches Falsche. So ist zum Beispiel das Offizierkorps, und besonders auch die ganze militärische Erziehung vom Verfasser in einem viel zu rosigen Licht gesehen. Viel mehr, als Verfasser es zugibt, war die militärische Erziehung, nebenbei bemerkt auch die Arbeit in der Schule wie im ganzen Staat, viel zu sehr auf äußere Korrektheit, auf eine gute Besichtigung eingestellt. Wenn nur die Besichtigung gut verlief, äußerlich alles klappte, dann wurde viel zu wenig darauf gesehen, ob dem auch der wirkliche innere Wert des Erreichten entsprach, ob bei einer inneren Prüfung vor dem eigenen Gewissen die Leistung auch als gut befunden werden konnte. Ebenso werden auch bei dem Offizierkorps die Schäden, die sich im Kriege zeigten, geflissentlich übersehen, sowohl daß man die Offiziere immer zahlreicher und zahlreicher fand, je weiter man in der Etappe nach hinten kam, wie auch zum Beispiel die schlechten Ernährungsverhältnisse in der Kampffront, die in scharfem Gegensatz zu dem standen, was zahlreiche Offiziere an Lebensmitteln nach Hause schickten. Trotz dieser Einwendungen bleibt das Buch als Gesamtleistung beachtenswert, aber auch im einzel-

Digitized by Google

nen habe ich Abschnitte gefunden, die ich jedem zu lesen geben möchte, ich erwähne zum Beispiel nur das Kapitel: Das Flaggenlied. Schneider.

Josef Lanner und Johann Strauß. Von Fritz Lange. Ihre Zeit, ihr Leben und ihre Werke. Mit ganzseitigen und eingedruckten Bildern. Leipzig, Breitkopf & Härtel. Geh. M. 4.50.

Je mehr unsere Zeit der Ueberfeinerung huldigt, desto gewisser und dringender meldet sich auch das rückläufige Bedürfnis der Gegenbewegung, und man sucht die Meister der großen Vergangenheit, sucht sie nicht bloß unter den großen Symphonikern, sondern auch im Liede und Tanze. Gerne greift man zu Lanner und Vater Strauß. Ihrer Kunst haben sich auch ernsteste Meister, wie Brahms und Wagner, nicht entzogen. Willkommen ist uns die vorliegende Arbeit, die sich auf neueste Forschungen gründet; sie erscheint in zweiter Auflage. Man findet, nach geschichtlichem Umblick über die Entwicklung des „Deutschen" und des „Walzers", alles beieinander, was über Leben und Werke der Lanner und Johann Strauß Bescheid geben kann; Anmerkungen, Stammbäume, Beilagen und Verzeichnisse erhöhen den Wert und die Brauchbarkeit des Buches. Der Druck mit deutschem Schriftsatz macht es uns besonders traut und heimatlich.

Dr. Karl Grunsky.

Ricarda Huch: Entpersönlichung. Leipzig, Insel-Verlag.

Ricarda Huch. Alte und neue Gedichte. Ebenda.

„Uns gefällt an der Frau nicht der logische Verstand, sondern sie zeichnet der phantasievolle Einfall aus, der mit kühnem Schwunge den Nagel auf den Kopf trifft." Mit diesen Worten ist wohl der Standpunkt am besten bezeichnet, von dem aus das Buch, dem sie entnommen sind — eben das Buch „Entpersönlichung" — verstanden und beurteilt werden sollte. Ein durchaus aphoristisches Buch, dessen Wert fast ein wenig darunter leidet, daß es, bei aller Lockerheit der Anlage, immerhin folgerechte Verbindung und Entwicklung von Gedanken geben will, die ihrer innersten Natur nach „Aperçus", Abschlüsse langer innerer Erlebnisreihen und darum nicht nochmals untereinander zu verknüpfen oder auseinander zu folgern sind. Ein Buch auch mit mancherlei teilweise recht starken Widersprüchen, und doch aus einer durchaus einheitlichen Grundstimmung und Weltempfindung geboren. Es ist tief religiös und doch nicht eigentlich mystisch, geschweige denn katholisierend; es bekämpft die Wissenschaft (d. h. das Zerrbild, das sich leider auch Ricarda Huch, wie heute so viele weit flachere Geister, von der Wissenschaft macht) und verfällt doch nicht in Okkultismus und Obskurantismus. Für Ricarda Huch sind Luther, Goethe, Bismarck die „drei deutschen Kanzler"; damit ist schon gesagt, daß wir uns bei ihr auf festgegründeter Erde und in reiner, heller Luft bewegen. Es gibt vielleicht keine Seite in dem Buch, die nicht selbständig denkende Menschen zum Protest herausforderte, und keine, aus der sich nicht selbständig erlebende Menschen bereichert und gefördert fühlen könnten. — Noch persönlicher als dies Bekenntnisbuch der genialen Frau ist naturgemäß ihr neuer Gedichtband, vielleicht die reifste und reichste Gabe ihrer Lyrik, für die wir als Motto und Charakteristik eine Strophe wieder aus diesen Gedichten selbst herausgreifen möchten:

„Wie Silber tropft von einer Nixe Gliedern,
Perlt Melodie von deinen Zauberworten,
Sie schreiten streng wie eherne Kohorten,
Sie gleiten sanft wie göttliches Erwidern!"

— y —

Dantes Göttliche Komödie. Erster Teil: Hölle; zweiter Teil: Fegeberg; dritter Teil: Paradies. Uebersetzt von Alfred Bassermann. Verlag R. Oldenbourg, München. Bd. I geh. M. 15.—, geb. M. 20.—; Bd. II geh. M. 15.—, geb. M. 20.—; Bd. III geh. M. 55.—, geb. M. 50.—.

Zur sechshundertsten Wiederkehr von Dantes Todestag sind eine ganze Reihe von Uebersetzungen Dantescher Werke und Bücher über Dante erschienen und vom deutschen Lesepublikum dankbar aufgenommen worden. Unter den Uebersetzungen von Dantes Göttlicher Komödie verdient die in langen, durch den Krieg veranlaßten Zwischenräumen erschienene von Alfred Bassermann ganz besonders hervorgehoben zu werden; denn sie ist nicht nur schön, sondern auch getreu. Dieses Lob wiegt bei einer Uebersetzung Dantes sehr schwer, denn Dantes Göttliche Komödie stellt an den Uebersetzer große Anforderungen, nicht nur in bezug auf die virtuose Beherrschung der Sprache, sondern auch die Durchdringung der Dichtung und der zeitgenössischen Literatur. Beides ist bei Bassermann der Fall, und deshalb gewährt die Lektüre der Dichtung einen hohen Genuß, während die den Bänden beigegebenen Erläuterungen sehr zum Verständnis beitragen. Nicht unerwähnt möchten wir lassen, daß die Ausstattung der drei Bände tadellos ist und daß man dem in diesem Jahre erschienenen „Paradies" kaum anmerkt, daß es ein „Kriegsbuch" ist. H.

Digitized by Google

England als Erzieher. Von M. W. L. Foß. Verlag der Täglichen Rundschau in Berlin.

Der Verfasser des vorliegenden Buches sagt in dem Vorwort desselben: „Es gibt drei Mächte, die jetzt mit Riesenschritten ihrem Ziele zueilen — der Beherrschung der Erde. Die weltliche Macht unter ihnen ist England, die geistliche die römische Kirche, die dritte ein über den Erdball versprengtes Volk — die Juden." Und ferner: „Wer sich ein so hohes Ziel gesteckt hat, kann es nur zu erreichen hoffen, wenn er den anderen Menschen an Klugheit überlegen und in der Wahl seiner Mittel nicht bedenklich ist. Diese Vorbedingungen für das Gelingen ihrer Pläne sind bei ihnen erfüllt. Es ist anzunehmen, daß mit dem Zusammenbruch des Deutschen Reiches die letzte Schranke gefallen ist, die diese drei Mächte noch von ihrem Ziele trennte. Für das deutsche Volk aber ist es nötig, seine Gegner und deren Kampfweise kennen zu lernen, sich über die Ursachen klar zu werden, die es ins Elend gestürzt haben. Erst nachdem diese Erkenntnis zum Gemeingut geworden ist, können die Pfade gefunden werden, die es zu einem menschenwürdigen Dasein zurückführen." Dann führt der Verfasser in außerordentlich fesselnder Weise das Nähere dazu aus und zeigt uns namentlich, daß es sich bei dem Weltkrieg um den großartigsten Raubzug handelt, den England jemals unternommen hat, zeigt uns auch, was wir von England lernen müssen und wie Deutschland sich ihm gegenüber zu verhalten hat. Möge das Buch von recht vielen gelesen werden und mögen es namentlich auch die deutschen Staatsmänner eingehend studieren.

Goethe und Pauline Gotter. Von Eberhard Waitz. Hannover, Hahnsche Buchhandlung.

Pauline Gotter, Schellings zweite Gattin, pflegt nicht zu denen gezählt zu werden, die dem Gefühlsleben Goethes Nahrung gaben. Daß des Dichters Empfindungen für sie doch etwas tiefer gegangen sind, weist der Verfasser dieser fleißigen und umsichtig geführten Untersuchung auf Grund des gesamten Materials, auch ungedruckter Briefe, nach. Die Frage, ob der zarte und reine Herzensbund in Goethes Werken, namentlich in den „Wahlverwandtschaften", Spuren hinterlassen hat, bleibt gründlicherer Erörterung von anderer Seite vorbehalten.

Hans Zimmer.

Friedrich Hebbel. Von Etta Federn. Mit achtzehn Bildern. München, Delphin-Verlag.

Die ganze Herbheit Hebbels, die selbst heute noch einer wirklichen Volkstümlichkeit seiner Werke hinderlich ist, wird aus diesem Buche verständlich. Etta Federn sucht die künstlerische Persönlichkeit Hebbels in ihrer Entwicklung aus seinem menschlichen Werdegang heraus zu ergründen. Die Bitternis armseliger Jugendjahre, das Niederdrückende eines Liebesopfers, das er annehmen muß, weil sein ganzes Wesen nach einem Menschen schreit, der ihm nur ein wenig Verständnis zeigt, verraten seine Briefe und Notizen. Mit außerordentlichem Feingefühl wußte Etta Federn die diese Seelenkämpfe enthüllenden Worte aus der Menge des gesammelten Materials herauszuschälen. Man tritt in diesem Buche Hebbel menschlich näher. Es ist, als hätte er, ein Einzelner, den Kampf vieler Tausender in seinem Schicksal vorkämpfen müssen — das Ringen des Unbegüterten um Bewegungsfreiheit. Sp.

Allgemeine Erkenntnislehre. Von Moritz Schlick. Berlin, Julius Springer.

Dies Buch bildet den ersten Band einer Sammlung naturwissenschaftlicher Monographien und Lehrbücher; es ist aber nicht einseitig auf die Bedürfnisse des Naturforschers eingestellt, sondern ist eine allgemeine philosophische Besinnung über das Wesen der Erkenntnis und der Wirklichkeit. Die Wahrheit wird ihrem Grundzuge nach als Eindeutigkeit der Bezeichnung bestimmt, das Erkennen als eine Art des Bezeichnens oder Beschreibens, genauer als ein Bezeichnen der Tatsachen durch Urteile, wobei eine möglichst geringe Anzahl von Begriffen benutzt und dennoch eine eindeutige Zuordnung erreicht wird. Was nun die Tatsachen betrifft, so nennt der Verfasser „wirklich" alles das, was zu einer bestimmten Zeit seiend gedacht werden muß; die Unvorstellbarkeit nicht gegebener Realitäten erscheint ihm nicht als berechtigter Einwand gegen ihr Dasein oder gegen ihre Erkennbarkeit. Man sieht, daß Schlicks — übrigens scharfsinnig durchgeführte und klar geschriebene — Untersuchung etwa bis auf Hume zurückgeht und eine nähere Verwandtschaft zum Positivismus hat. D.

Gottfried Kellers Werke. Herausgegeben, mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Max Zollinger in Verbindung mit Heinz Amelung und Karl Polheim. 10 Teile in 5 Bänden gebunden, mit Briefauswahl 11 Teile in 6 Bänden gebunden. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Es dürfte wohl überflüssig sein, Gottfried Keller, der von jedem gebildeten Deutschen geliebt und bewundert wird und dessen Werke ebenso wie die von Theodor Storm, Wilhelm Raabe und Fritz Reuter zum eisernen Bestand seines Bücherschranks gehören, noch eine besondere „Empfehlung" zu schreiben. Es freut uns, daß die neue,

Digitized by Google

von Zollinger, Amelung und Polheim herausgegebene Ausgabe erschienen ist und daß wir von ihr sagen dürfen, daß sie gut ist und daß der Bongsche Verlag ihr eine gute Ausstattung gegeben hat. Ein Vorzug der Ausgabe ist, daß der Wortlaut der Dichtung auf Grund der neuesten Forschungen durchgesehen worden ist und daß ihr gute Einleitungen und Anmerkungen beigegeben worden sind, die zum Verständnis der Dichtungen beitragen. Sehr dankbar wird der Keller-Verehrer dem Herausgeber Max Zollinger für das Lebensbild Kellers sein, das uns die ganze kraftvollknorrige Persönlichkeit des Dichters zeigt und die Welt, aus der seine Werke geboren wurden, und nicht minder für die vortreffliche Auswahl der Briefe Kellers, in denen man den Menschen Keller erst recht kennen und lieben lernt. Wer sich also eine Keller-Ausgabe anschaffen will, dem können wir die vorliegende aus Ueberzeugung empfehlen. H.

Der Heliand in Simrocks Uebertragung und die Bruchstücke der altsächsischen Genesis. Eingeleitet von Andreas Heusler. — Leipzig, Insel-Verlag.

Der Nibelnnge Not. Gudrun. Herausgegeben von Eduard Sievers. — Ebenda.

Wenn Simrocks Edda-Uebertragung, die ja nun durch Felix Genzmers geniale Nachdichtung endgültig ersetzt ist, der gewaltigen Poesie ihres Urbilds nicht annähernd gewachsen war, so ist in den Simrockschen Heliand genug von der Frische des Originals übergeströmt, um ihn auch heute noch lesbar und anziehend erscheinen zu lassen. So war ein Neudruck dieser Übersetzung durchaus gerechtfertigt, und man greift immer wieder mit Freude nach dem hübschen, handlichen Band, den Andreas Heusler, der kürzlich im hohen Alter verschiedene Erforscher germanischen Rechts und Geisteslebens, mit einer trefflichen Einleitung und unter Hinzufügung einer eigenen Nachdichtung des altsächsischen Genesis-Fragments herausgegeben hat. Wenn Simrocks „würdevolle und anmutige Uebersetzung sich zum Original verhält wie ein Zopf- oder Biedermeiergebäude zu einem pomphaften Barock," so gibt Heuslers Genesisübertragung desto überzeugender die urtümliche Wucht und Größe des Originals wieder und wirft ein Licht auch auf den eigentlichen Formcharakter des Heliand. — Zwei andere Kronjuwele altdeutschen Geistes, Nibelungenlied und Gudrun, hat im gleichen Verlag Eduard Sievers innerhalb der Reihe „Libri Librorum" herausgegeben, die bekanntlich klassische Werke der Weltliteratur in ihrer originalen Form darbietet. In einem knappen Nachwort gibt Sievers Rechenschaft über die Grundsätze, nach denen er den Text der beiden Epen einer ganz neuen Bearbeitung unterzog, Grundsätze, die etwas Radikales, aber auch sehr viel Einleuchtendes haben, nicht nur weil ein Name von so hoher Autorität sie deckt. Es wäre erfreulich, wenn dieser Herausgebername und die einfach-schöne Ausstattung des handlichen Bandes auch recht viele, die nicht Germanisten von Fach sind, verlockten, Nibelungen und Gudrun im Urtext zu lesen. Denn eigentlich sind doch beide Epen, besonders aber das Nibelungenlied unübersetzbar. — ss —

Kalender für das Jahr 1922. Es ist sehr erfreulich, daß die altgewohnten Abreißkalender mit Bildern sich wieder zeigen, um so mehr, da sie sich in ihrer äußeren Gestalt wieder dem nähern, was in Friedenszeiten geboten wurde. Der uns vorliegende Kalender „Kunst und Leben" mit 53 Originalzeichnungen und Originalholzschnitten deutscher Künstler, Verlag von Fritz Heider, Berlin (Preis M. 13.50, Vorzugsausgabe M. 20.—) steht auf einer hohen künstlerischen Stufe, er enthält Strichzeichnungen von Sattler, Bernuth, Ubbelohde, Kolb, Kallmorgen, Liebermann, Bauer, Müller-Münster, Hoeß u. a., die uns lebhaft interessieren und sehr schön wiedergegeben sind, wobei anzuerkennen ist, daß der Originalholzschnitt — der Titel ist ein Zweifarben-Holzschnitt von W. Tiemann — besonders gepflegt wird. Auf ebenderselben Stufe steht der Kalender „Ostmark 1922", herausgegeben von Robert Budzinski unter Mitwirkung von Walter Grosse, Verlag von Georg D. W. Callwey, München (Preis M. 10.—). Die Bilder sind teils kräftige Holzschnitte, teils stimmungsvolle Schwarzweiß-Zeichnungen, die viele Naturschönheiten des deutschen Ostens und Menschentum zeigen und die mit Text und Lied eine geistige Verbindung mit unseren deutschen Brüdern im Osten herstellen und uns mahnen, sie nie zu vergessen. Der Preußen-Kalender, herausgegeben von Dr. Bogdan Krieger, Konkordia-Verlag, Leipzig (Preis M. 24.—) ist außerordentlich reich ausgestattet mit Bildern aus der Geschichte Preußens und dessen kulturelle Entwicklung, charakteristischen Landschaftsbildern, sowie historisch wichtigen oder künstlerisch bedeutsamen Architekturen, Schlössern, Kirchen, Klöstern usw., er wird unserer jüngeren Generation sehr willkommen sein.

Digitized by Google

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Agitationsmaterial, Das, der V. K. P. D. aus den bolschewistischen Quellen zusammengestellt von Caspersonn. Berlin W 35, Verlag der Kulturliga G. m. b. H. M. 1.50.

Balch, Edwin S. und Eugenie M., Die bildenden Künste der Erde. Alleinberechtigte deutsche Ausgabe von Erwin Volckmann. Würzburg, Gebrüder Memminger, Verlagsbuchhandlung. M. 30.—.

Bode, Wilhelm, Goethe in vertraulichen Briefen seiner Zeitgenossen. Auch eine Lebensgeschichte. Die Zeit Napoleons 1803—1816. Berlin SW., E. S. Mittler & Sohn. Geh. M. 35.—, in Pappband M. 44.—, in Ganzleinen M. 52.—.

Brask, Th., Deutsche Literaturgeschichte. Leipzig, Otto Hillmann Verlag. M. 10.—.

Bühler, Dr. Johannes, Der Franzose. Eine Geschichte Frankreichs für Deutsche. München, Verlag Riehn & Reusch. M. 10.—.

Bund, Der schwäbische. Eine Monatsschrift aus Oberdeutschland. Juni bis August 1921. 11. Heft. 2. Jahrgang. Herausgeber: Dr. Georg Schmückle — Hermann Missenharter. Stuttgart, Verlag der Schwäbische Bund (Strecker & Schröder G. m. b. H.).

Dnjeprow, Sergej, Die Krise des Bolschewismus. Berlin W 35, Verlag der Kulturliga G. m. b. H. M. 5.—.

Eulenberg, Herbert, Der Guckkasten. Deutsche Schauspielerbilder. Stuttgart, Verlag J. Engelhorns Nachf. In Halbleinen geb. M. 30.—, in Halbleder geb. M. 60.—.

Freud, Prof. Sigmund, Massenpsychologie und Ich-Analyse. Leipzig-Wien-Zürich, Internationaler Psychoanalytischer Verlag G. m. b. H.

Frey, Martin, Wie uns die Alten sungen ... Schöne deutsche Weihnachtslieder. Leipzig, Carl Merseburger, Verlag. M. 7.—.

Gebhardt, Albert, Politische Gespräche. I. Die Schuld am Weltkrieg. Heft 1—4. Berlin W 35, Verlag der Kulturliga G. m. b. H. Pro Heft 75 Pf. bis M. 1.—.

Hering, Ewald, Fünf Reden. Herausgegeben von H. E. Hering. Leipzig, Verlag Wilhelm Engelmann. Geh. M. 14.—.

Howsin, H. M., Die Bedeutung des indischen Nationalismus. Berlin, Verlag Karl Curtius.

Hünefeld, Freiherr E. G. v., Insel der Verbannung. — Hohenzollern im Exil. — Stimmungsbilder aus Holland. Berlin, Verlag Karl Curtius. M. 3.—.

Janstein, Elisabeth, Die Landung. Gedichte. München, Drei-Masken-Verlag.

Jodl, Friedrich, Ludwig Feuerbach (Frommanns Klassiker der Philosophie. XVII.) Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag (H. Kurtz). Brosch. M. 14.—, geb. M. 18.—.

Kaufmann, Dr. Paul, Präsident des Reichsversicherungsamts, Die soziale Bekämpfung der Tuberkulose. Rückschau und Ausblick. Berlin, Verlag von Franz Vahlen. M. 2.—.

Keller, Dr. Karl, Regierungs- und Volkswirtschaftsrat in Berlin. Deutschlands auswärtige Politik von Caprivi bis Bethmann Hollweg. Detmold, Meyersche Hofbuchhandlung. M. 8.—.

Küchler, Prof. Dr. Walter, Ernest Renan, Der Dichter und Künstler. Gotha, Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G. Geh. M. 20.—, geb. M. 28.—.

La Revue de Genève. No. 12 Juin 1921. No. 13 Juillet 1921. Prix du Numéro: Suisse Fr. 4.—, Etranger Fr. 4.50. Genève, Société Anonyme des Edition Sonor.

Loewe, V., und Stimming, M., Jahresberichte der deutschen Geschichte. Jahrg. 2: 1919. Breslau-Oppeln, Priebatschs Verlag.

Lubowski, Karl, Die Dinge außer uns. Friedensphilosophische Betrachtungen. Leipzig, Verlag Otto Wigand. M. 7.50.

Lumbroso, Alberto, Rivista di Roma. No. 14. Roma, Alla „Rivista di Roma". L. 2.—.

Marquard, Hans, Der Mechanismus der Seele. Neumünster in Holstein, Theodor Dittmann Verlag. Geh. M. 24.—, geb. M. 30.—.

Mereschkowskij, Dimitrij, Das Reich des Antichrist. Rußland und der Bolschewismus. München, Drei-Masken-Verlag.

Meyer, Prof. Eduard, Rektor der Universität Berlin, Preußen und Athen. Berlin W, Verlag Karl Curtius. M. 3.65.

Quarck, Dr. Max, Gegen Prostitution und Geschlechtskrankheiten. Berlin, Verlag Hans Robert Engelmann.

Palamas, Kostes, A Hundred Voices. And Other Poems From The second Part of „Life Immovable". Translated by Aristides E. Phoutrides. Cambridge and New York City, Harvard University Press.

Petsch, Robert, Deutsche Dramaturgie Bd. I. Von Lessing bis Hebbel. Hamburg. Paul Hartung Verlag. Geb. M. 26.—,

Polybios von Megalopolis. Die politischen Grundlehren. Das sechste Buch von Polybios Weltgeschichte in seinen er-

Digitized by Google

haltenen Teilen. Uebersetzt von Dr. Werner Grundig. Leipzig, Verlag Philipp Reclam jun.

Recke, Elisa von der, Herzensgeschichten einer baltischen Edelfrau. Erinnerungen und Briefe. Stuttgart, Robert Lutz Verlag. Brosch. M. 20.—, geb. M. 28.—.

Redlich, Oswald, Geschichte Oesterreichs. 6. Bd.: Oesterreichs Großmachtbildung in der Zeit Kaiser Leopolds I. (Allgemeine Staatengeschichte. Herausgegeben von Hermann Oncken). Gotha, Friedr. Andreas Perthes A.-G. M. 70.—.

Rosenhayn, Paul, Der Schlittschuhläufer. Detektivroman. Leipzig, Josef Singer Verlag. Geh. M. 9.—, geb. M. 14.—.

Sammlung Göschen. Lehnert, Prof. Dr. Georg, Geschichte des Kunstgewerbes. I. Das Kunstgewerbe im Altertum. M. 2.10 und 100% Verlegerzuschlag. — Drews, Prof. Arthur, Geschichte der Philosophie. VIII. Die Philosophie im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts. M. 2.10 und 100% Verlegerteuerungszuschlag. Berlin und Leipzig, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger.

Selbstbestimmungsrecht der Deutschen, Das. Eine Schriftfolge des Ausschusses für Minderheitenrecht, herausgegeben von Johannes Tiedje. Heft 1. Wolzendorff, Kurt, Grundgedanken des Rechts der nationalen Minderheiten (Naturrecht des Minderheitenschutzes) mit einem Exkurs über Nationalkataster. M. 8.—. Heft 2. Bordihn, Dr. jur. Franz, Das positive Recht der nationalen Minderheit. Eine Sammlung der wichtigsten Gesetze und Entwürfe. M. 14.—. Heft 3. Loening, Dr. Otto, Danzig. Sein Verhältnis zu Polen und seine Verfassung, mit Anhang: Der Danzig-polnische Vertrag vom 9. November 1920. M. 8.—. Heft 4. Dibelius, Lic. theol. Dr. phil. Otto, Pfarrer, Staatsgrenzen und Kirchengrenzen. Eine Studie zur gegenwärtigen Lage des Protestantismus. M. 8.—. Heft 5. Laun, Prof. Dr. Rudolf, Deutschland und Deutsch-Oesterreich. M. 4.—. Berlin W 15, Verlag Hans Robert Engelmann.

Sindbad-Bücher. Phantastische und abenteuerliche Romane. Balzac, Honoré de, Die tödlichen Wünsche. (La peau de Chagrin.) Roman. Uebertragen von E. A. Rheinhardt. Mit Zeichnungen von Alphons Woelfle. Geh. M. 22.—, geb. M. 30.—. Ehrhardt, Paul G., Die letzte Macht. Eine Utopie aus unserer Zeit. Roman in vier Büchern. Mit Zeichnungen von Heinrich Kley. Geh. M. 18.—, geb. M. 26.—. Farrère, Claude, Die Todgeweihten. Roman. Uebertragen von Hans Reisiger. Mit Zeichnungen von F. Wittlinger. Geh. M. 18.—, geb. M. 26.—. Jacques, Norbert, Die Frau von Afrika. Roman. Mit Zeichnungen von Richard v. Below. Geh. M. 15.—, geb. M. 23.—. München, Drei-Masken-Verlag.

Tschaadajew, Peter, Schriften und Briefe. Uebersetzt und eingeleitet von Dr. Elias Hurwicz. München, Drei-Masken-Verlag.

Vergewaltigung der Menschenrechte, Die. In Dokumenten vorgelegt vom Ausschuß für Minderheitenrecht. Heft 1: Die Not der Deutschen in Oberschlesien. Heft 2: Der Bruch der interalliierten Treuhänderschaft. (Die Unterstützung der polnischen Banden durch Frankreich.) Berlin W 15, Verlag Hans Robert Engelmann.

Volckmann, Erwin, Alte Gewerbe und Gewerbegassen. Deutsche Berufs-, Handwerks- und Wirtschaftsgeschichte älterer Zeit. Würzburg, Gebrüder Memminger. M. 30.—.

Zeitschrift für experimentelle Politik und die wissenschaftliche Vorhersage der politischen Zukunft. Begründet von Hermann Schulte-Vaerting. 1. Jahrg. 1. Heft, Juni-Juli 1921. Berlin-Treptow, Verlag für Experimentelle Politik. M. 4.—.

Zimmermann, Dr. Karl, Was heißt Kunstgenuß? Eine allgemeinverständliche Einführung in die Aesthetik. (Veröffentlichungen der Dresdener Volkshochschulen. Herausgegeben von Dr. Karl Renschel, Heft 5). Dresden-Neustadt, Verlag C. Heinrich. Geh. M. 17.—.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Ferd. Dümmlers Verlag, Berlin SW 68

Schützenstrasse 29/30 — Gegr. 1808 — Postscheck Berlin 145

In zwei Welten

Aus den Erinnerungen eines Schulmannes und Lexikographen von Prof. Ernst M. Roloff. Kart. *M* 22.—, geb. *M* 28.—. „Schon lange habe ich kein Buch mehr mit solch innerer Teilnahme gelesen." (Univ.-Prof. Dr. Göttler.)

Im Lande der Bibel

von Prof. Ernst M. Roloff.

„Ein tief bewegendes Gegenstück zu Roloffs viel bewunderten Lebenserinnerungen ‚In zwei Welten'."

Kart. *M* 26.—, geb. *M* 33.—

Worte von Friedr. W. Foerster

gesammelt und herausgegeben von H. Peine. Geb. *M* 7.50. „Die köstlichsten und unmittelbar menschlich fruchtbarsten seiner Gedanken zur Ethik . . ." (Auslandswarte.)

Aufwärts aus eigener Kraft

Ratschläge und Lebensziele. Von Dr. Paul v. Gizycki. 5. Aufl. Kart. *M* 16.—, geb. *M* 20.—. „Ein Buch, das gerade heute der Jugend in die Hand gegeben werden sollte." (Volksbildung.)

Verträumte Städte

Deutsche Kleinstadtbilder von Fritz Mielert. Mit 32 Zeichnungen von Willy Neuhaus. Kart. *M* 20.—, geb. *M* 26.—. „Ein rechtes Buch, um froh zu werden, um Wandersehnsucht in uns wach werden zu lassen." (Rhein. Volkszeitung.)

Leben und Weben

der Sprache von Dr. E. Wasserzieher. 3. Aufl. Kart. *M* 17.—, geb. *M* 20.—. „Bereichert uns, ohne zu ermüden, belebt unser Sprachgefühl und stärkt unser Deutschempfinden." (Bildungspflege.)

Freiheit

Von Dr. Albert Nachtigal. Kart. *M* 10.—. „Der Verfasser des vorliegenden kleinen, feinsinnigen Buches spricht von der Freiheit im höchsten und zugleich tiefsten Sinne: im philosophisch religiösen . . . Man kann sein Buch ein Buch des Trostes nennen." (Halberstädter Tageblatt.)

Littrows Atlas

des gestirnten Himmels für Freunde der Astronomie. Taschenausgabe. 2. Aufl. Geb. *M* 11.—. „Durch den Neudruck wird einem fühlbaren Mangel abgeholfen. Die Plaßmannsche Einleitung gibt eine klare Anleitung zur Benutzung des Buches." (Prometheus.)

Bilderbuch

der deutschen Sprache. Von Dr. E. Wasserzieher. Kart. *M* 20.—, geb. *M* 24.—. „‚Bilderbuch' ist viel zu bescheiden. Das sind keine Bilder, sind Novellen, Jahrtausende umspannende Romane, der Roman der Sprache." (Niedersachsen.)

Empfehlenswerte Geschenkbücher aus dem Verlag Strecker und Schröder, Stuttgart.

Ludwig Diehl, Suso. Der Roman eines deutschen Seelenmenschen. 7.—9. Tausend. Halbleinenband M 30.—, Ganzleinenband M 36.—.

Wilhelm Fischer-Graz, Das Geheimnis des Weltalls. Erzählungen. Halbleinenband M 18.—.

Heinrich Lilienfein, Der Schatz im Acker. Erzählungen. Gebunden M 12.—.

Wilhelm Schussen, Die schöne Witwe. Erzählungen. Halbleinenband M 20.—.

Briefwechsel zwischen Hermann Kurz und Eduard Mörike. Herausgegeben von Dr. Heinz Kindermann. Mit 3 Bildbeigaben und zwei Brief-Faksimiles. Halbpergamentband M 22.—.

Caspar David Friedrich, Die romantische Landschaft. Dokumente und Bilder. Herausgegeben von Otto Fischer. Mit 24 Tafeln. Kartoniert M 22.—, Halbpergamentband M 35.—.

Ausgewählte Gedichte Goethes. Erläutert von Lorenz Straub. Halbleinenband M 30.—.

Gottfried Keller, Gedichte. Mit 6 Holzschnitten von B. Goldschmitt. Halbleinenband M 22.—.

Eduard Mörike, Gedichte. Mit 9 Scherenschnitten von Maria Jutz. Gebunden M 22.—.

Friedrich Theodor Vischer. Eine Darstellung seiner Persönlichkeit und eine Auswahl aus seinen Werken. Von Dr. Theodor Klaiber. Mit 6 Tafeln. Halbpergamentband M 25.—.

Digitized by Google

Julius Baum:

Altschwäbische Kunst

80 Abbildungen / Das Werk erscheint auf holzfreiem Papier und in tadelloser Ausführung

Wie in einem leuchtenden Abendrot erlischt im Zeitalter Maximilians die Gotik. Niemals vorher war sie so reich, niemals so sparrig, eigenwillig und deutsch. Von Ulm, dem alten Mittelpunkte Schwabens, und Augsburg, das am Ende des 15. Jahrhunderts, dank Maximilians Fürsorge, die künstlerische Vorherrschaft in Schwaben erlangt, ist in diesem Buche, dessen Verfasser als der beste Kenner der schwäbischen Kunst gelten darf, vor allem die Rede. Aber auch über andere Reichsstädte: Nördlingen, Memmingen, Ravensburg, Biberach, und über die Kunst am wirtenbergischen Hofe bringt das neue Werk wertvolle Aufschlüsse. Es enthält folgende, teils überarbeitete, teils bisher unveröffentlichte Abhandlungen, die in ihrer Gesamtheit ein reiches Bild schwäbischen Kunstschaffens am Ausgange des Mittelalters geben und deren Geschichte in weiten Gebieten aufhellen:

1. Formwanderung / 2. Das gotische Rathaus in Augsburg / 3. Vom ältesten schwäb. Schnitzaltar / 4. Friedrich Herlin / 5. Der Wengenaltar in Ulm / 6. Die wirtenbergische Kunst im Zeitalter Eberhards im Bart / 7. Die Bildwerke der Sammlung Schnell in Ravensburg / 8. Die Künstlerfamilie Strigel / 9. Der Mindelheimer Altar des Bernhard Strigel / 10. Schaffner und Mauch / 11. Jörg Kändel / 12. Breus Monatsscheiben und die Jahreszeiten des jüngeren Vogtherr

Die meisten Abbildungen werden zum erstenmal veröffentlicht. Das Werk erscheint auf Subskription. Die Namen der Subskribenten werden einer schönen alten Sitte folgend, auf Wunsch hinter dem Titel veröffentlicht, die vorbestellten Bände mit Ziffern versehen. Der Preis des vorbestellten Exemplars beträgt Mark 150.—. Nach dem Abschluss der Vorbestellung erhöht sich der Preis auf Mark 200.—.

Dr. Benno Filser :: Verlag :: Augsburg-Stuttgart

Digitized by Google

DICHTER UND BÜHNE
MEISTER DER OPER

Eine Literatur- und Musikgeschichte für Theaterbesucher

Die Redaktion wird geleitet für die Abteilung „Dichter und Bühne" von Dr. Ernst Leopold Stahl in Verbindung mit Dr. Johannes Eckardt und Dr. Werner E. Thormann, für die Abteilung „Meister der Oper" von Dr. Karl Blessinger.

Mitarbeiter: Julius Bab, Prof. Dr. Preisendanz, Dr. Diebold, Prof. Dr. Dohse, Prof. Dr. Enders, Prof. Dr. Nadler, Dr. Lebede, Dr. Edgar Groß, Prof. Dr. Dibelius, Max Martersteig, Dr. Hans Knudsen, Dr. Hankamer, Prof. Dr. Holl, Intendant Carl Hagemann, Dr. Legal, Dr. Johannes Eckardt, Prof. Dr. von Waltershausen, Hermann Roth, Ludwig Karl Mayer u. a.

Die ersten vier Bände der Sammlung enthalten folgende Einzeldarstellungen:

Reihe I.
Wesen und Art der Dramen

Die Tragödie, die Komödie, das antike Drama, das geistliche Drama, Totentänze, das soziale Drama, das historische Drama, das Märchenspiel, der Schwank, das österreichische Volksstück, das Gesellschaftsstück, das deutsche Volksstück, das niederdeutsche Drama, das Weihnachtsspiel, das deutsche Lustspiel, das indische Drama, das Singspiel.

Reihe II. Die Klassischen

Hans Sachs, Lessing, die Persönlichkeit, Lessing, Minna von Barnhelm, der junge Schiller, der reife Schiller, der junge Goethe, der klassische Goethe, Calderon, Moliere, Shakespeare der Tragiker, Shakespeare der Komiker, Sturm und Drang, Büchner und Grabbe, Heinrich von Kleist, der junge Hebbel, der reife Hebbel, Grillparzer, die großen Dramen, Grillparzer, die Märchen, Otto Ludwig, das Drama der Romantik.

Reihe III. Unsere Zeit
(von Ibsen bis Unruh)

Ibsen I u. II, Björnson u. das nordische Drama, Anzengruber, Strindberg, der Mensch u. das Werk, der späte Strindberg, das Wiener Drama um die Jahrhundertwende, Gerh. Hauptmann, Emil Gött u. Karl Hauptmann, Die Dramatiker der Rheinlande, Tolstoi, die groteske Gesellschaftssatire, das expressionistische Drama I u. II, das deutsche Theaterstück, Fortsetzer der Tradition, Neue Erscheinungen, das junge christliche Drama, Neue Nordländer, Paul Ernst u. das neue klassische Drama, Die Franzosen (Zola bis Rolland), Fritz von Unruh.

Reihe IV. Meister der Oper

Oper vor Gluck, Gluck, Mozart, Beethoven, Weber, Lortzing und die komische Oper, Rossini und die Opera buffa, Meyerbeer und die große Oper, Richard Wagner, Verdi, Richard Strauß, Hans Pfitzner, Boieldieu und die Opera comique, von Bizet bis Debussy, Offenbach und die Operette, die slawische Oper.

In den späteren Jahren werden die Reihen fortgesetzt und einzelne Dramen der Klassiker, neue Dichterpersönlichkeiten, Gestalten viel gespielter Dramen usw. in den Kreis der Abhandlungen gezogen. — Jedes Heft ist in sich abgeschlossen. Preis 1.20 M. Das ganze Werk bestehend aus 76 Heften in 4 Enveloppen 100.— M.

Verlag Dr. Filser & Co. Augsburg

Digitized by Google

Karl W. Gruhl, Versandbuchhandlung, Leipzig 51, Scharnhorststr. 63.

Preise freibleibend! Auf alle Preise kommt teilweise noch der ortsübliche Teuerungszuschlag! Bei Lieferungen nach dem hoch- und mittelvaluatigen Ausland wird entsprechender Valutazuschlag berechnet!

Bismarck, Gedanken u. Erinnerungen 3 Bände in Karton
Halbleinen M. 100.—
Ganzleinen M. 128.—
Halbleder M. 208.—
— do. Band 1/2 einzeln
Halbleinen M. 70.—
Ganzleinen M. 90.—
Halbleder M. 150.—
— do. Band 3 einzeln
Halbleinen M. 30.—
Ganzleinen M. 38.—
Halbleder M. 58.—
Bartsch, R. H., Seine Jüdin
Halbleinen M. 23.—
Ganzleinen M. 26.—
Münchhausen, Schloß Wiesen
Pappband M. 20.—
Ganzleinen M. 25.—
Dill, L., Die Herweghs
Halbleinen M. 27.—
Ernst, Otto, Hermannsland
Halbleinen M. 25.—
Ganzleinen M. 28.—
Rideamus, Der neue Willi
Gebunden M. 16.—
Ompteda, Es ist Zeit
Halbleinen M. 30.—
Zahn, Jonas Trutzmann
Halbleinen M. 30.—
Dickens, Werke, 6 Bände (Insel)
Ganzleinen M. 350.—
Dostojewsky, Werke, 25 Bände (Insel)
Halbleinen M. 600.—
Maupassant, Werke, 20 Bände
jeder Band gebunden M. 18.—
Zahn, Werke, erste Serie 10 Bände
Halbleinen M. 240.—
Herzog, R., Ges. Werke, 2 Serien je 6 Bde., jede Serie Pappbd. M. 150.—
Halbleinen M. 170.—
Keller, Werke, 4 Bände (Insel)
Ganzleinen M. 250.—
Halbleder M. 400.—
u. a. m.
Zu beziehen durch:

Warum

haben Sie sich bei Ihrem Bedarf an Büchern bisher noch nie an mich gewandt? Ich beschaffe Ihnen

alle

Werke, vergriffene nach Möglichkeit zu angemessenen Preisen. Bei größeren Bezügen auf Wunsch Teilzahlungen gestattet. Bedenken Sie, daß die

Bücher

bei der jetzigen allgemeinen Teuerung in guter Ausstattung noch immer die billigsten Erzeugnisse sind, und daher auch als Geschenk die dankbarste Anerkennung finden. Wünschen Sie ein Verzeichnis

umsonst?

So schreiben Sie noch heute unter Angabe der Sie besonders interessierenden Bücher an:

Preise freibleibend! Auf alle Preise kommt teilweise noch der ortsübliche Teuerungszuschlag! Bei Lieferungen nach dem hoch- und mittelvaluatigen Ausland wird entsprechender Valutazuschlag berechnet!

Storm, Werke, 4 Bände (Insel)
Ganzleinen M. 240.—
Tolstoi, Meisterromane, 7 Bände
Halbleinen M. 200.—
Brehms Tierleben, große Ausgabe, 13 Bände
Halbleinen M. 1456.—
Halbleder M. 2275.—
— do. Volksausgabe, 4 Bände
Halbleinen M. 448.—
Brockhaus, Konvers.-Lexikon, neue Auflage, Band 1 soeben erschienen
Halbleinen M. 140.—
Ullstein, Weltgeschichte, 6 Bände
Ganzleinen M. 1500.—
Halbleder M. 1800.—
Fuchs, Sittengeschichte, 6 Bände
Ganzleinen je M. 200.—
Weil-Fulda, Tausend und eine Nacht 4 Bände, Ausgabe für Erwachsene
Halbleinen M. 450.—
Ganzleinen M. 550.—
Halbleder M. 675.—
Forel, Sexuelle Frage, Volksausgabe
Pappband M. 16.—
Lueger, Lexikon der gesamten Technik, 10 Bände
Halbleinen M. 1300.—
Halbleder M. 1780.—
Rilke, Auguste Rodin
Halbleinen M. 36.—
Verhaeren, Rembrandt
Halbleinen M. 35.—
Verhaeren, Rubens
Halbleinen M. 35.—
Wasmann, Deutsches Künstlerleben
Gebunden M. 60.—
Waser, Geschichte der Anna Waser
Pappband M. 24.—
Halbleder M. 35.—
Rolland, Joh. Christoff, 3 Bände
Halbleinen M. 160.—
Klassiker der Kunst
— Verzeichnis auf Wunsch —
Einbände und Preise verschieden
u. a. m.
Zu beziehen durch:

Karl W. Gruhl, Versandbuchhandlung, Leipzig 51, Scharnhorststr. 63.

Hotel Pension Steinplatz

G. m. b. H.

BERLIN-**CHARLOTTENBURG**, AM ZOO

Haus I. Ranges in vornehmster und ruhigster Lage

Unentbehrlich sind in heutiger Zeit

ZEITUNGS-NACHRICHTEN

für Großindustrielle, Industrielle jeder Art, Politiker, Schriftsteller, Künstler, Gelehrte, Verleger und sonstige Interessenten

Diese liefert aus rund 800 in- und ausländischen Zeitungen und Zeitschriften das älteste Nachrichten-Büro Deutschlands

„ARGUS"-NACHRICHTENBÜRO G. m. b. H.,

Redakteur P. Schmidt. **BERLIN SW 48**, Wilhelmstr. 118. Tel.: Lützow 6797.

Verantwortlich für den Anzeigenteil: Richard Neff in Stuttgart
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

2 A

Sechsundvierzigster Jahrgang
Jährlich 12 Hefte

Oktober 1921

Preis vierteljährl. M. 15.—
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

CORNELL UNIVERSITY LIBRARY OCT 26 1921

Deutsche Revue

Eine Monatsschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

Seite

Professor Dr. **Walther Hoch** (Stuttgart): Deutsche und englische Politik bis zum Versailler Frieden 1

Dr. **August Müller**, Staatssekretär a. D.: Parlamentarismus und Volksgemeinschaft 12

Aus den Erinnerungen des Generalfeldmarschalls Grafen Waldersee. Ems und Paris im Juli 1870. Mitgeteilt von Heinrich Otto Meisner 19

Professor Dr. **Walther Penck** (Leipzig): Die Entstehung der Gebirge der Erde (Schluß) 30

Fried. Noack: Crispi und Giolitti. Bruchstücke aus den noch ungedruckten Lebenserinnerungen eines Zeitungsschreibers (Fortsetzung) 45

Richard Hartmann: Die nationalen Bestrebungen der Araber, ihre Grundlagen, Ziele und Aussichten (Schluß) 53

Kurd v. Schlözer: Katharina II. und ihre Denkwürdigkeiten 63

Professor Dr. **A. Schmauß:** Wetterkunde und Wirtschaft 70

Paul Wentzcke: Aus dem Lager der Besiegten. Briefe Franz v. Roggenbachs aus den Herbsttagen der ersten deutschen Einheitsbewegung (Schluß) 74

Dr. **J. Palisa:** Von Stern zu Stern 83

Literarische Berichte 89

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 95

Stuttgart **Deutsche Verlags-Anstalt** Leipzig

1921

Preis des Jahrgangs 60 Mark

Digitized by Google

Karlsruher Lebensversicherung
auf Gegenseitigkeit.
Versicherungsbestand Mitte 1921:
1 Milliarde 500 Millionen Mark.
Zugang 1920: 410 Millionen Mark.
Aufnahme vom 10.—60. Lebensjahr.

Universitätsprofessor Dr. med. K., Leiter des Pharmakologischen Instituts in ... sagt u. a.: „Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer ist ein ***natürliches,*** *kohlensaures* ***Mineralwasser*** *von besonders günstiger Zusammensetzung. — Seine Heilanzeigen sind nervöse Beschwerden. Es ist ein*

seit Jahrzehnten erprobtes, ***wissenschaftlich durchaus anerkanntes,*** *heute immer noch beliebtes und gern angewandtes Heilwasser, ohne üble Nebenwirkung, etwa wie Angewöhnung, Magenverstimmung u. s. w.*
Der Preis ist angemessen, sogar billig zu nennen ...“

Soeben ist bei unterzeichneter Verlagshandlung erschienen:

EDUARD REINACHER
Die Hochzeit des Todes
Erzählungen und Verse. Gebunden M 20.—

Der junge Dichter gestaltet und preist den Tod als Erlöser von allem Leid, und alles Leiden vielverfolgter schlichter Menschenseelen, wie der stummen Kreatur hat er im eigenen Herzen durchempfunden, ehe er den Schmerz, die Erlösung und den Erlöser in symbolisch vereinfachter und doch immer durch wundersam eigenartige und plastische Einzelzüge belebter Darstellung gestaltet. Zwischen die Prosadichtungen fügen sich harmonisch die „Verse“, die das Totentanzthema in mannigfacher Weise, immer tiefempfunden und tiefgreifend, variieren.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Zum 80. Geburtstag des Verfassers

(18. Oktober)

erscheint in den nächsten Tagen:

Ernst von Plener Erinnerungen

III. Band. Politische Tätigkeit bis zum Zusammenbruch 1918

Geheftet M 40.–, in Halbleinen gebunden M 50.–

Der 3. Band enthält nicht nur die Geschichte des Koalitionsministeriums, sondern gibt auch, nach einer Charakteristik des verstorbenen Kaisers Franz Joseph, eine Darstellung der Tätigkeit des Herrenhauses, die angesichts der Arbeitsunfähigkeit des damaligen Abgeordnetenhauses Beachtung verdient, er führt die Schilderung der politischen Ereignisse Österreichs bis zum Zusammenbruch der Monarchie im Oktober 1918 und fügt allgemeine Betrachtungen über die Ursachen der Katastrophe hinzu. Dieses letzte interessante Stück zeitgemäßer Geschichte hat bisher keine zusammenfassende Darstellung erfahren, und darum dürfte das Erscheinen einer solchen wegen ihrer Aktualität besonders willkommen geheißen werden.

Früher sind erschienen:

I. Band. Jugend, Paris und London bis 1873

Geheftet M 20.–, gebunden M 30.–

II. Band. Parlamentarische Tätigkeit 1873–1891

Geheftet M 40.–, gebunden M 50.–

Pleners Erinnerungen bilden eine Geschichtsquelle von größter Bedeutung

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Geschäftliche Mitteilung

Für die kalte Jahreszeit zur täglichen **Stärkung für Kranke und Genesende** und nicht zuletzt zu Ehren des Hauses **bei festlichen Gelegenheiten**, ist es jedem eine Freude, einen guten Malagawein, Portwein oder spanischen Tischwein vorrätig zu haben. Die seit vielen Jahrzehnten in Deutschland rühmlichst bekannte Firma Richard Eller in Malaga legt diesem Hefte eine Preisliste bei, und möchten wir nicht unterlassen, unsere Leser ganz besonders auf die so überaus vorteilhaften Lieferungsbedingungen dieser Firma hinzuweisen.

Digitized by Google

Dresden — Hotel Bellevue

R. RONNEFELD, Vorstand und Leiter

Weltbekanntes vornehmes Haus in unvergleichlicher Lage an der Elbe und Theaterplatz; gegenüber dem Schloß, Hofkirche, Opernhaus, Gemäldegalerie usw. Umgebaut, vergrößert und mit allen zeitgemäßen Einrichtungen versehen.

Großer Garten, Terrassen u. Terrassensaal a. d. Elbe.

Wichtige Neuerscheinungen

Gottfried Keller / Gedichte
Ausgewählt von Theodor Klaiber. Mit 6 Holzschnitten von Bruno Goldschmitt. Auf holzfreiem Papier. Gebunden M 18.—, Liebhaberausgabe in Halbfranzband (150 numerierte Exempl.) M 100.—

Johann Peter Hebel / Von Gaunern, Schelmen und Spiegelfechtern, von Prozessen und Hochgerichten. Kalendergeschichten aus dem Schatzkästlein. Ausgewählt und eingeleitet von Otto Ernst Sutter. Mit 6 Vollbildern von Georg Poppe. Geheftet M 11.—, in künstlerischem Halbleinenband M 16.—

Heinrich Lilienfein / Der Schatz im Acker. Erzählungen. Geheftet M 5.—, gebunden M 11.—

Ludwig Finckh / Ahnenbüchlein
Klein-Oktav. In künstlerischem Einband M 9.-

Zu beziehen durch die Buchhandlungen oder vom
VERLAG STRECKER & SCHRÖDER IN STUTTGART

Soeben erschienen:

Preis broch. 40 Mk., gebunden 46 Mk.

In allen Buchhandlungen

Auslieferung für Deutschland:
L. FERNAU, LEIPZIG, Talstrasse 15.

Unentbehrlich sind in heutiger Zeit

ZEITUNGS-NACHRICHTEN

für Großindustrielle, Industrielle jeder Art, Politiker, Schriftsteller, Künstler, Gelehrte, Verleger und sonstige Interessenten

Diese liefert aus rund 800 in- und ausländischen Zeitungen und Zeitschriften das älteste Nachrichten-Büro Deutschlands

„ARGUS"-NACHRICHTENBÜRO G. m. b. H.,
Redakteur P. Schmidt. **BERLIN SW 48,** Wilhelmstr. 118. Tel.: Lützow 6797.

Hotel Pension Steinplatz

G. m. b. H.

BERLIN-**CHARLOTTENBURG,** AM ZOO

Haus I. Ranges in vornehmster und ruhigster Lage

Verantwortlich für den Anzeigenteil: Richard Reff in Stuttgart
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Sechsundvierzigster Jahrgang
Jährlich 12 Hefte

November 1921

Preis vierteljährl. M. 15.—
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

Seite

Otto Wiener: Hermann Helmholtz 97
Fürstin Marie v. Erbach-Schönberg: Erinnerungen an Königin Viktoria von England 114
Dr. J. K. Ratislav (Wien): Paul Heyse und das Burgtheater. Zum Teil nach unveröffentlichten Briefen 122
Dr. F. E. A. Krause (Heidelberg): Die Gedankensysteme des alten China. Eine Darstellung der altchinesischen Philosophie 135
Robert Kohlrausch: Aus Alt-Salerno 161
Dr. Philipp Losch: Der Zopf und seine Renaissance 170
Fried. Noack: Crispi und Giolitti. Bruchstücke aus den noch ungedruckten Lebenserinnerungen eines Zeitungsschreibers (Schluß) 182
Franz Wichmann: Dr. Aloys Dreyer 189
Literarische Berichte 190
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 192

Stuttgart Deutsche Verlags-Anstalt Leipzig
1921

Preis des Jahrgangs 60 Mark

Digitized by Google

Karlsruher Lebensversicherung
auf Gegenseitigkeit.
Versicherungsbestand Mitte 1921:
1 Milliarde 500 Millionen Mark.
Zugang 1920: 410 Millionen Mark.
Aufnahme vom 10.—60. Lebensjahr.

Universitätsprofessor Dr. med. K., Leiter des Pharmakologischen Instituts in ... sagt u. a.: „Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer ist ein ***natürliches,*** *kohlensaures* ***Mineralwasser*** *von besonders günstiger Zusammensetzung. — Seine Heilanzeigen sind nervöse Beschwerden. Es ist ein*

seit Jahrzehnten erprobtes, ***wissenschaftlich durchaus anerkanntes,*** *heute immer noch beliebtes und gern angewandtes Heilwasser, ohne üble Nebenwirkung, etwa wie Angewöhnung, Magenverstimmung u. s. w. Der Preis ist angemessen, sogar billig zu nennen ...“*

Soeben wurde ausgegeben:

DER ABGRUND

Roman von

HERMANN WAGNER

Gebunden M 22.—

Der Abgrund, der sich in diesem Buche auftut, ist der Abgrund des menschlichen Herzens. Wagner zeigt in diesem bedeutenden Werk, daß auch ein Nichtgenie, ja das Gegenteil eines solchen, ein spießbürgerlicher Philister geringster Art, unendlich tiefe Abgründe in seiner Seele birgt, von denen seine Umgebung nichts ahnt. Ein psychologischer Roman von seltenem Reiz, der tiefe Einblicke in das menschliche Seelenleben gewährt.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT IN STUTTGART

Digitized by Google

Neues Buch von Liesbet Dill

Soeben wurde ausgegeben:

Die Herweghs

Eine rechtsrheinische Geschichte

Gebunden M 27.–

In das heitere Treiben einer lebhaften, eleganten Bäderstadt am Rhein führt dieser neueste, spannende Roman Liesbet Dills. Von dem bunten Hintergrunde fröhlichen Gesellschaftslebens heben sich die scharf umrissenen Silhouetten der sorglosen Familienmitglieder der Herweghs ab, die mit rheinischer Unbekümmertheit in den Tag hineinleben. In lebenswahrer Schilderung ziehen die mannigfachen Gestalten dieses Romans vorüber, stets blutvoll, stets lebendig bewegt. Abwechslungsreich führt die packende Handlung in immer amüsanten Kurven durch die Höhen und Tiefen eines Daseins, dessen Glück es ausmacht, ein liebreicher Mensch sein zu dürfen.

Von Liesbet Dill sind früher in unserem Verlag erschienen:

Oberleutnant Grote. Roman.
5. u. 6. Auflage. Gebunden M 22.–

Eine von zu vielen. Roman.
7. Auflage. Gebunden M 23.–

Unverbrannte Briefe. Roman.
9.–11. Auflage. Gebunden M 23.–

Die Freiheit. Roman.
6. u. 7. Auflage. Gebunden M 23.–

Der Tag in Nancy. Erzählungen.
3. u. 4. Auflage. Gebunden M 23.–

Franziska. Roman.
7.–9. Auflage. Gebunden M 23.–

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT IN STUTTGART

Geschäftliche Mitteilungen

Packende, erschütternde Lebensschicksale. Eine schöne Reihe von solchen Lebensbüchern beschert uns die Memoirenbibliothek des Verlags von Robert Lutz in Stuttgart. Die vorliegenden 74 Bände sind eine reizvolle, bildende, spannende und oft auch humorvolle Unterhaltung für jedermann. Über eine Auswahl der gangbarsten Werke berichtet der diesem Heft beigefügte Prospekt. Es seien hier nur die folgenden kurz erwähnt: Erwin Rosen, Der deutsche Lausbub in Amerika; Kurt Faber, Unter Eskimos und Walfischfängern; Das Leben Benvenuto Cellinis; Karl Hans Strobls Jugenderinnerungen; Fürst Krapotkin, Memoiren eines Revolutionärs; Erinnerungen Katharinas II.; Helen Kellers Lebensgeschichte; Erzherzog Franz Ferdinands Lebensroman.

Diesem Heft liegt ein Prospekt der Monatsschrift „**Hochland**" bei, die im 19. Jahrgang im Verlag Josef Kösel und Friedrich Pustet Komm.-Ges., Verlagsabteilung, Kempten, erscheint. Das alte „Hochland"-Programm: Sammelpunkt aller Kräfte im Kampf gegen den Materialismus zu sein ist heute der Weckruf aller geistig Strebenden zur seelischen Wiedererneuerung unseres Vaterlandes.

Ferner ist diesem Heft ein Prospekt von **Georg Müller Verlag Aktiengesellschaft** in **München** beigegeben, der gefl. Beachtung hiermit angelegentlich empfohlen wird.

Digitized by Google

Dresden — Hotel Bellevue

R. RONNEFELD, Vorstand und Leiter

Weltbekanntes vornehmes Haus in unvergleichlicher Lage an der Elbe und Theaterplatz; gegenüber dem Schloß, Hofkirche, Opernhaus, Gemäldegalerie usw. Umgebaut, vergrößert und mit allen zeitgemäßen Einrichtungen versehen.

Großer Garten, Terrassen u. Terrassensaal a. d. Elbe.

Unentbehrlich für jeden Bücherfreund ist

Das literarische Echo

Halbmonatsschrift für Literaturfreunde

Herausgegeben von Dr. Ernst Heilborn

Monatlich erscheinen 2 Hefte

Bezugspreis vierteljährlich M 18.—

Das literarische Echo bringt:

Größere Aufsätze über literarische Zeit- und Streitfragen — Charakteristiken moderner Autoren — Gruppenübersichten von stofflich verwandten Büchern — Echo der Zeitungen, Zeitschriften, des Auslandes, der Bühnen — Proben sowie Einzelbesprechungen hervorragender Neuerscheinungen — Nachrichten über alle wesentlichen Vorgänge auf literarischem Gebiet — Personal-Berichte, eine systematische Bibliographie aller literarischen Neuerscheinungen

„Steht unter den Literatur-Zeitschriften in seiner Art allein da."

(Magdeburgische Zeitung.)

Probeheft auf Wunsch kosten- und portofrei durch die

Deutsche Verlags-Anstalt

Stuttgart, Neckarstraße 121 oder

Berlin W 9, Linkstraße 16.

Oberdeutschland

Eine Monatsschrift für jeden Deutschen

(seither „Der Schwäbische Bund". Eine Monatsschrift aus Oberdeutschland)

Die führende Zeitschrift Süddeutschlands unter Mitwirkung der namhaftesten Dichter, Künstler und Gelehrten

Inhalt

Volkstümlich und in edlem Sinne unterhaltsam. Möglichste Vielseitigkeit: Dichtung, Musik, die bildenden Künste, Kunstgewerbe, Geschichte, Philosophie, religiöse Bewegung, Heimatforschung, Volkswirtschaft, Naturkunde, Technik werden mit gleicher Sorgfalt berücksichtigt.

Beginn des neuen, dritten Jahrgangs im Oktober

Monatlich ein reich illustriertes Heft Großoktav

Vierteljährlich M 15.—, Einzelheft M 5.—

Ausführliche Ankündigungen und Probehefte versendet

Verlag „Oberdeutschland"

(Strecker & Schröder)

G. m. b. H. in Stuttgart

Unentbehrlich sind in heutiger Zeit

ZEITUNGS-NACHRICHTEN

für Großindustrielle, Industrielle jeder Art, Politiker, Schriftsteller, Künstler, Gelehrte, Verleger und sonstige Interessenten

Diese liefert aus rund 800 in- und ausländischen Zeitungen und Zeitschriften das älteste Nachrichten-Büro Deutschlands

„ARGUS"-NACHRICHTENBÜRO G. m. b. H.,

Redakteur P. Schmidt. **BERLIN SW 48,** Wilhelmstr. 118. Tel.: Lützow 6797.

Hotel Pension Steinplatz

G. m. b. H.

BERLIN-**CHARLOTTENBURG,** AM ZOO

Haus I. Ranges in vornehmster und ruhigster Lage

Verantwortlich für den Anzeigenteil: Richard Neff in Stuttgart

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

24

Sechsundvierzigster Jahrgang
Jährlich 12 Hefte

Dezember 1921

Preis vierteljährl. M. 15.—
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

Seite

Friedrich Edler v. Braun, Wirkl. Geh.-Rat, Präsident des Reichswirtschaftsrates, M. d. R.: Welthandel und Weltverkehr 193

Friedrich Poske (Berlin-Dahlem): Die Naturwissenschaft als Erzieherin zum Wirklichkeitsdenken 199

Philipp Zorn: Erinnerungen an den deutschen Kronprinzen 206

Geh. Medizinalrat Professor Dr. **Meyer**, Direktor der Psychiatrischen und Nervenklinik der Universität Königsberg i. Pr.: Was macht nervös und was beruhigt die Nerven? 219

Dr. **A. Dreyer**: Richard Wagner und das schöngeistige München 1864/65 224

Professor Hans Haefcke: Das „Kontinentalsystem" Napoleons. Ein Versuch, das Napoleonproblem zu lösen 234

Julius Hirschberg: Albrecht von Graefe. Eine Festrede 251

Alfred Hillebrandt: Neuere Forschungen über das altindische Drama .. 267

Literarische Berichte 277

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 283

Stuttgart Deutsche Verlags-Anstalt Leipzig

1921

Preis des Jahrgangs 60 Mark

Digitized by Google

Die immer noch fortschreitende Teuerung und die Aussichtslosigkeit eines baldigen Abbaues der Papier-, Druck- und Buchbinderpreise zwingen uns, den Abonnementsbetrag auf

Mk. 22.50 vierteljährlich

mit Wirkung ab 1. Januar zu erhöhen. **Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.**

Karlsruher Lebensversicherung

auf Gegenseitigkeit.

Versicherungsbestand Mitte 1921:
1 Milliarde 500 Millionen Mark.
Zugang 1920: 410 Millionen Mark.
Aufnahme vom 10.—60. Lebensjahr.

Universitätsprofessor Dr. med. K., Leiter des Pharmakologischen Instituts in ... sagt u. a.: „Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer ist ein ***natürliches,*** *kohlensaures* ***Mineralwasser*** *von besonders günstiger Zusammensetzung. — Seine Heilanzeigen sind nervöse Beschwerden. Es ist ein*

Bromwasser v. Dr. A. Erlenmeyer
erprobt u. bewährt bei
SCHLAFLOSIGKEIT u. NERVOSITÄT
In den Apotheken, sonst durch Dr. Carbach & Cie. Coblenz a/Rh. in Patentleihkisten zu 10 Flaschen

seit Jahrzehnten erprobtes, ***wissenschaftlich durchaus anerkanntes,*** *heute immer noch beliebtes und gern angewandtes Heilwasser, ohne üble Nebenwirkung, etwa wie Angewöhnung, Magenverstimmung u. s. w. Der Preis ist angemessen, sogar billig zu nennen ...“*

4. Auflage (21. bis 25. Tausend)

Hausbuch deutscher Kunst

Ein Familienbilderbuch in 381 Abbildungen
Herausgegeben von

EDUARD ENGELS

Neue Ausgabe besorgt von G. KEYSSNER
In solidem Halbleinenband M 80.–
In Ganzleinen gebunden .. M 100.–

„Dieses prächtige Buch ist sozusagen eine Anthologie in Bildern, es enthält eine Auswahl des Besten, was deutsche Kunst hervorgebracht hat.“
(Pastor Röhrig im Reformierten Wochenblatt, Elberfeld.)

*

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT IN STUTTGART

Digitized by Google

Herder & Co. G. m. b. H. Verlagsbuchhandlung, **Freiburg i. B.** / Gegr. 1801

Berlin, Karlsruhe, Köln, München, Wien, London, St. Louis Mo.

Die Preise gelten für gebundene Bücher. „Herders Bücherschatz" ist kostenlos erhältlich.

Gottfried Keller

Ausgewählte Werke. Mit einer Einführung, Einleitungen und Anmerkungen hrsg. von Dr. O. Heilinghaus. 2 Bde. *M* 90.— Diese für die weitesten Kreise bestimmte Auswahl enthält neun seiner wertvollsten größeren Novellen (darunter fünf aus seinem berühmtesten Werke: „Leute aus Seldwyla"), sowie eine Auswahl seiner schönsten Gedichte und ist auch für die männliche u. weibliche Jugend und Volksbüchereien geeignet.

Über alles die Liebe

Roman von M. Scharlau (Magda Alberti). *M* 80.— Die erschütternden Träger der bis zum Schluß spannenden und bei aller Realistik der Darstellung mit der der Verfasserin eigenen, wohltuenden Wärme und dramatischen Lebendigkeit erzählten Handlung werden durchleuchtet, durchläutert, und schließlich verklärt durch die Liebe. Gegenüber ihren früheren Romanen bedeutet das Buch sowohl bezüglich der Tiefe und des Reichtums seines Inhalts als auch hinsichtlich der künstlerischen Darstellung ein Aufwärts, das auch diesem neuesten Werk Scharlaus zu rascher Verbreitung helfen wird.

Heimat

Ein Büchlein für Naturfreunde von Marie Theres Baur. Mit Titelbild. *M* 15.— Eine gewinnende franziskanische Naturfreude, ein unversiegbares, in Gottes Schöpfung entdeckungsfrohes Heimatgefühl sprechen sich hier schlicht und mit zarter Wahrheit aus. Ein solches Buch dürfte unserer heranwachsenden Jugend guttun.

Don Antonio

Novelle. Von Klara Gräfin Preysing. *M* 14.— „Großwirkende Wucht einer mit der Fackel liebegebender und liebewebender Wahrhaftigkeit bis in die verborgensten Seelenwinkel leuchtenden Psychologie bekundet die Priesternovelle der unlängst frühverstorbenen Verfasserin ... Man wird weit suchen müssen, um eine Schöpfung ähnlicher Wesensart und Vollwertigkeit zu finden. ..." (Bergstadt.)

Bergquell Herders Wochenkalender 1922

Mit 65 Bildern und farbigem Deckblatt von R. Schiestl. *M* 10.— Kultur u. Leben in Heimat u. Fremde durch Bild und Wort vorführend, gut christlich und gut deutsch in seinem ganzen Gepräge; so reicht dieser Kulturkalender eigener Art jedem Leser jedweden Alters, Berufes und Geschlechtes manchen erquickenden, stärkenden Trunk vom lautern Bergquell.

Der

Vogt auf Mühlstein

Eine Erzählung aus dem Schwarzwald. Von H. Hansjakob. Mit 8 Kunstdrucken nach W. Hasemann. 6.—8. Auflage. *M* 32.— „Eine der besten Schwarzwaldgeschichten, die jemals geschrieben wurden, ein Edelstein aus den Werken dieses echten Volksschriftstellers in schönster Fassung." (Hamburgischer Correspondent.)

Jahrbuch der angewandten Naturwissenschaften

31. Jahrgang. Unter Mitwirkung von Fachmännern hrsg. von Dr. J. Plaßmann. Mit 147 Bildern auf 20 Tafeln und im Text. *M* 40 — „Wer für angewandte Naturwissenschaften Interesse hat und sich über die Fortschritte auf diesem großen Felde kurz und zuverlässig unterrichten will, dem möchten wir dieses Jahrbuch als einen vorzüglichen Führer angelegentlich empfehlen. ... Kurz, ein wahrer, gediegener Inhalt, der dem schönen Werke nicht nur augenblicklichen, sondern dauernden Wert gibt." (Dr. med. H. Moeser.)

Der Rätsellöser

Erzählungen und Legenden von P. Dörfler. *M* 15.— „... In durchaus ungewöhnlicher Art ist hier Religiosität, echtes Fühlen, wirkliche Seelenkraft Lehre geworden und die Lehre Gestalt und Ereignis. Symbolische Vorgänge, fern aller blutleeren Allegorie, gefügt in knappe Erzählungen von Farbe und Fülle. Klare Schauungen, von einem bewußten Willen geordnet; in sie hinein aber die echten Gehalte eines ringenden Geistes und einer gläubigen Seele gereitet ..." (Kunstwart.)

Das erste große Friedenslexikon

Herders Konversations-Lexikon

ergänzt bis in die Nachkriegszeit. 11 Bände in Halbleinw. *M* 1920 —, in Halbleder *M* 2400.— Diese Preise gelten bis 30. Juni 1922. Die fertigen 10 Bände enthalten LXXVI Seiten und 16882 Spalten Text, 77 eigens hergestellte Karten, 224 zum Teil in reichstem Farbendruck ausgeführte Tafeln 161 Textbeilagen, an 7430 Abbildungen im Text und auf den Tafeln. Ein Nachschlagewerk für alle Gebiete des menschlichen Wissens ist für jeden Gebildeten unentbehrlich. „Herder" wird von Gelehrten und Praktikern wegen seiner Zuverlässigkeit und Reichhaltigkeit geschätzt. 70000 Stück sind schon verbreitet. Um auch dem Minderbemittelten die Anschaffung noch zu erleichtern, wird das große Werk von den meisten Buchhandlungen gegen bequeme Teilzahlungen geliefert. Verlangen Sie von Ihrem Buchhändler ausführlichen Prospekt (ohne Kaufzwang).

Alban Stolz

Von Dr. J. Mayer. Mit 10 Bildern. *M* 115.— Von besonderer Bedeutung für seine Zeit, ist Stolz durch seine zahlosen Schriften auf die leidvolle, wirrenreiche Gegenwart mehr denn je zeitgemäß; seine Bücher sind in einzigartiger Weise geeignet, reinigend, läuternd, erquickend und aufbauend zu wirken. Darum kommt eine umfassende, abschließende Biographie, die den guten Menschen, den wahrhaften Priester, den großen Dichter und Volksschriftsteller in fesselnder, aufschlußreicher Darstellung vor Augen führt, wie gerufen.

Die Stadt am Meer

Nonni's neue Erlebnisse von J. Svensson. 1.—8. Tausend. (Im Druck) Dies neue Nonnibuch enthält, eigenartig reizvoll und lebendig geschildert, die ersten Eindrücke und mannigfachen Erlebnisse des frisch-fröhlichen Jungen in Kopenhagen, der glänzenden Haupt- und Seestadt Dänemarks mit all ihrem märchenhaften Zauber für den weitfern im hohen Norden aufgewachsenen Knaben; dazu die spannende Geschichte einer abenteuerlichen Kahnfahrt über den Öresund nach Schweden, ein Prachtstück der Erzählungskunst. Nonnis deutsche Freunde, die kleinen wie die großen, werden neue Freude gewinnen an diesem erquickenden Buch.

Der Bürger im Volksstaat

Eine Einführung in Staatskunde und Politik. In Verbindung mit E. Baumgartner, A. v. Brandt, W. Hack, E. Knupfer, K. Rupprecht, O. Thissen, A. Vogels, S. Widmann, J. J. Wolff hrsg von Dr. H. Sacher. 6.—17. Tausend. *M* 21.— „Ein Vorbild, wie die neueren politischen Probleme gediegen und doch volkstümlich behandelt werden können u. sollen." (Literar. Ratgeber, München 1920/21, S. 65.)

Die

deutsche Romantik

Ihre Wesenszüge und ihre ersten Vertreter. Von A. Stockmann S. J. Mit einem biographischen Anhang und 2 Bildern. *M* 27.— „Das heute gängige Bild der deutschen Romantik erfährt hier erwünschte Bereicherung und Berichtigung .. Die vortreffliche Gliederung des Werkes ermöglicht es, das Einheitliche in der romantischen Bewegung aufzuzeigen und .. über Haym und Walzel hinaus der Entwicklung der verschiedenen Keime bis zu ihrem Ausgang in die Darstellung einzubeziehen. .. Manche bisher aus Unkenntnis und zum Teil aus Voreingenommenheit übersehene Zusammenhänge treten als wesentliche hervor, während anderes ... vom gewohnten Glanz viel einbüßt. ..." (Literarischer Handweiser.)

Digitized by Google

Dresden – Hotel Bellevue

R. RONNEFELD, Vorstand und Leiter

Weltbekanntes vornehmes Haus in unvergleichlicher Lage an der Elbe und Theaterplatz; gegenüber dem Schloß, Hofkirche, Opernhaus, Gemäldegalerie usw. Umgebaut, vergrößert und mit allen zeitgemäßen Einrichtungen versehen.

Großer Garten, Terrassen u. Terrassensaal a. d. Elbe.

Helmuth von Moltkes Briefe

an seine Braut und Frau

9. und 10. Auflage -:- Gebunden M 24.—

„Die Briefe zeigen den berühmten Strategen von einer unendlich sympathischen Seite, in dem vorteilhaftesten Lichte als liebenden Bräutigam, als treubesorgten, zärtlichen Gatten, mit einem Worte als einen auch in seinem Privatleben ausgezeichneten, liebenswürdigen Menschen." (Quellwasser fürs deutsche Haus, Leipzig.)

Wertvolles, vornehm ausgestattetes Geschenkbuch!

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Lucy Gräfin Uxkull

Über diese Dichterin schreibt die *„Deutsche Warte"*

Gräfin Uxkull hat uns schon oft Proben ihr. künstlerischen Schaffens gegeben, und hat schon seit Jahren sich einen sicheren Platz unter den neueren Schriftstellerinnen erworben.

Soeben erschien:

„Die Kämpfer Jahves"

3 Episoden aus der Geschichte Israels in Novellenform.

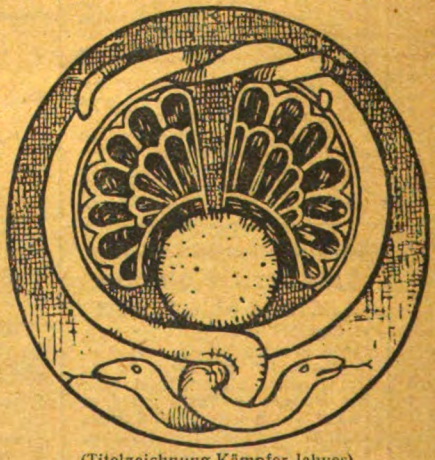
Preis gebunden 15 Mk.

Früher erschien:

Der Irisbogen

7 Novellen für literarische Genießer.

Preis gebunden 20 Mk.



(Titelzeichnung Kämpfer Jahves)

Elisabeth Joest

Über diese Dichterin schreibt die *„Post"*

Elisabeth Joest's Werke stehen einsam unter den Büchern der mod. Frauendichtung. Ihr Todesurteil ist von rücksichtsloser Subjektivität. Die Dichterin brennt ihres Geschickes Feuerschlünde dem Leser in die Seele.

1920/21 erschien:

Der Eibenstrauß des Knaben

30 phantastische Momentbilder voll seelischen Gehaltes.

Preis gebunden 30 Mk.

*

Das Todesurteil

Preis gebunden 14 Mk.

Drei Max Jungnickel-Bücher eigener Art.

Gäste der Gasse ★ **Aus dem Leben e. Wanderkopfes** ★ **Jak. Heidebuckel**

Gebunden 13.50 Mk. Gebunden 15 Mk. Gebunden 10 Mk.

„Der ist ein wahrhaft Glücklicher, der **unseren Jungnickel** mit auf die fröhliche Wanderschaft nahm", schreibt die *„Vossische Zeitung"*.

Ausführliche illustrierte Kataloge gratis.

Adolf Sponholtz Verlag, G. m. b. H., Hannover, Schließfach 185.

Verantwortlich für den Anzeigenteil: Richard Neff in Stuttgart
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Diesem Hefte sind Prospekte der Verlagsbuchhandlungen **Ferdinand Enke** in **Stuttgart**, **M. Hahn** in **Wernigerode** und der **Deutschen Verlags-Anstalt** in **Stuttgart** beigegeben, die gefl. Beachtung bitten mit angelegentlich empfohlen werden.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google